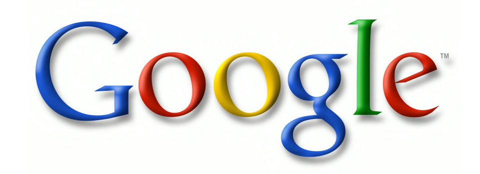


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

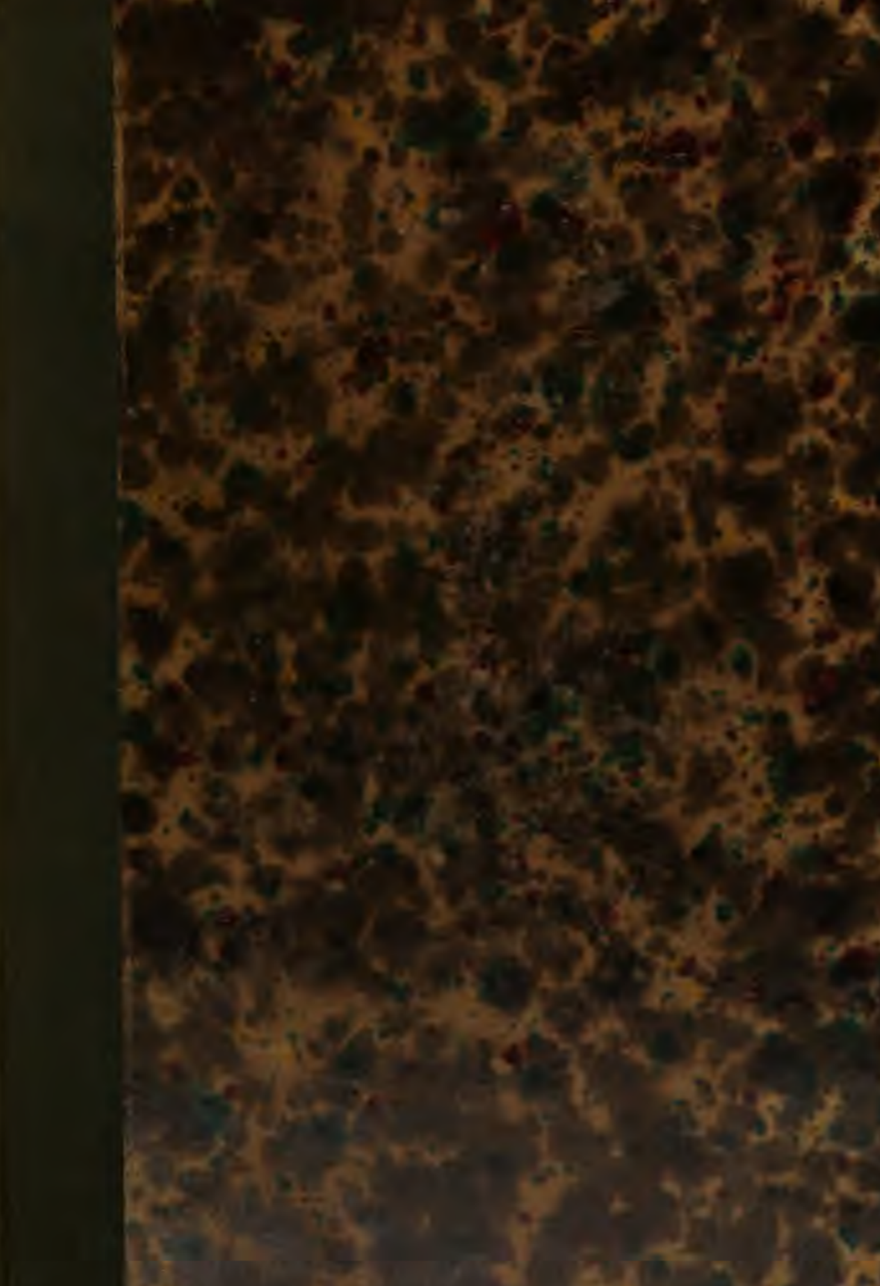
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



~~23964~~
163. d.024



M W Cannan

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Siebenter Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

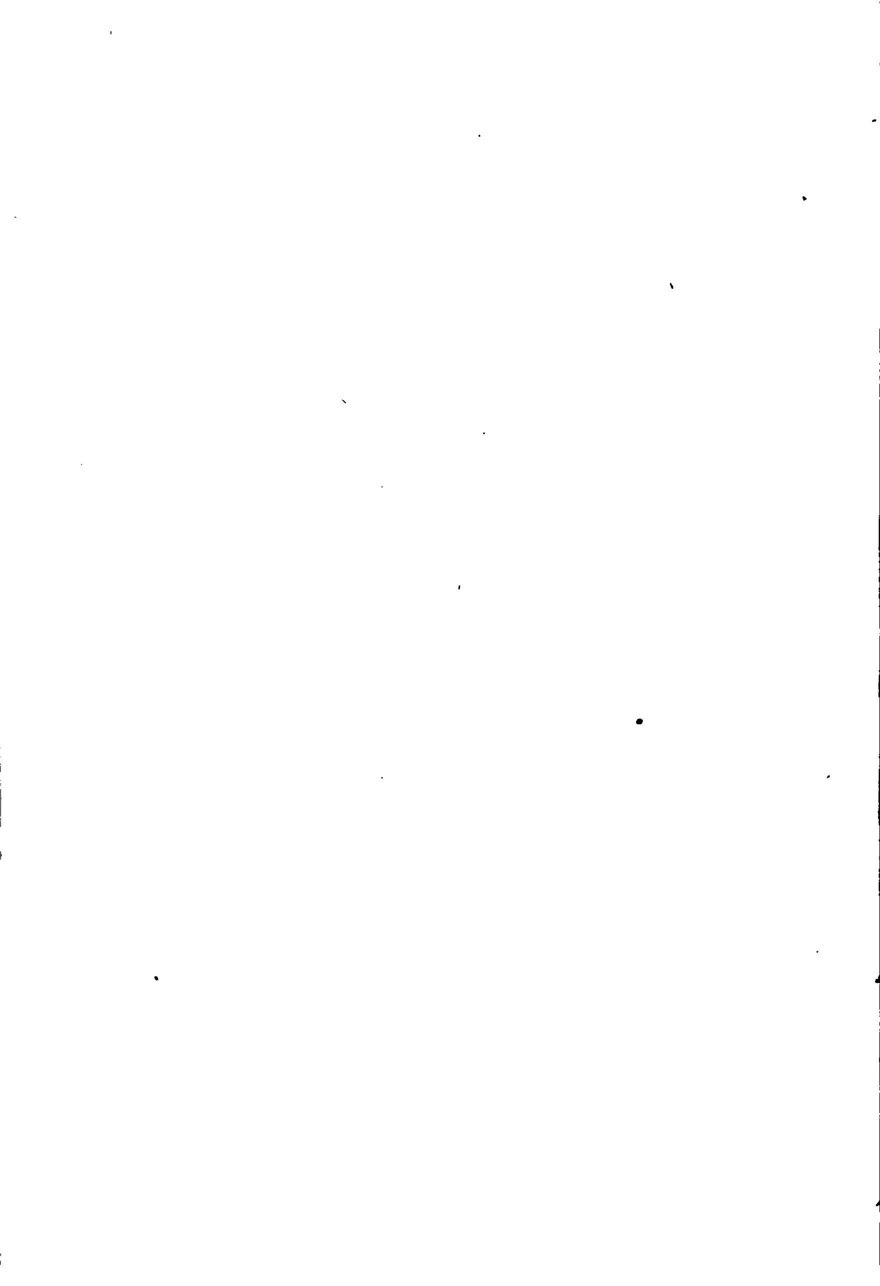
Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Erster Band.

Michels Brautschau.



Ein klarer Himmel lag über der Erde, und über dieselbe strich von Osten her ein frischer Wind. Der Ostertag war da, der schöne und hehre, der alle Jahre uns das Zeugniß bringt, daß aufersteht, was begraben worden, daß an die Sonne soll, was im Verborgenen liegt. Er bringt als Frühlingsengel Freude allen Kreaturen, auch denen, welche weder Jahre noch Tage zählen können, welche keine Ahnung haben von des Tages hoher Bedeutung als des immer wiederkehrenden Böten, der das Dasein einer andern Welt verkündet. Die Amseln schlagen im Busche, vielleicht daß bereits ein früherwachter Kukuk ruft; munter gackeln die Hühner, verkünden es der Welt, wie sie ein Ei gelegt, aus dem was werden kann, was noch im Verborgenen liegt, ein verschlossenes Grab, in welches ein Leben geschlossen sei. Darum haben die Eier am Ostertage ihre wahre hohe Bedeutung, sie sind gleichsam Wappen und Sinnbild dieses Tages. Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und ist die Sache doch so einfach. Das Ei ist eine geheimnißvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zu Tage tritt. Darum freut sich absonderlich der Ostereier, dessen eigentlich Leben in der Zukunft ist, dessen

eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft, das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum lieben Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr, lieben das Eierspiel, welches wir Düpfen heißen, in welchem Schalen zerbrochen, Eier gewonnen und verloren werden, so sehr, laufen Stunden weit auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht, lassen unverdrossen die Eier sich von Buben zerschlagen, rauben und verschenken holdselig, was ihnen nicht geraubt, nicht zerschlagen wird.

Für dieses Düpfen am Ostertag ist weit und breit kein Platz berühmter als Kirchberg mit der langen Brücke über die wilde Emme. Nach Kirchberg strömt weit umher das junge Volk, füllt die Brücke, füllt die weiten Plätze diesseits und jenseits der Emme, füllt die Wirthshäuser, düpft und brüllt, trinkt und zankt unverdrossen bis tief in die Nacht hinein, daß der ganze Himmel voll Getöse und es dem Pfarrer auf dem Berge oft ganz übel wird und derselbe jedes Ohr mit einem Baumwollenballen verpallisadiren muß, um bei Gehör und Verstand zu bleiben. Viel tausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, werden hergetragen und verdüpft. Doch auch in diese harmlose Freude mischt sich der Betrug. Lose Buben fabriciren hölzerne, ja steinerne Eier, füllen ausgehöhlte Eier mit Harz, wodurch die Spitzen stärker werden als die Spitzen der natürlichen Eier, diese einschlagen und somit gewinnen, denn wer mit der Spitze seines Eies die Spitze von des Gegners Ei bricht, hat dasselbe gewonnen. Starke Eier werden gesucht und gefürchtet, vor den künstlichen sucht man sich zu hüten, besichtigt des Gegners Ei, handelt darum, es in die Hand nehmen zu dürfen. Ein Hauptwitz besteht darin, daß ein Bursche, der von einem Mädchen ein Ei zum Besichtigen in

die Hand bekommt, damit davonläuft. Natürlich das Mädchen in vollen Sprüngen auf und nach, und wie dann dies schreit, sich zerrt und sich reißt und doch nicht beißt!

Wer alle Witze und Streiche erzählen wollte, welche an einem solchen Tage verübt werden, der müßte viel Zeit und Papier zu seiner Verfügung haben. An den Ostertagen, von welchen wir reden wollen, ging es zu Kirchberg ganz besonders laut und lustig zu. Ein Eieraufleset sollte stattfinden, die Hühner hatten mit Legen nicht gekargt, besonders da wo man den Haber nicht sparte. Der schöne Himmel und der trockene Weg erlaubten auch den Mädchen mit minder guten Schuhen und Strümpfen an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen. So zottelte es von allen Seiten her Kirchberg zu, noch ganz anders als die eidgenössischen Truppen Luzern. Die Brücke war gedrängt voll, die Verbindung zwischen beiden Ufern war äußerst mühsam geworden, und wer hinüber wollte, der mußte gut mit Geduld versehen sein, denn er verbrauchte viel. Fuhr ein Fuhrwerk auf die Brücke, welcher Art es sein mochte, so war es accurat wie ein Keil, der in hartes Holz getrieben werden soll. Kein Mensch wich einen Zoll breit, bis ihn ein Pferd mit der Nase stieß und auf die Füße trat, dann wich er fluchend so weit, daß ihn entweder die Gabel in die Seite stieß oder die Räder seine Beine streiften und ihm alle möglichen Verwünschungen gegen Horn- und alles andere Vieh auspreßten. Der Fuhrmann konnte nichts dafür, warum wich man nicht aus, und wer nicht auswich, war auch nicht schuld, denn da ist's eine Kunst auszuweichen, wo man gepreßt ineinander steht, und zwar auf einer Brücke, welche seit Menschengedenken morsch gewesen ist und wahrscheinlich noch zu Kinder und Kindeskinder Zeiten morsch sein wird, und wo alle Augenblicke die Geländer krachen. Es ist curios mit dieser Brücke. Die Emme erbarmte sich schon mehrmals dieser altersschwachen Brücke, riß Fetzen weg und begrub sie. Und siehe, handkehrum stand die alte morsche Brücke wieder da,

streckte sich lang und matt über die Emme hin als wie ein matter Mensch, der sich zu Bette legen will. Die Geländer krachten wohl, aber brachen nicht, ein Wunder, welches alle Jahre sich wiederholt, wohl das größte, das je in Kirchberg sich zugetragen. Großes Unglück wär's nicht, wenn einmal ein Geländer brechen würde, Beine würden kaum gebrochen, die Brücke liegt ja fast mehr unter als über der Emme und hat bedeutende Anlagen zu Aehnlichkeiten mit dem berühmten Tunnel zu London.

Fast wie einem schweren Schiffe mit den Wellen ging es einem großen und mächtig breiten Burschen, der mit gespreizten Beinen, die Arme weit vom Leibe weg, über die Brücke segeln wollte. In selbstbewußter Ruhe schob er sich vorwärts, schob bei Seite, was ihm im Wege war, doch nicht buben- und boshaft, sondern ganz kaltblütig, weil es ihm eben im Wege war, und vollkommen gleichgültig, war's ein trotziger Junge oder ein hübsches Mädchen. Was leicht wich, schob er leicht, was sich schwer machte, schob er halt, bis es ging. Ein großer, schwer mit Silber beschlagener Kübel hing ihm im Maule und rauchte bedenklich; am kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen schweren silbernen Ring, einen sogenannten Schlagring. Solche Ringe waren ehedem sehr in der Mode und wirklich ganz besonders dienlich, Löcher in die Köpfe oder Zähne in den Hals zu schlagen, es waren so gleichsam die Siegel großer Bauernsöhne, welche sie auf die Köpfe ihrer Nebenmenschen drückten. Ums Düpfen kümmerte er sich nicht, Eier merkte man nicht bei ihm, bei keinem Mädchen stellte er sich. Und doch war sein Gesicht so, wie es die Mädchen gerne sehen, und er war auch im Alter, in welchem man die Mädchen am liebsten sieht. Sein Ziel, nach welchem er segelte, schien in der Ferne zu liegen. Ihm auf der Ferse war ein gewaltiger Hund, und drei muntere aber grobe Bursche steuerten hinter ihm in gleichem Fahrwasser. „Was ist das für ein Gusti?“ schrie plötzlich ein Mädchen

auf. Es war eben mitten in einem interessanten Märten ums Düpfen mit einem sehr interessanten Burschen und meinte, das Recht zu stehen wo es wolle so gut zu haben als irgend jemand, und meinte nicht, es müsse seine Geschäfte abbrechen, um einem dicken Mannsbild Platz zu machen, ward aber um seiner freien Meinung willen gar hart und unsanft auf die Seite mehr geschleudert als geschoben. „Nit so laut," sagte ein anderes großes schönes Mädchen, aber mit kühnen wilden Augen. „Es ist Michel auf dem Knubel, ein ungeleckt Kalb, aber es lohnte sich der Mühe, es zu lecken. Seine Eltern sind im Kirchhof, er hat einen bezahlten Hof, ausgeliehenes Geld. Wart, den will ich stellen." Und rasch ging das Mädchen vor, ergriff den Michel bei einem seiner dicken Arme und rief: „Seh, Michel, düpfen, oder hast keine Eier, mußtest die Hühner verkaufen, weil du den Haber selbst gebrauchtest für Habermuß und Haberbrei?" Das war starker Tusch. Habermuß und Haberbrei sind gegenwärtig auf einem reichen Bauerntisch, was Kutteln und Krös auf einem Herrentisch, und mit Unrecht: Haberspeisen waren unserer Väter Speisen, sind sicher nahrhafter als dünne Kaffeebrühe und bloße Kartoffel. Michel fühlte den Tusch, doch langsam ging er ihm in's Fleisch. Langsam drehte er sich um und sagte: „Wenn dein Vater Hühner nach Solothurn fährt, so sag ihm, er solle auf dem Knubel vorbeikommen, vielleicht daß noch was für ihn zu handeln wäre, wenn er Geld hat für ein Huhn oder zwei." „Mein Vater hat noch nie auf sieben Höfen herumspringen müssen um Geld, wenn er den Mauser hat zahlen sollen, wie es Andern begegnet sein soll," antwortete das Mädchen. „Wie lange ist es denn," antwortete Michel, „daß er den letzten Kreuzer wechseln ließ, um Schnaps zu kaufen?" „He," sagte das Mädchen, „das war gerade am gleichen Tage, wo du deine letzten Eier an ein kreuzerig Weggli tauschtest, aus welchem dir deine Kindermutter den letzten Milchbrocken machte, der so grausam gut gewesen und dem du jetzt noch nachplä-

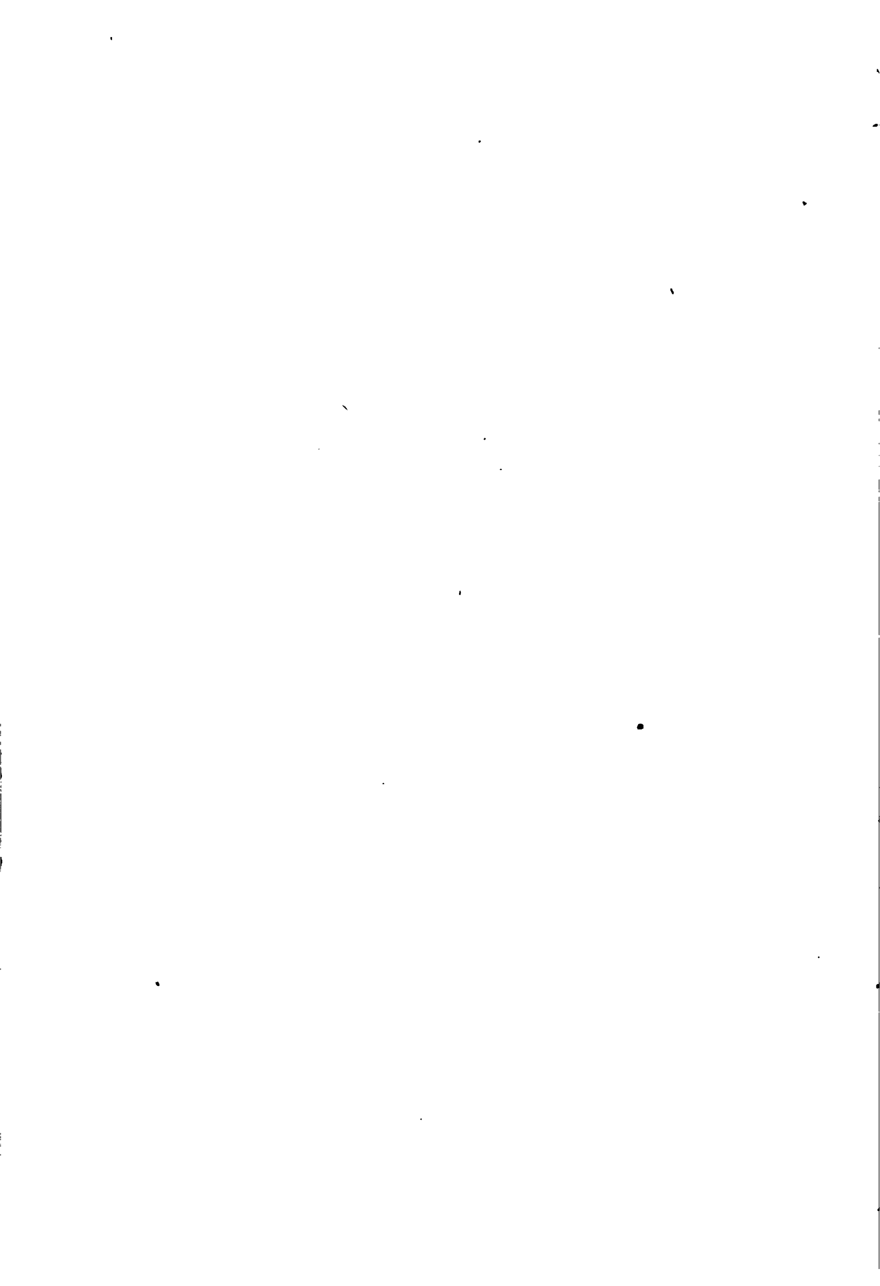
rest." Dieser Schuß traf einigermaßen, Michel stellte daher den Witz ein, er sagte bloß: „Selb lügst," wollte abbrechen und weiter. „Ich wollte mich doch schämen," sagte hartnäckig das Mädchen, „der Bauer auf dem Knubel sein wollen und nicht ein einziges Ei vermögen an der Ostern." Zornig sagte Michel: „Wer sagt, ich habe keine Eier?" „He," antwortete das Mädchen, „hast welche, so zeig' sie, komm und düpf'!" „Meinst'?" sagte Michel. „Ich hätte viel zu thun, wenn ich mit allen Haagstüdene und allen Bauerntöchtern vom Gitzigrat und von Schattenhalb düpfen wollte. Wenn du düpft haben mußt, so frage hinter mir die Knechte, vielleicht daß einer mit dir mag, vielleicht auch nicht." Nach diesen Worten segelte Michel unaufhaltsam weiter vor seinem Gefolge her. Stolzer ist nie ein Sohn von Frankreich vor seinem Gefolge hergeritten, als Michel vor seinem Gefolge, dem Hunde und den drei Knechten, einherschritt. Die Knechte neckten begreiflich das Mädchen. Das Mädchen würdigte dieselben keiner Antwort, sah dem Michel nach mit stillschweigend zornigen Blicken, in welchen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Wart du nur, dir will ich!"

Wie oben gesagt worden, war an diesem Tage noch ein Eieraufleset angestellt. Wir wissen nicht, ist diese Sitte bloß bernerisch oder weiter herum verbreitet. Dieses Spiel hat gewöhnlich an Ostern oder Ostermontag statt. Die Bursche eines Dorfes oder eines Bezirks theilen sich in zwei Parteien: der einen liegt ob, Eier aufzulesen, der andern zu laufen an einen bestimmten Ort und zurückzukehren, ehe die Eier aufgelesen sind. Begreiflich springt nicht die ganze Partei, sondern jede derselben wählt sich den bestgebauten, langathmigsten Burschen als Läufer aus. Nun wird der Ort bestimmt, wohin der Läufer einer Partei vom Platze weg, wo die Eier aufgelesen werden, zu laufen, einen Schoppen zu trinken und zurückzukehren hat. Dieser Ort ist zumeist eine halbe Stunde entfernt, doch näher und weiter nach der Lokalität. Im Ver-

hältniß zu der bestimmten Entfernung werden nun zwei- bis dreihundert Eier in einer Entfernung von einem Fuß auseinander, zumeist in zwei Reihen neben einander auf die Erde gelegt. Der Läufer der zweiten Partie hat die Aufgabe, diese Eier eins nach dem andern aufzulesen und je eins nach dem andern in eine am obern Ende mit Spreue gefüllte Wanne hinzutragen. Doch ist es ihm vergönnt, sie in die Wanne zu werfen von so weit her er will und einer aus seiner Partei kann auch die Wanne halten, drehen und vorstrecken, doch nicht näher gehen. Indessen ist dieses Werfen nicht immer fördernd und um so weniger, je mehr der Läufer erhitzt und gespannt und somit im Werfen unsicherer wird, denn für jedes im Werfen oder sonst wie zerbrochene Ei wird ihm ein neues hingelegt, welches wiederum aufgelesen werden muß. Von der Wanne weg laufen beide mit einander ab, von der einen Partei wird der Aufleser beaufsichtigt, von der andern Partei sind einige im bestimmten Wirthshause, sehen zu, daß dem Läufer der Wein nicht entgegen getragen und von ihm ordentlich ausgetrunken werde. Darauf kommt es also an, wer mit seiner Aufgabe zuerst fertig und wieder bei der Wanne ist: fast immer gewinnt der, welcher die Eier auflieft. Es ist eine lustige Art von Wettlauf, doch waltet ein eigener Unstern darüber, denn gewöhnlich endet dieses Spiel mit blutigen Köpfen oder doch mit Streit und Zank.

Jede ordentliche Sache hat eine Spitze, das Eierlesen deren sogar zwei. Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Uerti. Die verlierende Partei muß eine Zeche bezahlen, das bringt Aerger und Unmuth, und je mehr Wein dazu gegossen wird, desto mächtiger gähren beide Elemente. Dazu kommt noch, daß zumeist jeder Bursche ein Mädchen einladet, das Fest mit einem Ball eröffnet und beschlossen wird. Man ist auf dem Lande, in der jungen Welt nämlich, noch nicht so selbstsüchtig wie in der Stadt, so blasirt, huldigt so ganz dem Grundsatze: selber essen macht fett. Bei solchen Gele-

Michels Brautschau.



Ein klarer Himmel lag über der Erde, und über dieselbe strich von Osten her ein frischer Wind. Der Ostertag war da, der schöne und hehre, der alle Jahre uns das Zeugniß bringt, daß aufersteht, was begraben worden, daß an die Sonne soll, was im Verborgenen liegt. Er bringt als Frühlingsengel Freude allen Kreaturen, auch denen, welche weder Jahre noch Tage zählen können, welche keine Ahnung haben von des Tages hoher Bedeutung als des immer wiederkehrenden Böten, der das Dasein einer andern Welt verkündet. Die Amseln schlagen im Busche, vielleicht daß bereits ein früherwachter Kukuk ruft; munter gackeln die Hühner, verkünden es der Welt, wie sie ein Ei gelegt, aus dem was werden kann, was noch im Verborgenen liegt, ein verschlossenes Grab, in welches ein Leben geschlossen sei. Darum haben die Eier am Ostertage ihre wahre hohe Bedeutung, sie sind gleichsam Wappen und Sinnbild dieses Tages. Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und ist die Sache doch so einfach. Das Ei ist eine geheimnißvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zu Tage tritt. Darum freut sich absonderlich der Ostereier, dessen eigentlich Leben in der Zukunft ist, dessen

eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft, das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum lieben Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr, lieben das Eierspiel, welches wir Düpfen heißen, in welchem Schalen zerbrochen, Eier gewonnen und verloren werden, so sehr, laufen Stunden weit auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht, lassen unverdrossen die Eier sich von Buben zerschlagen, rauben und verschenken holdselig, was ihnen nicht geraubt, nicht zerschlagen wird.

Für dieses Düpfen am Ostertag ist weit und breit kein Platz berühmter als Kirchberg mit der langen Brücke über die wilde Emme. Nach Kirchberg strömt weit umher das junge Volk, füllt die Brücke, füllt die weiten Plätze diesseits und jenseits der Emme, füllt die Wirthshäuser, düpft und brüllt, trinkt und zankt unverdrossen bis tief in die Nacht hinein, daß der ganze Himmel voll Getöse und es dem Pfarrer auf dem Berge oft ganz übel wird und derselbe jedes Ohr mit einem Baumwollenballen verpallisadiren muß, um bei Gehör und Verstand zu bleiben. Viel tausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, werden hergetragen und verdüpft. Doch auch in diese harmlose Freude mischt sich der Betrug. Lose Buben fabriciren hölzerne, ja steinerne Eier, füllen ausgehöhlte Eier mit Harz, wodurch die Spitzen stärker werden als die Spitzen der natürlichen Eier, diese einschlagen und somit gewinnen, denn wer mit der Spitze seines Eies die Spitze von des Gegners Ei bricht, hat dasselbe gewonnen. Starke Eier werden gesucht und gefürchtet, vor den künstlichen sucht man sich zu hüten, besichtigt des Gegners Ei, handelt darum, es in die Hand nehmen zu dürfen. Ein Hauptwitz besteht darin, daß ein Bursche, der von einem Mädchen ein Ei zum Besichtigen in

die Hand bekommt, damit davonläuft. Natürlich das Mädchen in vollen Sprüngen auf und nach, und wie dann dies schreit, sich zerrt und sich reißt und doch nicht beißt!

Wer alle Witze und Streiche erzählen wollte, welche an einem solchen Tage verübt werden, der müßte viel Zeit und Papier zu seiner Verfügung haben. An den Ostertagen, von welchen wir reden wollen, ging es zu Kirchberg ganz besonders laut und lustig zu. Ein Eieraufleset sollte stattfinden, die Hühner hatten mit Legen nicht gekargt, besonders da wo man den Haber nicht sparte. Der schöne Himmel und der trockene Weg erlaubten auch den Mädchen mit minder guten Schuhen und Strümpfen an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen. So zottelte es von allen Seiten her Kirchberg zu, noch ganz anders als die eidgenössischen Truppen Luzern. Die Brücke war gedrängt voll, die Verbindung zwischen beiden Ufern war äußerst mühsam geworden, und wer hinüber wollte, der mußte gut mit Geduld versehen sein, denn er verbrauchte viel. Fuhr ein Fuhrwerk auf die Brücke, welcher Art es sein mochte, so war es accurat wie ein Keil, der in hartes Holz getrieben werden soll. Kein Mensch wich einen Zoll breit, bis ihn ein Pferd mit der Nase stieß und auf die Füße trat, dann wich er fluchend so weit, daß ihn entweder die Gabel in die Seite stieß oder die Räder seine Beine streiften und ihm alle möglichen Verwünschungen gegen Horn- und alles andere Vieh auspreßten. Der Fuhrmann konnte nichts dafür, warum wich man nicht aus, und wer nicht auswich, war auch nicht schuld, denn da ist's eine Kunst auszuweichen, wo man gepreßt ineinander steht, und zwar auf einer Brücke, welche seit Menschengedenken morsch gewesen ist und wahrscheinlich noch zu Kinder und Kindeskinder Zeiten morsch sein wird, und wo alle Augenblicke die Geländer krachen. Es ist curios mit dieser Brücke. Die Emme erbarmte sich schon mehrmals dieser altersschwachen Brücke, riß Fetzen weg und begrub sie. Und siehe, handkehrum stand die alte morsche Brücke wieder da,

streckte sich lang und matt über die Emme hin als wie ein matter Mensch, der sich zu Bette legen will. Die Geländer krachten wohl, aber brachen nicht, ein Wunder, welches alle Jahre sich wiederholt, wohl das größte, das je in Kirchberg sich zugetragen. Großes Unglück wär's nicht, wenn einmal ein Geländer brechen würde, Beine würden kaum gebrochen, die Brücke liegt ja fast mehr unter als über der Emme und hat bedeutende Anlagen zu Aehnlichkeiten mit dem berühmten Tunnel zu London.

Fast wie einem schweren Schiffe mit den Wellen ging es einem großen und mächtig breiten Burschen, der mit gespreizten Beinen, die Arme weit vom Leibe weg, über die Brücke segeln wollte. In selbstbewußter Ruhe schob er sich vorwärts, schob bei Seite, was ihm im Wege war, doch nicht buben- und boshaft, sondern ganz kaltblütig, weil es ihm eben im Wege war, und vollkommen gleichgültig, war's ein trotziger Junge oder ein hübsches Mädchen. Was leicht wich, schob er leicht, was sich schwer machte, schob er halt, bis es ging. Ein großer, schwer mit Silber beschlagener Kübel hing ihm im Maule und rauchte bedenklich; am kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen schweren silbernen Ring, einen sogenannten Schlagring. Solche Ringe waren ehedem sehr in der Mode und wirklich ganz besonders dienlich, Löcher in die Köpfe oder Zähne in den Hals zu schlagen, es waren so gleichsam die Siegel großer Bauernsöhne, welche sie auf die Köpfe ihrer Nebenmenschen drückten. Ums Düpfen kümmerte er sich nicht, Eier merkte man nicht bei ihm, bei keinem Mädchen stellte er sich. Und doch war sein Gesicht so, wie es die Mädchen gerne sehen, und er war auch im Alter, in welchem man die Mädchen am liebsten sieht. Sein Ziel, nach welchem er segelte, schien in der Ferne zu liegen. Ihm auf der Ferse war ein gewaltiger Hund, und drei muntere aber grobe Bursche steuerten hinter ihm in gleichem Fahrwasser. „Was ist das für ein Gusti?“ schrie plötzlich ein Mädchen

auf. Es war eben mitten in einem interessanten Märten ums Düpfen mit einem sehr interessanten Burschen und meinte, das Recht zu stehen wo es wolle so gut zu haben als irgend jemand, und meinte nicht, es müsse seine Geschäfte abbrechen, um einem dicken Mannsbild Platz zu machen, ward aber um seiner freien Meinung willen gar hart und unsanft auf die Seite mehr geschleudert als geschoben. „Nit so laut," sagte ein anderes großes schönes Mädchen, aber mit kühnen wilden Augen. „Es ist Michel auf dem Knubel, ein ungeleckt Kalb, aber es lohnte sich der Mühe, es zu lecken. Seine Eltern sind im Kirchhof, er hat einen bezahlten Hof, ausgeliehenes Geld. Wart, den will ich stellen." Und rasch ging das Mädchen vor, ergriff den Michel bei einem seiner dicken Arme und rief: „Seh, Michel, düpfen, oder hast keine Eier, mußtest die Hühner verkaufen, weil du den Haber selbst gebrauchtest für Habermuß und Haberbrei?" Das war starker Tusch. Habermuß und Haberbrei sind gegenwärtig auf einem reichen Bauerntisch, was Kutteln und Krös auf einem Herrentisch, und mit Unrecht: Haberspeisen waren unserer Väter Speisen, sind sicher nahrhafter als dünne Kaffeebrühe und bloße Kartoffel. Michel fühlte den Tusch, doch langsam ging er ihm in's Fleisch. Langsam drehte er sich um und sagte: „Wenn dein Vater Hühner nach Solothurn fährt, so sag ihm, er solle auf dem Knubel vorbeikommen, vielleicht daß noch was für ihn zu handeln wäre, wenn er Geld hat für ein Huhn oder zwei." „Mein Vater hat noch nie auf sieben Höfen herumspringen müssen um Geld, wenn er den Mauser hat zahlen sollen, wie es Andern begegnet sein soll," antwortete das Mädchen. „Wie lange ist es denn," antwortete Michel, „daß er den letzten Kreuzer wechseln ließ, um Schnaps zu kaufen?" „He," sagte das Mädchen, „das war gerade am gleichen Tage, wo du deine letzten Eier an ein kreuzerig Weggli tauschtest, aus welchem dir deine Kindermutter den letzten Milchbrocken machte, der so grausam gut gewesen und dem du jetzt noch nachplä-

rest." Dieser Schuß traf einigermaßen, Michel stellte daher den Witz ein, er sagte bloß: „Selb lügst," wollte abbrechen und weiter. „Ich wollte mich doch schämen," sagte hartnäckig das Mädchen, „der Bauer auf dem Knubel sein wollen und nicht ein einziges Ei vermögen an der Ostern." Zornig sagte Michel: „Wer sagt, ich habe keine Eier?" „He," antwortete das Mädchen, „hast welche, so zeig' sie, komm und düpf'!" „Meinst'?" sagte Michel. „Ich hätte viel zu thun, wenn ich mit allen Haagstüdene und allen Bauerntöchtern vom Gitzigrat und von Schattenhalb düpfen wollte. Wenn du düpft haben mußt, so frage hinter mir die Knechte, vielleicht daß einer mit dir mag, vielleicht auch nicht." Nach diesen Worten segelte Michel unaufhaltsam weiter vor seinem Gefolge her. Stolzer ist nie ein Sohn von Frankreich vor seinem Gefolge hergeritten, als Michel vor seinem Gefolge, dem Hunde und den drei Knechten, einherschritt. Die Knechte neckten begreiflich das Mädchen. Das Mädchen würdigte dieselben keiner Antwort, sah dem Michel nach mit stillschweigend zornigen Blicken, in welchen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Wart du nur, dir will ich!"

Wie oben gesagt worden, war an diesem Tage noch ein Eieraufleset angestellt. Wir wissen nicht, ist diese Sitte bloß bernerisch oder weiter herum verbreitet. Dieses Spiel hat gewöhnlich an Ostern oder Ostermontag statt. Die Bursche eines Dorfes oder eines Bezirks theilen sich in zwei Parteien: der einen liegt ob, Eier aufzulesen, der andern zu laufen an einen bestimmten Ort und zurückzukehren, ehe die Eier aufgelesen sind. Begreiflich springt nicht die ganze Partei, sondern jede derselben wählt sich den bestgebauten, langathmigsten Burschen als Läufer aus. Nun wird der Ort bestimmt, wohin der Läufer einer Partei vom Platze weg, wo die Eier aufgelesen werden, zu laufen, einen Schoppen zu trinken und zurückzukehren hat. Dieser Ort ist zumeist eine halbe Stunde entfernt, doch näher und weiter nach der Lokalität. Im Ver-

hältniß zu der bestimmten Entfernung werden nun zwei- bis dreihundert Eier in einer Entfernung von einem Fuß auseinander, zumeist in zwei Reihen neben einander auf die Erde gelegt. Der Läufer der zweiten Partie hat die Aufgabe, diese Eier eins nach dem andern aufzulesen und je eins nach dem andern in eine am obern Ende mit Spreue gefüllte Wanne hinzutragen. Doch ist es ihm vergönnt, sie in die Wanne zu werfen von so weit her er will und einer aus seiner Partei kann auch die Wanne halten, drehen und vorstrecken, doch nicht näher gehen. Indessen ist dieses Werfen nicht immer fördernd und um so weniger, je mehr der Läufer erhitzt und gespannt und somit im Werfen unsicherer wird, denn für jedes im Werfen oder sonst wie zerbrochene Ei wird ihm ein neues hingelegt, welches wiederum aufgelesen werden muß. Von der Wanne weg laufen beide mit einander ab, von der einen Partei wird der Aufleser beaufsichtigt, von der andern Partei sind einige im bestimmten Wirthshause, sehen zu, daß dem Läufer der Wein nicht entgegen getragen und von ihm ordentlich ausgetrunken werde. Darauf kommt es also an, wer mit seiner Aufgabe zuerst fertig und wieder bei der Wanne ist: fast immer gewinnt der, welcher die Eier auflieſt. Es ist eine lustige Art von Wettlauf, doch waltet ein eigener Unstern darüber, denn gewöhnlich endet dieses Spiel mit blutigen Köpfen oder doch mit Streit und Zank.

Jede ordentliche Sache hat eine Spitze, das Eierlesen deren sogar zwei. Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Uerti. Die verlierende Partei muß eine Zeche bezahlen, das bringt Aerger und Unmuth, und je mehr Wein dazu gegossen wird, desto mächtiger gähren beide Elemente. Dazu kommt noch, daß zumeist jeder Bursche ein Mädchen einladet, das Fest mit einem Ball eröffnet und beschlossen wird. Man ist auf dem Lande, in der jungen Welt nämlich, noch nicht so selbstsüchtig wie in der Stadt, so blasirt, huldigt so ganz dem Grundsatze: selber essen macht fett. Bei solchen Gele-

genheiten haben die Burschen gerne ihre Mädchen bei sich, machen ihnen gern auch eine Freude und zwar gratis. Geiger und Mädchen sind aber wiederum zwei Elemente, welche nicht besonders zum Frieden dienen, wenn ohnehin das Blut kocht.

Dieses sogenannte Eiermahl, wobei die Wirthin je nach ihrer Kunst Eier verbraucht, wird jedoch einstweilen noch nicht am heiligen Tage selbst, an Ostern, gehalten, wenigstens in jener Zeit nicht, in welche unsere Erzählung fällt. Man war damals noch nicht so gebildet wie jetzt, stand noch nicht auf der heutigen Kulturstufe, ließ den Geiger nicht die heiligen Töne verquiken und verquaken, hielt für nöthig, ruhige Punkte zu haben im Weltgetümmel, damit der Mensch zur Besinnung komme und sich zurechtfinden könne, wo er sei und ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Nun giebt es aber auch Zeiten und Regierungen, wo alles darauf ankommt, daß männiglich sturm bleibe, nicht wisse, stehe er auf dem Kopfe oder auf den Füßen; da ist's dann freilich nöthig, daß man alle Töne losläßt Tag und Nacht, daß blasen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen muß und zwar so scharf er es vermag, wenn er nicht verdächtig werden will, wer nur immer blasen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen kann, vom Säuglinge weg bis zum Greis. Das ist einer der wichtigsten Punkte in der demagogischen Staatskunst. Begreiflich gehen die rechten Staatskünstler mit dem Beispiel voran und zwar unnachahmlich. Es ist wohl möglich, daß man einmal in den Kirchen gegenüber der Kanzel eine Bühne errichtet für solche Künstler, welche der Teufel angestellt hat und als Hanswürste figuriren läßt, alles Heilige dem dummen Volke wegzubugsiren.

Mit Eiermahl, Tanz und obligater Prügelei mußte man warten, wenigstens bis Ostermontag, des Publikums wegen und nicht wegen der eigenen Religion. Auch damals also

ließ man in Kirchberg Ostern Ostern sein und that, wozu man Lust hatte bis ans Geigen, und die Polizei hatte keinen Sinn für Ostern, war ihr auch nicht zuzumuthen, ja man giebt ihr schuld, sie hätte Zwecke verfolgt, welche eben durchaus nicht österlich waren. Die Wirthshäuser waren überfüllt, es wurden es allgemach auch die Köpfe, und wenn es voll in den Köpfen wird, fängt es bekanntlich an in den Fingern zu spuken, und dann Ostern hin, Ostern her!

Michel auf dem Knubel gehörte zu keiner der Parteien, er wohnte nicht in der Nähe, aber er sah solchen Dingen gern zu, und wenn er sich auch nicht ungern zeigte, wo viele Menschen zusammen kamen, so kann man es ihm nicht verübeln. Seine Vasallen hatten ihm einen großen Begriff von seiner Majestät beigebracht, ihm eingeredet, er sei mehr als Goliath, mehr als die sieben Haimonskinder alle miteinander. An solchen Orten sah er dann, wie die Leute ihn betrachteten, als wäre er eine fremdländische Kreatur, mit Erstaunen und mit Grauen, sah, wie Einer dem Andern die Ellbogen freundschaftlichst in die Nieren stieß, und hörte mit der größten Wonne: „Sieh, dort der Große, wo breit ist wie ein Tennsthor, das ist der junge Bauer auf dem Knubel, das ist ein Grüsel, mit Geld und Kraft mag den keiner, der schwingt oben aus im Schweizerland." Michel war ein junger Laffe, that dümmer als er war, meinte, unter den Leuten müsse er sich so recht spienzeln, seinen Kübel im Maul, seinen Ring am Finger, und dazu ein Gesicht machen, als ob er nicht bloß allen Pfeffer auf dem ganzen Erdboden gefressen hätte, sondern auch das Land, wo er wächst, mit allen Pfeffersträuchen dazu.

Darum eigentlich kam er mit Gefolge nach Kirchberg und weder des Düpfens noch des Eierauflesens wegen. Er hatte zwar des allgemeinen Gebrauchs wegen auch Eier im Sack und düpfte sogar und zwar selbst mit Mädchen. Aber sie mußten ihm bekannt sein und ihn ansprechen dafür, unbe-

kannte Bauerntöchter vom Gitzigrat fertigte er über die Achsel ab. Ward er angesprochen, that er es wie eine Gnade, als ob er Sultan wäre, schritt dann fürbas ebenso. Aus dem Weibervolke machte er sich durchaus nichts, tanzte er einmal und hielt das Mädchen zu Gast, so war es nur, um zu zeigen, der Bauer auf dem Knubel vermöge den Geiger zu bezahlen und eine Uerti obendrein. Wollte ihm ein Anderer das Mädchen abjagen, so konnte er eine vaterländische Prügelten anstellen, aber nicht des Mädchens wegen, sondern um zu zeigen, wie stark er sei. Wollte ihm aber niemand das Mädchen abjagen, so ließ er es sonst laufen. Michel war so eine rechte wahrhaftige Lümmel-Majestät, aber eine gutmüthige. Als das Eierauflesen aus war, der Aufleser, welcher sehr geschickt im Werfen der Eier nach der Wanne gewesen war, gewonnen hatte, wälzte sich die Masse den Wirthshäusern zu, um abzusitzen und zu erwarmen. Michel that auch also, wälzte sich mächtig durch die Menge und pflanzte sich hinter einem Tische auf, als ob er hier den jüngsten Tag erwarten wolle. Zu seinen Füßen lag Bäri, der Hund, auf dem Vorstuhl saßen die Knechte, ließen sich wohl sein, denn Michel kargte nicht beim Traktiren. Das Wirthshaus, in welchem Michel war, füllte sich zum Ersticken und zwar mit allerlei Volk von verschiedenen Dörfern. Aus allen Ecken schrie man nach Wein, mit den Mädchen ward um die letzten Eier gerungen, was mit einer radikalen Plünderung endigte. Lärm und Spectakel waren groß. Man verstand sein eigen Wort kaum, und schwer war's sich durch's Getümmel zu drängen, schwerer als auf der Brücke. Dort nahm man's kaltblütig, hier war's, als sei Alles mit Büchsenpulver angefüllt, als schwirrten böse Geister in der Luft und bliesen die Menschen mit Zanksucht an. Warf man Streitende zur Thüre hinaus, kamen sie durch die Fenster wieder herein, und zehn Mal wilder als vorher. Löschte man Streit in der Stube, flammte er in den Gängen um so gewaltiger auf. Die Frühlingsluft

spukte in den starken Gliedern, und zumeist thut dann der Mensch am wüstesten, wenn es sich am wenigsten ziemt. Michel saß vom Streite unberührt hinterm Tisch in guter Ruhe und rauchte einen Kübel Tabak dazu. Nur zuweilen knurrte Bäri der Hund, oder einer der Knechte stand auf und trieb einen Knäuel Streitender, der sie belästigte, mit einem tüchtigen Stoß in's Fahrwasser des Streites hinaus. Hinter Knechten, Hund und Tisch saß Michel in der vollständigsten Sicherheit, hätte in allem Behagen genießen können, was ihn gelüstete.

Wahrscheinlich stach ihn der Böse, es gramselte ihm in allen Gliedern: plötzlich mitten im wildesten Lärm schrie er nach seiner Uerti und wollte fort sammt Gefolge, welches vielleicht lieber länger gesessen wäre, indessen keine Einwendungen versuchte. Langsam, g'satzlich rückte Michel aus, drückte sich ins Gedränge, wollte durch Stube und Haus, wie er diesen Nachmittag über die Brücke gekommen. Aber jetzt war anderes Wetter. Damals war die Luft rein gewesen, jetzt flogen Gläser und Flaschen drin herum, als ob es Schneeflocken wären. „Will der schon heim?" hörte Michel eine Stimme fragen. „Für den ist's hohe Zeit, um diese Zeit müssen die Kinder in's Bett, längst wird ihm die Kindermutter sein Breili z'weg haben," antwortete eine andere Stimme. Zornig sah Michel sich nach dieser Stimme, welche er heute schon einmal gehört zu haben glaubte, um, da splitterte ihm ein Glas am Backen. Nun ging das Pauken los, Michel hielt sich berechtigt, auf den Wurf hin dreinzuschlagen, ganz gleichgültig, wen er traf, und hinter ihm her hielten die Knechte sich für ebenso berechtigt als der Meister. Michels Ring schien ein wahrhafter Zauberring zu sein, von ihm berührt beugten sich die kühnsten Häupter und manches fiel in tiefen Schlaf. Alles schlug nun auf Michel ein, und je mehr Schläge Michel kriegte, desto munterer schien er zu werden, es schien, als erwache er eigentlich erst jetzt so recht. Es

sehr schläfrig und die Regierungen mußten zu allerlei künstlichen Mitteln die Zuflucht nehmen. Die schlausten Werber wurden angestellt, alle Listen ihnen erlaubt, bei allen Streichen durch die Finger gesehen und wen sie einmal hatten, den hatten sie, wenn sie wollten. Unter diesen Werbern blieb Bigelpeterli berüchtigt und wegen seinem Witz berühmt bis auf den heutigen Tag. Es geschah aber auch, daß man Bursche, welche wegen Schlägereien oder anderm Frevel in's Zuchthaus oder in die Verbannung sollten, nach Frankreich spedirte, angeblich zwar mit ihrem Willen. Dieser modus procedendi wurde dann aber auch von Landjägern und Werbern zu schweren Brandschatzungen mißbraucht, wenn sie einmal einen Reichen in die Hände bekommen konnten. Auch sollen die Manieren der reichen Bauernsöhne nie so fein gewesen sein als dazumal.

Es war, als Michel das begegnete, noch nicht die böste Zeit und doch erschrack er sehr. Er war tapfer auf den Straßen, aber vor dem Krieg hatte er einen heiligen Schrecken; er tauschte seinen Knubel nicht an ganz Rußland. Er wollte daher begütigende Worte versuchen, der Hund habe ihn nicht gekannt und nicht gedacht, daß, wo mit Scheiten geworfen werde, ein Landjäger zugegen sei. Aber solchen Menschen manierlich zu kommen, ist gefährlich, sie werden gern um so gröber und unverschämter. Der Landjäger war vorher bloß grob gewesen, jetzt ward er fürchterlich, that als ob er Michel Handschellen anlegen und ihn noch in dieser Nacht nach Frankreich spediren wolle. Da trat Sami, Michels Lieblingsknecht und gleichsam sein Milchbruder, vor und sagte: „Nur sachte, und jetzt hast Zeit zu schweigen und dich zu streichen, du Unglücksmacher, sonst geht es mit dir dem Teufel zu; du hast den ganzen Streit angezettelt und immer wieder angeblasen, um Bußen zu ziehen oder zu brandschätzen: Anderer Unglück ist eure Ernte. Es sind Leute da, welche sagen werden wo man will, wie du und dein Kamerad das ganze Spiel

abgekartet haben. Hast du das Scheit nicht selbst geworfen, so warst du doch dabei, als es geworfen ward, und weißt, wer es gethan. Ist das nicht genug, so soll dir bewiesen werden, wie du dich kaufen lässest, kurz der schlechtest Lumpenhund bist, welcher in unserer Herren Kutte herumläuft. Morgen gehe ich in's Schloß, zähl darauf, und zeige dem Oberamtmann an, welche Lausbuben und Unglücksmacher er zu Landjägern habe. Er ist ein stolzer Herr, aber kein ungerechter, der wird mit solchem Pack sauber ausfahren, zähl darauf."

Diese Sprache machte Eindruck auf den Landjäger, von wegen derselbe kannte den Oberamtmann, wußte wohl, was er ihnen oft gesagt und daß er nicht Spaß verstehe, am allerwenigsten von den Landjägern. Der Landjäger ließ die Milch hinunter, und endlich kam ein Vergleich zu Stande, welcher ungefähr in den Worten enthalten ist: schweigst du mir, so schweig ich dir. So geht es gewöhnlich. Eine Floh, welche uns gebissen, jagt man bis man sie hat, dann zerdrückt man sie; menschliches Ungeziefer aber schüttelt man bloß von sich ab, läßt es laufen, ja hat noch Freude daran, wenn es von uns weg nach Andern springt und beißt. Können jetzt auch luegen, wie sie es abschütteln, denkt man. Mit dieser Selbstsucht richtet man unsäglichen Schaden an, erhält die Macht der Schlechten, mehrt deren Trotz und Uebermuth, denn sie haben ja nichts zu fürchten, als am einen oder andern Orte vergeblich anzuspringen und abgeschüttelt zu werden. Müßten sie das Zertreten fürchten, es wäre anders. Wie Mancher wohl wurde durch diesen Spitzbuben von Landjäger später noch unglücklich, der sein Wesen sicherlich forttrieb, nur vorsichtiger und schlauer. Nun unserm Michel war es nicht zuzumuthen, des allgemeinen Bestens wegen freiwillig einen Gang in's Schloß zu thun, dem Oberamtmann unter die Augen zu stehen und eine Anzeige zu riskiren. Versetzen doch solche, welche was ganz Anderes vorstellen wollen als unser

Michel, keinen Fuß, wenn es gilt, Schaden zu wenden vom ganzen Vaterlande, geschweige denn daß sie das Maul aufthäten und die verzeigten und offenbar machten, welche es in's Verderben führen.

Im schönen Bewußtsein, viel verrichtet zu haben, zog Michel mit seinem Gefolge unangefochten heim. An vier solche Bursche und einen Hund traut man sich auf offener Straße und freiem Felde nicht so leicht. Die angetrunkenen Knechte im Siegesübermuth hätten gern noch ein zur Seite liegendes Dorf besucht, wo Kampf und Blut nicht gefehlt hätten. Aber Michel wollte nicht, nicht weil er sich fürchtete, aber er meinte nicht, daß alles an einem Tag gethan werden müsse, er war mit dem dieses Mal Vollbrachten vollständig befriedigt. Es sei morgen auch noch ein Tag, sagte er. Michel hatte einige Löcher im Kopf, Beulen am Leibe, aber er achtete sie so wenig als Bremsenstiche, hatte sie vergessen, als er heim kam, legte sich zu Bette, ohne nach ihnen gesehen zu haben.

Am andern Tage schlief Michel, bis hoch am Himmel die Sonne stand. Endlich begann es zu tagen vor seinen Augen, aber Michel pflegte nicht eines Satzes aus dem Bette zu springen; selbst wenn unter ihm das Bett gebrannt, so hätte er sich noch gedreht, gestreckt, einige Mal gegähnt, dann erst hätte er das Bett verlassen, in einem Satze vielleicht oder vielleicht auch langsamer. Als nun Michel mit etwelchem Geräusch seine Vorübungen zum Aufstehen mit Gähnen und Strecken machte, öffnete sich die Thüre und eine ältliche Frau trat in's Stübchen. Aber so wie sie einen Blick auf das Bett gethan, schrie sie laut auf und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ach du meine Güte, Micheli, mein Micheli (ein beiläufig über zwei Centner schwerer Micheli), wie siehst du aus, wie haben sie dich aber zugerichtet!" „Was ist, Anni?" fragte Michel und hob das Haupt aus dem Kissen. Da erst schrie Anni recht: „Mein Gott, mein

Gott, lebst oder bist todt? bist du denn nicht sicher, wenn du von Hause gehst? O wärst daheim geblieben, ich hielt dir so dringlich an, wollte die Küchli zwei Mal backen und Nidle stoßen, aber es mußte nicht sein, es mußte erzwängt sein, und jetzt kommst du so mir heim! Und wo waren die Knechte, was thaten Sami und Bäri? was nützen die alle, wenn du so z'weg kommst?" „Was ist aparts, daß du so machst?" fragte Michel verwundert.

„Bist denn so sturm im Kopf, daß du nichts weißt? Es ist sich aber nicht zu wundern, man muß sich nur wundern, daß du noch lebst. Sieh selbst," sagte die Frau, nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es ihm vor. Da wäre doch Michel beinahe vor sich selbst erschrocken. Er sah aus wie ein alter Märtyrer, gepeitscht, halbgeschunden und halb von den Hunden gefressen, voll Blut und Striemen. Das blutgetränkte Haar hing ihm über das dicke Gesicht hinunter, das blutige Hemd klebte ihm am Leibe, daß man es für den blutigen geschundenen Leib selbst hätte halten können. Noch andere Leute als Anni wären über ihn erschrocken, denn man hätte wirklich meinen sollen, es sei nur eine Wunde. „Das ist wüster als bös," sagte Michel zu Anni, welche sich geberdete wie eine gedungene hebräische Klagefrau. „Hol' Wasser, mach' das Blut ab und gieb ein frisches Hemd, so ist d'Sach richtig." Anni, welche von vielen Berichten her einige Sachkenntniß in solchen Fällen hatte, fragte, ob es nicht besser sei, ehe es wasche, zu Männern zu schicken, um Zeugen zu haben, wie er ausgesehen, und zu einem Arzt, um ihn zu verbinden, damit man den Mördern und Schindhunden, welche ihn so zugerichtet, den Meister zeigen könne? Aber Michel meinte, es wäre gut, es wäre heute niemand übler z'weg als er, und wollte nicht; Anni mußte sich bequemen, laues Wasser zu holen, um seinem Micheli sein Köpfli zu waschen. Je eifriger es wusch, desto eifriger redete und jammerte es dazu. Als das Werk vollbracht war, sah Michel wieder ganz ordentlich

aus, daß Anni es fast ungern hatte und that, als ob es Michel lieber halb todt gesehen, um dann nach Herzenslust über ihn weinen und klagen, über die Thäter schimpfen und lästern zu können.

Um desto brünstiger wandte es nun sein Mitleid Michels Kleidern zu, er hatte nämlich am Ostertag all' sein Bestes angezogen; da war nichts mehr sauber, das Eine zerrissen, das Andere mit Blut getränkt und dieses eingetrocknet. Er komme noch um all' seine Sachen, jammerte Anni, wenn er sich seiner Sache so wenig achte. So kostbare Kleider und alle dahin! Hätte er ihns gestern geweckt, daß es das Blut noch feucht hätte auswaschen können, so wollte es nichts sagen, jetzt möge er zusehen, wie es werde. Wenn es ihm nicht eingefallen, so hätte es Sami in Sinn kommen sollen, dem stünde es wohl an der witzigere zu sein, sei er doch sieben Wochen und drei Tage älter als Michel. Aber wenn er nicht besser thue, müsse der ihm aus dem Hause. Bei allen Lumpengeschichten sei er der erste und der letzte und vielleicht der Urheber. Zu gut dazu sei er nicht.

Sami war Anni's leiblicher Sohn, und Anni war Michels Kindermagd gewesen, jetzt die ihm um die Nase geriebene Kindermutter. Michels Mutter war nämlich gestorben, als derselbe noch in den Windeln war, darauf vertrat Anni Mutterstelle an ihm und zwar so, daß ihr fast gleich alter Sohn Sami gegen Michel immer den Kürzern ziehen mußte, Michel ihr immer der liebere schien. Im Grunde des Herzens war es aber nicht, aber für Michel kam zu der Liebe die Treue der Pflicht. Michels Mutter hatte auf dem Sterbebett zu Anni gesagt: „Gäll, du luegst immer zu ihm und luegst, daß er nit unterdrückt wird, wenn es hier eine Aenderig (Stiefmutter) geben sollte?“ Das hatte Anni versprochen und hielt es. Aber Michels Vater dachte nicht mehr an's Heirathen. Er war ein Mann von wenig Worten und einförmigem Thun; eine neue Frau zu suchen und sie zu dressi-

ren oder sich in neu eingezügelte Gewohnheiten zu fügen, wäre ihm in Tod zuwider gewesen. Er war brav, so weit er es verstand, hatte den üblichen Glauben, daß ein Gott sei und man durch Christum selig werde, während er eigentlich zwei Mächten diente, dem Gelde und der Kraft, das waren ihm die höchsten Worte auf Erden.

Die größte Freude hatte er an seinem Micheli, in dessen Person sollten ihm die beiden Worte verehlicht werden. Der Micheli brachte bereits Tatzen auf die Welt wie ein junger Bär. Anni mästete ihn als wäre er ein junges Kalb, bei welchem die Mastung die Hauptsache ist. Es hatte seine größte Freude am Erfolg seiner Erziehung, als dem Micheli die Glieder aufschwollen wie einem jungen Ochsen, und dachte nicht daran, daß es das größte Wunder sei, daß Micheli nicht an dieser Erziehung starb, sondern sie aushielt und sogar gesund. Vom achten Jahre an mußte er alle Frühjahre eine Kur machen, aber nicht mit so dünnem Wasser, welches nach Eisen oder Schwefel riecht und nichts kann als durchziehen, sondern mit Roßmilch. „Stark wie ein Roß," sagt man, wenn man den höchsten Grad von menschlicher Stärke bezeichnen will, und stark wie ein Roß werde, wer brav Roßmilch trinke. Und wie man Rosse, welche man stark und ausdauernd haben will, frei laufen läßt, spät einspannt, erst wenn die Knochen hart geworden, so wurde Michel zu keiner Arbeit streng gehalten, er konnte etwas machen oder nichts, dazu und davon, wie er wollte. Er wurde auch stark, das freute den Vater sehr, für's Geld wolle er schon sorgen, dachte derselbe. Als Michel zum ersten Male einen Mütt Korn aufnahm aus freier Hand, ein Mäß Roggen über den Daumen ausleerte, den schwersten Knecht am Rockkragen in den Zähnen durch die Tenne trug, ward es als häusliches Fest gefeiert, und das ganze Hofgesinde pries Micheli's Kraft und Herrlichkeit acht Tage lang. Michel war wirklich sehr stark und von einer Beschaffenheit, daß man fast hätte glauben sollen, er könne

sich eisern machen. Man konnte mit Zaunstecken auf ihn schlagen, er bog sich darunter so wenig, als er sich viel daraus machte. Es war ein großes Glück, daß er bei solcher Erziehung sehr gutmüthig und sehr behaglich war. Er beleidigte niemand muthwillig, hatte nicht Freude daran, irgend einen armen Teufel zu peinigen, nur mußte ihm niemand den Streit auf den Leib bringen, er wußte ihn nicht zu vermeiden, er war zu jung dazu. Es muß Einer erst so recht gefeckt und gewogen sein, wenn er mitten unter neidischen oder zanksüchtigen Leuten keinen Streit mehr kriegen soll. Michel war es wohl daheim, eine Pfeife Tabak, ein ruhiger Sitz, ein gutes Stück Brod oder Fleisch und ein Schluck Milch dazu waren ihm die liebsten Sachen. Er hatte nicht die unstäte Natur einer Wespe, welche von einer Pinte zur andern fahren muß wie eine Wespe von einer Fensterscheibe zur andern, er war am liebsten daheim, und es bedurfte ein ordentliches Aufrütteln, wenn er ausziehen sollte. Und wo ist eigentlich ein rechter Bauer am schönsten als eben daheim, sei es hinter dem Pflug oder auf der Bank vor dem Hause? Nun gab es aber viele Bauernsöhne, welche ebenfalls stark sein wollten und reich genug waren, ihre Kraft zu erproben. Die wuchsen an Michel und hetzten Andere an ihn, und bis man an Michels Kraft glaubte, kostete es viel Blut und Geld. Aber das war gerade das Geld, welches Michels Vater am allerwenigsten reute. Als er das erste Mal zweihundert Thaler Schmerzengeld zahlen mußte, hatte er größere Freude daran, als wenn er zweitausend Thaler geerbt hätte. Wenn Michel von Natur nicht so friedfertig gewesen, so hätte des Vaters Art, wie er Prügeleien aufnahm, ihn dazu bringen können, den ganzen Knubelhof zu verklopfen. Gar manches Knechtlein und manch' armer Bauernsohn ließ von Michel sich gerne prügeln, um ein tüchtig Schmerzengeld zu erpressen, welches Michels Vater ohne viel Federlesens und ohne zu procediren zahlte.

Derselbe genoß indessen diese Freude nicht lange, sondern starb, als Michel das Alter erreicht hatte, wo er sein Gut selbst verwalten konnte. Michel war nun ein reicher Mann, eine der besten Parthien des Landes, um sich gehörig auszudrücken. Der Knubelhof gehörte unter die schönen Höfe: reich an Weide und Wald, Wasser und Wiesen, Baumgarten und Ackerland, kurz einer von den Höfen, auf welchen ein rechter Bauer ein Edelmann und eine rechte Bäurin eine kleine Königin ist. Zu dem Hofe erbte Michel viel Geld, baares und angelegtes, und Hülle und Fülle in Spycher und Kasten, in Ställen und Keller und Kammern. Zu einem guten Bauer, der die Sachen nicht erst erwerben muß, sondern sie bloß zu erhalten braucht, hatte er gute Anlagen. Begreiflich muß man einen sehr großen Unterschied machen zwischen erwerben und erhalten. Mancher ist trefflich zum Erwerben, aber behalten kann er's nicht, Mancher könnte behalten, wenn er was hätte, aber zum Erwerb taugt er nicht. Michel konnte alle Arbeiten, und leicht ging's ihm von der Hand, aber er meinte nicht, daß er alles allein machen müsse, er arbeitete bloß der Ehre, nicht der Lust wegen. Michel verstand sich auf Kühe und Pferde ziemlich, aber Handelsgeist hatte er nicht, er kaufte und verkaufte, was der allgemeine Gebrauch mit sich brachte. Der Vater hatte ihn von früher Jugend an auf alle Märkte mitgenommen, angeblich, damit er den Handel kennen lerne, eigentlich aber, um wohl zu leben an der Bewunderung, welche man allenthalben dem reichen Knubelbauer um seines schönen Bubens willen spendete. Neben diesen Eigenschaften war Michel gar nicht verthunlich, und den größten Theil der Zeit brachte er daheim zu, da liebte er allerdings gute Nidle, guten Anken, guten Käs, ein schön Stücklein Fleisch, Speck und Schinken, Küchli, einen guten Schluck Kirschwasser und Tabak. Von dem letztern hatte er aber keinen Verstand, wenn ihn das Pfund vier Batzen kosten sollte, so kratzte er sich in den Haaren. Schöne beschlagene Pfeifen liebte er und schwere große

Uhren, mit diesen händelte er einigermaßen, und das mochte ihn im Jahr vielleicht einige Thaler kosten. Nun freilich kostete ihn das Wirthshaus etwas, weil er meist mit Gefolge darin erschien, indessen geschah es bei weitem nicht alle Sonntage. Was ihn am meisten kostete, waren Schlägereien und die damit verbundenen Brandschatzungen. Indessen ein Bauer, der seine zweitausend Thaler Einkünfte hat, mag schon etwas ertragen, selbst wenn er aus einer Art Uebermuth niemand Geld abfordert, zwölf bis fünfzehn Zinse von den Kapitalien ausstehen läßt, obgleich nach dem zehnten Zins das Gesetz die Verjährung erklärt, wenn der Schuldner davon Gebrauch machen will.

Anni, seine Kindermutter, war auf dem Knubel nicht die Majestät, aber das Faktotum, führte die Haushaltung treu, als ob es die eigene wäre, und mit Einsicht und Verstand dazu. Es ließ nichts zu Schanden gehen, übte Gutthaten, wie es dem Hofe wohl anstand, aber nicht zur Erhebung der eigenen Person wie der ungerechte Haushalter im Evangelium und pflegte seinen Micheli noch immer als ob er ein Wickelkind wäre. Es war überhaupt eine eigenthümliche Haushaltung, wie schwerlich mehr eine im ganzen Lande zu finden ist. Michel war der Angel, um welchen sich alles drehte, der große Bauer, der Gewaltige und doch eigentlich das Kind, welches Alle als Kind behandelten, verhätschelten, jedoch mit Respekt. Der Knubelhof war so eine Art Schlaraffenland, von Allen gesucht, von niemand freiwillig verlassen. Michel gönnte es seinen Leuten, Speise und Trank waren gut und im Ueberfluß, die Löhne nicht besser als an andern Orten, aber auf einige Thaler extra kam es Michel nicht an, wenn man es ihm zu treffen wußte. Mit der Arbeit brauchte sich niemand zu überthun, in Wind und Wetter sprengte Michel seine Leute wenig herum, jedenfalls nie aus Bosheit, wie es hie und da zu geschehen pflegt, sondern nur, wenn Noth vorhanden war. Er hatte Leute genug und nicht halb zu wenig,

keiner war gezwungen für zwei zu schaffen, wenn er nicht pfuschen und im Rückstand bleiben wollte, jeder konnte gut und bequem machen, was ihm oblag. Darum sah der Knubelhof auch schöner aus als so viele andere, wo mit den Händen gekargt wird und die Zeit immer zu kurz ist für die wenigen Leute und die viele Arbeit, denn Michel plagte der Geiz nicht, sein Lebenszweck war nicht noch reicher zu werden, des Jahres so und so viel tausend Gulden vorzuschlagen, sondern er wollte auf dem schönsten Hofe der berühmteste und stärkste Bauer sein. Wenn nun ein sogenanntes großes Werch anging, Heuet, Ernte ꝛc., wo die Leute sich gegenseitig aufpassen, wann angefangen und was täglich geschafft wird, und jeder der Beste sein will, dann wollte Michel sich auch zeigen, dann trat er an seines Volkes Spitze, und dreingeschlagen mußte werden, daß Funken stoben, damit allenthalben es heiße: „Seht, wie es bei Michel geht; der ist aber los, wenn er will, mag ihn keiner, er ist fertig, wenn die Andern kaum angefangen haben.“ Sein Volk gönnte ihm auch diese Freude, schaffte sich fast die Seele aus dem Leibe, und nicht zu seinem Schaden, denn je größere Freude Michel hatte, desto offener war seine Hand und desto freigebiger war er mit Speise und Trank, und war der Sturm vorbei, so hatten es die Arbeiter um so besser, er ließ sie ordentlich verschnaufen.

So hatte Michel auch sehr selten über Untreue zu klagen. Der Wächter fehlte nicht, Anni hatte die Augen offen, man hätte meinen sollen wie ein Hase Tag und Nacht. Anni war nicht mit den aufrührerischen Augen betrachtet als eine Dienstmagd, welche eine unrechtmäßige Gewalt sich angemaßt, sondern als Hausmutter, wie Anni es auch wirklich war. Und wenn Anni auch immer sagte, meine Schweine, mein Flachs, unsere Kühe u. s. w., so hatte es doch reine Hände, ein sauber Gewissen, sah treuer zu Michels Sache, als manche Mutter zum Vermögen ihres Sohnes, Anni hatte also nicht Ursache, jemanden durch die Finger zu sehen, es

konnte niemand zu ihm sagen: schweigst du mir, so schweig ich dir. Da also niemand droben gerne fortwollte, so nahm jedes sich sehr in Acht, daß es nicht fort mußte. Es gab ein ordentlich Aufsehen, wenn ein Knecht oder eine Magd vom Knubel ging. Es kam daher wie der Landsturm, daß man zehn Höfe mit den Aspiranten um eine einzige Stelle hätte versehen können, es ging wie in einem hungerigen Lande um eine Staatsstelle oder wie wenn die Tauben ziehen auf einem vereinzelten Erbsacker.

So lebte Michel in vollem Behagen und Genügen, in weiter Runde war er sicher der einzige Mensch, der keine Wünsche hatte, deren Erfüllung nicht in seiner Macht stand. Und wenn er schon wie jetzt Löcher am Kopf und Beulen am Leibe hatte, störte dies sein Behagen nicht im mindesten, im Gegentheil, er genoß das frohe Selbstgefühl, Andere hätten noch viel größere Löcher und noch viel mächtigere Beulen.

Als er frisch gewaschen aufgestanden war, setzte er sich mit gutem Appetit an's Frühstück und ließ sich's wohl sein trotz einem Engländer. Sein Frühstück glich aber auch einem englischen, bestand nicht bloß aus dünnem Kaffee und hartem Brod, Käs und Butter waren auch da samt Eiertätsch und Erdäpfelrösti. „Und wenn du durch den Morgen hungrig wirst, so ist Schinken und sonst noch Fleisch im Kuchischaft," sagte Anni. „Ich hätte es auch aufstellen können, aber ich wußte nicht, ob es dir recht sei, du wirst mir so wunderlich, es ist dir gar nichts mehr zu treffen, es erleidet mir so dabei zu sein." „Wird öppe nit sein, oder was mache ich Wunderliches?" sagte Michel, der an solche Vorwürfe gewöhnt schien, kaltblütig. „Da mag ich dir auftragen was ich will und anwenden wie ich will, du sagst nie mehr, daß es dich gut dünke und daß es dir recht sei. Das muß Einen gmühye, selb glaub." Anni gehörte zu der großen Klasse der Köchinnen, welche nicht zufrieden ist, wenn man zeigt, daß die

Speisen gut sind, indem man tapfer davon ißt, sondern die auch will, daß man rühmt, wie gut sie seien.

Michel pressirte nicht mit dem Essen, mußte auch zwischendurch Anni Rechenschaft ablegen, wie er gestern den Tag verbraucht. Anni war mit dem Bericht durchaus nicht zufrieden. „Aber Micheli, Micheli," sagte es, „denkst du denn nie daran, daß du auch ein Mensch bist und todtgeschlagen werden könntest, und wer erbt dann den Hof? Und noch dazu an einem so wichtigen Tage, an der heiligen Oster, denk', wenn du da in der schweren Sünd' ungesinnet hättest sterben müssen! Denkt doch das junge Volk nie, was es für ein Tag ist. An dir dünkt es mich nichts Anderes, du hast den Verstand noch nicht, bist noch zu jung dazu. Aber Sami sollte ihn haben, der Lümmel wäre alt genug dazu. Wenn er nicht anders thut, muß er mir weg. Ich will nicht, wenn es ein Unglück giebt, daß alle Leute es mir vorhalten, mein Bub sei schuld daran." Michel redete dem Sami z'best, erzählte, wie er es dem Landjäger gemacht und wie man den noch jetzt verklagen könnte, wenn man wollte. Aber darin fand Anni keinen Trost, sondern Stoff zu neuem Jammer. „Was, jetzt noch den Landjäger trappen, das ist ärger, als wenn ihr dem Landvogt Schelm gesagt. Der vergißt euch das nicht, der ruht nicht, bis er dich unglücklich gemacht hat, bis er dich fort hat nach Frankreich in den Krieg. Denkst du denn auch gar nicht, wie es dir wäre, wenn du den Hof mit dem Rücken ansehen und in den Krieg müßtest, wo sie mit Kanonen schießen und expreß auf die Leute und keinem Menschen borgen, sei er wer er wolle? Micheli, gingest gerne? und gehen mußt, wenn es so fort geht!"

Das machte Michel wirklich bedenklich, denn einstweilen begehrte er nicht, ein Kriegsheld zu werden. Er dachte wohl daran, im Nothfall vermöchte er Einen zu kaufen. Aber er wußte auch Fälle, wo Haß dahinter war oder man einen Menschen forthaben oder damit strafen wollte, daß man

keinen Stellvertreter annahm. Wie oben gesagt, schickte man besonders gern Schläger und Händelsüchtige hin. Dort, kalkulirte man, könnten sie ihre Lust am besten büßen, drein schlagen nach Herzenslust und sogar pflichtgemäß. Michel sagte: den Krieg fürchte er nicht, es würde ihm gar nichts machen zu gehen, wenn er wäre wie andere Leute. Aber er habe oft gehört, im Kriege käme ungefähr die Hälfte mit dem Leben davon, und jetzt unterm Napoleon nicht einmal. Nun sei er so dick als zwei deren Hungerleider, welche sich gewöhnlich anwerben ließen, da wüßte er ja im voraus, daß er das Leben nicht davon brächte, denn thäte es nicht den einen halben Theil treffen, so nähme es doch den andern. Und wenn man das voraus wüßte, wäre es ja dumm, wenn man ginge. Allweg lachte, wer diesen Kalkul hörte.

Anni verschwatzte sich selten und nie so lange noch was abzuwaschen war. Sobald Michel fertig war mit Essen, trug es ab und machte sich ans Waschen. Michel aber griff nach seiner Pfeife und machte seine übliche Runde ums Haus und in den Ställen. Dies ist eine Uebung, welche kein Bauer, auch wenn er nicht mehr selbst arbeitet, je versäumen sollte. Es ist denn doch des Herrn Auge, welches die Ordnung erhalten soll. Michel hatte sonst sehr große Freude an diesen Ställen und mit Recht, denn schönere Pferde, stattlichere Kühe sah man selten, aber diesmal sah er wenig von diesen Schönheiten, es lag ihm zu dick vor den Augen. Es kam ihm immer in Sinn, wenn der Landjäger ihn doch verklagen würde, wenn er dies alles verlassen müßte. Dann kam ihn großer Aerger an über sein Wüstthun und starke Entschlüsse, alle Ausflüge zu unterlassen und auf seinem Knubel zu bleiben, da könne er machen, was er wolle, und fechte ihn hier jemand an, so habe er das Recht ihn todtzuschlagen. So studirte Michel tief, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, so tief, daß er das Horn, mit welchem man die Leute auf dem weiten Hof herum zusammen- und zum Essen rief, fast überhört

hätte. Der Hunger plagte ihn zwar nicht, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen nahm er doch seinen Platz oben am Tische ein, hinter dem Tisch pflanzte sich das Mannevolk auf, auf dem Vorstuhl saßen die leichten Truppen, das Weibervolk nämlich, welches frei ab und zu gehen mußte.

Drei große Milchkacheln voll ganzer Milch, d. h. die Nidle nicht abgestreift, standen auf dem Tische. Ein besonderer Napf stand neben Michel, gefüllt mit purer Nidle, so gut und dick, als Anni sie z'weg bringen konnte. So hätte es Michel von Kindesbeinen an gehabt, sagte Anni, und es wüßte nicht, warum er es als Bauer schlechter haben solle, als er es als Kind gehabt. Solche Nidle ist bekanntlich eben nicht gegen den Durst, daher Michel sehr oft seinen Löffel über den Napf weg in die große Milchkachel steckte. Das nahm ihm aber Anni allemal übel. Es sehe wohl, sagte es, er schätze je länger je weniger, was es an ihm thue. Es selbst versuchte nie etwas von der Nidle, was Michel überließ, wanderte in den Ankenkübel. Es hätte schrecklich schlecht gelebt, wenn es seine Milch an die Nidle hätte tauschen sollen, aber Micheli sollte Nidle brauchen. Das sei nur Bosheit und ihm z'Trotz. Sie sei ihm als Kind gut gewesen und hätte so wohl angeschlagen, so wüßte es gar nicht, warum er sie jetzt nicht mehr brauchen wolle. Sobald man gebetet hatte, brachten die Knechte das Gespräch auf die gestrigen Heldenthaten, sie thaten zwei Würfe mit einem Stein, einen nach dem Wohlgefallen des Meisters und einen nach der Huld der Jungfrauen, welche auf dem Vorstuhl saßen. Homer machte es wohl etwas fließender, wenn er von Achill oder Ajax sprach, als diese Knechte, da sie die Thaten ihres Meisters priesen, aber größer stellte er seine Helden nicht dar, als diese Knechte den ihren. Zu Hunderten seien die Dörfler da unten an ihn geschossen wie Bremsen an ein Roß, aber Michel habe sich nicht umgesehen, habe seine Streiche geführt wie vom Himmel herab, und wen er nur angerührt, habe

sich gestreckt, so lang er gewesen. Er hätte nicht gebraucht nachzubessern, und was beim ersten Mal sich nicht gegeben, zum zweiten und dritten Mal zu versuchen. Wunder thäte es sie nicht nehmen, wenn sie jetzt noch dort lägen, wo sie hingefallen. Was der Meister nicht niedergeschlagen, das hätten sie gebürstet, daß die Haut sammt den Haaren davon gefahren. Jeder wollte Streiche aufgefangen haben, welche dem Meister gegolten, niedergeschlagen haben, wer ihn im Rücken angegriffen. Jeder hatte Heldenthaten begangen, darüber zankten sie, aber darin waren sie einig, daß sie Alle gegen den Meister nichts gewesen, der sei durch Alles durchgefahren wie ein Ochse durch einen Bohnenplätz. Auch Sami's und Bäri's wurde mit Ehren gedacht, der Landjäger ausgescholten, berathen, wie man es ihm das nächste Mal machen wolle. Es wurde erzählt, was das vor dem Meister einen Respekt gegeben, wie sie mitten im Streit und Schlagen gehört: wie der Knubelbauer sei doch keiner, selb sei wahr, und das sei doch dumm, daß man den nicht ruhig lasse, er thäte ja niemanden was zu leid, aber wer sich an ihn wage, komme entweder weg wie ein Hund oder liege am Boden wie ein Kalb.

Kurz sie redeten schön, vertrieben dem Meister die Grillen, füllten ihn wieder mit Selbstbewußtsein, wie man mit Gas einen Luftballon füllt, daß nicht bloß keine Wolke mehr auf seiner Seele lag, sondern daß ihn dünkte, er sei zunächst an der Sonne und glänze selbst wie die Sonne. Anni redete beständig drein, vernütigte alles, wollte abbrechen, aber man hatte heute keine Ohren für ihns, man sah zu deutlich, wie es dem Meister wohl that und wie gern es die Jungfrauen hörten. Man spann den Faden fort, da hob Anni, als es den letzten Löffel niedergelegt sah, rasch die Tafel auf, raffte einiges Geräthe zusammen und befahl den Mägden, das Uebrige nachzubringen. Diese mußten gehorchen, so gut als englische Damen, wenn die Hausfrau sich erhebt und in das

Theezimmer schreitet. Ob gern oder ungern, was sein muß, muß sein, sowohl auf dem Knubel als in England. Aber wie in England die Herren blieben hier die Knechte sitzen, denn der Meister blieb ebenfalls sitzen, und die Knechte spannen fort an ihren homerischen Gesängen und dem Meister schwoll das Herz mehr und mehr, kühn leuchteten seine Augen und auf die Zunge wälzten sich, ungefähr wie man ein Zuckerfaß aus dem Keller schrotet, die Worte: „Z'arbeiten trägt heute nichts ab, z'arbeiten ist nicht viel, wie wär's, wenn wir heute wieder nach Kirchberg gingen, luegten, ob die noch da lägen, wo sie gestern gelegen, und dann luegten, wie es am Eiermahl geht, es soll heute sein? Es wäre zu probiren, ob man auch tanzen dürfte, oder ob nur die Kirchberger Prinzen das Recht dazu hätten?"

Doch ehe noch diese Worte hinauf bis auf die Lippen geschrotet waren, was bei Michel immer etwas Zeit brauchte, streckte eine Magd die Nase zur Thüre herein und rief: „Michel, söllest use cho, sind Zwei da, wollen mit dir reden!" „Kennst sie?" fragte Michel. „Habe sie nie gesehen," sagte die Magd, „aber allem an sind sie unten aus den Dörfern." Die Knechte sahen einander an, als ob sie sich gegenseitig fragen wollten, ob sie wüßten, was die wohl wollten. Natürlich ward die Tafel nun auch vom männlichen Geschlechte aufgehoben. Im Herausgehen sagte Sami zu Michel: „Sie mögen an dich bringen, was sie wollen, so laß dich nicht erschrecken, mach' nit öppe d'r Narr!" Draußen standen Zwei, auch Michel kannte sie nicht. Sie fragten Michel: ob er der Knubelbauer sei, sie hätten ein Wort mit ihm zu sprechen. Michel hieß sie in die Stube kommen. Ho, sagten sie, sie hülfen da ein wenig nebenaus gehen, sie hätten mit ihm etwas im Vertrauen zu reden. Wer nämlich recht vorsichtig sein will, redet vertrauliche Worte am liebsten im Freien, wo keine Wand ist, an welche ein Ohr sich legen und hinter welcher man das daran gelegte Ohr nicht sehen kann.

Wahrscheinlich hatten sie sich bereits den passendsten Platz auserlesen, wie, wenn man angreifen will, man sich erst das Terrain besichtigt. Sie gingen neben dem Hause einem kleinen Hügelchen zu, wo höchstens nur eine Maus im Loche unbemerkt horchen konnte. Dort sagte der Eine: „Es wird dir z'Sinn cho, warum wir da sind. Du weißt, wie du gestern in Kirchberg gethan, jetzt liegen in Kirchberg Zwei in der Leistung. Sie sind bös z'weg, so Gott will, stehen sie wieder auf, aber gewiß ist es nicht. Jedenfalls werden sie zeitlebens ein Näggis davon tragen. Uebrigens brauchst du uns nicht zu glauben, da ist das Doktorzeugniß, da lies, wenn du kannst. Der Doktor hatte es gleich anzeigen wollen; wenn solches permittirt sei und nicht handlich gestraft werde, sei ja niemand seines Lebens sicher, hat er gesagt. Wenn es der Oberamtmann vernehme, werde der wohl dem Knubelbauer das Handwerk legen ein für alle Male. Aber wir haben dir nicht z'Bösem wollen, unglücklich zu machen begehren wir dich nicht, du wirst wissen, wie man jetzt mit Schlägern und Händelmachern abfährt. Es sind zwei arme Bursche, welche ihr Brod verdienen müssen, so schien uns, wenn du ein Namhaftes thun würdest, so könnte man schweigen und stille sein bei der Sache. Wie meinst?"

Da machte Michel ein dumm Gesicht und hatte beide Hände in den Westentaschen, wie es damals Mode war, später fuhr man damit in die Hosensäcke, gegenwärtig in die Rocktaschen, denn etwas muß der Mensch haben, wohin er mit den Händen fahren kann. Hat er nichts, so hat er auch keine Haltung, und das ist fatal. Und wenn er auch etwas hat, darein er fahren kann, so schützt es ihn doch nicht immer vor Verlegenheit, das erfuhr Michel jetzt. „Was düecht dich, was willst? red'," sagte der, welcher bis dahin geschwiegen, „wir haben weit heim, es pressirt uns." Da sagte Michel endlich: Etwas sei gegangen, selb sei wahr; aber es hätten noch viele Andere geschlagen als er, die Bursche könnten von

Andern geschlagen sein so gut als von ihm, selb sei doch vorerst zu untersuchen, ehe er eintrete. „Die Sache ist ausgemacht, untersuchen mangelt sich da nicht," sagte der eine der Anschicksmänner, „wie man den Roßeisen gleich ansieht, welcher Schmied sie gemacht hat, so kennt man alsbald die Köpfe, welche der Knubelbauer beschlagen hat. Daneben wie du willst. Es war uns um dich, und willst nicht, so hast gehabt, anhalten wollen wir dir nicht. Wir können auf dem Heimwege gleich beim Schloß vorbei die Anzeige machen und das Doktorzeugniß abgeben." „He, einen Tag oder zwei Bedenkzeit, daß man sich öppe besinne cha, wird doch wohl zu haben sein," sagte Michel. Dazu hätten sie keinen Auftrag, sagten sie. Unterdessen könnte die Sache von einer andern Seite angezeigt werden, dann sei sie aus ihren Händen. Mach' aus, so ist es ausgemacht. Daneben zwingen wollten sie ihn nicht. Er solle ihnen nur, wenn er schreiben könne, ein Zeugniß machen, daß sie dagewesen seien. Das hätte Michel zu einer andern Zeit vielleicht gethan, denn er konnte sich gar nicht erinnern, jemand so gedroschen zu haben, daß er in der Leistung liegen mußte, und seine Knechte konnten es auch kaum gethan haben. Sie hatten sich bei niemand besonders aufgehalten, nur so gleichsam im ununterbrochenen Vorrücken aus dem Wege geschlagen, was darauf gewesen, und Schweizerköpfe mögen mehr als einen Schlag ertragen, und werden sie auch sturm geschlagen, hat es nicht viel zu sagen, und fällt auch Einer hin, steht er zumeist alsbald wieder auf. Aber die Umstände, die Geschichte mit dem Landjäger, Bigelpeterli und Napoleon und der Teufel, den Anni ihm im Gütterli gezeigt, hatten Michel Angst gemacht, er fürchtete sich vor einer Untersuchung. Michel suchte diese Angst freilich zu verbergen, so gut er konnte, aber er hatte noch zu wenig Brod gegessen, um die zwei Anschicksmänner zu täuschen. Ein Bauer merkt es dem andern auf der Stelle an, ob er fest ist im Gemüth oder erschrocken. Man hört hundert Mal:

„Diese Kuh habe ich wohlfeil, aber sie war feil. Ich merkte es dem Mannli gleich an, daß ihm angst war, sie zu verkaufen, weil er Geld haben mußte. Da hielt ich nieder und schüttelte dazu die Thaler im Hosensack, bis er mir sie gab. Was nützen d'Vörthel, wenn man sie nicht braucht."

Die Männer wandten sich zum Gehen, thaten so gleichgültig und sicher, daß es Michel immer katzängster wurde, er sie in die Stube kommen hieß, ihnen dort Kirschenwasser aufstellte, es endlich mit ihnen z'Todt und Amen ausmachte. Aber es kostete Michel ein schweres Geld, und mit schweren Seufzern gab er es. Michel liebte wie gesagt das Geld nicht vorzugsweise, dachte eigentlich wenig daran, aber ein solcher Lümmel war er doch nicht, daß er es unbeschwert so mir nichts dir nichts zum Fenster auswarf oder verschlengete, wie man zu sagen pflegt. Aber z'Krieg, z'Krieg wollte er nicht, den Knubelhof konnte er nicht mit nehmen, und was halfen ihm Bäri und Schlagring im Krieg gegen Dragoner und Kanonen?

Als die Männer das Geld hatten, pressirten sie fort und strichen sich mit so langen Schritten, daß Michel dachte: Die fürchten, ich könnte reuig werden, denen hätte ich es anders machen können! Aber es war eben jetzt eine ausgemachte Sache. Er seufzte über das schwere Sündengeld und dachte, das sei am Ende doch keine Sache, welche sein müßte, in Zukunft könne man sich davor hüten. Die Lust ans Eiermahl zu gehen, wo es sicherlich wieder Schläge gab, war ihm durchaus vergangen, sein Selbstbewußtsein hatte gar keinen Flug mehr.

Schwermüthig trappete er ums Haus herum und siehe da, plötzlich standen wieder zwei Männer vor ihm und wieder waren es zwei sogenannte Anschicksmänner. In Wynigen liege Einer krank in der Leistung, den Michel in Kirchberg geschlagen. Derselbe habe es zwingen wollen, heim zu gehen,

aber in Wynigen müssen liegen bleiben. Er sei so z'weg, daß sie nicht wüßten, ob sie ihn noch lebendig antreffen würden, wenn sie heim kämen. Wenn er ausmachen wolle, wohl und gut, sonst könne man es auch anders machen.

Diese zweite Hiobspost fuhr Michel ins Gebein, trieb ihm das Blut ins Haupt. „Glaubt ihr denn, der Knubelbauer sei nur da, um sich brandschatzen zu lassen? Da könnte mir jeder Scheim im Lande kommen und sagen: „Michel, hast mich geschlagen, gieb Geld!“ Das ist mir ganz das Gleiche, wie wenn mir Einer auf der Straße sagt: „Blut oder Geld.“ Jetzt macht, dieweil eure Beine noch ganz sind, daß ihr mir vom Hause wegkommt.“ Aber diese Männer waren weder erschrockenen Herzens noch auf den Kopf gefallen. Sie liefen nicht alsbald davon, sondern sie ließen scharfe Worte fallen, welche Michel ins Herz schnitten. Sie redeten vom Krieg, sagten, Michel schicke sich wohl dahin, aber ungewohnt werde es ihm denn doch sein, wenn er von allem fort müsse, und die Kindermutter mitzunehmen, schicke sich doch nicht wohl. Nun, wie man's mache, hätte man's! An einem andern Orte könne man auch sein, warum nicht, wenn man das Leben hätte, und sei man todt, da mangle man nichts mehr, dann sei es an einem Orte wie am andern. „He nun so dann, so adieu wohl, und es wäre dir zu wünschen, daß du nie reuig würdest.“ Kurz, sie redeten, stachen, hieben, mürbten Michel, daß sie endlich statt mit einem Abschlag mit einem schönen Schübel Geld ablaufen konnten.

Das that Michel mehr als weh, er dachte, das werde gehen wie bei Hiob, bis er fertig sei, und hinterher komme doch der — Landjäger und nähme ihn. Er ging ins Bett, da ließe man ihn doch ruhig schlafen, dachte er, aber seine Gedanken irrten ihn am Schlaf. Michel war nicht dumm, aber unerfahren fast wie ein Kind und erschrockenen Herzens in gewissen Dingen, so furchtlos er in andern war. Der Muth und die Furcht wohnen in den meisten Herzen friedlich

beisammen, der gleiche Mensch kann Löwe oder Hase sein, je nachdem die Gefahr ist, die an ihn kommt, und je nachdem das Element ist, aus welchem sie kommt. Es kann Einer ein Utüfel gegen das Feuer sein, vor dem Wasser aber springt er so weit er kann. Michel sah wohl, er war gemolken worden, nicht bloß wie eine Kuh von einem Melker, sondern wie ein Staat, an dessen Euter jedes Kalb im Lande sein durstiges Maul hängt. Neben diesem Aerger tauchte ein zweiter auf. Gestern zwei Mal, ein Mal auf der Brücke und ein Mal im Wirthshause und heute wieder hatte man ihm die Kindermutter, Bröckeli, Breili um die Nase gerieben. Für ein Kind schien man ihn nicht bloß zu halten, sondern im Publikum zu verschreien, zu verlachen und weit umher, sonst hätte man es ihm nicht in Kirchberg vorgehalten. Das ist für Einen, welcher meint, er sei hoch berühmt, so weit sein Name genannt werde, eine fatale Entdeckung, und das Fatalste war, daß er, als er anfing darüber nachzudenken, selbst finden mußte, etwas sei an der Sache. Anni war seine Kindermutter auf den Dupf wie vor zwanzig Jahren. Anni band ihm noch immer die Schuhe, band ihm das Halstuch, zog ihm den Hemdekragen z'weg, ja kämmte ihm das Haar hinten schön über den Kragen und vorne über die Stirn herab, kochte ihm Eiertätschli, stellte ihm Nidle z'weg, buk seine Küchelschnitten doppelt, trug Kümmernisse um ihn im Herzen und zu Tage wie um ein fünfjährig Bübchen. Das wurmte ihn sehr, aber guter Rath, wie helfen, fiel ihm über Nacht nicht ein.

Darum war er am folgenden Tage sehr übler Laune, wie man es immer ist, wenn man entweder sich bewußt ist, dumm gethan zu haben in der Vergangenheit, oder witzig thun möchte in der Zukunft und nicht weiß wie. Er war wunderlich, Anni konnte es ihm nicht treffen, ja er schnauzte es sogar. Darüber weinte und grollte Anni. Das sei sein Lohn, sagte es, daß es sein Schuhwisch sein solle und alles entgelten, was er dumm anstelle. Es vermöge sich dessen ja

doch nichts, daß er vorgestern den Lümmel gemacht und Alle geprügelt, gestern den Löhl und von Allen sich hinwiederum habe brandschatzen lassen. So wolle es nicht dabei sein, sondern aufpacken und gehen, für ein Plätzlein ruhig zu sterben werde der liebe Gott wohl sorgen. Er wisse, wie es es gemeint habe und wie man es ihm jetzt mache. Dieses Grollen that Michel wieder weh, denn er hatte ein weich Herz und Anni lieb, aber er hatte eben wieder die Manieren nicht, mit welchen man grollendes Weibervolk versöhnt. Sie sind ziemlich bekannt und nicht schwer zu lernen, wenn man nicht durchaus ein Stock ist, aber es muß halt doch alles gelernt sein auf der Welt, bis an die gehörigen Ausnahmen, unter welche begreiflich das Regieren gehört, von dem man neuerdings wieder die Entdeckung gemacht, daß es keine Kunst, sondern eine Naturanlage sei, deren Organ aber nicht oben im Schädel, sondern im Maule sitzt.

Als im trüben Grollen der Morgen verflossen war und über Mittag das Wetter nicht heiterer wurde, ging Michel ins Stübli und wollte ein Rühyigs nehmen.

Kaum hatte er sich gelegt, klopfte es draußen hart. Hoch auf fuhr Michel und sagte: „Ist aber so ein — da.“ Da fragte eine grobe Stimme: „Habt ihr nichts Feißes?“ Solche Stimmen sind, wenn auch nicht die letzten Posaunen, welche aus dem Grabe wecken, so doch Instrumente, welche jeden Bauer aus dem Schlafe sprengen, besonders wenn er was Feißes hat oder die Stimme bekannt tönt. „Du sollest hinauskommen,“ rief eine Stimme zur Thüre hinein, „es ist ein Bernmetzger da.“ Michel ging, kannte aber den Metzger nicht, war störrisch ohnehin und gab ablehnenden Bescheid. Er hätte doch vernommen da unten, er hätte ein besonders fettes Milchkalb, wie man lange keins gesehen das Land auf das Land ab, es wiege über zwei Centner. Er möchte es wenigstens sehen, sie würden doch vielleicht des Handels einig, wenn es nicht schon verheißen sei, sagte der Metzger. „Nun,“ sagte

Michel, „das Kalb kann ich dir zeigen," ging mit Schritten, wie er sie lange nicht gemacht, in die Stube, holte hinter dem Zeithäusli, wo die Stöcke gewöhnlich verwahrt stehen, einen Dornenstock und fuhr mit flammendem Gesichte auf den Metzger los und schrie: „Siehst jetzt das Milchkalb, gschaus recht!" Der Metzger sagte erschrocken: „Nit, nit, ich habe nichts Böses gemeint, man hat mir es so angegeben, mich herauf geschickt!" Aber Michel hörte keine Einsprache des Metzgers, sondern schlug unbarmherzig auf ihn los. Da versuchte des Metzgers Hund was zur Sache zu sagen, aber da war Bäri bei der Hand, gab bündig Bescheid, daß Metzger und Hund nichts Besseres wußten, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie stoben übers Feld, durch Korn und Bohnen aus Leibeskräften. Michel konnte nicht viel daran machen, des Metzgers Beine waren um etwas leichter, aber Bäri wohl, der überschoß den armen Metzgerhund, daß er das Rad schlug wie ein Hase, den man in den Kopf geschossen.

Der Lärm hatte die ganze Mannschaft auf die Beine gebracht, welche sich über die Exekution fast todt lachen wollte, nur Anni schlug unter der Küchenthüre die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte über die heutige Welt, die seit Adams Zeiten nie so schlecht gewesen, solche Frechheit hätte es doch nicht gedacht zu erleben. Es nehme ihn's nur wunder, daß der liebe Gott so lange Geduld hätte, daß er nicht vierzig Tage und vierzig Nächte nicht bloß Wasser sondern Pulver regnen lasse und am einundvierzigsten den Blitz drein schlagen. Das gäbe eine rechte Aufräumeten, den wüsten Leuten müßte man es gönnen, sie wüßten dann einmal, wer Meister sei, und die Brävern hätten es besser und wieder Platz auf der Welt. Als Metzger und Hund verstoben waren und jedes wieder an seine Arbeit gegangen, polterte Michel in die Stube hinein, wo Anni im Saamzeug kramte, da es die Zeit war, wo rechte Weiber das Gartenfieber haben. Er polterte in der

Stube herum, sein Zorn wuchs, statt sich zu verflüchtigen. Anni wollte ihn bedauern, ihm zusprechen: „Micheli, sei nit böse,“ sagte es, „das sind wüste Leute, mußt dich denen nicht achten.“ Aber dieser Zuspruch war Oel ins Feuer. So wolle er nicht mehr dabei sein, sagte er, aller Leute Narr im Spiel wolle er nicht sein, so erleide ihm das Leben. Am besten sei's, er gehe in Krieg, da bleibe er an einem Orte dahinten, wo er niemand zum Gespött mehr sei. Hier könnten ihn die Leute doch nicht in Ruhe lassen, wenn er auch keinem sterblichen Menschen was zu Leide thue. Begreiflich rechnete Michel die Löcher, welche er den Leuten in die Köpfe schlug, für nichts, denn sie thaten ihm nicht weh. So rechnen bekanntlich die Leute, was ihnen nicht weh thut, ist kein Weh, und was ihnen nicht Leid verursacht, keine Beleidigung.

Nun kehrte sich das Wetter, und daß Michel sterben wollte, drehte Anni das Herz um. „So red' mir nicht,“ sagte es. „Könntest dich versündigen, ich stehe es nicht aus und du hast nicht Ursache. Wenn schon Brandschatzer dagewesen sind und so ein Metzgerkalb, so macht das die Sache nicht aus. Wenn du daheim bleibst, so kommen die Brandschatzer nicht mehr, und den Andern wird es wohl erleiden, wenn du mit ihnen ausfährst, wie du es dem gemacht hast. Von einem solchen Hof weg und so jung, denk', Micheli, so einen giebt es auf Erden und im Himmel nicht. Die Hühner legen vierzehn Tage früher als an allen andern Orten, und wenn ich in die Stadt gehe, so fragen mir die vornehmsten Herrenfrauen nach und geben mir gern einen halben Kreuzer mehr für das Pfund Anken: es sei keiner so süß wie der Knubelanken, sagen sie immer. Und redest dann von Krieg und sterben, nein, Micheli, selb ist dir nicht Ernst. Red' nur nicht mehr so, könntest dich doch verfehlen, wenn es unser Herrgott für Ernst nehmen würde, er ist manchmal viel exacter als man meint.“

„Nun," sagte Micheli und schlug mit der Faust auf den Tisch wie ein trotzig Kind, „wenn ich nicht sterben soll, so will ich heirathen, selb will ich dann, das muß mir sein."

Da stand nun Anni, alle Löcher im Gesicht angelweit aufgesperrt, nicht bloß wie Frau Loth, als sie hinter sich sah in Sodoms und Gomorrha's Flammenmeer, sondern als ob es sehe den Blitz vom Himmel fahren in das Pulver hinein, welches es vierzig Tage geregnet, als ob es bereits sehe, wie die Menschen als gebratene Gänse gen Himmel führen. Es hatte ihm den Athem gestellt, die Sprache fand es nicht. Endlich begann es zu schnopsen, als ob es eine halbe Stunde unter Wasser gelegen, und schnopsete immer: „Heirathen, heirathen ach, ach heirathen, ach, ach, ach Gott und alle Güte!"

Das Wort hatte es getroffen wie ein gewaltiger elektrischer Schlag und war ihm in alle Glieder gefahren. Von dem Gedanken, daß Micheli je heirathen könne, war es so weit entfernt, als vom Morgen der Abend ist. Mütter denken schon an das Heirathen der Söhne, wenn sie ihnen zum ersten Mal die Brust reichen, halten Musterung unter den Töchtern des Landes, ob wohl eine würdig des Glückes sei, bei ihr Söhniswyb zu werden. Hat eine eine Sohnsfrau, so kann sie möglicherweise Großmutter werden, und dies betrachten Weiber in einem gewissen Alter als ein Avancement, welches mit gewissen Berechtigungen verbunden ist. Kindermütter aber haben es ganz anders, natürlich. Sie denken zwar nicht daran, Sonne, Mond und Sterne zu stellen, wie Josua es gethan, indessen, was sie als Kind empfangen, möchten sie doch als das gleiche Kind behalten in alle Ewigkeit, denn ist es mit dem Kinde aus, ist es auch aus mit der Mutterschaft. Es ist also nicht bloß Eigennutz dabei, sondern wirkliche mütterliche Liebe, welche nicht um das Kind kommen will. „Du mein Gott," ächzte Anni endlich im Zusammenhang, „jetzt gar noch heirathen, jetzt ist mir nicht mehr zu

helfen! Du, Micheli, mein Micheli, heirathen, was habe ich dir zu leid gethan, daß du mir das anthun willst? Thust du mir das zu leid, dann ist es aus mit mir, dann bin ich fertig! Nun, mir ist es gleich, aber wer sieht dann zu dir, kocht dir, was du liebst, bettet dir, wie du gerne liegst, sorgt für weiße Hemden, plättet dir die Strümpfe und nimmt es an mit Geduld, wenn du wüst thust? Du kannst mich erbarmen, Micheli, aber du wirst dich wohl noch anders besinnen."

„He," sagte Micheli, „wenn ich schon heirathe, kannst du die Sache gleich machen, es sagt ja niemand, daß du fort sollest. Was du nicht machen magst, nimmt dir die Junge ab." „Ja, abnehmen, da bleiben, d'Sach' machen, ja wohl, das käme schön, da sieht man, was du für ein Kind bist. Du guter Micheli, du weißt nicht, was das Weibervolk ist heutzutage und wie die heutigen Meitscheni sind," jammerte Anni. „Die können nichts und mögen nichts als den Narren machen, Rothen saufen, vor dem Haus hocken, z'Märit laufen und fressen, was Geld kostet, mögen niemand leiden, wissen nichts, machen nichts und hassen und verfolgen Alle, wo ihnen d'Sach machen müssen, und gönnen niemand das lautere Wasser. Aufgestrüßt sind sie von Kindsbeinen an wie die Pfauen, und weiß dir doch keine mehr, wo man den Hühnern die Eier greift. Stumphosen trägt dir keine mehr, da müssen dir ganze Strümpfe mit Fürfüßen sein Jahr aus Jahr ein, denk', Micheli, dann ist es auseiertätschlet und Milch kannst aus Tannzapfen drücken. Eier und Milch werden dir gebraucht, daß du gar nichts davon weißt, du armes Tröpfli. Dem soll ich zusehen, nichts dazu sagen, selb stünde ich nicht aus. Und wenn ich mich auch noch leiden wollte bei einem Brösmeli Brod und einem Tröpfli blauer Milch und es abverdienen mit Kuder spinnen und Wolle rupfen, sehen, wie du ermagerst und dir die Kleidleni am Lybli ume schlottern wie des Großvaters Kutte an einem Bohnenstecken,

nein, Micheli, nein, das will ich nicht, das drückte mir das Herz ab.“

„Thu nicht so,“ sagte Michel, „ich habe einstweilen ja noch keine, und sövli bös wird d'Sach' nit sy. Es läuft ja doch mancher junge Mann herum mit einem Kopf wie ein Käskeßi und einem Bauch wie ein Landfaß. Es wird doch wohl ein Weibervölchli zu finden sein, ein freines und arbeitsames, welches weiß, warum es da ist, und luegt, daß ich nicht ermagere, und dich ästimirt.“ „Was Tüfels frage ich dem G'ästimir nach, und was mangelst du jemanden, der zu dir luegt? Habe ich bis dahin nicht zu dir gluegt, eine Mutter hätte es nicht besser können. Oder sag, wo habe ich gefehlt? Habe ich gestohlen, verschleipft, die Faule gemacht?“ begehrte Anni auf. „Nit, nit, Anni,“ sagte Michel, „aber es ist ja so der allgemeine Brauch, daß man heirathet, und aparti tödt hets niemere, und so hets mih düecht, ih chäm damit mängem ab und chäm us dr junge Burschet.“

„O Micheli, du gutes Tröpfli, du bist dazu noch viel z'dumm, es ist sich aber nicht viel zu verwundern, so jung wie du noch bist,“ entgegnete Anni. „O du weißt nicht, wie das heutige Weibervolk ist, und weißt nicht, wie bös die Welt ist, und wie nirgends mehr Glauben ist und niemand mehr thut, wie es der Brauch ist. In zehn Jahren hast du vielleicht den rechten Verstand und vielleicht auch nicht, aber bis dahin bessert unser Herrgott die Welt, dressirt und rangschirt sie anders. Dann kannst du es in Gottes Namen probiren, wenn's zwängen willst, aber zähle darauf, du wirst mir einmal reuig.“ „Jetzt schweig mir mit dem G'stürm,“ sagte Michel, „wenn du mich nicht tödten willst. Los, Anni, selb ging doch wohl lang, ich ständ es auch nicht aus, es thäte ein Unglück geben, wenn ich mir die Kindermutter sollte vorhalten lassen, wenn ich mein Lebtag ein Kalb sein sollte.“

Nun gab es erst recht Feuer und Jammer bei Anni, als

es hörte, wie man seinem Micheli die Kindermutter vorhielt. Das sei doch unerhört, daß man eine alte Frau so verbrülle in der Welt, und thue es doch keinem Kindlein was zu leide, und betet und g'arbeitet hätte es sein Lebtag, es wäre gut, es thäte es niemand minder. Es wolle wetten, das käme von Dirnen her, welche ihm es nicht gönnen möchten, daß Michel ihn's lieb habe, die gern selbst Kindermutter wären auf dem Knubel. Es wisse wohl, das Weibervolk sei immer gewesen, wie es gewesen von Eva her. Es nehme ihn's nur wunder, daß der liebe Gott nicht gleich die Eva abgeschafft, als er gesehen, wie sie gerathen, und eine andere gemacht. Aber nicht aus Mannesfleisch, da sei es kein Wunder, wenn sie bubig würden. Aber so schlecht wie jetzt sei doch das Weibervolk nie gewesen, zu seiner Zeit hätte man sich doch geschämt, Einem so unter die Nase zu stehen und so nöthlich zu thun. Es möchte die Täschen nur kennen, welche das gethan, denen wollte es sagen, was sie wären. „Wärst du aber was werth gewesen, so hättest es ihnen gemacht wie dem Metzger oder Sami oder Bäri an sie hingereiset, sie hätten dir dein Lebtag die Kindermutter nicht mehr vorgehalten. O hättest mich lieb, du hättest das gemacht, aber ich sehe wohl, du verschämst dich meiner, ich bin dir auch im Weg, und das ist jetzt mein Lohn und mein Dank, daß ich meine besten Jahre hier verbraucht, Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und für alles gesorgt, als ob es meine Sache wäre. Ach, wenn ich nur schon weg wäre und sechs Schuh unter der Erde. Wer weiß, was für Elend ich noch erleben muß.“ Und in völlige Trostlosigkeit versank Anni, daß Michel schweigen mußte und trösten, es sei ja noch keine gemachte Sache und nicht daß es sein müßte, wenn es ihm so zuwider sei, könne man es ja unterwegs lassen.

Michel sprach im Ernste so, aber der Gedanke an's Heirathen war einmal da und er ward seiner nicht mehr los. Es giebt Gedanken, welche stärker sind als alle Michel, Platz nehmen, wo sie wollen, und da bleiben, man mag sie wollen

oder nicht. Solche Gedanken vertreibt man nur mit andern Gedanken, aber eben hatte Michel keine andern, oder was er dachte so nebenbei, stärkte nur diese Gedanken. Er versagte sich aus Furcht vor bösen Folgen seine Hauptfreude, die Schlägereien. Kinder tauschen aber ein Spielzeug nur gegen ein ander Spielzeug; wenn sie vom Ballspiel ablassen, ergreifen sie mit um so größerer Hitze das Stöckeln, von dem bringt sie weder Schulmeister noch Haselstecken ab. Michel mußte immer an die Stimme in Kirchberg und an den Metzger denken, und das Ende von allem war immer: heirathen wäre doch gut, und e Frau sött zueche, was will ich sonst und was habe ich für Freude auf der Welt?

Sami kam in eine schwere Stellung, denn Michel und Anni machten ihm Mittheilungen, indessen war er der Stellung gewachsen. Anni sagte zu ihm: „Du warst ein Lumpenbub und Nichtsnutz von je und wirst einer bleiben in alle Ewigkeit, du machst mir nichts als Verdruß und hast in Gottes Namen keine Freude, als irgend ein Lumpenwerk anzustellen oder sonst was Dummes. Du hast ihm das Weiben in Kopf gethan und niemand anders und denkst nicht, was du für ein Unglück angerichtet hast, und wie es dem armen Micheli ergehen wird, nein, daran denkst du nicht. Hoffentlich geht es dir zuerst an die Beine, und das Erste, was eine junge Frau macht, wenn sie auf den Knubel kommt, ist, daß sie dich fortjagt, und kommt es ihr nicht in Sinn, so gebe ich es ihr an. Dann kannst einen andern-Platz suchen, wie du hier einen hast. Thue Micheli die Flausen wieder aus dem Kopfe, welche du ihm hinein gemacht, sonst sieh zu wie es dir ergeht. Es wird dir eingetrieben werden, zähl darauf!" Dann kam Michel zu Sami und sagte: „Was düecht dich, Sami, wäre wybe nit gut? Du weißt, wie es mir in Kirchberg ging, wie man mir da die Kindermutter vorhielt und wie man mich sonst ausspielt an allen Orten, und weißt, wie man mir aufpaßt und mich unglücklich machen möchte. Da

dachte ich, eine Frau wäre gut, da könnte ich daheim bleiben und doch Freude haben. Anni ist alt, wenn es dahinten bleiben sollte, wären wir bös dran, wer sollte die Sache machen? Jetzt hingegen könnte es eine Frau b'richten, daß die dann wüßte, wie es gehen sollte, wie man es gerne hat und wie es der Brauch ist, könnte es ihr zeigen, wie man den Hühnern die Eier greift, wie man die Milchkacheln brüht und was sonst noch Wichtiges vorkommt in einem Bauernwesen. Sage ich Anni, ich möchte wybe, so thut es wüst und sagt, es wolle ihn's tödte. Selb will ich auch nicht, aber es düecht mih, es sött ihm nit sövli mache und es sött Verstand brauche, so kann's doch nicht immer bleiben. Red mit der Mutter u säg, sie söll Verstand brauche, es werd se nit tödte, wenn ih scho wybi, und sie könne dann ja die Junge b'richten, wie sie es haben wolle."

Sami war so zwischen zwei Feuer, es ward ihm nicht angst dabei, Sami war nicht dumm, er kalkulirte: Michel muß heirathen, selb ist natürlich, thät er's nicht, wär's ja dumm! Die Mutter ist übernächtig, stirbt sie, kommt eine Magd an's Brett und macht d'Sach, und der Tüfel weiß, wie dann die thut und was ihr in Kopf schießt, wenn sie das Heft in die Hand kriegt. Jetzt eine nehmen, ist d's Best, die dressirt dann die Mutter, was der Brauch ist und wie es Michel liebt und daß Alle wohl dabei sind und es accurat geht wie jetzt, wo niemand zu klagen hat. Aber wohl auslesen muß man, die Katze nicht im Sack kaufen, darum ist das Beste, man nehme die Sache zur Hand und helfe Michel eine suchen, wehren hülfe doch nichts, und dann könnte man nicht ihm zu einer helfen, welche Allen beliebt. Es muß kein Geizhund sein, welche einer Floh den Schmutz ausdrückt, wenn sie eine Suppe machen will. Ein Schlärpli wollen wir auch nicht, welches am Morgen sterben will, wenn es auf muß, den ganzen Tag nichts thut, als um's Haus herum gränne, welches die Sonne nicht ertragen mag und den Regen nicht.

wo man ein apart Druckli muß machen lassen, um es im Lande herumzuführen. Auch so einen Ausbund und Meisterkäs wollen wir nicht, welcher alles besser weiß und alles neu will, dem man keine Hacke recht in der Hand hat und kein Rübli schabt, wie es ihm anständig ist. Da möcht der Tüfel d'rby sy, wenn man Mist zetten soll und die Bäurin kommt, nimmt Einem die Gabel aus der Hand und zeigt, wie man Mist zetten müsse, und konnte noch über kein Spänchen springen, als man es schon hundert Mal gemacht. Auch eine Werchader mag ich nicht. So eine, wo meint, es solle nie Feierabend sein, und nach Mitternacht aufruft, den ganzen Tag brüllet, bald vor dem Hause, bald hinter dem Hause und gar noch vormähen will, oder den Pflug halten, wo meint, man solle für drei werchen und für e halbe fressen. Nei nadisch, so eine wollen wir auch nicht, und Michel kriegte bald genug. Aber eben darum muß man nicht wüst thun, sondern anerbieten, man wolle helfen suchen, so eine eben rechte, welche es Allen gönnt und etwas anrührt, weiß, was Werchen ist, aber Verstand braucht und nicht vergißt, daß morgen auch noch ein Tag ist, daß, wie man nicht alles in einem Tage essen, man auch nicht alles in einem Tage werchen mag.

Nachdem also Sami seinen Plan entworfen hatte trotz dem Radetzky, führte er seine Truppen in's Feld. Er sagte zu Michel: „Du hast recht, g'wybet muß sy. Es wär lätz, wenn der Hof in fremde Hände käme, die Verwandten würden doch lachen und aufpassen wie die Aehrenleser, bis der Bauer mit dem Wagen von dem Acker ist. Und wenn die Mutter stirbt, wer soll d'Sach machen und zu allem sehen? Aber du weißt, wie das Weibervolk ist, nüt nutz heutzutag. Der Kuhhandel ist e b'schissner Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehn Mal ärger angeschmiert, und dann ist's bös, man kann nicht ändern. Darum muß man Vorsicht brauchen und wohl luegen, daß man die rechte kriegt, eine, welche zu allem luegt und es Allen gönnt und b'sungerbar

dir, von wegen du bist dich dessen gewöhnt von Kindesbeinen an. Es giebt deren, welche den ganzen Tag die Kaffeekanne auf dem Feuer haben, aber dem Mann kein Tröpfli geben, und vernehmen sie, daß er einen Schoppen getrunken oder gar guten Kameraden eine Halbe gezahlt, tröhlen sie sich am Boden herum, bis sie nicht mehr wissen, was oben und was unten ist. Lueg, du weißt gar nit, wie es geit. Aber wenn man Vorsicht braucht und sich Mühe giebt, wird doch wohl eine zu finden sein, welche kein Hund ist und doch auch kein Uflath. Auf's Geld brauchst aparti nicht zu sehen und mit der Hübschi ist es so, sie ist wohl gut, aber man muß sich gar manchmal anders gewöhnen, bis sie alte Weiber sind und aussehen wie zweijährige Aepfel."

Das dünkte Michel sehr verständig und er fand großen Trost in diesen Worten. Mit der Mutter mußte Sami andere Worte brauchen, da hatte er einen harten Stand. „Mutter," sagte er, „denk', Michel ist über fünfundzwanzig, und du bist alt, kannst über Nacht dahinten bleiben, wer soll dann die Sache machen und zu Michel luegen? Drum sieh ihm für eine, welche es gut meint und dem Hofe wohl ansteht, für eine kurzweilige und doch manierliche, wo dann da ist, wenn du stirbst, und d'Sach gleich in die Finger nimmt, wie du sie b'richtet hast." Jä, jetzt ging das Wetter schön los. „So," sagte Anni, „meinst, ich sollte über Nacht sterben, bei einer Jungen sei es kurzweiliger. Du bist doch dr wüstest Kerli unter der Sonne, der Mutter das Sterben zu gönnen, du bist gerade wie dein Vater, darum brach er auch beide Beine unter einer Buche und mußte so früh davon. Ich mußte auch plären, als ich mit ihm zur Kirche ging, aber seither mußte ich oft denken, wie wohl es mir gegangen, daß unser Herrgott ihm so früh davon half. Mach' nicht, daß es dir auch so geht. Ja wolle, der Mutter z'sage, sie sollte über Nacht sterben, ist das schon erhört worden!" „Mutter, verkehre mir die Worte nicht," sagte Sami, „du

weißt wohl, was ich gesagt und wie ich es gemeint. Aber was ist das gemacht von einer Mutter, wenn sie es ihrem Mann gönnt, daß er beide Beine gebrochen und ihrem einzigen Sohne anwünscht, daß es ihm auch so gehen möge!" „Lue, wie du lügst," zankte Anni, „von dem habe ich kein Wort gesagt, schämst dich nicht, der Mutter die Worte zu verdrehen? Und verdient es denn eigentlich Einer, der an der heiligen Oster dem Narrenwerk nachläuft und sogar Menschenblut vergießt, besser? Und wär's schade um solche Beine, welche noch dazu Andern vorlaufen auf den Wegen des Teufels?" „Mutter," sagte Sami zornig, „du bist eine wüste Frau und weißt nicht was du redest." Anni's Antwort kann man sich denken. Kurz, Sami, der nicht absetzen wollte, hatte fünf Tage zu thun, ehe er seine Mutter bloß dahin brachte, daß sie ihm seine Worte nicht verkehrte und zornig wieder an den Kopf warf, sondern sie in stillem Grollen auffing, kaute, verschluckte und darüber nachdachte.

Sami hätte vielleicht fünf Wochen oder fünf Monate Zeit dazu gebraucht, aber in dem Maaße, als Michel den Gedanken an's Heirathen sich einbürgerte in seinem Kopfe, in dem Maße drängte er Sami an Anni hin. Es sei ihm lieb und werth als wie eine Mutter, aber die Kindermutter wolle er sich nicht mehr vorhalten lassen, und das höre nicht auf, bis eine Frau auf dem Knubel sei, wolle Anni das nicht, so gehe er z'Krieg. Die Anhänglichkeit war nicht verwischt, aber der Stolz erregt, der die Liebe nicht verzehrt hatte, aber doch die alte Stellung altershalb unhaltbar fand. Sami begriff dieses und redete der Mutter fernere fünf Tage zu, bis sie endlich nicht bloß nachdachte, sondern sagte: „Nu, wenn du's zwängen willst, so zwäng's, aber wenn es nicht gut kommt, so gebe mich niemand schuld, es ist dann zu hoffen, daß es an dir vergolten werde." Nun, mit dieser Antwort ließ sich schon was machen, sie war bereits einläßig, sie beruhigte Michel, und brachte Anni dahin, daß es den Gegenstand selbst

in Anregung brachte, als einige Tage niemand etwas darüber zu ihm sagte. Das ist immer das beste Mittel, über einen einmal angeregten Gegenstand zum Reden und Eintreten zu bringen, wenn man wieder davon schweigt. Der G'wunder, was jetzt gehe, vielleicht gar etwas hinterm Rücken, thut sicher die Zunge in Gang bringen.

„Und was hast dann für eine im Gring?" schnellte einmal Anni Michel an, als es bei ihm vorüberfuhr, und eröffnete so die ferneren Unterhandlungen. „Keine aparti," sagte Michel. „Begreif, ich möchte nicht so die erste beste nur des allgemeinen Gebrauchs wegen; eine gute, die sich b'richten läßt und es mir und dir und Allen gönnt." Diese Worte waren wie Balsam auf Anni's Gemüth. „Du armes Tröpfli du, davon verstehst du nichts und kennst die Welt nicht, weißt nicht, was heutzutage die Meitscheni für Schlangen sind. Wenn man meint, man habe einen Engel an der Hand, hat man die wüsteste Kröte am Hals." „He," sagte Michel, „man muß recht luege, gut nachfragen, sich wohl b'sinne, dann wird es doch kaum fehlen können." „O Micheli, dr g'scheidtst Händler wird mit Kühen betrogen, wie viel hundert Mal leichter nicht ein junger Löffel mit einem Meitschi. Die, wo am meisten dyri däri machen, am schönsten untern gucken können, grad die sind Utüfle und thun, als ob des Teufels Großmutter ihre nächste Base sei." „He, das ist nit so schlimm," sagte Michel, „nicht halb so bös. Jetzt grad von des Bauern im Guggeli Töchtern eine, es sind ihrer manche, haben bös, es wäre eine froh zu kommen und für dih d'Sach zu machen, es sind brave Menscher, und auf das Geld brauche ich nicht zu sehen." Potz Türk und Blau, wie es da losging und so während der ganzen Inspektion bei jedem Mädchen, welche Sami oder Michel vorführten, in der ganzen Runde fand keines Gnade. Wenn am Mädchen selbst nicht so viel auszusetzen war, daß ihm seine Verwerfung unzweifelhaft schien, oder Sami oder Michel einwendende Gesichter —

zu Worten kam es selten — machten, so machte Anni es wie ein Metzger, wenn das Fleisch auf der Wage zu wenig zieht: derselbe legt Knochen, sogenanntes Ausgewicht bei, etwas, welches den Ausschlag giebt. Solchen Mädchen legte Anni auch Ausgewicht bei, einen Urgroßvater, welcher im Zuchthaus, eine Großmutter, welche im Schwingstuhl oder in der Trülle gewesen, eine Mutter, welche dem Teufel von dem Karren gefallen, einen Vater, der einen Eid gethan, von welchem man glaubte, er sei falsch gewesen, Vatersbrüder, welche gröbelige Grüsle seien, eine Schwester, welche ein unehelich Kind gehabt, einen Bruder, der geschieden sei u. s. w., u. s. w. Wo aber gar nichts Anzubringendes offen auf der Hand lag, was freilich nicht oft vorkam, da sagte Anni, gerade das scheue es am allermeisten. An allen Orten sei etwas, und wo man nichts wisse, da seien die Leute nur schlauer als die andern und hätten um so größere Ursache es zu verbergen, es sei gewöhnlich zehn Mal schlimmer als das, was alle Leute wüßten.

Michel wurde ganz traurig, schlug auf den Tisch nnd fragte: „So soll ich denn keine haben?" „Warum nicht," sagte Anni, „ja freilich, aber nicht die erste beste, gut luege und sich wohl b'sinne, hast ja selbst gesagt. Ihr habt sie da um's Haus herum zusammen gelesen, und das gefällt mir nicht; nur keine aus der Nähe, sonst bist plaget alle Tage bis in's Grab. Du hast niemand nöthig, welcher dir z'weg hilft mit Zug und Geld, Holz und Leuten, da ist ein Schwäher in der Nähe, der helfen kann, kommod. Nimmst du aber eine aus der Nähe, hast du das ganze Pack beständig vor der Thüre. Hat der Schwäher was nöthig, schickt er zum Tochtermann oder kommt und nimmt es ungefragt, und niemand sagt dir danke Gott dafür. Hat die Mutter was nöthig, Geld, Anken, Schnitz, Fleisch, kurzum was es ist, muß es die Tochter geben und d'Sach wird dir verschleipft, du weißt nicht wie. Küchelt man einmal und kriegt es das Pack in die Nase, so kommt die ganze Haushaltung mit Hund und

Katze, frißt, daß sie sich binden müssen und denken, es thut's ihm wohl. Röstet man Kaffee, so ist ein Kind da mit einem Teller und sagt, Mutter habe keinen gerösteten, man solle ihr doch leihen, sobald sie röste, wolle sie ihn wiedergeben. Aber der muß gute Augen haben, der eine Bohne wiedersieht. Macht der Mann mal der Frau ein sauer Gesicht, läuft sie zur Mutter, weiß sie etwas nicht, läuft sie zur Mutter, soll sie was thun, das ihr zuwider ist, läuft sie zur Mutter, die kommt daher, ist gesotten und gebraten hier, und der Hof ist der ihre, d'Sach ist ihre und du hast so wenig mehr zu befehlen, als der Thürlistock vor dem Hause. Selb wirst nicht wollen." „Selb nit," sagte Micheli, „aber was machen?" „Mi muß lüege," sagte Anni, „gut nachfragen, wenn du es doch willst g'habt ha, man hat Gelegenheit genug dazu, es giebt immer Leute, welche man fragen kann." Es war Anni selbst nach und nach Ernst mit der Sache geworden, seine Gedanken hatten eine Wendung gemacht. Es giebt Köpfe, deren Gedankengang einer verrosteten Thüre gleicht. Wo diese steht, da steht sie, bringt man sie mit aller Gewalt einen Ruck weiter, so steht sie da wieder, bis eine neue Gewaltthat sie noch weiter bringt. Zuweilen jedoch, durch die eigene Schwere gedrückt, fällt sie in's alte Rostloch zurück, aus dem man sie erst mit so großer Mühe gehoben. Nun hatte Anni bis dahin immer nur an seinen Micheli gedacht, gedacht, es gehe ihm so gut, besser nütze nichts, jede Veränderung brächte ihm nur Böseres, besonders eine Frau, so eine junge, wüste, tüfelsüchtige, wie man sie heutzutag habe und die obendrein nichts verstände als zu brauchen, was ihr unter die Finger komme, das hielte Micheli nicht aus, es müßte ihn tödten.

Nun aber hatte Sami ihm gesagt, es könnte ihn's tödten und zwar über Nacht; so wenig es an Michels Alter dachte und sah, wie er zum Mann geworden, eben so wenig dachte es daran, wie ihm die Jahre zuwuchsen und es eine alte

Frau geworden. Und wenn es nun über Nacht starb, wer sah dann zu Micheli, wer half ihm eine Frau suchen, wer dressirte und rangschirte sie, wenn sie einmal da war, bis sie ein manierlich Mönschli ward? Es kriegte ordentlich Hitz zur Sach und streckte seine zahlreichen Fühlfäden aus in alle Lande. Anni stand weit umher, bei vielen sogenannten untergebenen Leuten in größerm Verkehr und Ansehen, als gar manche Bäurin. Es war zwar nur Kindermutter, aber zugleich auch Verwalterin eines der schönsten Höfe, mit uneingeschränkten Vollmachten und hatte Geld in den Händen, gerade so viel als ihm beliebte. Den kleinen Handel mit Eiern, Anken, Hühnern, Milch u. s. w. betrieb es allein, nahm das Geld ein, schaffte an was nöthig war, was es übrig hatte, gab es Michel, und Michel nahm, was Anni gab, in unbedingtem Vertrauen. So gut in diesem Punkt hat's selten eine Bäurin, geschweige denn eine Herrenfrau. Hühner- und Kachelträger, Tauben- und Garnhändler, Besenbinder, Scheerenschleifer, Weckenweiber und Lumpensammler, Ankenhändler, Kesselflicker, Kachelhefter, Schweinborsten- und Federnsammler, Metzger, Müller, Hausirer mit Halstüchern, Schmöck- und Karmeliterwasser, Aarwangenbalsam und Tannzapfenöl und andern guten Dingen mehr gingen beständig ab und zu. So ein rechter Bauernhof ist eine unerschöpfliche Fundgrube von unzählbaren Herrlichkeiten und wahrscheinlich eine viel nachhaltigere als die Goldgruben von Californien. Zu diesen allen kamen noch Bettler und Uebernächtler. Viel der obengenannten Herrschaften sammt den Bettlern übernachten so oft sie können in Bauernhäusern und auf Höfen. Aber es wandern noch viele Leute durch's Land, welche gern Geld sparen, auf den Höfen um ein Nachtlager bitten. Sind sie einmal so an einem Orte über Nacht gewesen, so betrachten sie sich als Bekannte, als eingeführt, gleichsam als berechtigt Gastfreundschaft zu fordern; kehren sie ein andermal wieder, sagt so einer ganz getrost: „Gott wilche, bin auch wieder da

könnte ich wieder übernacht sein?" Die Uebernächtler hat man bald im warmen Stall, zuweilen auch in einem Bette, denn selbst hier ist Rangunterschied. Mit dem Nachtlager ist zumeist aber auch Abendessen und Frühstück verbunden.

Diese große Gastfreiheit kostet, hat indessen auch ihre Vortheile. Wenn ein Uebernächtler, sei er von welcher Sorte er wolle, nicht ganz dumm ist, so sucht er die erhaltene Wohlthat zu vergelten, indem er seinen Gastgebern kurze Zeit macht. Auf einsamen Höfen schleicht oft die Zeit gar langsam und einförmig dahin, besonders in langen Abenden dem Mannevolk, welches nicht spinnt, keine Stubenarbeit hat, (wenn das morndrige Frühstück gerüstet ist) und dazu nicht lesen mag. Da ist so ein Mensch, der aus der Fremde oder nur aus einer andern Landesgegend kommt und was zu erzählen weiß, gar sehr willkommen. Die Dorfgeschichten vom Pfarrer, Schulmeister, Doktor, Gemeinderath 2c. werden ausgetauscht, und wenn der Mensch aus der Fremde was zu erzählen weiß, ob wahr oder gelogen, so lebt die ganze Haushaltung wohl daran. Am Morgen heißt es dann, wir haben hinecht einen Uebernächtler gehabt, e tusigs e kurzwylige, der konnte b'richten, man konnte nicht genug hören, er war aber auch weit umher, einmal auch in Frankreich und ein andermal im Aargau. Das ist eine Seite. Die andere Seite ist die, daß man durch diese Leute allerlei Botschaften kann verrichten, Bescheid, Bestellungen machen lassen. Solche Leute stellen gar zu oft die Liebesboten vor. Man würde es ihnen gar nicht ansehen. Am kommodsten kann die Hausfrau ein vertrautes Wort mit solch einem Menschen reden, wenn sie ihn zum Frühstück ruft, nachdem die Andern abgegessen haben, da ist die Stube leer und die Mittheilungen unbehorcht. Anni hatte also reiche Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen über alle Bauerntöchter im Unterland und Oberland, im ganzen Vaterland. Aber da stieß es wieder auf Schwierigkeiten, an welche es gar nicht gedacht. Aus triftigen Gründen, wie wir

gesehen, wollte es keine Frau aus der Nähe, aber wiederum war ihm kein anderer Landestheil anständig, um darin eine Frau zu suchen, gegen jeden hatte es Vorurtheile. Im Unterlande waren sie ihm zu grob und unreinlich, im Mittellande zu langsam und hochmüthig, um Bern herum Dienstagsschleipfe und Märitbiggern, im Oberland zu faul und hoffährtig, da war guter Rath theuer. Eine Unzahl von Mädchen, womit man ganz Neuseeland sammt Californien hätte versehen können, fielen auf diese Weise aus und wurden gar nicht berücksichtigt. Eine andere Menge Mädchen, welche so gleichsam weder im Oberland noch Unterland, sondern auf zulässigem neutralem Gebiete wohnten, wurden von den Berichterstattern, welche Anni's Anforderungen nicht kannten, mit Rühmen ganz verpfuscht, sie wurden dargestellt, daß es Anni die Haare zu Berge stellte.

Von einer sagte man: das sei eine, das gebe eine rechte Bäurin, die koche ganz allein, und es dünke Einen mit nichts, sie brauche gar nichts. Eier und Anken und deren Zeug könne die verkaufen wie nirgends, nur aus dieser Sache löse sie ein Sündengeld. Michel sei glücklich, wenn er die kriege, da könne er darauf zählen, daß ihm kein Brösmeli neben aus gehe und er ein schrecklich reicher Mann werde. Dann hieß es wieder: dort wäre eine rechte, das gröbste Mannevolk thue ihr nicht die Schuhriemen auf, die scheue alles nicht, in's Wüsteste gehe sie voran, sei am Morgen zuerst und wecke die Knechte, am Abend zuletzt, wenn alles nieder sei, sehe sie noch zu Feuer und Licht, mache die Haushaltung allein, jage früh am Morgen auf das Feld hinaus, gehe dann auch noch nach, ja führe den Pflug dem besten Bauern z'Trotz. Das sei eine, die könnte ausschwingen am Ostermontag zu Bern oder an der Lüdern Kilbi. Oder aber, man redete von einer: das sei doch das styfst und freinst Meitschi, das man weit und breit antreffe, das würde hier dem Hofe doch tusigs wohl anstehen. Es komme immer daher wie aus einem Druckli und

sei doch ganz gemein, möge sich mit den ärmsten Leuten g'mühen, könne mit einer alten Frau b'richten ganze Stunden lang, es habe immer das schönste Meyenzeug weit und breit. Man sage sogar, es könne neuis auf dem Klavier machen und tanzen dazu b'sungerbar schön. Daneben rühre es nicht viel an, meine nicht, es müsse die Finger in allem haben und die Nase noch dazu. Es darf den Leuten etwas anvertrauen, und wie sie es machen, ist es ihm recht. Ja, die Leute haben es b'sunderbar gut dort, wenn die Sache schon ihre wäre, sie könnten es nicht besser haben, rühmen sie.

Begreiflich kam man mit solchem Ruhm bei Anni übel an. Anni war eine Justemilieuanerin, es wollte weder eine, die alles machte, noch eine, die nichts machte, weder eine, die alles verkaufte, noch eine, die nichts verkaufte. Auf diese Weise zog sich die Sache in die Länge, es wollte sich Anni bei seiner Wunderlichkeit gar nichts anziehen, was ihm anständig gewesen wäre.

Endlich verlor Sami die Geduld und sagte: „Mutter, so geht dies bis z'Niemerlistag, du mußt anders dran, vom bloßen B'richten giebt es keinen Käs, du findst keine, wo alles ist, wie es dich düecht, daß es sein sollte. Vernimmst ein anständig Mensch von braven Leuten her, so muß man zusammen. Michel muß es selbst sehen, man muß ihm Bescheid machen, daß es an ein g'namtes Ort komme. Lue, Mutter, du bist nicht der liebe Gott und kannst es z'weg karten, wie du es in deinem alten Kopf hast, du mußt dem lieben Gott auch etwas überlassen, er hat es sonst ungern. Düecht es Michel, das Meitschi gefalle ihm, so kann man anhängen und luegen, düecht es ihn, er möge es nicht, so läßt man's fahren.“ „Gerade so,“ sagte Anni, „wird man angeschmiert, zähl drauf, Bub. Daß du doch immer witziger sein willst als d'Mutter. Hinter Wein und Bratis kann jede Gränne ein süßes Maul machen. Wenn man Einem den Hals brav salbt, so ist es keine Kunst, holdselig und glatt zu reden, daß man

meinen sollte, es pfeife ein Engel vom Himmel herab. Du mußt ein Meitschi sehen am Morgen, wenn es aus dem Gaden kommt, am Sautrog, wenn es ihn ausputzt und das Fressen drein schüttet, am Tisch, wie es die Erdäpfel schindet und ißt und was es für ein Maul dazu macht, ob es zum Schein ißt und auf das Hinterstübli hoffet oder aus Hunger, am Sonntag, wenn es z'Predigt geht, und meinethalb auch im Wirthshaus, wenn die Buben, einer am Fürtuch, einer am Kittel hanget und einer es bei der Hand schreißt. Lue, Sami, dann weißt, was es Meitschi ist, und was es cha!"

„Ja Mutter, wenn's so ist, so machet euch auf die Beine und gucket den Meitscheni nach am Sautrog und im Wirthshaus und hocket nicht da bei euern alten Weibern hinter dem Ofen, b'richten ist noch lange nicht g'schauen." „Du bist ein Löhl," sagte Anni, „treibst das Gespött mit der Mutter, und das ist schlecht von dir, daß du es nur weißt." „Mutter, nit böse sein, aber d'Sach ist doch so. Wer will das Meitschi auf die Art, wie du sagst, g'schaue, wo man keine Bekanntschaft hat, und aus der Nähe willst ja keine. Mit der Bekanntschaft muß doch angefangen sein, und so mir nichts dir nichts Nachts einem Meitschi die Fenster einschlagen und brüllen, wott yche, bi dr Knubelbur, selb wär doch wohl grob. Aber zähl druf, Mutter, das recht Gesicht, wo es daheim macht, kann man einem Meitschi auch hinter Wein und Bratis füre mache, wenn man es recht anfängt. Die Hauptsach ist die, daß man merke, ob ein Meitschi aufrichtig sei und gutmeinend, Einem d'Sach gönnt und Verstand hat und z'brauche weiß. B'richte, wie man d'Sach will, kann man jeden Menschen, wo Verstand hat, das Gutmeinen aber kann man niemand einschütten wie einer Kuh ein Trank; wenn das fehlt, so fehlts und d'Sach hat g'fehlt!" „Wie meinst denn," fragte Anni, „daß man so einer das Gesicht fecken und das rechte füre mache söll, wenn du doch witziger sein willst als die andern Leute?"

„He," sagte Sami, „da ist nichts leichter als dies. Michel muß recht wüst thun, fluchen und sonst donnern, das Fleisch an den Wänden herumtreiben und saufen wie eine Kuh bei verbranntem Emd. Da kann man gleich sehen, was die erleiden mag, ob sie es ihm gönnt oder ob es eine Taubsüchtige ist die meint, es solle alles gehen nach ihrem Gring." Dagegen erhob sich Michel und zwar mit mehr Anstand als mancher Rathsherr, d. h. mit Verstand. Selb sei ihm doch nicht anständig, so den Unflath zu machen; wenn das Meitschi in einen Grausen käme, so wäre er ja schuld daran, wenn es aber seine Freude hätte am Wüstthun, so wüßte man erst noch nicht wie man das auszulegen hätte. Es dünke ihn, es zeigte sich am besten, ob es geduldig sei und ihm Freude gönne, wenn er und Sami sagten, es düeche sie, sie möchten ein wenig kegeln, wenn es nichts dawider habe, und wenn es sage, meinetwegen, ein bis zwei Stunden mit einander machten, und das Meitschi sitzen ließen allein. Wäre es dann noch freundlich und manierlich, so könnte man ja sehen, daß es gutmeinend sei. Michel wäre diese Probe natürlich sehr anständig gewesen, er liebte das Kegeln sehr, dabei konnte er seine große Kraft zeigen, und zwei Stunden kegeln gingen ihm leichter als zwei Minuten mit einem Meitschi reden. „Ja wolle, ja, so muß man es machen, wenn man wissen will, was ein Meitschi für ein Herz hat. Ich bin eine Alte, aber wenn ich noch jung wäre und ließe mich bescheiden hie hin oder dort hin, und der, welcher mich kommen heißen, ließe mich sitzen und kegelte, ich wartete nicht eine halbe Stunde, ich thäte den Weg unter die Füße nehmen und liefe heim. Warum nicht gar da zwei Stunden in der Einsamkeit sitzen, die Zähne tröcknen und sich auslachen lassen, das wäre ja mehr als am Halseisen stehen. Ihn's düechte es, wenn es Michel wäre, so thäte es anständig, aber vergeuden mit Aufwarten thäte es nicht, sondern die Sache so wohlfeil als möglich machen, dawider kann kein Meitschi was haben, son-

dern es könne denken, es kriege keinen verthunlichen Mann und komme nicht um seine Sache. Ich ließe es bei einer Halben Sechsbatzigen, für sechs Kreuzer Brod und einem Schniefeli Käs bewenden. Das ist für die Nothdurft, wenn sie Michel kriegte, wäre das auch für d'Freud' viel genug. Wenn sie darein stimmte und bei der Sache vergnügt und z'frieden wäre, so hülf ich da anfangen Bekanntschaft machen und d'Sach besser untersuchen." „Aber Mutter, das wäre ja gethan, ein Besenbinder und Schwefelhölzler macht es stolzer; was müßt so eine denken, was Michel wär' und was Michel hätte? Anständig ist anständig! Warum nicht Kaffee und Erdäpfelröste oder langes Kraut und blaue Milch," sagte Sami, „das wäre eine lustige Aufwart, möchte nicht dabei sein, da kannst dann selbst mit, Mutter, auf deinen alten Beinen."

Sami war der Unvermeidliche, den Michel immer mitnahm, wenn er drei Schritte aus der Dorfmark ging. Er war eine Art Dolmetsch bei allen Angelegenheiten, bei Lustbarkeiten und beim Kuhhandel; daß er ihn auch auf dem Weibersuchet begleiten mußte, verstand sich ganz von selbst, so daß es durchaus nicht als Anmaßung auszulegen ist, wenn Sami annahm, er werde dabei sein müssen. Er unterlag nicht Selbsttäuschungen, wie sie so manchem Vaterlandsfreund über's Haupt gewachsen sind. Michel hatte weder Aehnlichkeit mit Demosthenes noch mit Cicero, vielmehr mit einem morgenländischen Sultan, der bloß Geberden macht und neben sich seinen Dolmetsch hat. Michel war stolz wie Einer und wieder schüchtern oder unbeholfen, es wohnen manchmal gar seltsame Dinge neben einander.

Es ist kein Narrenwerk, eine ordentliche Weiberprobe zu ersinnen, das erfuhren die drei; sie ist noch viel schwerer als eine Milchprobe für die Käsbauern, welche Stich hält. Wer so eine erfinden thäte, könnte in Zeiten, wo nicht Geldmangel ist und die Leute zu heirathen vermögen,

in aller Kürze ein steinreicher Mann werden. Nun, den drei muß man es nachreden, sie ließen sich durch den ersten mißrathenen Versuch nicht abschrecken, sie sannen und sannen, wie schwer ihnen auch das Sinnen ging, bis sie die rechte gefunden zu haben glaubten und alle drei in dem Glauben einig waren, wenn die nicht gut sei, so nütze alles Sinnen nichts, es gebe keine mehr. Nun pressirte es Anni selbst, die Probe zu probiren, von wegen, sagte es, Suchen sei nicht Finden, man könne vielleicht ein dutzend Mal probiren, ehe man zur rechten komme. Sobald Anni auf diesem Punkte angelangt war, war das Anstellen derartiger Conferenzen sehr leicht, sie sind eine Landessitte und eine sehr naturgemäße. Man bescheidet ein Mädchen, von welchem man gehört, mit welchem man Bekanntschaft machen möchte, weil sich da eine Heirath zu schicken scheint, an einen dritten Ort, redet mit einander, g'schaut sich gegenseitig, und gefällt man sich nicht oder wird sonst des Handels nicht einig, so geht man kaltblütig und ohne alle Consequenz auseinander. Diese Conferenzen werden zuweilen durch Verwandte, viel öfter aber durch eigene Liebesboten vermittelt, Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, ehe die Zündhölzchen das solide Feuerzeug verdrängten, alte Mägde und sehr oft durch eigentliche Weiberhändler, von welchen merkwürdigen Gewerbsleuten an einem andern Orte weitläufiger die Rede sein wird. Es findet es also kein Mensch unanständig, wenn Bauerntöchter und selbst reiche und vornehme einer solchen Einladung Folge leisten. Nur muß der Ruf von einem rechten Bauernburschen kommen, käme er von einem Musterreuter z. B. und ginge sie und es käme aus, ja dann wäre es schon ganz was Anderes. In Städten sagt man, wenn davon die Rede ist, eine Tochter hätte Lust zu heirathen: psi tusig! wie mag die doch, die muß nicht alles sein, wenn man Ursache hat, ihr so was nachzureden, d. h. sie hätte Lust zu heirathen, psi tusig! Es ist ungefähr so wie in England, wo in

anständiger Gesellschaft kein Mensch das Wort Hosen aussprechen darf und wo man doch seltsame Augen machen würde, wenn nicht alle Mannsbilder sich gehörig mit Hosen versehen hätten. Nun, auch auf dem Lande sagen sechszehn bis siebzehnjährige Mädchen, wenn man ihnen vom Heirathen spricht: Psi Tüfel, wer möcht'! Es sei einer der ärger Usflath als der ander, es gruse ihnen, wenn sie einen nur von weitem sehen müßten. Aber denen kommt es schon anders und zwar ohne Wallisbad, ganz naturgemäß. Steht die Zahl Zwanzig im Rücken, da ändern sich die Redensarten, und nach und nach heißt es wohl: Warum nicht, wenn ich es gut machen könnte, wäre ich ja ein Narr, wenn ich es nicht thäte, aber er müßte mir gefallen, e Freine und e Hübsche sy; so Einen von der Gasse, e Fötzel oder e alte Gritti, selb nit, lieber ledig sterben. Indessen nach und nach werden die Ausnahmen geringer und die Anforderungen milder, denn sein Lebtag nur Gotte oder Base sein, wird mit der Zeit doch ungemein langweilig. Es ist daher keiner Bauerntochter zu verargen, wenn sie in eben rechtem Alter gern Bäurin werden möchte. Erstlich kann eine Bauerntochter nichts naturgemäßer werden als eine Bäurin, aber zweitens auch nichts Schöneres. So eine rechte Bäurin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verstand, festem Willen und Uebung in allen Dingen, ist eine wahre Majestät, eine Enkelin der Königin Bertha, welche vom Volk betrachtet wird mit Furcht und Liebe und gläubigem Vertrauen, daß sie helfen werde in jeder Noth, Werdenden und Sterbenden eine wahrhaftige Helferin. So eine Bäurin ist ganz was Anderes als eine Königin, welche nichts Anderes kann, als den König angrännen und die Hofdamen schnauzen. Ja sie ist ganz was Anderes als nur so eine Base oder Gotte, deren Schicksal viel Aehnlichkeit hat mit dem einer Gans, mit dem Unterschied jedoch, daß man eine Gans nur zwei Mal rupft im Jahre, die Base oder Gotte aber das ganze Jahr durch gerupft wird. So eine Bäurin

tritt in einen Kreis, in welchem die Mittel ihres wahren Lebenszweckes liegen. Wenn nun Hochgebildete und sogenannte Fortschrittler sich die Beine unten ablaufen, um schlechte Räthsherren zu werden und man dies republikanisch, schön und edel findet, so ist es sicher noch republikanischer, schöner und edler und vaterlandsliebender, wenn Mädchen ebenfalls ihre Beine in Bewegung setzen und zwar nicht um schlechte Rathsherren, sondern um gute Bäurinnen zu werden.

Anni hatte ein Schwammfraueli, welches es mit besonderer Vorliebe herbergete. Dasselbe hatte den allerbesten Schwamm, wie Anni sagte, den es auf der Welt gebe, aber das Fraueli kannte Anni und konnte es ihm treffen und b'richten wie keine. Das war gar lange nicht da gewesen, kam einmal an einem heißen Sommernachmittage, als Alles auf dem Felde war und Anni ganz allein gaumete, schachmatt auf den Knubel. Der Engel Gabriel hätte Anni in seiner Einsamkeit nicht willkommener erscheinen können, als das alte Schwammfraueli. Es erzählte ihm alles, was es auf dem Herzen hatte, wie Micheli das Wybe in Kopf geschossen, es wisse nicht warum, und wie es sich gegen ihn verfehlt, es glaube immer, Sami, der Lumpenbub, habe es ihm eingegeben. Es habe in Gottes Namen nachgegeben, von wegen es sei nicht mehr ganz jung, sondern übernächtig, wie Sami, der Unflath, ihm vorgehalten, da möchte es sich doch nicht ein Gewissen machen, wenn es gestorben sei und Micheli niemand hätte, der zu ihm luege und ihm d'Sach' mach', jetzt sollte es ihm eine suchen, das sei ihm ein Tüfelwerk, es könne nirgends eine finden, welche nur halbweg gut sei. Ehedem sei es doch nicht so gewesen, aber jetzt sei in Gottes Namen nichts mehr, es schicke sich Alles besser für das Zuchthaus als für ein Bauernhaus. „Ich glaube, ich wüßte dir was, das sich nicht übel schickte, begreiflich ist nie alles an einem Orte beisammen, selb mußt nie meinen,“ sagte das

Weib. „D's Bure auf dem Hühnersädel, das sind rechte Leute auf die alte Mode, die beten und arbeiten, haben Gott und den Nächsten lieb, haben Sorg' zum Geld, halten nichts auf Hoffahrt und gönnen doch sich und Andern, was recht und billig. Sie haben Arbeit und Sachen genug, gerade wie es am besten ist, sind nicht überkindet, es sind ihrer viere, zwei Buben und zwei Meitli. Die wissen, was Folgen und Arbeiten ist, da widerredet keins Vater oder Mutter und sind nicht verbybbäpelet, daß sie beim ersten sauren Luft auf den Rücken liegen, die mögen Regen und Sonnenschein ertragen und sind doch gut gegen die armen Leute. Sie sind aber auch vom rechten Schlag, Bube und Meitli, haben Posturen wie Flüh und Gringe wie Sonneblumen, nit so spitzi bleichi Nähyerngringli, wo einen an nichts besser mahnen, als an ermagerte Gufeknöpf', die stünden jedem Bauernhof wohl an."

Man sieht es dieser Rede an, daß das Fraueli Anni besser kannte als die Andern. Gerade solche möchte es, sagte Anni, die seien wie gemacht für hieher, wenn alles so sei und nit Schyn dahinter sei, selb müsse man probiren.

Sobald Michel heim kam, wurde er neben aus genommen, der Fund ihm mitgetheilt und so süß ausgestrichen wie Honig aufs Brod, daß Michel die Füße unter dem Tische nicht mehr stille halten konnte. Des andern Morgens früh mußte das Fraueli ablaufen, dem Hühnersädel zu, welcher glücklicherweise weder im Oberland, noch im Mittelland, noch um Bern herum lag, sondern auf neutralem Gebiete, etwa drei Stunden vom Knubel.

Als das Fraueli wieder kam, hatte es viel zu b'richten. Anfangs hätten sie wunderlich gethan und nicht gewußt, wollten sie oder wollten sie nicht. Aber es hätte ihnen b'richtet, wie es hier sei und wie Michel sei, und dazu sei noch ein Schafhändler gekommen, der habe seine Sache bestätigt und gesagt, wie das ein Wesen sei und wie eine glücklich

sei, wenn sie da zueche chönn. Da seien die Mädchen ganz anders geworden, hätten ihr aufgewartet, wenn sie eine vornehme Base gewesen wäre, sie hätten nicht mehr an die Sache thun können, und Vater und Mutter hätten auch angestrengt, und so hätten sie abgeredet, daß man am nächsten Sonntag über acht Tage, wenn es schön Wetter sei, sonst am nächsten Sonntag, wo es schön Wetter sei, beim Baßgeigenthürli zusammen kommen wolle, es sei dort eine gute Wirthschaft und doch nicht z'mitts in den Leuten. Es hätte sie wunder genommen, welches von ihnen er lieber wolle, Bäbi oder Eisi. Es hätte das aber nicht gewußt und gedacht, Michel könne selber luegen und jetzt kämen beide. „Welche meinst, daß sich besser schickte," fragte Anni. „Weiß meiner Treu nicht," sagte das Fraueli, „Eisi ist um öppis töller am Gring, Babi um öppis bräver am Lyb. Es ist gerade, wie wenn man zwischen zwei zweipfündigen Broden auslesen soll, man nimmt eins ums andere in die Finger und z'letzt g'fallen einem beide so wohl, daß man beide möchte. Es wird Michel sein wie dem Esel zwischen zwei Heuhaufen."

So lautete der Bericht, der große Bewegung brachte in das sonst so gleichförmige Knubelleben. Schneider und Schuhmacher mußten plötzlich herbei. Michels beste Kleidung war seit Ostern nicht mehr standesgemäß und Sami hatte keine reputirlichen Schuhe. Michel ging es curios, es wäre ihm jetzt lieber gewesen, er wüßte von allem nichts. Es hatte etwas äußerst Unheimliches für ihn, so an etwas Unbekanntes hinzugehen, so an eine Gschaui. Er hätte sich für sein Leben gern hinter sich draus gemacht und schwer Geld gegeben, es hätte siebenzehn Sonntage hintereinander wie mit Melchtern vom Himmel herabgegossen. Aber Anni trieb, Sami machte Muth und sagte: es werde ihn keine fressen, wenigstens an einem Tage nicht, so daß er immer Zeit zur Flucht hätte.

Am ersten bestimmten Sonntage war der Himmel blank,

das Wetter prächtig. Bauer und Bäurin wissen, was man für Arbeit mit einem Thiere hat, welches man zu Markte bringen oder gar auf eine Gschaui, eine sogenannte Zeichnung, welche mit Preisaustheilungen verbunden ist, stellen will. Wie man da riebeln, striegeln, bürsten, waschen, reiben, kämmen, ja flechten (Roßschweife) muß, bis alles blank wie ein Spiegel ist und glatt wie ein Aal. Bauer und Bäurin werden daher begreifen, was es bei einem Menschen, der kein Thier ist, sondern viel mehr, für Aufwand von Zeit, Kraft, Geschick, Wasser, Seife sammt Striegel und Bürste braucht, um ihn so recht schön und glänzend zu einer Gschaui herzurichten.

Wie es auf dem Hühnersädel zuging, wissen wir nicht, aber wir glauben uns berechtigt vorauszusetzen, daß sie alles aufgeboten und nichts gespart, was in ihrem Verstand und ihren Mitteln lag, alles nach dem Grundsatze: Helf, was helfen mag! Auf dem Knubelhof hatte Anni gewaltig mit seinem Micheli zu thun, um Sami kümmerte es sich nicht. „Kannst selber sehen, deiner wird sich niemand öppe viel achte," hatte es ihm gesagt. An Micheli wendete Anni in Schweiß und Angst all seine Mühe und Kunst mit Waschen, Bürsten und Kämmen. Es weiß kein Mensch, wie oft es ihm das Haar schön glatt vorne über die Stirne und hinten über den Rockkragen hinabzog, den Hemdekragen schön herauf über die Ohren zupfte. Das Halstuch band es um mit all seiner Macht, daß Michel plötzlich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem gewesenen Lällenkönig von Basel bekam, knorzete ihm dann mit großer Anstrengung einen Lätsch z'weg, von dem es meinte, es sei der schönste, der je gewesen, steckte ihm das schönste Nastuch in die Tasche und ließ wohlweislich einen Zipfel hervorgucken, damit alle Welt sehe, daß Michel wirklich eins hätte, verwandte zwei Stunden auf Instruktionen und lief ihm noch zwei Mal nach, dieselben zu ergänzen.

So zogen sie in der schönsten Mittagshitze stattlich von dannen, von Bäri in weiten Sprüngen umgaukelt, bis er ausgetobt, wo er dann sittig wie ein Kammerdiener seinem Herrn nachschritt. Es war ein grimmig heißer Tag, Michel schwitzte jämmerlich, daran war Anni schuld. Ob dem Rieblen und Rüsten war Michel hungrig geworden, hatte tapfer Bohnen und Speck gegessen. Damit er auf dem Wege nicht durstig werde, brachte ihm Anni eine große Kachel mit guter Milch, die hatte er ausgetrunken. Darauf brachte es ihm die neue Kutte und die mußte er anziehen. Jeder Fötzel könne ohne Kutte laufen, aber in einer neuen Kutte, mitten im Sommer, dafür müßte es schon jemand sein, sagte es. Michel rauchte wie ein Schmelzofen; wär es Winter gewesen, man hätte ihn von Ferne am Rauche erkannt, wie man auf dem Thunersee an der schwarzen Rauchsäule immer weiß, wo das Dampfschiff ist.

Das Baßgeigenthürli war ungefähr zwei Stunden vom Knubel weg, und wie man zu sagen pflegt, sehr romantisch gelegen, d. h. in einem schwarzen Tannenwald, nicht in einem eigentlichen Loche, aber wenn es in einem wirklichen Loch gewesen, wäre der Unterschied nicht groß gewesen. Es war eine alte Wirthschaft und an einem Sonntag zuweilen viel Gäste dort, doch nicht wegen Romantischem, sondern weil man ein trinkbares Glas Wein fand, ein reinlich Essen und billig beides. Das Kegelries lag der Seite zu, woher Michel kam. Wie ein alt Husarenroß, wenn es die Trompete hört, zuckte Michel z'weg und kam fast in Sprung, als er Kugelrollen und Kegelgepolter in die Ohren kriegte. Das waren Töne, welche ihn aus dem Grabe gerufen hätten, und schon manche Woche hatte er sie nicht gehört. Man denke! Man hätte gar nicht denken sollen, wenn man Michel im Zustand der Ruhe sah, daß er einer solchen Bewegung fähig, so rasch auf seinen dicken Beinen sei. Er glich darin einem Elephanten, welche bekanntlich, obschon sie schwer und scheinbar

plump sind, denn doch rascher laufen können, als es oft den Jägern lieb ist. Er dachte nicht etwa: Mädchen hin Mädchen her! sondern er dachte gar nicht an sie, steuerte dem Kegeln zu, als wenn er extra deswegen gekommen wäre. Er war mitten im Spiel, ehe er an die Mädchen dachte, und wenn er hinter sich sagen hörte: „Potz, lueget doch, wie der Knubelbauer Schmalz im Arme hat,“ so waren ihm dies Töne, über welchen er die ganze Welt vergaß.

Sami war besonnener, hatte den Zweck, um dessenwillen sie da waren, nicht ganz aus den Augen verloren, bemerkte Mädchenköpfe, welche zuweilen an einem Fenster des Wirthshauses erschienen und verschwanden, zog daraus den Schluß, die Bestellten seien bereits da. Er dachte, sie vorläufig und incognito in Augenschein zu nehmen, könne nicht schaden, that es und setzte sich zu einem halben Schoppen in ihre Nähe. Sie saßen hinter einem Schoppen und gefielen Sami b'sunderbar wohl, töllere Meitli hätte er nicht bald gesehen und die bräver daher kämen, dachte er, er glaube fast, man könnte eine nehmen ohne Bedenken. Es waren stattliche Mädchen, währschaft gebaut, mit großen breiten Köpfen, starken Armen, sauber, aber nicht zu hoffährtig und nicht nach der neuesten Mode, kurz so vom rechten Bauernschlag. Wahrscheinlich hatten sie Michel der Beschreibung nach erkannt, oder, ehe Sami kam, Erkundigungen eingezogen. Sami sah, daß sie Michel beobachteten. Bald eine, bald die andere streckte den Kopf ans Fenster. „Macht er noch?“ fragte die eine. „Glaubs,“ sagte die andere, „er steht am gleichen Orte wie ein Oelgötz.“ „Mir erleidets,“ sagte die eine. „Mir auch,“ antwortete die andere. „Wär doch nicht gerne dr Narr im Spiel!“ bemerkte eine. „Ich auch nicht,“ sagte die andere. „Weißt was, geh unter die Thüre, wenn er dich sieht, vielleicht kommt er dann.“ „Geh du,“ sagte die andere, „ich mag nicht; was frag ich doch so einem Löhl nach! Wenn er nicht bald kommt, so hulf ich weiters.“ „Ho,

öppe lang möchte ich auch nicht warten, aber z'hert pressire auch nicht," sagte die andere. Sami wollte sich mit ihnen in ein Gespräch einlassen, so gleichsam ihnen die Langeweile vertreiben, aber sie fertigten ihn kurz ab, sie mußten sich hüten, mit jemanden sich einzulassen, ehe der Rechte kam, damit der seinen Platz nicht schon eingenommen finde, fuhren mit ihren Glossen fort, als ob Sami nicht da sei, welche sehr zart wurden, als eine unter die Thüre sich gestellt, die andere zum Fenster aus die Wirkung beobachtet und Michel der gleiche Oelgötz geblieben war.

Die Stimmung wurde so gefährlich, daß Sami es gerathen fand, den Versuch zu machen, Michel vom Kegeln weg in die Stube zu bringen. „Komm doch," sagte Sami, „sie wollen fort, sie warten schon mehr als zwei Stunden." „Ja," sagte Michel, „gleich, sobald ich fertig bin. Sollen nicht längi Zyti haben." Sami, der wohl wußte, daß Michel, so lange jemand mit ihm kegelte, nicht fertig wurde, so lange noch ein Stern am Himmel scheine, ließ sich nicht abfertigen. Michel mußte vom Kegeln lassen, wodurch seine Stimmung ebensowenig holdselig ward, als die eines Kindes, welchem man ein liebes Spielzeug aus den Händen reißt.

Anni hatte ihm eingeschärft, daß er eine apartige Stube verlange, damit nicht alle Leute sehen könnten, wie er ihnen aufwarten lasse und was sie zusammen zu b'richten hätten. Aber an das dachte Michel jetzt nicht, er dachte bloß daran, was das für ein verfluchter Zwang sei, daß er jetzt in die Stube müsse, er wollte, er hätte von allem nichts gehört, könnte kegeln nach Belieben, zudem war er noch verlegen. Was sollte er sagen und wie thun? Es ist nichts, was so dumm macht, als Verlegenheit, und darauf gründete sich hauptsächlich die Berühmtheit des berühmten Talleyrand, daß er nie verlegen ward, daher allezeit die passende Miene und das rechte Wort bei der Hand hatte. Michel stolperte zum

Tische, wo die Mädchen erwartungsvoll wieder saßen, setzte sich ohne alle Umstände und einleitende Redensarten zum Tische, als sei er eben erst da weggegangen. Er sagte nicht einmal: Mit Verlaub, es macht heiß heute, ihr werdet auch brav geschwitzt haben? Er rief nach einer Maaß Wein und sagte zu den Mädchen: „Es wird euch düechen, ihr möchtet auch was essen?" O sie hätten da nichts zu befehlen, sagte Bäbi, sie düech's, sie möchten ein wenig an Schatten. „Ihr werdet doch vom Hühnersädel sein?" fragte Michel halb erschrocken. „Wo wollten wir sonst her sein?" fragte Eisi. Das Gespräch stockte oft, Michel war in Gedanken beim Kegeln, und die Meitschi dachten, wie sie es ihm hinreichend z'schmöcken geben könnten, daß sie auch an einem Orte daheim seien und seine Grobheit nicht für Höflichkeit hielten. Sie thaten zimpfer, wußten lange nicht, sollten sie sich von Michel einschenken lassen, und als eingeschenkt war, thaten sie, als ob sie den Wein nicht trinken könnten. Sami bot allem auf und wollte den Artigen spielen. Aber weil die Mädchen nicht recht wußten, wer er sei, ob ebenbürtig oder nicht, Ansprüche zu machen hätte auf die, welche der Knubelbauer nicht wollte, so benahmen sie sich vorsichtig, nahmen so wenig als möglich Notiz von ihm.

Michel war zu keinen Zeiten ein Redner, war ein Faden abgebrochen, fand er einen neuen nicht. Die Mädchen waren sprützig, kurz, spannen an keinem fort; man kann sich denken, wie belebt das Gespräch war. Michel redete mit Sami, wie er es denen draußen im Kegeln gemacht, trank fleißig und beim dritten Glas sagte er: „Seh, G'sundheit, treychit doch, sust sufe ne allein!" Endlich kam Essen, etwas Kraut, Rind- und was von Schweinefleisch. Die Wirthin sagte, sie hätten noch schönen Braten und Schinken, wenn er begehre, und mit Dessert könne sie auch aufwarten, sie hätte b'sunderbar schöne Datere im Ofen. Michel sagte, sie solle nur bringen, was sie hätte. Ihretwegen solle er nicht Kosten haben, sagte

Bäbi, sie begehrten nichts, pressirten heim, hätten weit und kuhlet werde es haben. „Wirthin, bring," sagte Michel, „wenn d'Meitschi nit mögen, nimmts ein Anderer, und wegen den Kosten plagt euch nicht, der, welcher die zahlt, hat immer noch etwas, wenn er die schon gezahlt hat. Jetzt, wenn es angehen muß, werde ich wohl hören müssen mit tubaken." Sprachs, steckte die Pfeife in Sack, zog das Rindfleisch an sich, hieb eine schöne fette Ecke runter, warf sie Bäri dar, nahm ein ähnliches Stück für sich, schnellte den Rest Sami auf's Teller: „Nimm, was d'magst, und gieb's weiter!" Sami thats, und was Eisi, welche Sami zunächst saß, auf's Teller kam und mit Bäbi zu theilen war, hätte niemanden mehr großes Bauchweh gemacht. Mit dem Schweinefleisch beachtete Michel die gleiche Rangordnung, erst er, dann Bäri, auf Bäri kam Sami, auf Sami Eisi, auf Eisi Bäbi, das konnte haben, was überblieb.

Nur mit dem Kraut ging's anders. „Mag nicht," sagte Michel, „hab' deren auch daheim im Garten. Bäri nimmt auch nicht, Sami, wotsch du?" „Bi nit Liebhaber," sagte Sami. „So näht dir, was dr meut, es wot sust niemere," sagte Michel und schob den Mädchen das Kraut vor ihre Teller, sich zu bedienen nach Belieben. Potz, was die für Augen machten und Köpfe kriegten wie gesottene Krebse. „Essit, d'Sach ist recht, und man muß sie brauchen, wenn man sie hat. Macht euch nicht eigelig, sagte Michel, als er sah, daß die Mädchen Glotzaugen machten und das Essen darob vergaßen. Seine Sache war wohl recht, aber was für die Mädchen abgefallen war, war eben nicht zu rühmen. Die ganze Rede klang ihnen wie Hohn, was sie doch eigentlich nicht war. Michel hatte nur eine Redensart gebraucht, welche ihm geläufig war, da er sie daheim an seinem Tische oft anwendete. „Häb nit Kummer," sagte Eisi, „mr hei o nit Ursach." Darauf nahm es eine Gabel voll Kraut, schob das Teller Bäbi hin. Bäbi nahm auch und sagte: „He ja, man

kann so unverschämt sein und nehmen, weiß man doch, daß man es niemanden vor dem Maul weg ißt." „Deretwegen habe nicht Kummer," sagte Michel, „nimm so viel du magst. Habe das Kraut nie geliebet und Bäri auch nicht; ich und er haben es gleich." „Mit Schyn ist's nicht bös bei dir Hund sein, wenn du und er es gleich haben," sagte Eisi. „He," sagte Michel, „es kommt noch darauf an, was es für ein Hund ist. Selb ist wahr, ich und Bäri könnens mit einander, er hat aber auch mehr Verstand als mancher Mensch." Und nun ward Michel beredt, denn wenn er auf das Kapitel von Bäri kam, se fehlten ihm weder Stoff noch Worte. Unterdessen war man mit der ersten Auflage fertig geworden bis an's Kraut, zu welchem niemand große Lust zeigte.

Michel schenkte tapfer ein, besonders sich und Sami, die Mädchen redeten immer strenger vom Heimgehen, die Wirthsleute drehten auf übliche Weise mit dem Auftragen. Lange Pausen zwischen den verschiedenen Gerichten sind ein Zeichen, daß der Wirth seinen Gästen das Essen gönnt, von wegen je langsamer man ißt und je längere Zeit man am Essen sitzt, desto mehr kann man vertragen. Es ist ganz das Gegentheil von den modernen Wirthschaften, wo die Hotelbuben den Gästen die Teller erst zuwerfen, wie man Hunden Beine darwirft, und, ehe dieselben ausgezittert, wieder unter den Händen wegreißen, wie die wilde Jagd um den Tisch fahren und abzuräumen anfangen, ehe man den Sessel warm gesessen, ehe man sich besinnen kann, hat man eigentlich gegessen oder eigentlich nicht gegessen. Die Pausen werden bei jener patriarchalischen gutmeinenden Weise mit Trinken ausgefüllt, was natürlich des Wirthes Schaden nicht ist.

Endlich rückten Wirth und Wirthin an mit einem schönen Stück Nierbraten, der ganz prächtig dampfte und roch, so daß ein ganz verklärter Schein sich auf den verstimmten Gesichtern der Mädchen zeigte, ferner mit Salat, Schinken und Datere. Sie entschuldigten sich, daß es ein wenig lange gegangen,

aber sie hätten gedacht, junge Leute hätten nicht bald Langeweile bei einander, es werde ihnen jetzt nur um so besser schmecken. „Mr wei luege," sagte Michel, steckte seine Pfeife, die natürlich den Zwischenraum verkürzen mußte, in die Tasche, zog die Schüssel an sich, hieb ein wackeres Stück mit der halben Niere herunter und sagte: „Lueg, Bäri, wie düecht dich das?" und Bäri that sein großes Maul auf und lebte sichtbarlich wohl daran. Das zweitbeste Stück hieb Michel runter für sich und wandte sich mit dem Reste Sami zu. Mit zornfunkelnden Augen hatten die Mädchen dem Spiel zugesehen, und als Sami Bäbi den Rest, den er um ein Beträchtliches beschrotet hatte, auf den Teller legte, stand dasselbe auf und sagte, es begehre nichts davon, sie sollten das für den Hund sparen, oder wenn der es nicht möge, selbsten fressen, und ging der Thüre zu, Eisi auf und nach.

Michel war ganz verblüfft und fand das Wort nicht. Sami rief: „Numme hübschli, nit so prützisch, es ist alles i guter Meinig." „Wenn du dr Löhl machen willst, so mach' ihn, aber d'Narre im Spiel sy mer lang gnue gsy, könnt jetzt den Hund dafür haben, wenn ihr wollt," sagte Eisi, und verschwunden waren die beiden zornigen Schönen. „Das sind Feurige," sagte Sami, „die brennen ohne Schwefelholz, daneben wären sie brav genug gewesen, hätten tolle Bäurinnen gegeben. Aber gäb wie eine brav ist, wenn sie ein Faß Büchsenpulver im Leib hat, so ist's ein uchumlig Drbysy. Es ist gut, hat sich das noch zu rechter Zeit erzeigt, hintendrein ist es zu spät, wie man sagt." „Ja," sagte Michel, „es wird so sein. Daneben gefielen sie mir nicht übel, und z'wider ist mir, wenn man wieder von vornen anfangen muß." „Was Tüfels habt ihr mit euren Meitschene?" rief die Wirthin. „Die fahren die Straß aus, als hätte man sie aus einer Kanone geschossen, und täubbeleten durch den Gang wie Hurnussen, wenn man in's Nest gegufelt!" „Nichts," sagte Sami, „kein ungut Wort hat man ihnen gegeben. Sie thun

wie ertaubet Katzen, weil man dem Hund auch Fleisch gegeben, sie haben es ihm nicht gönnen mögen." „Mit Schyn vor den Meitschene," sagte die Wirthin. „Es wär noch manches andere nicht gerne dem Hund nachgekommen. Es giebt in der Welt gar viele Gebräuche; wer sich nicht darauf versteht, kann übel fehlen. Hier ist der Brauch, daß die Leute vor den Hunden kommen, bei euch wird es der ander Weg sein; darum sollte man einander b'richten, so könnte man einander verstehen. Es giebt curios Sachen in der Welt."

Das kam Michel in's Haupt, er sagte, sie seien Menschen wie andere und hätten nichts Apartiges an sich. Aber wer zahle, der befehle und könne machen, was ihm anständig sei, so werde der Brauch sein, so weit er gehört. „He ja," sagte die Wirthin, „so wird es sein. Jeder kann thun, was er will, dann kann ihn auch jeder halten für was er will." Der Michel machte große Augen zu dieser Rede und sagte: „He nun so dann, wenn man niemanden schuldig ist, so kann einem das doch gragglych sein, heige d'Lüt uf eim, was si wei. Was sind wir schuldig, Wirthin?" „Hab' ich euch bös gemacht?" sagte die Wirthin; „es wär mir leid. Aber es ist mir doch noch so, wie ich gesagt. Deppe höflich ist das nicht; wär' ich Meitschi gewesen, ich wäre auch gegangen oder hätte vielleicht noch was Anderes gemacht. Nehmts nicht für ungut, aber so junge Bursche muß man b'richten, und wenn sie den Verstand nicht haben, ihnen denselben machen." „Häb nit Müh," sagte Sami, „aus dieser Aufwart lösest nicht viel, was man nicht befohlen hat, das zahlt man nicht." „Dir habe ich noch nichts gefordert," sagte die Wirthin, deren geübtes Auge gleich Sami's Stand erkannt. „Gäb wie leicht ich was forderte, könnte es dir zu viel sein. Und dann ist's nicht, daß ich nichts umsonst zu geben vermag. Ich habe schon Manchem aufgewartet; erst sagte er mir wüst und nach einem halb Dutzend Jahren dankte er mir dafür. Es könnte dir auch so gehen, und geht es dir nicht so, so ist's mir leid

für dich, und unterdessen nehme ich kein Blatt vor's Maul und rede meinem Verstand nach. Daneben ist eure Sache siebenundvierzig Batzen."

So lief Michels erste G'schaui ab. Anni erschrak darüber sehr; indessen tröstete es sich damit, daß alles in der Welt gelernt werden müsse und Meitleni genug seien, welche man ansehen könne. Wenn nur das Verbrüllen nicht wäre, sagte es. Solche Sachen kämen es wisse kein Mensch wie weit, besonders da die Wirthin das Maul darein gehängt und andere Gäste mehr in der Stube werden gewesen sein. Richtig, noch in derselben Woche kam das Schwammfraueli daher, that spröde und sagte: „Nein doch, was du mir für eine Sache angerichtet und für einen Verdruß gemacht hast, ich kann's gar nicht sagen. Ich wußte nicht, ob ich wieder zum Hause kommen wolle oder nicht; so ist es mir doch mein Lebtag nie gegangen, nein wäger nicht. Aber so geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und den Leuten begehrt z'weg z'helfe." Nun erzählte es, wie es voll Freude auf den Hühnersädel gegangen, in Hoffnung auf eine gute Aufwart und schönes Trinkgeld, denn eher hätte es an den Tod gedacht, als daran, daß dies fehlen könnte. Aber wohl, da sei sie anders b'richtet worden, daß sie dem lieben Gott danken konnte, als sie mit dem Leben davon kam. Die Mädchen seien auf sie eingestürzt, als ob sie sie zerreißen wollten, und längs Stückes hätte sie aus dem Geschrei nichts machen können. Endlich habe sie vernommen, wie ihretwegen die Mädchen eine Schande hätten ausstehen müssen, wie sie noch nie erhört worden. Den Hund hätte man gehalten als sei er ein Meitschi und sie als wären sie Hunde. Aber sie hätten das gleich gemerkt, daß etwas gehen sollte: der dicke große Löhl hätte sie zwei Stunden warten lassen, ehe er in die Stube gekommen, um ihnen seine Verachtung zu zeigen, daß sie schmöcken möchten, was er auf ihnen hielte. Aber sie hätten feinere Nasen als das Kalb glaube, er hätte nicht halb so anzuwenden gebraucht,

sie hätten die Nase voll genug gehabt, aber sie wüßten wohl, woher das käme; er hätte ein altes Kindermeitli bei sich, der sei es grusam z'wider, wenn er heirathe. Es werde denken, das Stehle höre dann auf, es könne die Gans nicht mehr rupfen und den Kindern Vermögen sammeln, wenn eine Frau zur Sache sehe. Wenn sie noch einmal zu Michel kämen, dem wollten sie die Glare aufthun, daß er sich verwundere.

Nun war's an Anni, aufzubegehren, zu schreien und wirklich zu heulen; denn Untreue hatte ihm noch niemand vorgeworfen, und den Vorwurf verdiente auch wirklich niemand weniger als es. Wenig fehlte, es hätte sich alsbald nach dem Hühnersädel aufgemacht, um den Verläumderinnen in die Haare zu fahren, wobei es aber übel weggekommen wäre. Das Schwammfraueli begütigte Anni, sagte, wie es das Gegentheil gesagt, aber wie Michel und Sami es auch darnach getrieben, daß doch kein ehrbar Meitschi, von rechten Leuten her, das hätte annehmen können. Unser Lebtag sei es doch der Brauch, daß, wenn man Meitschi bestelle, man zu ihnen gehe, sie nicht einen ganzen halben Tag warten und im Trocknen sitzen lasse. Jedes rechte Meitschi müsse daraus ersehen, daß man das Gespött mit ihm treibe, und selb hätte keines gerne, man könne es ihm auch nicht zumuthen. Nach und nach begriff Anni, daß der Fehler auch auf Seite der Bursche sei, aber mit solchen, welche gesagt, es stehle, wollte es auf keine Weise mehr zu thun haben; das sei allweg schlechtes Zeug, sagte Anni, sie dächten sonst nicht einmal solche Sachen, geschweige daß sie davon redeten. Auch meinte das Fraueli, sie hätten den Kopf gemacht, es möchte es nicht wagen, ihnen eine Bestellung zu bringen, es hülfe an einem andern Orte probiren.

Das war eben auch Anni's Meinung, und es pressirte um so mehr mit ihrer Ausführung, seit es gehört, was die Mädchen gesagt. Die Lausmeitscheni müßten doch noch erfahren, zu ihrer eigenen Schande, was sie für Verläumderinnen

und Ehrabschneiderinnen seien. Salomo sage, ein Dieb sei ein schändlich Ding, aber ein Verläumder sei noch viel schändlicher. Das Frauelı entschuldigte seine Hühnersädlerinnen bestmöglichst, war aber vollkommen bereit, Hand zu bieten zu was Neuem. Anni's Zutrauen zu ihr hatte einen sehr merklichen Stoß bekommen. Die Frau hatte zum ersten Mal nicht die gleiche Meinung wie es und vertheidigte Leute, welche es für die schlechtesten hielt, die auf dem Erdboden herumliefen. Man muß nämlich nicht glauben, nur Könige und Aristokraten könnten Widerspruch nicht ertragen und namentlich nicht dulden, daß man über den Werth von Personen ein ander Urtheil habe, rühme, wen sie hassen, und umgedrehet. Durchaus im gleichen Spital krank sind Demokraten, alte Weiber und rothe Republikaner; denn dieser Fehler ist weder ein königlicher, noch ein aristokratischer, sondern er liegt in unserer sündigen Natur, und je sündlicher dieselbe ist, desto absoluter und leidenschaftlicher gestaltet sich dieser Fehler und tritt in die Welt hinaus. Und sehr merkwürdig ist, wie, je roher die Menschen werden, je ungebildeter und beschränkter, die verschiedene Werthung der Menschen weit empfindlicher, giftiger empfunden und gerügt wird, als Verschiedenheit in Meinungen und Ansichten. Darin liegt kein Compliment für unsere Zeit im Allgemeinen und den Canton Bern insbesondere und kein Zeugniß von humaner, umsichtiger Bildung und für den so gerühmten entschiedenen Fortschritt. Da ist ja das Unding so weit getrieben, daß die Masse der Feiglinge kaum mit jemanden zu reden wagt, mit ihm nicht hundert Schritte zu gehen wagt, den die Mächtigen, d. h. welche Pöstlein auszutheilen, Gnaden zu spenden haben, geächtet, geschweige daß man ihn in Schutz zu nehmen, gegen die ausgesprochene Acht zu vertheidigen wagte. So miserabel ist der Zeitgeist. Warum sollte man es also dem armen Anni verargen, wenn es Verdacht faßte gegen das Schwammfraueli, weil es die Hühnersädel-Töchter vertheidigte?

Doch brach Anni nicht ganz, sondern hörte auf neue Vorschläge und fand sich namentlich durch einen angesprochen. Im Sternengaden sei ein Mädchen, gerade wie gemacht für hieher; es nehme das Fraueli wunder, daß ihm dies nicht gleich in Sinn gekommen, das werde sich in alles schicken und gerade sein, wie man es haben wolle. Dasselbe habe eine handliche Stiefmutter und einen Trupp Stiefgeschwister, ziemlich viel Muttergut und sollte doch nirgends sein, das Wüstest machen, und wenn es gemacht, sei es doch nicht recht; es werde plaget, es sei ein Graus. Es hätte ihm schon manchmal geklagt, es hätte müssen mit ihm pläre, so hätt's es duret. Deppe d's feißist sei es nicht, aber d's Meitschi hätte bös, man glaube es nicht. Wenn es an bessere Kost käme und vom Verdruß weg, so lasse es sich z'weg und werde von den brävsten eine. Arbeiten könne und thue es gerne, aber es meine, wenn es mache, was ihm möglich sei, sollte man dann mit ihm auch zufrieden sein.

Das gefiel Anni; so eine sei sicher am besten zu halten und thue viel besser, als wenn sie es vorher zu gut gehabt. Das sei, nicht zusammengezählt und eure Ehre vorbehalten, ganz wie mit dem Vieh. Es heiße nicht umsonst, mit Küherschweinen, Müllerrossen und Wirthstöchtern müsse man sehen, wie man es mache. Es hülfe da probiren, wenn Michel wolle. Michel sagte, es sei ihm recht, nur damit das Gestürm bald aufhöre. Z'wider sei es ihm, der Sach so nachzulaufen und dr Löhl z'machen, aber es werde sein müssen. So mir nichts dir nichts zum Hause zu gehen, wo man dann schon halbers gefangen sei, d'Sach mög Einem gefallen oder nicht, selb möchte er doch auch nicht.

Die Botschaft ward ausgerichtet, und das Fraueli brachte die Nachricht, den und den Sonntag werde das Meitschi in's Lausbad kommen, wenn es entrinnen könne. Nicht weit dort weg wohne ihm die Gotte, die wolle es z'Wort haben, damit man ihns gehen lasse. Aber das hätte Mühe gekostet, bis

es ein vertraut Wort mit dem Meitschi hätte reden können. Da hätte die Alte aufgepaßt, wie eine Katze vor dem Mauseloch, und wo sie nicht selbst hätte sein können, da hätte sie eins von ihren kleinen Unfläthen hingestellt. Es sei sich nicht zu verwundern, wenn sie ihm vor dem Heirathen zu sein suchten; 's sei ihnen wegem Muttergut und es gehe ihnen nebenbei für eine Magd, und dazu hielten sie es so schlechtlich in den Kleidern, daß sie es vor Gott und Menschen nicht verantworten könnten. Denen sei es jedoch schlau genug gewesen, habe dem Meitschi es können zu verstehen geben, daß es ihm im Wäldchen warte. Darauf habe sie Abschied genommen, sei einen ganz andern Weg fortgegangen und zuletzt doch mit ihm zusammengekommen, wo sie die Sache hätten abreden können. Da hätte ihm das Meitschi Sachen erzählt, es hätte ihm bald die Haare bolzgerad aufgestellt.

Das Sternengaden zog sich gegen Thun hinauf, gehörte ebenfalls weder zum Oberland noch zum Unterland, war auch nicht um Bern herum, war also auch in dieser Beziehung Anni ganz anständig. Das Lusbädli lag in gleicher Richtung ungefähr drei Stunden weit vom Knubel. Anni war viel daran gelegen, daß die Sache sich mache. Es gab seinen beiden Jünglingen strenge Instruktionen. „Machit d'Sach nit z'gut, öppe luege wie es es G'müth het, selb ist recht, aber d'Sach übertrybe treit o nüt ab, mi chas zwänge, daß die Freinste brülle, wie wenn me se am Messer hätt'. Und das Kegeln laßt mir sein, das ist denn gerade für gleich anfangs den Kübel auszuleeren. Es wäre mir z'wider, wenn's wieder nüt wär, man würde verbrüllet, so weit der Himmel blau ist." „Brüllen sie doch," sagte Michel; „was frage ich dem nach. Habe schon Manchen z'brüllen g'macht, mir that's nicht weh, aber ihm wohl. Sagen doch die Leute, was sie wollen, ich bin deswegen doch Michel auf dem Knubel und bleibe ihn einstweilen noch; mit Brüllen bringen mich die Leute noch lange nicht runter."

Am genannten Sonntag, nachdem Anni auf die Toilette von Michel unsägliche Mühe gewandt, liefen also die beiden Jünglinge ab und Bäri frohlockend mit. Diesmal war es nicht so heiß und sie hatten sich früh auf den Weg gemacht, schlenderten in behaglichem Schritt ihres Wegs dahin. Auf dem Wege trug jemand Michel eine Kuh an, ein Ausbund von Schönheit und Güte, und nur eine Viertelstunde abseits stehe sie. Michel ward hitzig, lief der Kuh zu, aber die Viertelstunde ward eine gute halbe Stunde lang, der Bauer nicht gleich daheim. Die Kuh gefiel ihm sehr, er wartete, er märtete, er kaufte; das gab eine Säumniß von gut zwei Stunden. So war es nicht sehr früh, als Michel in's Lusbädli kam, Käthi, das Meitschi, schon lange da und mit ihm die fragliche Gotte. Käthi war ein langes, mageres Käthi mit gelber Haut und dunklen Augen, die Base eine kleine handliche Frau, welcher die Worte vom Maul gingen wie das Wasser vom Brunnen. Sie saß mit Käthi vor dem Hause und redete Michel und Sami, welche wieder rauchend dahergerudert kamen, an, ob sie etwa vom Knubel kämen? Sami antwortete und redete etwas von Verirren. „Das ist schon mehr begegnet, wenn man den Weg noch nie gegangen," antwortete die Gotte. „Wir wußten nicht, was das bedeuten solle, daß wir so warten mußten, ob d'Sach nit gut sei verrichtet worden oder es sonst etwas gegeben, jemand dem Meitschi z'böst g'redt oder sust was Tüfels. Wir wollen, denk, hinein; die Wirthin hat wohl ein Stübli, wo wir ruhig sein können." Und als sie in einem saßen und die Wirthin fragte: „Womit kann ich aufwarten, was soll ich bringen?" sagte die Base zu Michel: „Befiehl du, du wirst wohl auch zahlen wollen, dem an kann man gleich sehen, wie du einer bist, e Hundshäärige oder öppe e Mönsch, wo es Andern auch gönnt und nicht meint, er wolle alles alleine."

Die Frau war Michel eine große Erleichterung; sie machte zu allem vorab den Verstand, ersparte ihm das Denken und

manche Verlegenheit. Während man auf das Essen bei einem Glase Wein wartete, sagte die Gotte: „Nun, da wären wir, und jetzt wird es um d'Sach z'thue sy; ehe man es richtig macht, muß man doch ein Wort reden. Luegit, das ist's Meitli; schon hundert Mal hätte es heirathen können, wenn es ihm angst darum gewesen wäre, von wegen es hat Verfallnigs, und was es noch bekommt, wenn es gut thut, das ist noch viel mehr: vom Vater ein Schönes, dann bin ich auch noch da und hocke nicht auf dem Blutte. Und wenn es etwa einen Burschen heirathet, der mir recht ist, zügelte ich zu ihnen, und meine Sache könnten sie schon bei Lebzeiten nutzen. Dann ist dies ein Meitschi, wie es sie nicht häufig giebt im Land. Es kann alles und ist ihm nichts zu wüst; an's bös haben ist es gewöhnt, d's gut haben wird ihm desto werther sein. Wege dr Hübschi ist öppe nit viel z'säge, drnebe ist es toll g'wachse. Aber wart nur, wenn das einmal an gute Speis kommt und zur Ruhe, wie es sich gehört, so giebt das von den brävsten Bäurinnen eine im ganzen Emmethal. Was hat man so von einem angestrichenen Ditti, wo von der Hochzeit weg alle Tage abschießt und wüstet, bis man es in's Grab legt? Da ist's doch vernünftiger, man nehme eine, wenn auch nicht die schönste, von der man denken kann, aus der gebe es noch was und z'letzt noch e hungs e schöni, wo zum Speck kommt, und wenn sie unter einer Thüre steht, nicht die ganze Haushaltung neben ihr Platz hat. Nein, sieh, wenn du das Meitschi kriegst, giebst du ein Bauer, b'sunderbar wenn ich mit komme, und mein' nit etwa, dr Gottswille. Ich bin auch schon dabei gewesen und weiß, was zu machen ist auf so einem Höflein; zähl drauf, hundert Kronen will ich dir nützen, du merkst es nicht. Nit, das Meitschi ist abg'richtet wie nicht bald eins, aber d'Sach lernt sich doch nicht eines Tages."

So sang die Alte ein Loblied über das andere und hatte Zeit dazu, indem man im Lausbädli, eben nicht eingerichtet

auf solche Gäste, nicht mit besonderer Schnelligkeit bedient ward und diesmal aus Grundsatz, damit die Leute die Sache richtig machen könnten, vielleicht noch ein Mal so lange drehte als bei ordinärer Gastig. Käthi kam nicht viel zu Worten, doch sagte es, es sei dann nicht, daß es heirathen müsse und einen jeden nehmen wolle, wenn es es nicht besser machen könne. Aus dem Regen wolle es nicht unter das Dachtrauf. Es sei ihm gerathen worden, sein Muttergut herauszubegehren; der Vater sei es schuldig, mit dem könnte es sein, wo es wollte. Aber es möchte den Vater nicht ertäuben, der sei ohnehin ein geschlagener Mann und wisse längs Stücks nicht wie sich kehren. Nit, daß er nicht bei schönem Vermögen sei, aber die Stiefmutter habe den Bösen im Leib, treibe ihn immer zum Landkaufen an und wisse nicht, was sparen sei. Sie sei im Stande, sieben Mal im Tag Kaffee zu machen, aus Eier und Butter löse sie keinen Kreuzer, mit den Schweinen mache sie auch nichts, wenn es dieselben füttern dürfte, fünfzig Kronen im Jahr sollten ihm nicht fehlen. Aber es habe nichts zu befehlen und sollte doch alles machen. Bis dahin habe es eine Flachsere haben dürfen und immer Flachs gehabt, die Leute seien still gestanden dabei. Wenn sie dann der Stiefmutter ihren gesehen, hätten sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: Ist das doch möglich auf dem gleichen Herd! Aber es wisse die guten Zeichen und spare die Mühe nicht; es wisse noch manches, und wenn es an einen Ort käme, wo es was zu befehlen hätte, es wollte zeigen, daß es die Augen z'mitts im Kopfe habe und nicht erst heute erwachet sei.

Michel sagte nicht viel; er dachte der Kuh nach, welche er gekauft, und was der Melker sagen werde, wenn man ihm so ung'sinnet eine in den Stall bringe, und zwischen welche hinein er sie binden werde. Selbst in den Ställen und bei den Kühen ist eine Rangordnung: die schönsten kommen vornen in den Stall, die wüstesten und leichtesten hinten. Bei

den Menschen ist's oft verkehrt: man stellt das Gesindel voran und verwundert sich hintendrein, wenn man das ganze Volk, welches das Gesindel vorangestellt, für Gesindel hält, nach dem natürlichen Grundsatz, daß der Mensch naturgemäß lieber die bessere Seite zeigt als die schlechtere.

Sami führte von der männlichen Seite das Gespräch nnd rühmte den Knubel, was da für Land sei und was man für Sachen mache, und wenn der Mist nicht wäre und das Jäten nicht, so könnte man Flachs pflanzen für Frankreich und England. Wenn da eine rechte Bäurin sei, so hätte sie mehr zu bedenten als ein Landvogt. Ihm wäre es ein Ausgemachtes, ob er Knubelbauer sein wolle für sein Lebtag oder Landvogt für ein paar Jahre, wo er die ersten Jahre den Narr machen müsse, und wenn er wieder wäre wie ein anderer Mensch und etwas an der Sache begriffen hätte, davon müßte.

Die Zeit rutschte ziemlich rasch, da sie mit ziemlichem Weine gesalbet ward; wie lange die Lusbädli-Wirthin kochte, merkte man kaum, so kurze Zeit hatten Alle. Endlich schien es zu rücken. Ein Tischtuch wurde ausgebreitet; nach einer Viertelstunde kamen Messer und Gabeln, endlich auch Teller, und jetzt werde das Essen nachrücken mit Macht, hofften Alle. Da kam aber bloß die Wirthin und sagte mit eingesetzten Armen, sie habe fragen wollen, ob sie Grünes liebten auf der Suppe. Von wegen die Einen liebten es, und die Andern liebten es nicht, und da sei es besser, man frage erst, ehe man Mühe habe und es doch nicht recht mache. Michel war hungrig, und rascher als sonst sagte er, sie solle nur drein machen, was gut sei, und d'Sach bringe, es b'lange ihn. Auf der Stelle, sagte die Wirthin; sie müsse aber doch noch sagen, wie es ihr einmal gegangen sei mit dem Grünen. Nun fing sie eine lange Geschichte an von einem Herrn und einer Suppe, wo sie das Grüne alles beim Stäubeli habe wieder herausfischen müssen und er sie dann doch nicht gegessen,

weil sie die böse Kust davon schon habe. Seither frage sie allemal zuerst, von wegen mit dem Fischen möge sie nichts zu thun haben. Wahrscheinlich erzählte sie auch allemal die Geschichte dazu.

Erst als sie auserzählt und die gehörige Portion dazu gelacht hatte, ging sie in's Grüne dem Grünen nach, und behaglich mußte es ihr sein in demselben, denn lange ging's, ehe sie aus demselben wiederkehrte und die Suppe brachte, mit Grünem wohl versehen. Nach der Suppe kam Voressen: Hirn an einer gelben Saffransauce und saure Leber. Michel hielt dem Bäri die saure Leber dar. Dieser verzog mißfällig die Nase und drehte verächtlich den Kopf. „Magst nicht?" sagte Michel, „he nun, so nimmt's jemand anders," und streckte der Gotte die Leber dar, nahm aus der Schüssel mit Hirn ein schön Stück, hielt's an der Gabel dem Bäri dar, welcher es mit Behagen in würdiger Gelassenheit versorgte. „Wirst meinen," sagte die Base, „was der Hund nicht möge, sei gut für uns? Du wirst auch noch anders müssen dressirt werden, zähl darauf. Im Weltschland wirst nicht gewesen sein, wirst nicht drein wollen; mangelst es auch nicht, man kann es dir hier auch sagen, was üblich und bräuchlich ist."

Es gebe an jedem Orte andere Bräuche, habe er gehört, sagte Sami, und es frage sich, wer den Andern z'b'richten hätte, der, welcher frisch an einen Ort käme, oder der, welcher dort seßhaft sei. Von wegen ein Brauch sei wie der andere; es frage sich nur, welcher dort der Brauch sei, der sei der beste. „Du bist ein Sturm," sagte die Gotte, „du wirst auch noch anders müssen b'richtet sein, sehe ich. Es ist curios, es dünkt mich immer, wenn ich von daheim wegkomme, sei die Welt ganz anders und die Leute so grob und unmanierlich, daß es gar keine Art habe. Erst dem Hund darzuhalten und dann mir zu geben, das het e kei Gattig. Wart aber nur, du wirst wohl noch z'brichten sein." „Weiß nit," sagte

Michel, „bin wohl alte und ich vermag zu machen, was mir g'fällt." „Kannst dann sehn," sagte die Gotte; „es hat Mancher den Löhl gemacht, aber wohl die Frau hat ihn anders b'richtet, und hinten drein war er sich froh dessen. Lue, Käthi weiß, was in's Määß mag und öppe recht und bräuchlich ist, dem mußt folgen, und wenn ich dann zu euch komme, will ich auch helfen, was mir möglich ist. Du mußt dich lassen b'richten; du weißt noch nicht, zu was für einer schönen Sache du kommst, du thust es nicht umsonst, zähl darauf. Nit, Donner, nit!" schrie sie plötzlich auf; „da, das Kraut gieb ihm, Kabis kann der Uflath fressen, aber nit die schönsten Bissen Fleisch vorab, das hat doch uf my Seel kei Gattig!" Es war nämlich Rindfleisch gekommen und Michel hatte Bäri mit dem schönsten Stück bedient. „Wenn dr Hund muß g'fresse ha, so gieb ihm Kraut, das ist für die Ufläth gut genug." „Nimmt nit, luegit," sagte Michel, hielt Bäri das Kraut unter die Nase. Mißfällig verzog Bäri die Nase, drehte verächtlich den Kopf, damit ihm auch nichts von dem fatalen Geruch zu nahe komme. „Der lernt gewiß noch Kraut fressen, ehe ihn der Schinder nimmt," sagte die Gotte zornig, „oder, Käthi, was meinst?" Käthi, welches unterdessen mit Appetit gegessen hatte, was übrig blieb, sogar Kraut, sagte: „Dā Weg wärs nit bös Hung z'sy; es wird aber vielleicht auch noch anders zu machen sein. Man kann luegen, es wird nirgends geschrieben stehn, daß immer alles im Gleichen bleibe. So ist's besser Hung sy als Stieftochter." Nun kam auch Käthi flüssiger in's Reden, und bitter und ungut quoll es über seine Lippen, als wäre einem Dintenfaß der Zapfen ausgegangen.

Sami blickte Michel immer an, der merkte aber wenig. Er dachte an die gekaufte Kuh, und in Erwartung weiterer Gerichte schmauchte er sein Pfeifchen, sah auf den schönen Pfeifenkopf und trachtete zu erforschen, ob dieser Tabak, von welchem das Viertelspfund vier Kreuzer kostete, wirklich um

einen Kreuzer besser sei als sein früherer, von welchem die gleiche Portion nur drei Kreuzer gekostet. Das war ein schwer Kalkuliren für einen Michel.

Dazwischen kam die Wirthin und erbat sich neue Instruktionen, was gar nicht modern ist, von wegen, in vornehmen Wirthshäusern wird ohne Instruktionen, ganz nach den Köpfen der Köche gekocht. Sie kam und fragte, wie sie den Braten gerne hätten, ob ganz lind oder aber daß man dran zu beißen hätte. Die Leute seien gar wunderlich, darum frage sie lieber. Dann komme es noch darauf an, wie man z'weg sei; die Einen hätten Zähne einem Hund z'Trotz, die Andern nur so Storzen wie verbrannte oder verkohlte Zaunstecken. „He, da kannst du befehlen," sagte die Gotte zu Michel. „Es kommt darauf an, für wen du es willst, ob für die Leute oder für deinen Uflath da." „Ho," sagte Sami zur Wirthin, „ich wollte es so „eben recht machen, daß es Allen dient und es Alle mögen, Hund oder nicht Hund." Nun, sagte die Wirthin, so könne sie es bald bringen; sie frage gerne zu rechter Zeit. Es wäre schade, wenn sie mit dem Braten fehlte, es sei ein verflümert schön Stück von einem raren Kalb, öppis ganz scharmants. Es sei ein Kalb vom Oberherrn, der hätte immer die schönsten Kälber und die bleichsten, magersten Töchter dazu. Es sei schade, daß er den Kälbern nicht früher abbreche und die Milch an die Töchter wende; die hätten es grausam nöthig, und sie glaube, es schlüge an bei ihnen. Es sei schade, daß die nicht ein Küher zu Töchtern hätte, es gäbte von den töllsten Wybervölkern, welche man Land auf Land ab zu sehen bekäme. Jetzt hätten sie eine Farbe wie abgestandene Sauerrüben und Posturen wie Storchenbeiner. Sie sollten nicht Langeweile haben, sie komme gleich mit dem Braten, sie wolle nur noch in den Garten, Salat abzuhauen. Wenn der geputzt, gewaschen und angemacht sei, so komme sie. Sie hülf doch pressire, sagte die Base, und wenn sie Fleisch habe und

es ihr nicht jemand anders vorwegfresse, frage sie dem Kraut, sage man ihm G'köch oder Salat, d's Tüfels viel nicht nach.

Unterdessen unterhielt sie Käthi ferner mit seinen Heldenthaten in Feld und Haus und wie es ihm einmal gehen müsse, wenn es es einrichten könne nach seinem Kopf. Trotz diesen Mittheilungen von Käthi's Plänen gestaltete sich ihr Beisammensein immer mehr zu einer sehr langweiligen Fröhlichkeit. Die Wirthin mußte ihren Salat sehr sauber putzen, denn es verging eine halbe Ewigkeit, ehe sie wieder erschien und den oberherrlichen Braten brachte. Es war wirklich ein schönes Stück; Bäri bekam ein ganz saftiges Maul, legte gravitätisch eine Tatze auf Michels Schenkel und warf süße glänzende Liebesblicke über den Tisch. Er liebte Kalbfleisch sehr, besonders gebraten. Michel hatte es ungefähr eben so, nahm seine Pfeife aus dem Maul, wollte sie anderwärts versorgen, und Platz im Maul für was Anderes machen. Die Gotte war accurat von den gleichen süßen Gefühlen durchdrungen. Während Michel seine Pfeife ausklopfte, zog sie die Schüssel an sich und sagte: „Von dem will ich auch und da wird es gut sein, wenn ich was bekommen will, wenn ich selbst zugreife und nicht warte, bis die Andern gehabt, da könnte ich wieder vorlieb nehmen mit dem, was der Hund nicht mag." So sprach sie und schnitt mit tapferer Hand ein kühnes Stück sich ab, schob den Rest Käthi zu und sagte: „Nimm, was magst. Dies Mal können sie haben, was überbleibt, von wegen es geht kehrum in der Welt."

Michel machte stotzige Augen über diesen unerwarteten Handstreich. Bäri hob sich höher, und aus seinem geöffneten Maule grollte es wie ferner Donner. He ja, sagte Sami, schüch sy sei eine schöne Sache, trage aber oft nicht viel ab; sie werde es haben, wie es im Sprichwort heiße: wer unverschamt ist, lebt dest bas. Ho, sagte die Gotte, sie könne beidweg sein, sie richte sich immer nach dem es der Gebrauch

sei. Hier habe sie es so gefunden: wer z'erst ist, nimmt d's Best; darein hätte sie sich nun auch geschickt. „Das Weibervolk ist überhaupt nicht auf der Welt, um sich vom Männervolk zum Besten haben und kujoniren zu lassen, und wenn dasselbe es ein Mal probirt, treibt man es ihm zehn Mal ein!" sprach sie mit einem Heldenangesicht, „dem muß man den Marsch machen und ihm gleich zeigen, wie man es haben will." „He ja," sagte Sami, „das ist kommod, weiß man so doch gleich, woran man ist, und kann sich darnach richten." Die Wirthin hatte dem Spiel mit Erstaunen zugesehen; sie wußte nicht, was sie daraus machen solle, und ging stillschweigend ab. Draußen sagte sie zu ihren Mägden, drinnen gehe es kurlig, sie könne sich nicht darauf verstehen. Das werde dr neu Bruch sy, daß man einander die Schüsseln aus den Händen reiße und vor dem Mund wegfresse, was man könne und möge. Wo sie ein Meitschi gewesen, da sei es doch noch nicht so gegangen, sondern manierlich. Da hätte man gewartet, bis die Buben Einem das Fleisch mit Gewalt auf den Teller gethan, und dann habe man es noch nicht angerührt, sondern zugewartet, bis die Buben es Einem fast mit Gewalt in den Hals gestoßen. Damals sei es doch noch zugegangen, daß man dabei hätte sein dürfen, jetzt gehe es, es grus Eim drob. Es nehme sie wunder, wie es jetzt mit der Datere gehe; da werde wohl schon eins bei der Thüre warten und sie ganz schlucken, nur damit die andern nichts kriegten. Die Wirthin täuschte sich; das Wetter hatte mit jenem Handstreich sich entladen. Die Datere blieb ganz ruhig stehen, bis Michel sie der Gotte zuschob und sagte: „Nehmt, ich will dann auch, wenn was übrig bleibt." „Das kommt mir nicht drauf an, es ist allweg gescheidter, selbst nehmen als nichts kriegen," sagte die Gotte.

Unterdessen war es spät geworden und Sami unruhig. Die Sonne war niedergegangen; im Lusbädli ward sie selben Tags nicht mehr gesehen, und sämmtliche Lusbädler sagten:

„Die Sonne scheint nicht mehr," während die Sonne strahlte in immer gleicher Herrlichkeit, aber anderwärts. Alles, was die Lusbädler nicht sahen, nahmen sie einfach als nicht existirend an. Es ist die einfachste Manier, über die sämmtlichen Existenzen in's Reine zu kommen, wird wirklich auch immer gebräuchlicher, besonders bei den Gelehrten und Gebildeten von der Sorte, wie sie in den Sümpfen, Gräben und Krächen um Rütschelen und um's große Moos wachsen. Die guten Burschen merken aber nicht, wie sie mit diesem System in die Quere kommen bei den Ansprüchen auf ihre werthen Personen. Sie können nach demselben niemanden zumuthen, an die Existenzen von Religion, Humanität, Bildung und Verstand bei ihnen zu glauben, so lange dieselben weder in ihren Worten noch in ihren Werken sichtbar werden.

Also die Lusbädler sahen die Sonne nicht mehr, und Sami dachte, wenn er nur daheim im Bette läge, kehrte sich immer gegen die Fenster und sagte ein Mal über das andere: „Es finstert, vielleicht donnert es noch." „Es scheint mir," sagte die Gotte, „du habest das Courage weit unten, wirst vielleicht nicht das sauberste Gewissen haben? Daneben ist's mir recht, aber mehr als eine halbe Stunde ist nicht zu meinem Hause, und so wäre das Pressiren nicht so nöthig." Das sei gut für sie, sagte Sami; sie aber hätten mehr als drei Stunden bis heim, und der Mond scheine nicht. „Du kannst auch mit kommen," sagte die Base, „und morgen mit dem Meister heim, b'sunderbar wenn du dich fürchtest, soll dir das anständig sein." Allweg gehe er mit dem Meister, sagte Sami; wo der hingehe, dahin gehe auch er. „He nun," sagte die Gotte, „so kann man. Schaff ab, so wei mr!" Ganz ungenirt nahm die Gotte an, Michel mache den Säckelmeister; sonst ist's noch jetzt Sitte, daß man sich wenigstens stellt, als wolle man helfen am Zahlen, nicht so unverschämt schmarotzen. Die Base verstellte sich nicht; weil sie Hoffnungen zum Erben erwecken konnte, nahm sie getrost

an, es sei Allen alles recht was sie mache. Haben's noch Viele so. Es war viel gemacht von ihr, daß sie Michel nicht den Antrag machte, er solle noch einige Maaß Wein zahlen und mitnehmen, damit sie auch daheim noch ein Vergnügen hätten. Michel zahlte; sie protzten auf, die Wirthin leuchtete bis unter die Thüre, wünschte viel Vergnügen und gute Verrichtung.

„Adie wohl und zürnet nüt," sagte Michel einige Dutzend Schritte vom Hause bei einem Scheideweg, blieb stehen und stopfte an seiner Pfeife. „Was soll das," sagte die Gotte, „willst nicht mit?" „Hab's nicht im Sinn," sagte Michel, „es düecht mich, ich möchte heim. Habe auf dem Wege eine Kuh gekauft, die kommt mir morgen früh, da sollte ich daheim sein." „Das wäre mir eine saubere Sache, wirst doch nicht zur Kuh das Kalb sein! Für was hast du uns hieher kommen lassen, wirst doch was im Sinn gehabt haben?" „Allweg!" sagte Michel. „He nun so dann," sagte die Gotte, „so komm, so kann man noch darüber reden und d'Sach z'Bode machen, daß man weiß, woran man ist, und sie abtreiben kann." Sie habe es gehört, sagte Michel, er müsse ohne anders heim. Gut Ding wolle Weile haben; manchmal komme Einem was Neues in Sinn und manchmal gehe was Altes draus. „Du wirst mit Schein nichts davon wollen," sagte Käthi, „hast uns für nichts und wieder nichts hieher gesprengt. Bist du auch einer von denen, welche nichts Anderes begehren, als Meitscheni zum Narren zu halten und in's Unglück zu sprengen?" Er wolle niemanden sprengen, sagte Michel, aber er b'lange heim, und man komme ja deretwegen zusammen, um zu sehen, was man wolle, und ob es Einem anständig sei oder nicht. „Und ich bin dir dann nicht anständig?" fragte Käthi. „Leibshalb bin ich so brav als eine; blutt komm dir auch nicht, und wegen Arbeiten und d'Sach machen fürchte ich keine das Land auf und ab. Und mein' nicht, du könnest auslesen und an dir sei nichts zu scheuen.

Du bist ein Reicher, ja freilich, aber eine Jede nimmt dich doch nicht. Es muß eine wissen, was Geduldhaben ist, von wegen bis du geleckt bist, daß du bist wie ein anderer Mensch, selb brucht Zyt u git mängi bösi Kust. Ich weiß, was Geduld ist, und an Guthaben bin ich nicht gewöhnt, es wär nur, daß ich daheim weg käme; ich könnte mich in alles schicken, bis es geändert ist. Drum stürm nit, du wirst dich nicht reuig; ich will thun an dir, was ich kann, und mich stellen wie keine." „Halt doch dem Maulaff nicht so an," sagte die Gotte, „lah du ne gheie! Wenn er nit will, su het er g'ha; settige Möff findst in zwanzig Jahren noch. Seh, thue nit dumm und chum; will er, su chan er, will er nit, nu so de su lay ers hocke." „He nu so de, su b'hütech Gott und lebit wohl," sagte Michel, den Sami immer am Rock gezupft, der sonst wahrscheinlich durch die guten Worte von Käthi weich geworden und hinter ihm her gezottelt wäre. „Es wird dr nit Ernst sy," sagte Käthi, „sövli wyt u mih vergebe z'sprenge. Komm allweg mit uns, kannst ja immer noch machen, was d'wotsch!" „Ih möcht emene sellige Fülli a ha, ja wolle! Will er, su chan er ja cho, will er nit, su lauf er! Chum jetzt, u bis m'r nit d's Herrgotts, sust dräye nih d'r d'r Hals um. Wo nih jung g'sy bi, ha nih allemal g'juchzet, we nih amene sellige Moloch d'r Rücke g'seh ha. Su b'hütech d'r lieb Gott, d'r heits nöthig; dernebe z'danke hei m'r nit viel, d'r Hung het meh Ursach. U jetzt, Meitschi, chum, wotsch oder wotsch nit? Es düecht mih, es söt d'r im Hals bis zum Zäpfli cho, we d'r vo dene Mondskälbere noh eis vor d'Auge chunt. Mira, wenn d' nit witt, su blyb, ih gah, aber de chum m'r nimme zum Hus," so begehrte die Base auf.

Nun wandte sich Käthi und ging der Gotte nach, nachdem es noch einige Worte halb verblümt Michel zugeworfen, welche derselbe aber vertubakte und nicht einmal recht verstand. Hinter der Base her weinte Käthi bitterlich. Sobald sie es

merkte, schalt die Gotte gröblich, was aber Käthi wenig achtete. Wem die Hoffnung, aus einer Stieftochter Knubelbäurin zu werden, in Trümmer gegangen, wird Käthi vollständig begreifen. Wer aber nie in diesem Falle war, versuche sich an Käthi's Platz zu setzen. Dieses sich an Platz eines Andern setzen ist eine Haupteigenschaft eines Christen, welche aber selten gefunden wird, denn sie ist nur eine Blume der unverfälschten Liebe. Ach so ein arm Kind und noch dazu ein ungebildetes, d. h. ungefähr von der Bildung eines Rathsherrn, der auf das Diesseits alles setzt, bloß von klingenden Schätzen einen Begriff hat und ungefähr auch einen Begriff von den Farben, d. h. bloß von den politischen, wie muß es ihns klemmen im Herzen, wenn es wieder in's Joch muß und hatte seine Flügel schon ausgespannt und seine Füße gesetzt an des Thrones Stufen, an sein höchstes Glück, an das Regiment über einen reichen Bauer und dessen großen Hof. Und dafür hatte es keinen Trost, weder in sich noch außer sich, als die Hoffnung auf irgend einen andern reichen Bauer. Aber, du mein Gott, wie unsicher sind solche Hoffnungen! mit den reichen Bauern ist's wie mit den Hasen und anderm Gewild: sie werden immer rarer. Die, wo noch übrig seien, dachte Käthi, seien Kolder, hätten weder Verstand noch Manieren, mit ihnen sei nichts zu machen. Ach das arme Käthi wäre sicher umgekehrt, dem Michel nach, hätte ihn am Kuttenfecken hinter sich her gezerrt, ungefähr auf die Weise, wie man die Hunde zerrt aus zu engen Fuchsgängen, wenn die Gotre nicht gewesen wäre. Ach, so eine alte Gotte hat auch keinen Begriff mehr von einem jungen Herzen, und wie es ihm drum sein muß, eine böse Stiefmutter an einen reichen Mann zu tauschen; da kann man doch wirklich die halbe Welt auslaufen, ehe man einen bessern Tausch zu machen im Stande ist. Sollte man ihn daher so leichtlich aufgeben, wenn man so nahe am Abschlusse gewesen? Aber so was begreift eine alte Gotte mit ihrem verknöcherten Herzen nicht,

besonders wenn sie dazu noch einen bösen Kopf hat. Käthi mußte ihr hintendrein und zwar mit dem scharfen Gebot: an den verfluchten Uflath solle es ihr nie mehr denken, sonst drehe sie ihm den Hals um.

Michel und Sami aber machten sich davon mit einer Eilfertigkeit, als ob nicht bloß Käthi sammt der Gotte, sondern der wilde Jäger mit dem Wüthisheer und allen bösen Geistern hinter ihnen her seien. Weit ab vom Schauplatz ihrer Thaten waren sie, ehe sie ihren Rückzug mäßigten und Athem fanden, ihr Glück zu preisen, solch Ufläthen und wüsten Zungen entronnen zu sein. Da, wenn sie nicht g'scheidter gewesen, hätten sie einen rechten Schuh voll herausnehmen können, daß es ihnen besser gewesen, sie hätten das Haus verbrannt und darauf sich gehängt, als solche Geister hinein und sich auf den Hals zu ziehen. Aber untersuchen sei gut, das hätte man jetzt abermal sehen können. Nun erzählten sie sich alles Schreckliche, welches sie an Gotte und Käthi gesehen, alle Gräuel, welche sie gethan, und war einer fertig, fing der andere an, und während dieser erzählte, kam dem andern immer noch was in Sinn, was vergessen worden. Sie hatten so kurze Zeit in ihrer Glückseligkeit, daß sie daheim waren, ehe sie daran dachten, und Michel seine schöne Kuh rein vergessen hatte.

„Ist's aber nüt?" fragte am Morgen Anni. „Aber nüt," antwortete Michel und erzählte, wie glücklich sie gewesen, keinen Schuh voll herausgenommen zu haben; da hätte es ihnen schön ergehen können. Anni war auch froh, daß sie mit heiler Haut und allen Haaren davon gekommen, aber fatal war es ihm doch auch, daß nichts mit der Sache war, daß es neu an's Suchen mußte. Das heutige nütnutzige Weibervolk mußte es entgelten; es war kein Laster, welches Anni ihm nicht andichtete, und keine Stunde manchen Tag lang ließ es vorüber, in welcher es nicht über dasselbe geschimpft und gelästert hätte. Wenn Anni nicht einen so heil-

los eigensinnigen Kopf gehabt hätte, hätte es sich die Mühe des Suchens vollständig ersparen können. Bekannt ist, wie die Franzosen und Engländer sich im Auge haben, auf die gegenseitigen Bewegungen lauern. Schicken die Franzosen eine Flotte in's stille Meer, flugs segeln die Engländer mit Fregatten und Linienschiffen mit Dampf und ohne Dampf hinter ihnen her. Rückt ein Regiment Franzosen an die Pyrenäen, flugs putzen die Engländer in Gibraltar die Kanonen und verstärken die Besatzung von Malta. Haben die Franzosen einen Stein im Brett in Egypten, sitzen die Engländer ab am rothen Meer. Ungefähr gleich oder doch fast so werden von den Müttern sämmtlicher heirathslustigen Töchter die Bewegungen heirathsfähiger Jünglinge beobachtet und besonders reicher Jünglinge, mit Höfen oder andern Gütern behafteter. Wird auf einem Hofe so ein Junge flott, flugs ist's bekannt sieben Stunden in der Runde, und es wird auf ihn gebeizt, als wäre er ein Marder oder gar ein Dachs, auf seine Gänge wird gelauert, die Fallen darnach gestellt. Nach welcher Gegend er seinen Strich hat, streichen auf einmal Rudel von Mädchen, welche sonst ganz anders wohin strichen. Wird es gar bekannt, daß einer nicht so bloß in's Blaue streife, sondern wirklich in allem Ernste um eine Frau aus, ja dann ist's Wetter los, Schuhmacher und Näherinnen haben gute Tage; die gliedersüchtigsten Mütter kriegen wieder flinke Beine und Unterhändler von allen Sorten guten Verdienst — es wird ganz bewegt im Lande. Man muß sich nur wundern, daß nicht irgend ein schlotternder Bürgermeister von Aargau, Freiburg, meinethalben auch von Bern hinter einer solchen Bewegung nicht Reaktion gesehen und Bataillone hingeschickt hat, um sie zu unterdrücken. Es wäre doch wirklich verflümert fatal, wenn die natürlichsten von allen Bewegungen politisch verdächtig würden und als gefährlich, wie gesagt, schlotternden Staatshäuptern zu Nase steigen sollten.

Welch Aufsehen Michels Expeditionen und Excursionen

machten, kann man sich denken. So was wird natürlich auf dem Lande so gut ohne Zeitungen bekannt, als in London alle Klatschgeschichten durch die Zeitungen. Michels Zusammenkünfte wurden bekannt, die abenteuerlichsten Gerüchte über dieselben liefen durchs Land; man sprach von Prügeln, Brandschatzen, Hungerleiden, Hundhetzen und weiß Gott was alles. Aus dem allem ward so viel klar, daß Michel eine Frau suche; das war die Hauptsache, und daß er plump dabei that, war Nebensache. I, was schadet ein wenig Plumpheit, wenn sie an einem reichen und noch dazu großen Manne hängt? Michel sei daneben der beste Tropf von der Welt, sagten alle Weiber, welche in der Nähe wohnten, eine helle Schande wär's, wenn der eine Fremde kriegte. Das sei nur Schüchternheit, er schäme sich, fürchte das Auslachen; das müsse man ihm vertreiben, es lohne sich wohl der Mühe.

Nun ging es auf dem Knubel ungefähr wie im Herbste, wenn die Nüsse reifen an einem großen Haselhaag. Anni war auf einmal die Hauptperson in weitem Umkreis, denn wer mit den Verhältnissen näher bekannt war, betrachtete Anni richtig als die Thüre, welche in Michels Stübchen führte. Die einen Weiber kamen, rühmten ihm seine Sachen oder fragten ihns um Rath; so alt Anni war, hatte es doch nie so schöne Sachen gehabt, als in diesem Jahr. Es mußte ein ordentliches Register führen über die Sämereien von allen Sorten, welche bei ihm bestellt wurden. Von allem, was grün war, vom Schnittlauch und der Münze weg bis zu Kabis und Bohnen, von Hanf und Flachs wollen wir nicht einmal reden, war seine Sache immer die schönste im ganzen Lande, und alle Welt schrie nach Samen viel lauter als ein Hirsch nach einer Wasserquelle. Die Weiber weit umher kamen und wollten mit Anni Eier tauschen, um Gluggern unterzulegen, waren erbötig, ihm immer zwei an eins zu tauschen, ja stellten Anni alle möglichen Bedingungen frei. Solche Hühner, hieß es, habe man noch nie gesehen, in Ansehen von

Legen und wegen der Schöni, es sei eine ganz apartige Race, wahrscheinlich in einem besondern Zeichen untergelegt. Um dieses Zeichen von Anni zu erfahren, waren die Weiber zu allem Möglichen erbötig, sie hätten plotonsweise rings um einen Kleeacker gepurzelt, wenn Anni diese Bedingung gestellt hätte. Es ließ keine ein Stück Tuch machen, welche nicht Anni consultirt hätte, welches Garn sich besser zum Zettel und welches besser zum Eintrag sich eigne. Sie vertrauten ihm ihre Geheimnisse an, ihre Kümmernisse des Mannes wegen, ihre Hoffnungen auf Erbschaften, ihre verborgen gehaltenen Reichthümer. Sie krameten Anni: eine kam hier mit einem weißen Brödchen, dort eine mit einer Flasche Rothen oder eine andere mit einem Hals- oder Nastuch. „Ich weiß wohl, daß du es mir nichts schätzest: hast solche Sachen nicht nöthig, hast ja, was du begehrst auf der Welt; es ist nur ein Zeichen meiner Gutmeinenheit, ich wollte dir zeigen, wie lieb du mir bist, und wenn ich dir einmal was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, so sprich zu." „Danke für's Anerbieten," sagte Anni, „es hätt sich dessen nicht gebraucht. Es ist mir leid, daß du meinetwegen so Kosten gehabt; ich weiß nicht, wie ich dir das vergelten soll, was hat so eine arme alte Frau wie ich zu geben?" Man kann sich denken, was dann darauf für eine Antwort kam, und wie die Frau auf ihre Tochter kam oder ein ander Meitschi, welches ihr am Herzen lag, und wie sie dieses zu rühmen und alle andern auszumachen wußte, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Aber nicht bloß die Mütter machten sich an Anni, auch die Töchter selbst thaten das Möglichste, um Michel in die Augen zu fallen; aus den Augen in die Arme dachten sie sich den Weg ganz kurz. Sie hatten immer was zu verrichten auf dem Knubel: bald hatte sie die Mutter geschickt, bald suchten sie die Mutter, bald bettelten sie Anni Blumen, weil sie zu Gevatter stehen mußten, bald brachten sie Anni ein

Nelken- oder Myrthenstöcklein von einer ganz apart schönen Art, hüpften dann und standen dann und kicherten und wieherten um's Haus herum wie ein Jäger um eine Tanne, auf welcher ein Eichhorn sitzt, den er aber nicht zu Gesichte kriegen kann, ihn um jeden Preis sich vor die Augen bringen will. Gelang es 'mal einer, den Michel vor's Haus in Schußweite zu bringen, dann brachte man keine mehr weg. Es nahm Anni manchmal wunder, ob sie Wurzeln an die Füße gekriegt und durch dieselben am Boden festgeheftet seien.

Wenn Anni einmal zu Markte ging mit Butter oder Eiern, hatte es Schreiß den schönsten Mädchen z'Trotz. Mit den einen sollte es fahren, andere wollten ihm Wein zahlen, andern sollte es warten, sie wollten mit ihm heimgehen. Wenn Anni dann beim Wein, der bekanntlich Traulichkeit erzeugt und die Herzen öffnet, erwarmete, so begann man zu frägeln und schlug ringsum auf den Busch, um zu vernehmen, wie Michel eine Frau wolle, was er an einem Mädchen liebe und was er an ihm scheue, warum er es im Lusbädli u. s w. nicht richtig gemacht. Er hätte aber recht gehabt, hieß es gewöhnlich; warum in der Weite suchen, was man in der Nähe besser haben könnte? Das heiße ja die Katze im Sack kaufen, und man wisse nicht, was man habe, bis man sie heimbrächte und laufen ließe, dann sei es aber auch zu spät. Aber so redselig Anni wurde, man fing es nicht; es sagte, es sei nicht dabei gewesen, und Michel habe ihm nicht Bericht gegeben. Er habe gar einen wunderlichen Gring, es lasse ihn machen, frage nicht einmal; es denke, es werde es früh genug erfahren. Die einen glaubten ihm: wenn es was wüßte, ihnen hätte es es ganz sicher gesagt, meinten sie. Andere glaubten ihm nicht: Anni sei eine alte Hexe, sagten sie, hätte Alle zum Besten, bis eine über ihns komme, welche noch listiger sei als es und ihm dann wie recht und billig zehnfach vergelte, was es an Andern sich versündigt. D'sKürzest wär', die Alte fiele ins Wasser oder thäte

sonst den Hals brechen; mit Michel wär' es dann bald gewonnen. Anni aber dachte: „Flattirt ihr nur, es hilft euch doch nichts; jetzt wäre ich euch gut genug, aber wie lange? Bis ihr den Fuß im Hafen hättet, dann setztet ihr mir den Stuhl vor die Thüre, und ob ich erfröre oder verhungerte, dem fragtet ihr wenig nach, und wenn Micheli schon nicht wollte, was wollte er machen? Er ist gar zu gut und frein, und das Wybervolk so wüst und schlecht und falsch, pfy Tüfel! Es nimmt mih wunder, daß es d'r Tüfel mah; wahrschynlich macht er Wedele drus u heizt d'r Großmutter d'r Ofe drmit, Gott verzieh m'r my Sünd! Aber allweg muß zur Sach tha sy, sust näh si m'r d'r Michel ab d'r Gaß oder vor dem Haus weg, so nöthlich thun sie, die Ufläth, und geschieht das nicht, so sprengen ihn die Landjäger in's Unglück und er muß z'Krieg. Sie können ihn nicht ruhig lassen und er kann sich nicht hüten, und Sami ist doch d'r Wüstest, statt abz'wehre, strengt er an. Da mußte am letzten Markt das Spiel wieder angehen, und Michel konnte Gott danken, daß er mit einem schönen Haufen Neuthaler davon kam. So kann das nicht immer gehen; es könnte ung'sinnet genug sein, und dann könnte man lange plären, d'Sach änderte man doch nicht mehr.

Zum Schwammfraueli hatte Anni kein Vertrauen mehr; die Freundschaft war gegenseitig erloschen. Das Schwammfraueli hatte von Käthi gar einen bedenklichen Abputzer erhalten, daß es ihm einen solchen Unmenschen zugereiset und ihm einen solchen Verdruß angerichtet und z'letzt an der ganzen Sache nichts gewesen. Das Fraueli wollte Anni auch einen Theil davon abgeben, aber potz, da kam es übel an und mußte über seinen Geschmack und seine Weiberkunde Dinge hören, die selbst für ein Schwammfraueli zu hart waren. „Lue," sagte das Fraueli, „nimm's nit für ungut, aber dy Michel muß doch gar e Ugattliche und Uschafeliche sy, mit dem nüt z'gattige ist. Glaube nur, die Meitscheni wären

recht gewesen, aber will man einem Solchen eine zuhaben, so erlebt man nichts als Schande, daß man weiß kein Mensch was gäbe, man hätte nichts mit der Sache zu thun gehabt, und denken muß, man wolle sich vor solchem hüten sein Lebtag." So nahm es Anni aber nicht, das ließ es an Michel nicht kommen, und dem Schwammfraueli verdeutete es, daß es seinetwegen nicht Kummer haben solle; es werde ihm sein Lebtag nichts mehr der Art annuthen, und lieber wär es ihm, wenn es ein andermal einen andern Weg ginge, mit einem solchen Unmenschen werde es doch nicht unter einem Dache sein wollen. So ging die alte Freundschaft aus eineinander für einstweilen und zwar zu gegenseitigem Schaden. Dem Fraueli ging sein bestes Haus ab; dafür ließ es Anni und seinen Michel liegen, daß es keine Art hatte, brachte Anni alles aus, was es wußte, machte Michel lächerlich, erzählte, wie er gerne eine Frau möchte, aber wie es eine sein sollte, daß sie Anni, Bäri, Sami und zuletzt auch ihm recht sei.

Anni suchte andere Vertraute und fand sie leicht; es wurden noch mehr Zusammenkünfte veranstaltet, ja es kamen eine oder zwei direkt zur G'schaui auf den Knubel, allein es wollte sich nichts anziehen, es zerschlug sich immer alles, die Welt wußte nicht wie. Deretwegen gab es ein großes Gerede in der Welt, daß Anni sich zu schämen anfing und Michel ganz maßleidig wurde. Ein schmutziges, schwarzstrubes Mannli, welches mit Tannzapfenöl, Rekholderöl und andern derartigen köstlichen Stoffen hausirte, kam öfters auf den Knubel und war Anni gar anständig; es that bescheiden, wünschte ihm immer Gottes Glück und Segen, wenn es Abschied nahm, und fragte, ob es ein ander Mal wieder zusprechen dürfe; es treffe es nirgends so an, Land auf Land ab. Dem klagte Anni einmal in einer vertrauten Stunde seine Noth, wie Michel heirathen sollte und es ihm gehe; es müsse anfangen zu glauben, es laufe im ganzen Lande kein Meitschi mehr,

das einen guten Blutstropfen im Leibe habe. Das Mannli sagte, es glaub's; es sei bös mit der jetzigen Welt, es sei kein Glaube mehr, nichts als Hoffahrt und neue Lehre: daß d'Sonne um d'Sterne ume lauf' und d'Welt o so und daß es noh meh Mönsche gäb als hie uf der Welt und einst in d'r Ewigkeit. „Deppis dumms e so!" sagte Anni. „Ja, nur an dem an kannst du sehen, wie es geht in der Welt," sagte das Mannli. „Ich bin froh, bin ich alt und brauche nicht lange mehr dabei zu sein; wenn es noch lange währen sollte, müßte man ja am Grausen sterben. Daneben ist das der Trost, daß es immer auch noch rechte Leute giebt, b'sunderbar so an Nebenausorten, wo d'r Tüfel noh nit hi cho isch. Da sind noch Meitscheni wie sie ehemals waren, mit Stumphosen und kuderigen Hemlistöcken. Ich muß meine Sachen so kümmerlich zusammenlesen in den Wäldern und Krächen, wo ganz ab der Welt sind und das ganz Jahr keine sterbliche Seele hinkommt; da sind noch Leute, wie man sie zu keinen Zeiten bräver fand, wo an Gott glauben und den Teufel fürchten." „So!" sagte Anni, „sind da noch rechte Leute? Gottlob! denen werden wir es zu verdanken haben, daß Gott den Menschen nicht alles verhagelt und verblitzet. Aber das werden nur so arme Leute sein, Besenbinder, Tuftmannleni und Heubeeri-Weiber und der Gattig Leute, welche unsern Herrgott nöthig haben für's täglich Brod?" „Allweg der größte Theil," antwortete der Alte, „von wegen wer reich ist, der sonnet sein Geld gerne, und deretwegen treibt es ihn dahin, wo die Sonne den ganzen Tag scheinet. Aber es giebt Andere doch auch, potz Türk! wo großes Vermögen halten und schön leben können, aber sie lieben die Welt nicht, haben sich lieber still an einem Nebenausort, wo sie können beten und essen, wie und was sie wollen, ohne daß ihnen alle Augenblicke jemand, den es nichts angeht, das Maul drein hängt und befehlen will." „So!" sagte Anni, „giebt es deren Leute auch noch? Hatte geglaubt, die wären längst

ausgestorben und die Welt wäre gleich bis z'hingerst, wo es dann grade runter geht in die Hölle, und bis z'oberst auf den höchsten Schneeberg hinauf. Nun, das werden so alte Leute sein, so mit dem einen Bein im Grab, mit dem andern im Himmel, Meitscheni werden die keine mehr haben, welche man heirathen könnte und mit Freuden." „Warum nicht?" sagte das Mannli. „Es giebt sie mit und ohne Meitscheni, wie es ja Bäume giebt mit und ohne Mistelen und Tannen mit und ohne Tannzapfen, doch haben der mehrer Theil Tannzapfen, Gottlob? Warum fragst? meinst, wo Meitscheni seien, da finde der Teufel das Thöri offen?" „He, allweg thun es ihm die eher auf, als alte Leute," antwortete Anni. „Aber ich meine eigentlich, ob wohl so an einem Ort eine wäre für Michel, e bravi, e frommi u notti kei dummi, eine eingezogene und die doch wüßte Bescheid zu geben, es mit Gott und Menschen gut meinte und Vieh und Diensten gönnte, wie es recht wäre und wie man es hier im Brauch hat?" Das Mannli schoß begreiflich nicht sogleich z'weg wie ein Fuchs, der auf einen Hasen gelauert, sondern that sehr verwundert, daß Michel noch keine hätte; er brauche ja nur den kleinen Finger zum Fenster hinauszustrecken, so hingen ihm Zehne dran," meinte er. Anni sprach des Weitern vom sündhaften Weibervolk und wie schlimm es Michel bei seinen Versuchen gegangen, was das für Menscher gewesen seien ohne Religion und ohne Verstand, wenn man die näher untersucht, welche man am allermeisten gerühmt hätte. Unter dem Vorwand, es möchte erst recht wissen, wie man eine wolle, von wegen es wisse wohl, wenn es fehle, habe man schlechten Dank, fragte das Mannli noch allerlei, aber was es eigentlich wollte, den rechten Punkt, brachte es doch nicht heraus. Anni blieb bei dem, was es anfangs schon gesagt, eine fromme und treue, welche bete und Menschen und Vieh es gönne und von rechten Leuten her; apart reich brauchte sie nicht zu sein. Es wüßte eine, sagte endlich das Mannli,

wo ihn düeche, sie passe nicht übel, darneben wolle es gar nichts gesagt haben; wenn es Michel dann wieder so ginge, so möchte es nicht schuld sein. Er müsse was Eigenes an sich haben, was es nicht kenne, daß es ihm allemal so gehe; darum, wie gesagt, es wolle lieber nichts sagen, so verfehle es sich nicht. Das ist keine dumme Manier, seine Hände in Unschuld zu waschen.

„Nun," sagte es endlich, als Anni immer hitziger in ihn drang: „Wenn du es g'hebt haben willst, warum nicht? so will ich es dir sagen; kannst ja immer daraus machen, was du willst: es ist eine Kühers-Tochter. „Was?" sagte Anni, „eine Kühers-Tochter! Von denen habe ich immer gehört, sie thäten nicht gut im Bauernstand, seien nichts nutz zur Arbeit, verstünden nichts von der Haushaltig, könnten nichts als Nidle fressen, schwingen mit den Knechten und allfällig auch melken, wenn sie nicht zu faul würden dazu." „Nit, nit!" sagte das Mannli. „Selb ist doch nicht so; ich komme viel auf den Bergen herum und kenne das Volk auch, das ist besser als man glaubt, und vom rechten Glauben findet man dort mehr als in den Dörfern. Wenn etwa die eine oder die andere bös ausfällt, muß man nicht gleich Alle in ein Band zusammenbinden. Die, wo ich meine, kühert auch nicht mehr: der Vater ist gestorben, der Bruder fährt z'Alp; sie wohnt bei ihrer Mutter im Milchmußgraben, wo sie ein Heimath haben, kein großes, so nur genug zu arbeiten und zu essen zu haben. Die Tochter macht d'Sach meist, d'Mutter ist alt, aber noch scharf und befiehlt, und d'Tochter macht, was die Mutter sagt; kein bös Wort habe ich sie der Mutter je geben hören, und thät sie's, ich glaube, die Alte haute ihr auf's Maul und die Tochter nähme es an, wenn sie schon eine ist, wo nicht bald ein Mannevolk fürchtete. Es wär gerade eine für Michel der Postur nach, bräver hast noch keine gesehen, und ein Gesicht hat sie, schöner kann man es nicht malen, ganz wie Milch und Blut; eine Säumutter ist sie, es mag

ihr keine Luzernerin nach. Aber sie bleibt auch daheim, rennt nicht wie läufig jeder Lustbarkeit nach, und es ist noch die Frage, ob man sie an einen Ort hinbrächte; sie hat bis dahin dem Mannevolk gar nichts nach gefragt, und wenn einer kam, ferggete sie ihn kurz ab. Es möge nichts mit dem Zeug zu thun haben, es gruse ihm drob, hat das Meitschi manchmal gesagt, daß ich es selbst gehört. Indessen ist den Meitschene nie recht zu trauen, es ist ihnen manchmal ganz anders, als sie drglyche thun, und die, welche gethan wie jung wild Katzen, werden oft ung'sinnet so zahm wie Katzen, welche man ihr Lebtag gepantscht."

Die Sache gefiel Anni. Man könnte allweg probiren, meinte es; gerathe es, wohl und gut, sei nichts damit, nun in Gottes Namen, so sei d'Sach am gleichen Ort und man müsse anders dran hin. Das versalbete Oelmannli ließ sich endlich herbei und versprach den Liebesboten zu machen, nachdem Anni ihm versprochen hatte, es ihm nie nachzutragen, es möge gehen wie es wolle; gehe es aber gut, ihm gehörig daran zu denken.

Alsbald wanderte der seltsame Liebesbote dem Milchmußgraben zu. Dieser Milchmußgraben ist ein freundlich enges Thälchen, hoch in den Bergen oben, eine Art von Rinne zwischen zwei Alpen. Vor Winden geschützt ist's mild und lieblich dort; der Baumwuchs ist noch nicht verkrüppelt, mächtige Birnbäume breiten ihre schirmenden Aeste über die Dächer aus. Dort, in einem saubern Haus, wohnte die Küherin. Die hellen Fenster glitzerten und glühten eben in der Abendsonne, als unser Oelmännchen dort ankam; es war wohl bekannt dort, seine Bitte um ein Nachtlager ward ihm gerne gewährt. In dieser Abgeschiedenheit sind solche Besuche, wie schon gesagt, sehr willkommen; sie sind die lebendigen Zeitungen, man vernimmt doch auch, was in der Welt vorgeht, irgend ein großes Unglück, ein grobes Verbrechen oder eine lächerliche Geschichte, welche das nächste Jahr im Kalender erscheinen werde.

Die Tochter hausirte draußen herum, während die Mutter zum Mannli sich setzte, das Abendessen rüstend. Die Mutter gehörte unter die tapfern Weiber, welche sich mit der Welt herumschlagen unbesiegt, welche weder Kopf noch Muth verlieren, es mag an sie kommen, was da will, Gutes und Böses, welche nie unschlüssig gute Gelegenheit vorüberlassen oder, aus Behaglichkeit und Angewöhnung, Altes behalten und Neues, Besseres von sich stoßen. Es giebt solche tapfere, praktische Weiber in allen Ständen, und gewöhnlich bleiben sie tapfer und praktisch bis in's höchste Alter. Nachdem es ihr Bericht erstattet hatte über die Vorfallenheiten in den Dörfern, wo die Küherin früher gewintert, und daher begierigst forschte nach dem Schicksale der Bäurinnen, mit welchen sie in Freundschaft, und noch mehr nach deren, mit denen sie in Feindschaft gelebt (es ist sehr merkwürdig, wie eine Küherin eine Bäurin und eine Bäurin eine Küherin taxiren und mit welchen Augen sie sich gegenseitig messen, doch davon ein andermal), sagte es, es düechi ihn, Mareili sei allemal schöner, wenn er komme; es nehme ihn nur wunder, daß es nicht längst einen Mann habe. Natürlich sagte die Mutter, es hätte nur am Willen und nicht am Können gefehlt; Ursach zu pressiren hätte es nicht, es sei ihm noch lange wohl so, und wenn's ihm anders komme, so finde es immer noch einen, dafür brauche sie nicht Kummer zu haben. Sie habe recht, sagte das Oelmannli, es hätte es auch so. An's Meitschi sei es gewöhnt und habe Freude, wenn es dasselbe von weitem sehe; wenn es fort wäre, das Leben freute ihn nicht mehr, es hätte eine längi Zyti, es stünde es nicht aus. O, sagte die Küherin, wegen selbem sei es ihr nicht. Man müsse sich in alles schicken in der Welt, und wenn das Meitschi heirathen wolle und seine Sache gut machen könne, sei sie die letzte, welche es ihm wehren wollte; sei es ihm hier erleidet, könne es an einen andern Ort hin, es sei nicht, daß sie meine, die Sonne scheine nur an einem Orte. Dumm sei es, wenn

eine Mutter meine, die Tochter solle ihretwegen nicht heirathen; die Mutter sei ja übernächtig, wenn sie ung'sinnet sterbe, was sie dann der Tochter helfen könne und was sie dann anfangen solle?

Nachdem das Mannli diese Gesinnung verdientermaßen gerühmt und gesagt, nicht unter Hunderten denke eine so gegen ihre Kinder, rückte es allmählig mit seinem Auftrag hervor. He nun so dann, wenn sie so denke, sagte es, so wolle es ihr was sagen. Wenn es hätte merken können, daß es ihr im Geringsten z'wider wäre, nicht mit zehn Rossen hätte man ein Wörtchen von ihm herausgebracht. Warum gute Leute böse machen, selb wär ja dumm. Nun rückte es heraus mit Anni's Auftrag, wie es ihn zwar ungern übernommen, denn es wisse, wie es Einem bei solchen Sachen gehen könne und welchen Dank man zumeist davon habe. Daneben hätte es gedacht, so weit könne es sich doch nicht verfehlen, wenn es mit der Wahrheit umgehe, nichts dazu und nichts davon thäte und es nicht mache wie die Weiberhändler, welche lögen, daß die Schwarten krachten, und hintendrein, wenn beide auch so recht angeschmiert seien, sich den Hals voll lachten. Es müsse sagen, wie es ihm sei; es wolle nicht z'best geredet haben, aber es möchte Mareili das Glück gönnen, besser mache es es sein Lebtag nicht als mit dem Knubelbauer, sowohl wegem Vermögen, als wegen der Person. Nun setzte es Michels Herrlichkeiten auseinander. „Aber warum hat so einer nicht längst eine Frau?" fragte die Küherin, „muß da eine zuhinderst in den Bergen suchen? Da muß was nicht richtig sein; laß seh'n, gieb die Karten füre und use mit der Wahrheit, du weißt, ich verstehe nicht Spaß." „He sieh, d'Sach ist die," antwortete der Alte. Nun erzählte er ziemlich wahrhaftig, wie es sich verhalte, sagte namentlich die Gründe heraus, warum Anni keine aus der Nähe wolle. Darüber lachte die Küherin. Die Alte sei nicht dumm, sagte sie, die könnte ihr gefallen, aber sie werde wahrscheinlich nicht

saubere Finger haben, und der Hauptgrund werde der sein, daß sie die am meisten scheue, welche ihr am längsten in's Spiel gesehen.

Da vertrat das Mannli Anni ehrlich und sagte, unter Hunderten hätte nicht eine so gehandelt, und ehe es Michel einen Kreuzer veruntreuete, würde es lieber Sami, seinem eigenen Sohne, stehlen was er hätte und es Michel anhängen. Es sage immer, es habe es dessen Mutter auf dem Todtenbette versprochen, zu ihm zu sehen wie zum eigenen Kinde, und das wolle es halten; wie sollte es sonst an den Tod denken und was Micheli's Mutter antworten, wenn sie ihns frage: „Und Anni, wie hest m'r zu Micheli g'luegt?" Das sei gut für Micheli, sagte die Küherin, aber könnte dest böser sein für eine junge Frau; die Alte werde meinen, sie wolle Bäurin bleiben, die junge Frau sollte Hund sein, darum werde keine anbeißen wollen. Nicht einmal, sagte das Mannli; Anni sei gar nicht bös, und wenn eine Micheli flattire, gehörig zu ihm sehe und nicht alles auf einmal anders wolle, sondern bei Anni zu Rath ginge und ihns noch etwas Meister ließe, was es eigentlich auch verdiene, so glaube es, eine junge Frau hätte die besten Händel. „Aber warum wollte ihn denn keine, etwas muß ihnen doch im Weg gewesen sein?" fragte die Alte. Das wisse es nicht, antwortete das Mannli; etwas sei da, aber was, darüber hätte es noch nicht kommen können. D'Sach werde beidweg erzählt: Michel sage, es sei ihm bis dato keine anständig gewesen, und die Mädchen behaupteten, einen solchen Uflath hätten sie nicht mögen, fast lieber d'r Tüfel. Was an der Sache sei, wisse es nicht; Michel habe ein gutes Herz, aber ein Grober sei er, und von Höflichkeit und Dyri-Däri-machen wird er nicht viel wissen, und das werden die Meitschi nicht verstanden, sondern wüst gethan haben, wie so junge Meitscheni es im Brauch haben, wenn einer ihnen nicht gleich flattirt, wie es ihnen am liebsten ist. „D'Sach wird auf gar mängerlei Art b'richtet und

drby bin ih nie gsy, sust wett ihs scho wüsse.“ „Hör' du,“ sagte die Küherin, „d'Sach g'fallt m'r so übel nit, aber was Marei drzu seit, weiß ich nicht. Mir wär lieber ein Küher gewesen, ich sag's offen, als so ein mißvergnügt Bäurlein, welches den Kümi spaltet, balget, statt betet und den ganzen Tag ein Gesicht macht, wo die Kühe von der Milch kämen auf den Bergen, wenn sie es alle Tage sehen müßten. Aber wenn der Bursch ist wie du sagst, so ist es nicht so einer, und eine Frau kann's gut haben bei ihm. Ich hätte ihn zwar nicht genommen, d'sLebe auf den Bergen ist doch ganz anders als in den Kerkern da unten und d'sJauchzen auf den Weiden lustiger als Furen hacken oder Kraut rüsten. Aber d'sMeitschi ist sich des Lebens da oben weniger gewohnt als ich; es kann's machen wie es will, und wie es es macht, so hat's es. Doch das glaub nicht, daß es dir an einen Ort expreß deretwegen hinkommt, das thut es sein Lebtag nicht und wenn es damit die schönste Alp verdienen könnte.“

„Aber wie machen dann?“ fragte das Mannli. „He weißt was!“ sagte die Frau. „In vierzehn Tagen ist Huttwyl-Markt, dorthin wollen wir mit jungen Schweinen, wir haben deren einen ganzen Stall voll. Bei Möhren stellen wir ein; wenn wir verkauft haben und eingekramt, was nöthig ist, werden wir allweg dort was essen. Ist dem Bursch was an der Sache gelegen, so kann er dorthin kommen; es giebt weniger zu reden, und können doch einander g'schauen, so weit es nöthig ist. Das wird sich gleich erzeigen, ob's einander anzieht oder nicht.“ Das gefalle ihm, sagte das Mannli; so komme es am besten, es glaube es selbst. Es könne diesen Abend schon um die Stauden schlagen und b'richten, wie der Knubelbauer einer sei und wie ers habe, damit das Meitschi gleich wisse, mit wem es zu thun habe und sich darnach einrichten könne. „Mach' was du willst, sagte die Mutter; „aber darauf zähl, merkt Marei, daß es ein abgeredet Spiel ist, so thut es wüst, kommt entweder nicht oder

g'schiret aus, daß es keine Art hat. Es ist ein gutes Meitschi, aber ein handliches, wenn es abkommt, ich wollte dann lieber nicht dabei sein."

Als Mareili draußen fertig war, saß es auch drinnen ab, es hörte auch gerne b'richten aus der Welt herauf. Es war ein prächtig Meitschi, aber in der That in seine Hände paßte ein Morgenstern besser als eine Nähnadel; Kühnheit saß ihm auf der Stirne, daß man damit einen ganzen Rudel von verlaufenen Doktoren und Professoren hätte versehen können. Das Oelmannli machte seine Sache nicht schlecht, sondern ganz unverfänglich: es b'richtete von allem, was den Leuten z'reden gebe da unten, und so kam es ganz natürlich auf Michel und seine Geschichten, und wie es nicht begreifen könne, wie das zugehe, daß sich immer alles zerschlage. Es könne zuletzt nichts Anderes glauben, als es sei Hexenwerk dahinter; ein Meitschi, es möchte für eins sein, was es wollte, könnte es sicher nirgends besser machen als mit Micheli. Mareili hatte großen Spaß bei den Geschichten, sagte, es möchte den doch 'mal selbsten sehn, es nehme ihns wunder, ob er Hörner habe, daß ihn keine wolle, und gab auf diese Weise selbst Gelegenheit, daß das Mannli sich des Nähern über ihn auslassen und länger bei ihm verweilen konnte.

Am folgenden Morgen nahm das Mannli dankbar Abschied und wollte als Zeche etwas Tannzapfenöl dalassen. Als man es ablehnte, weil man noch vorräthiges habe, sagte es, so wolle es das nächste Mal, wo es sie auf einem Markte oder wo es sei, antreffe, eine Halbe zahlen, wenn sie sich seiner nicht verschämten. „Red nit z'lut," sagte Mareili, „wenn es dir nicht Ernst ist, du könntest reuig werden." „Willst kommen?" sagte das Mannli und hielt die Hand dar. „Allweg, wenn du mich heißest," sagte Mareili und schlug ein. „Aber Eins vorbehalten, die Halbe muß besser sein als deine Tannzapfenrustig, Zehnbatzigen, hörst!" „Es sei, kannst selbst befehlen, wie du es haben willst!" „Gut

so," sagte Mareili, „es gilt; komm auf Huttwel in vierzehn Tagen, und wenn du ordlich thust und brav zahlst, tanz ich noch einen mit dir." „Und kann dann mit dir heim?" fragte der Alte mit Lachen. „Warum nit?" sagte Mareili. „Für alt Vögel hat man immer ein Nest, allweg, wenn wir die Schweine verkauft, ist dann der Stall leer!" Und verschwunden war Mareili in der Thür. „Das ist mir eins! Es nimmt mich wunder, wie das geht," brummte das Mannli, schritt fürbas und gab seinen Bericht auf dem Knubel ab. Michel sagte, er habe den Glauben, diesmal gebe es was, es gehe nicht z'Leerem ab. Kosten zu haben und d'sGspött obendrein, erleide ihm, z'letzt wollte er lieber zum Bonaparti; dort wolle er ihnen das Lachen schon vertreiben, so lange er sich rühren könne, und könne er sich nicht mehr rühren, so könnten sie seinethalben lachen oder nicht lachen, was frage er dem mehr darnach. So an einer rechten Küherin hätte er noch Freude, die müßte ihn z'g'rechtem lehren schwingen, er wollte sie dann b'richten, wie man fäle.

Wie es an einem Huttwyl-Märit geht, kann sich jedermann denken, der schon auf einem andern Markte gewesen ist. Ach du meine Güte, was so an einem Markte und besonders an einem Huttwyl-Markt, wo Aargauer und Länder in Haufen kommen und ganz besonders die Schweinehändler zahlreich vertreten sind, geredet, geschwatzt, geschnattert, geflucht wird! Wer die Worte zählen müßte, welche zu allen Mäulern auf dem Geißen- und Schafmärit, Kuh- und Schweinemärit in allen Gassen und allen Kneipen flüssig werden und zu Tage kommen! Oder wenn sie alle einen Leib und Federn kriegten, zu Krähen, Elstern, Spatzen würden, den Leuten über die Köpfe stiegen und herumflatterten über den Märit, was das für eine Wolke geben müßte! Dagegen wäre eine Wolke von Heuschrecken ein Kinderspiel; da könnte man Sonne, Mond und Sternen Adieu sagen für immerbar, da bräche kein Lichtstrahl mehr durch in alle Ewigkeit.

Oder würden als schwarze Krähen oder gespregelte Elstern jedem seine Worte, welche er gesprochen, nachflattern nach Hause, ein geflügeltes Geleite, so gleichsam eine selbstgemachte Leibgarde, Blitz und Blau, wie kämen da die Schweinehändler z. B. heim, mit einer schwarzen Leibwache, mit einer großen Wolke. Das wäre ein Luegen, diese großen, schwarzen geflügelten Wolken, sich wälzend durch die Straßen, und mitten drin, so gleichsam als Kern, ein Schwein- oder anderer Händler! Es würde eine merkwürdige Welt abgeben, wenn es so mit allen Worten ginge, daß sie Flügel und Federn kriegten und zum Geleite ihrer Schöpfer würden. Ach Frankfurt, du arme Stadt, du mit dem langen Parlamente, welches das Reden für ganz Deutschland verdinget hat und Reden fließen läßt Tag und Nacht, o Frankfurt, du arme Stadt, dann könntest du dem Lichte Adieu sagen für immer, und mit dem Gaslicht wäre es auch aus, weil keine Luft mehr wäre, da würde es düster werden im hellen Frankfurt. Da wäre viel in Oel zu machen, vielleicht daß in diesem Geschäft die meisten Frankfurter sich trösten könnten.

Unser Mannli, welches eben in Oel machte, steckelte begreiflich aus irgend einem der großen Tannenwälder hervor auf Huttwyl zu. Doch nicht schwarzgrau und versalbet, wie es hausiren ging, sondern ordentlich gewaschen und gekleidet wie ein anderer Mensch. Es wußte wohl, mit Hausiren schaffte es an einem Märit nicht viel; die geputzten Leute lieben ein Oelmannli im Gedränge nicht, denn eine Berührung mit ihm hat unangenehme Folgen, noch viel weniger kaufen sie an einem solchen Tage seine Handelsartikel. Ein Fläschchen Tannzapfenöl oder anderes der Art stößt niemand gerne in die Tasche, es könnte zerdrückt werden, und da wären die Folgen ebenfalls nicht angenehm. Wer das Mannli nur in seinem Handwerkskleid gesehen, hätte es heute kaum wiedererkannt. Es ist gewöhnlich ein Unterschied zwischen einem gewaschenen und einem ungewaschenen Menschen, an diesem

Mannli war er besonders auffallend. Das wichtige Geschäft, welches seiner wartete, welches es eingeleitet hatte, gab ihm ein Selbstbewußtsein, welches fast wie Kühnheit aussah. Ich bin der Mann, der das gethan! drückte sich in seinen Mienen und allen Bewegungen aus. Es war noch früh am Tage. Stunden mußten verrinnen, ehe sein Geschäft anging, aber es machte ihm keinen Kummer, wie die Zeit verbringen. So ein Mannli hat erstlich eine Geduld, zäh wie Handschuhleder, zweitens hat es gar viele Bekannte und mit allen etwas zu reden, sie zu fragen, abzureden, Aussichten zu eröffnen u. s. w., drittens hat es für alles Augen und Ohren, ihns interessirt alles, was auf einem Markte gethan, gesprochen, gehandelt wird, es hat es accurat wie ein Lumpensammler in Paris: es sammelt alles Mögliche, es ist jede Sache für etwas gut. Es sieht sich die Pferde an, dem Handel zu, obgleich es sein Lebtag nie ein Roß gehabt und nie eins haben wird. Aber es ist ihm schon manchmal bequem gekommen, wenn es einem Bauer Auskunft geben konnte, wie es um die Pferde gegangen, oder ihm sagen konnte, dort und dort steht ein Roß, ich glaube, das wäre für dich; der Mann hatte es auf dem letzten Markte, aber es wollte ihm nichts gelten; ich glaube, es wäre ihm grusam feil. Es konnte an seinen langen, langen Stock gelehnt eine halbe Stunde hinter ihm ganz unbekannten Leuten stehen und ihrem Gespräch ablosen. Es wußte anfangs nicht warum, aber es sah es den Leuten an, daß sie mit einander was reden wollten, welches sie für wichtig hielten, und des unbekannten Mannlis achteten sie sich wenig. Im Verlauf des Gespräches kam es darüber, wer sie waren, und hatte schon oft Notizen aufgeschnappt, die ihm so viel werth waren als der beste Handel. Es stand an den Krämerständen von allen Sorten, sah zu, wer kaufte und was, merkte sich die Preise von allen Waaren. Es war auf dem ganzen Markte nicht Mancher, der über alles besser Auskunft geben und sicherer rathen konnte, als dieses Mannli. Von

einer solchen besonnenen Aufmerksamkeit haben viele Leute keinen Begriff, ja es giebt viele Leute, welche ihr Lebtag durch die Welt gehen, als hätten sie weder Augen noch Ohren, noch eine Nase zum Riechen, eine total erschlaffte todte Auffassungskraft; sie mögen kommen woher sie wollen, sie wissen nichts, haben nichts gesehen, nichts gehört, können höchstens sagen, was sie gegessen und getrunken, und was für Kleider der angehabt und welche diese. Das sind traurige Leute, haben aber auch gewöhnlich grausame Langeweile, auf weltsch sagt man, sie seien blasirt. Es sind gewöhnlich Leute, die sich für nichts interessiren, als für ihre eigene Person, und da diese sehr langweilig ist, so müssen sie Langeweile haben, ganz begreiflich. So hatte das Mannli bereits viel Zeit verbraucht, ehe es auf den Säumärit kam, um nachzusehen, ob seine Küherslente sammt ihren Faselschweinen eingerückt seien. Sie waren richtig da und hatten sechs sakers schöne Schweine, lang gezogen und doch heruntergewachsen, mit geringelten Schwänzen und glattem Haar und b'sunderbar schönen Ohren, auf welche bei den Schweinen viel mehr gesehen wird, als auf die Augen. Bei Schweinen legt man auf den Ausdruck kein großes Gewicht. Sie hatten Kauf, es war ein ordentlich Gedränge um sie; ob eigentlich bloß der Schweine wegen, wissen wir nicht, können aber vermuthen, Mutter und Tochter hätten Manchem mehr in die Augen geschienen. Die Mutter war eine stattliche Frau, so für einen alten Gritti von Wittlig mehr als gut, und die Tochter ein gewaltig schönes Mädchen, von denen eins, wo man unwillkürlich stehen bleibt, wenn sie Einem unter Augen kommen — diese Exemplare sind selten.

Das Mannli besah die Sachlage, hütete sich aber wohl, sich vorzudrängen und in den Handel hineinzufallen. Es sah, wie beide ihren Vortheil wohl verstanden, die Preise sehr hoch hielten; sie wußten wohl, daß man sie mit ihren schlanken und blanken Schweinen nicht heimziehen ließ. Es dachte, die treffe

es in einer guten Weile noch da an; es müsse doch nach Michel sich umsehen, ob der eingerückt sei oder die Sache vertrampelt habe. Fand es ihn, so gedachte es denselben so zu postiren bei Möhren, daß, wenn es mit dem Weibervolk nachkäme, um die versprochene Halbe zu zahlen, er Platz bei ihnen finde. Das war nicht so schwer zu machen, wie es scheinen möchte, wenn man weiß, wie das an Jahrmärkten sich drängt und einbißt, wo man erst kaum ein Bein über eine Bank bringen kann und drängt und drückt, bis endlich der ganze Leib sich hineingeschoben, accurat wie ein Keil in hartes Holz. Bäri, Michel und Sami waren der Art von Geschöpfen, welche sich weder drängen noch klemmen ließen, aber Platz versperren konnten für Sechse, ohne daß man viel merkte, noch viel weniger jemand Lust bekam, sie zusammenzuschieben. Aber wie es lief und wie es suchte, seinen Michel fand es nicht; er war bei Möhren nicht, bei der Sonne nicht, auf dem Rathhaus nicht, im Bädli nicht, nicht auf dem Roß-, nicht auf dem Kuhmärit, kein Mensch wollte so einen gesehen haben. Plötzlich ging dem Mannli ein Licht auf: Dä Löhl, der kegelt an einem Ort, und wenn der 'mal dabei ist, so weiß er nicht mehr, wo er ist, und man bringt ihn nicht mehr davon weg. Es dachte den Michel schon halb gefunden; es lief von Kegelbahn zu Kegelbahn, aber Michel war nirgends, und schon ging's auf zwölfe.

Nein, dachte es, wenn der Lappi nicht will, so hat er gehabt, und steuerte wieder dem Säumerit zu, um sich zu zeigen und seine Verbindlichkeit zu lösen, damit sie nicht Ursache hätten, über ihn zu zürnen, denn versprochen sei versprochen. Daß die reiche Küherin und ihre schöne Tochter sich von ihm eine Flasche zahlen ließen, daran hatte es keinen Zweifel; es wußte, daß, wenn Mutter oder Tochter nicht gleich kommen wollte, die andere sagen würde: Komm, er hätte es sonst ungern, er könnte meinen, man verschämte sich seiner, und wegen der Kosten hat man sich nicht zu schiniren, die

kann man ja mehr als gut machen. Darin liegt ein viel feineres Gefühl und größeres Wohlwollen, als wenn sie sich geweigert und eine gesagt hätte: „Psi Tüfel, wie magst mit einem solchen armen Mannli gehen und ihm Wein abtrinken, der hat sein Geldli anders zu gebrauchen.“ Im erstern Benehmen liegt eine Bindekraft, welche die Stände nicht so weit hätte auseinandergehen und sich feindselig gegenüberstellen lassen, wenn sie sich öfters fände.

Auf dem Säumärit ging's noch immer lebhaft zu: längst wäre die Sonne verschwunden und rabenschwarz es dort geworden, wenn jedes Wort zu einer Krähe oder gar einem Storch gerathen wäre. Die Schweinehändler waren heiser geworden, die Schweine grunzten und quikten vor Hunger; man konnte beider Stimmen fast nicht mehr unterscheiden, so ähnlich klangen die quikenden und die heisern Töne. Daß sein Weibervolk noch am Platze sei, merkte es von ferne am Gedränge; es schob sich durch, denn es hielt es jetzt an der Zeit, sich zu zeigen. Als es in die vordern Glieder kam, unter einem Arm durch einen Blick thun konnte, da ging ihm das Maul vor Erstaunen sperrangelweit auf und die Beine standen still, ganz steif, denn drinnen sah er Michel stehen und der Küherin harte Thaler auf die Hand zählen und hörte ihn sagen: „Das wär's, und wenn die Maaß noch zahlt ist, so wären wir richtig!“ „Ja, und dem Meitschi einen Zehnbätzler Trinkgeld,“ sagte die Mutter. „Den muß es haben,“ sagte Michel. „Lue mir auch,“ sagte das Mannli für sich, „was dem nicht in Sinn gekommen! Der ist gescheidter, als man ihn dafür ansieht; hatt' der 'mal die Säue auf dem Knubel, kommt ihm das Meitschi noch einmal so lieb nach, von wegen es zieht ihn's, es hat ein Herz zu den Säuen wie nicht bald eins.“ Es brach vollends durch, stellte sich vor, that sehr verwundert, Michel da zu finden, erklärte sich bereit, die versprochene Flasche zu zahlen. Die Mutter hatte ihm zugeblickt, sobald sie ihn sah, das Mädchen aber schäkerte mit

ihm: sie bedürften jetzt seines Weines nicht, sie hätten jetzt selbst; wär's ihm Ernst gewesen, es wäre früher gekommen und nicht erst jetzt, wo es gehört, daß sie Weinkauf gemacht hätten. Sie werden nicht so viel gemacht haben, daß sie seinen nicht auch noch möchten; allweg komme es mit und wolle nachbessern, wenn sie mit dem andern fertig seien, sagte das Mannli. „Mach's," sagte das Meitschi, „aber sag' mir erst, wer ist der Bursche, du kennst ihn?"

Ehe noch das Mannli antwortete, schnellte das Meitschi sich herum; es war vom Wegführen der Schweine die Rede, da mußte das Meitschi sie doch noch einmal sehen, Abschied von ihnen nehmen, Glück auf den Weg wünschen. Es hatten sich nämlich, wie üblich, sobald der Handel abgeschlossen war, Bursche hinzugedrängt, gefragt, wo die Schweine hinmüßten, sie wollten sie ihm heimtreiben. Es verstand sich von selbst, daß so ein Michel nicht selbst die Schweine vor sich herjagte. Man wußte wohl, so einer ging nicht vom Markte, daß er noch mit Schweinen heim kommen konnte. Michel hatte sich eingelassen mit ihnen und gesagt, sie müßten auf den Knubel, es werde aber keiner da sein, der so weit treiben möge. „Ist's d'r Knubelbur?" fragte das Meitschi sich umdrehend das Männchen. Es nickte. Neugierig wie ein Bergkind sah es ihn an; es dünkte das Mannli, d'Sach sei richtig. Nachdem Michel seine Schweine übergeben hatte und im Voraus für das Heimjagen bezahlt und zwar einem ihm durchaus unbekannten Burschen und dazu mit voller Sicherheit, daß dieser seinen Auftrag recht verrichten werde, und das Meitschi ihm dringlich anempfohlen, daß er sie nicht plage oder erhitze (denk, es isch e Tüfel, und wenn du d'Säu plagst, so plagt dih d'r Tüfel o!), wurden sie räthig in der That, zu Möhren zu gehen und den Weinkauf zu trinken. „Aber wie thut's, Wein in nüchternen Magen?" sagte die Mutter. „Ich hülf lieber was essen, das Thau isch m'r afe ab em Mage, es düecht mih, ih syg ganz hohl innefer." „He," sagte Michel,

„dawider wird niemand was haben; es ist mir auch drum, und Wy zum Esse schickt sich b'sunderbar wohl!" „Mutter, wollen wir nicht erst unsere Sachen verrichten?" fragte das Meitschi. „Du weißt, m'r hei mängergattig." „He," sagte die Mutter, „es ist nachher noch immer Zeit, jetzt düecht mih, ih möcht neuis un e weni abhocke, bi ganz g'stabelig vom Stah." Das Mädchen machte keine Einwendungen, brummte bloß: „Ja, wenn me einist abg'hocket isch, su Adieu V'rrichtige." Wahrscheinlich hatte es bereits Erfahrungen gemacht in diesem Fache.

Michel voran brach Bahn, fuhr durch die Fluth der Menschen wie durch weichen Schnee der Schneepflug; hinter ihm her war ein ruhig Gehen, daß die Küherin meinte, so einen sollte man immer voran haben, wenn man auf einem Märit sei, man würde minder gestoßen und gedrückt.

In Hafen kamen sie glücklich, aber wo Anker werfen jetzt? Da war guter Rath theuer. Möhren war zum Ersticken voll; hie und da hätte sich noch ein Bein hineinpressen lassen, aber zehn Beine und zwar dicke, sammt Zubehörde, war was Anderes. Da steht man so herum, halb verlegen, halb zornig, kann hungrig und durstig zusehen, wie Andere im Hirse sitzen und es sich behagen lassen, weiß nicht, soll man gehen, soll man warten. Hier oder dort wird eins gerufen zum Bescheid thun, nun, es ist allweg ein nasser Finger auf eine trockene Zunge, aber alsbald wird man desto glustiger; man sucht jemanden von der Wirthschaft aufzufangen, um von ihm sich unterbringen zu lassen. Die dienstbaren Geister schießen herum wie zornige Wespen, thun meist als hörten sie nicht; kriegt man endlich einen dieser flüchtigen, häßigen Geister zwischen die Finger, stellt ihn, bringt manierlich sein Verlangen vor, so schnauzt er: „Ich kann nicht jedem Platz suchen, ich hätte viel zu thun, wenn ich mich damit befassen wollte; suchet selbst, und findet ihr keinen, so wartet oder geht in Gottes Namen weiter, ich kann nicht helfen!" Hat er solchen Blast losgelassen, fährt er ab, hinaus zur

Thüre. Ist im Wirthshause es so eingerichtet, daß der Wirth kein besonderes Geschäft hat, keine Stube zu bedienen, sondern bloß die Aufsicht führt, so erbarmt sich dieser zuweilen der platzlosen Gäste, wenn er zufällig zu ihrer Noth kommt. Ihm ist begreiflich daran gelegen, daß sie weder in Gottes Namen noch sonst weiter gehen.

Michel hätte fast Muth gehabt, einen Tisch rein zu fegen; er brannte innerlich vor Galanterie und hätte sie gern durch besondere Zeichen und Aufmerksamkeiten kund gethan. Glückli cherweise verließen drei Bleienbacher Kuhhändler einen Tisch, wo sie ihre Morgensuppe gegessen, sonst wer weiß was geschehen wäre. Alsbald hob Michel sein schweres Bein über die Bank, rief die Andern her und übte nun so eindrucksvolle Manieren, daß, wo früher drei gesessen, sich nun fünfe bequem hinsetzen konnten. Nun saßen sie, und Sitzen, wenn man müde ist, ist allweg schön, aber denn doch nicht alles, und je länger man das Andere mißt, desto geringer schlägt man das Sitzen an, ja man wird nur alleweil böser. Man glaubte mit demselben alles gewonnen, und jetzt sieht man, daß es ohne Essen und Trinken hell nichts ist. Aehnliches muß man im Leben sehr oft erfahren, daß nichts ist, an was man alles setzte, wenn man nicht wieder und immer wieder alles an Anderes setzt. Mit Trommeln und Rufen zogen sie endlich einen der Geister, so gleichsam einen fliegenden Holländer, in ihre Nähe. „Befehlt ihr was oder habt ihr befohlen?" fragte der Geist. „Hol e Maaß Zehnbatzigen, aber g'schwind; dann mußt das Weitere wissen!" befahl Michel. Der Geist verschwand, und Michel fühlte sich groß in seinem Gemüthe, zündete mit schönem Selbstbewußtsein seine Pfeife an und: der Gattig Zeug müsse man befehlen, daß sie wüßten, daß befohlen sei, und wenn man nicht zu ihnen rede, daß sie meinten, man schieße ihnen mit einer Pistole in die Ohren, so gränneten sie Einen nur aus und man könnte lange warten, ehe sie Einen bedienten, bemerkte er.

Nun wandte sich Michel seinem Kauf zu, denn er war in dieser Beziehung jeder Zoll ein Bauer und sagte, verflucht theuer habe er sie, aber sie hätten ihm gefallen, und wenn das sei, habe er nicht nöthig auf den Kreuzer zu sehen. Er möchte nur wissen, wie sie gefüttert worden, damit er mit der gleichen Kost fortfahren könne; er hätte sonst immer gehört, vor Kühers-Säuen solle man sich hüten, die seien trieben, daß es keine Art hätte, aber wenn man d'Sach hätte, so brauche man sich nicht so in Acht zu nehmen, wenn man nur wüßte, was sie liebten. Nun ward das beliebte Kreuzfeuer zwischen Küher und Bauer eröffnet, welches einige Zeit vergessen ließ, daß man noch immer im Trocknen saß. Indessen verschlang der Geist den Leib nicht auf zu lange, die Ungeduld wuchs; von ferne zeigte sich der fliegende Holländer. Michel brüllte ihm seine Meinung nach, wie erfahrene Jäger weithin auf vorüberzwickende Hasen schießen, in der Hoffnung, ein verlorenes Korn wohl anzubringen. „Gleich, gleich!" tönte es wieder und der Holländer verschwand, erschien indessen doch bald wieder mit einer Maaß und Gläsern und wurde von Michel angebrüllt, was das für eine Ordnung sei, wenn er das gewußt, hätte er das Essen mitbringen wollen. Sie sollten verzeihen, sagte der Geist, er vermöge sich dessen nichts; er bediene diesen Tisch nicht, darum sollten sie ihm die Maaß auch gleich zahlen; das Andere, wo hieher gehöre, sei angeschossen und habe stark zur Nase aus geblutet, die wasche es soeben ab und werde bald wieder erscheinen, dem könnten sie dann befehlen. Das waren nicht tröstliche Aussichten; wenn so ein vorschützig Ding anschießt und blutet, so ist gewöhnlich nicht bloß die Nase zu waschen, sondern andere Dinge noch mehr.

So war es auch; es ging mörderlich lange, die Maaß war ausgetrunken, Michel brüllte nach allen Himmelsgegenden, bis endlich ein halbgewaschenes Ding erschien mit geschwollener Nase, verweinten Augen und fragte, ob es Wein bringen solle

oder ob sie sonst noch was bestellt hätten. Das vernahm etwas über die Lumpenordnung, und wenn man gewußt, wie man bedient werde, so wäre man weiter gegangen. Das Ding entschuldigte sich mit seinem Mißgeschick, hing im Vorbeigehen der Wirthin die Bemerkung an, daß, wenn sie nicht eine so Wüste wäre, so würde sie genug Leute anstellen, damit nicht eins für drei springen müsse, und versprach das Beste. Nun endlich kam Suppe; die war bald verschwunden, denn man kann denken, wie die Leute hungrig waren, da es weit über Mittag war. Zudem waren es Leute, welche mit einem sehr muntern Appetit gesegnet waren: so eine wohlconditionirte Küherstochter ist im Stande was zu versorgen. Endlich kam das Uebliche nach. Michel hatte, obschon er eigentlich bloß eine Maaß schuldete, sich vorgenommen, sich recht splendid zu machen; es dünkte ihn, es lohne sich wohl der Mühe. Er hatte daher, als gefragt wurde, was man befehle, alsbald das Wort genommen und nicht bloß gesagt, neuis uf einem Teller, sondern gesagt, sie wollten z'Mittag essen wie üblich und bräuchlich. Das könnte wohl lange gehen, hatte drauf die Küherin gesagt. „Gäll, Mutter," bemerkte die Tochter, „es wäre doch gut gewesen, wenn wir vorher unsere Sache verrichtet hätten. Da kann ich wieder lange warten auf das, was du mir verheißen." „He, wenn wir geschwind machen, ist's noch alle Zeit," sagte die Mutter; „was sie bringen, wird uns mit Schein so lange nicht säumen." In der That brachte das Jüngferchen ganz kleine Plättchen und wenig drauf, und dazu war noch ein Gast da, auf den nicht gerechnet war und der doch einen so mächtigen Appetit hatte als eins der andern, und das war Bäri. Mareili saß oben an, neben ihr auf dem Vorstuhl war Michel und zwischen beiden Bäri. Bäri machte glänzende Augen über den Tisch weg und sah dann an seinen Meister hin mit fragenden Blicken. Als ein Gericht vorüber war, Michel bloß an sich selbst gedacht hatte, begann Bäri ihn zu mahnen, stüpfte ihn

mit der Nase am Ellbogen. „Ja so,“ sagte Michel, „hab' ich dich vergessen!“ Nun bediente er auch Bäri, meinte aber deßwegen nicht, daß er zu kurz kommen wolle, sondern nahm doppelt, eine Gabel voll für sich, dann eine für Bäri u. s. w., und wenn er es einmal vergaß, müpfte Bäri am Ellbogen mit seiner saftigen Schnauze. Wir müssen sagen, daß dies nicht zu großer Erbauung der Gesellschaft diente; sie fand dies unverschämt und grob. Dem Oelmannli war es bange, als es auf den Gesichtern die sich bildenden Wolken sah. „Seh, Hung,“ sagte es, „du könntest warten, bis die Andern gehabt.“ „B'richt ne, wenn d'chast,“ sagte Michel und fuhr fort, wenn Bäri müpfte, gab ihm Michel. Endlich kam Braten, Schinken u. s. w. Bäri liebte Schinken b'sunderbar, Mareili eben so, und wenn es so einen Schinken sah, kalkulirte es immer, wie schwer die Sau, von welcher der Schinken kam, gewesen sein müsse. Kaum hatte Michel seine tapfere Portion auf dem Teller, müpfte Bäri.

Da schoß Mareili das Blut zu Haupt. „Das nähme mich doch wunder, ob der nicht noch zu b'richten wäre,“ sagte es und schlug mit der umgekehrten Gabel den Bäri auf die Schnauze, so stark es konnte. Ja, so was hatte Bäri noch nicht erlebt; er riß das Maul auf, machte die Zähne blank und schoß eines Satzes dem Mareili gegen das Gesicht. Das fuhr zurück auf die Mutter, wollte drein schlagen, aber Bäri faßte die Hand, die Mutter schrie laut auf, Michel fuhr Bäri nach und griff nach dessen Nacken, stieß aber dabei an die aufwartende Seele, so daß sie eine Datere, welche sie in der Hand hatte, fallen ließ und wieder stromsweise zu bluten anfing. Nun brüllte Alles in der Stube laut auf, es gab einen Mordsspektakel, welchen viele benutzten, um sich zu streichen, ohne die Zeche zu bezahlen, ein Witz, dem viele als ordentliches Handwerk obliegen. Begreiflich kam alsbald der Wirth dahergefahren und hinterher die Wirthin. Ihnen lief gleich die blutende und heulende Aufwärterin an, sie hörten das

zornige Schnauben des Hundes, Michels Fluchen, der Küherin Angstgeschrei, der Tochter Aufbegehren, das Gekreisch der übrigen Weiber, kurz, es war wie Mord und Mordgeschrei. Ohne lange Untersuchung fuhr der Wirth auf Michel dar und wollte ihn packen, nun ließ Michel den Hund los und faßte den Wirth, und nun ward der Lärm noch höllischer, eine allgemeine Schlägerei stand in Aussicht. Da that das Oelmannli seine Pflicht und mittelte; es war mit dem Wirthe gut bekannt, der hörte auf dasselbe, und Michel war es auch nicht wohl im Gemüthe, er hätte den halben Hof gegeben, wenn dies nicht begegnet wäre. Sobald der Wirth hörte, daß er nicht zu Schaden kommen solle, sondern Einer da sei, der gut zu machen vermöge, ließ er sich nieder und besänftigte sich.

Aber anders hatten es die Küyersleute, da war alles Einreden, da waren Hopfen und Malz verloren. Vielleicht hätte die Mutter sich begütigen lassen, denn Michel entschuldigte sich nach Vermögen: er vermöge sich dessen nichts, hätte das Meitschi Bäri nicht auf die Schnauze getroffen, er hätte nichts gemacht, er sei der freinst Schlabi, den es gebe, aber das müsse man keinem Hund machen. Darum solle es nicht zürnen und z'frieden sein, er wolle Wein kommen lassen so viel sie möchten und daneben gut machen, wie sie es begehrten; so vernünftig redete Michel. „Komm, Mutter,“ sagte Mareili und riß sie bei der Hand; ih mah die Hüng nimme schmöcke un nimme g'seh, un es wohlet m'r erst, wenn mir e Stung wyt vo dene Ufläthe sy. Wenn ih nume myni arme Säuli wieder hätt'; die cheu mih dure, wie es dene geit bi sellige Uthiere, weiß der Tüfel!“ „He, thue nit so bös, Meitschi,“ sagte Michel, „dene soll's nit bös ergah. Komm in acht oder vierzehn Tagen, dann sollst sehen, wie die scho tha hei (zugenommen, das Thun der Schweine). „Zum Tüfel oder zu dir käme mir in Eins! Komm, Mutter, komm,“ rief Mareili. Michel wollte sie halten, aber Ma-

reili schnellte sich so rasch weg, hob so drohend die Faust und sagte: „Bis m'r d's Herrgotts u rühr' mih a!" daß Michel es nicht versuchte und Mareili ungehindert mit der Mutter abfuhr. Man kann sich kaum vorstellen, was nun für Geschichten aus dem Vorfall gemacht wurden. Hätte man sie alle zusammengetragen, sie hätten einen gräulichen Mordroman gefüllt. Die abgebissene Nase der Aufwärterin und die gefressene Hand von Mareili waren die Centralpunkte in den Erzählungen, die um so weiter bekannt wurden, weil Michel bereits die Aufmerksamkeit eines großen Kreises an seine Person gefesselt hatte.

Auf Rosebabisegg war ein großes schönes Heimwesen, ein guter Bauer, viel Arbeit, viele Kinder, darunter mehrere Töchter, welche gerne zu Bäurinnen gerathen wären, begreiflich. Daß eine Bäurin eine ganz andere Kreatur ist, als nur so eine Base oder Gotte, ist schon oben bemerkt worden. Die Mädchen waren auch wie zu Bäurinnen expreß gemacht, gesund, arbeitsam, gescheidt in ihrem Bereich, braven Leibes, etwas braun von Angesicht, deswegen böse Zungen sie Rosebabis Bränten nannten. Daneben waren sie seltsamer Art, welche Art man da findet, wo die Berührung mit Menschen selten, fast nur zufällig ist. Sie waren scheu und wild wie Rehe und konnten hinwiederum derb und rücksichtslos handeln wie Mannevolk, sie waren mißtrauisch, schienen zuweilen fast einfältig und konnten offen sein, dann merkwürdig schlau dem Teufel eben, fast wie gebildet. Es waren gute Naturen, die aber den Schliff der Welt noch nicht hatten, ihr Betragen war eben kein gleichförmiges. Ihre Aussichten waren nicht glänzend; unter ihrem Stande hätten sie Männer genug gefunden, an jedem Finger einen, aber standesgemäß, selb hatte eine Nase. Im Emmenthal erbt der jüngste Sohn den Hof, die andern erhalten, was Gottes Wille ist; indessen hat es jetzt darin bedeutend gebessert. Zudem war's zweifelhaft, ob ein Tochtermann den Erbfall erlebe vor dem jüngsten Tage.

Die Eltern waren im besten Alter und die Großeltern lebten noch. Das sind so Dinge, von denen man um so weniger spricht, je mehr man sie berücksichtigt, denn es ist richtig, wie der Guggisberger sagte: „Ihr Herre, das sy wüst Sache, m'r wei lieber schwyge drvo."

An einem schönen Herbstsonntage hatten sie auf Rosebabisegg viel Besuch gehabt, Verwandte, Gespielen, hatten brav Kaffee getrunken, brav Küchli gegessen und geschwatzt am allerbrävsten. Natürlich war bei allem Geschwätz der Michel obenauf geschwommen wie eine Fliege auf der Milch. Die letzte Huttwyler Bataille wurde erzählt auf so viele Weisen als Personen da waren, und jede war immer gräulicher als die andere; es fehlte nicht viel daran, daß das endliche Resultat das gewesen, daß der Hund sieben Personen gefressen und Michel die andern. Dann erzählte man auch von den übrigen Geschichten, was man wußte, war darin einig, daß da ein Spiel getrieben werde, aber darüber stritt man sich, ob Michel bloß Alle zum Besten halten wolle und expreß den Narren mache oder ob er ernstlich heirathen wolle, aber von Natur so thun müsse, daß es Allen graue vor ihm und keine ihn möge, oder ob da sonst noch was im Spiel sei. Die Mehrzahl ward einig, er sei halt ein Fülli und thue kalberochtig, daß es kei Gattig heig und man bei ihm des Lebens nicht sicher sei. Da sei es kein Wunder, daß kein Meitschi ihn möge, gäb wie reich er sei; was nütze Einem der Reichthum, wenn man e Hung vo Ma heig, der Eim z'Tod quäle? Andere meinten, sövli e Grüsel glaubten sie nit, daß er syg, aber e Wunderliche und Mißtreue, er well nume probire, was eini erlyde mög, und wenn eine den rechten Verstand habe, so könne sie mit dem fahren wie Schnupf. So ward diskutirt bis man auseinander ging und zwar in allem Frieden.

Den Gesprächen hatte eine von den Rosebabisbränten mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört. Es war Mädi, die älteste und bedeutendste der Schwestern, groß, schlank, mit

wilden kühnen Augen, welche ein milder und schalkhafter Mund gut machte, sonst hätte man sich fast fürchten müssen. Es dünkte Mädi, es wär Zeit, den Andern Platz zu machen; je mehr Jüngere nachwüchsen, desto böseres Spiel hätten die Aeltern. Als Mädi Abends mit einer Schwester in ihrem Gaden allein war, sagte Mädi zu derselben: „Wenn ich nur mit dem zusammenkommen könnte, den wollte ich bekommen und Knubelbäurin werden, so gewiß als heute Sonntag ist.“ „Bist e Narr!“ sagte Rösi, die Schwester. „Du wirst doch nicht dran sinnen; ehe ich den möchte, wollte ich lieber mit dem Säckli dem heiligen Almosen nach oder Kapuziner werden zu Solothurn im Kloster. Das wär doch noch was Anderes, als bei dem Utüfel lebig vom Hung g'fresse z'werde oder müsse z'v'rhungere, wie si säge, daß er ihnen es gemacht, aufstellen lassen, was auf den Tisch mochte, und er und der Hung alles alleine gefressen und den Meitschene nichts gegeben. Ich stünde das auch nicht aus, wenn es mir einer so machte; entweder finge ich an zu plären, oder der Zorn käm' über mich und weiß Gott, was ich thäte!“ Mädi lachte und sagte: „D'Sach ist nicht halb so bös, als man meint; ich glaub', ich sei ihm über d'List gekommen und wollte ihm zeigen, wer schlauer sei, ich oder er. Und wenn ich ihn hätte, wollte ich ihn schon dressiren; es ist schon manches strübere Kalb, als er ist, gelecket worden.“ „Psi Tüfel, wer möchte e sellige Uflath lecke?“ sprach Rösi. „He,“ sagte Mädi, „das ist nit halb so eine wüste Sache, mir wär's die rechte, wenn ich es dazu brächte, ich begehrte nichts Besseres. Er ist ein hübscher Bursche, von den brävsten einer, und wenn der eine rechte Frau bekommt, so giebt das einen rechten Mann ab, einen Chorrichter oder gar einen Weibel, zähl darauf.“ „Wie kannst das sagen? so einer mit Haar wie Besestiele, Auge wie Pflugsrädli, e Nase wie eine Leberwurst, es Mul wie ein Schüttstein, e Hals wie e Muni und e Gring wie ein Kohlhaufe, es selligs Ung'hür ume az'luege, muß man ja in

einen Grusen kommen!" Da lachte Mädi und sagte, es hätte ihn gesehen und gar keinen Grusen empfunden, sondern gedacht, wenn es den kriegen könnte, den möchte es, an dem könnte man tapfer hobeln und bliebe doch immer noch ein braver Rest. Es hätte ihn's bloß bös gemacht, daß er nichts von ihm gewollt; gedacht habe es, wart du nur, es müßte nicht zu machen sein, sonst treibe ich es dir ein. Nachdem Mädi dem verwunderten Rösi kundgethan, wie und wo es den Michel gesehen und wie er einer sei, begann Rösi Mädi zu fassen, und sie werweiseten scharf, wie es wohl anzukehren sei, daß Mädi einberufen werde zu einer Zusammenkunft. Rösi meinte erst, d's Best wäre, Mädi käme einmal wie von ungefähr auf den Knubelhof, entweder als verirrt oder nach etwas fragend, nach Ferkeln z. B. oder nach einer Magd, die hier sein solle, mit einem wunderlichen Namen, wie er weder im Himmel noch auf Erden zu finden sei, oder solle geradezu z'Dorf gehen und kramen; mit einem Zuckerstöcklein und einem halben Pfund Kaffee habe man schon große Dinge zwängt. Aber das wollte Mädi nicht. So z'Haus und z'Heim laufen thue es keinem, es möchte sich nicht so grob abfertigen lassen wie ein Taunermeitli. Z'mache was man könne, sei erlaubt, nur müsse man machen, daß es niemand merke; z'nöthli thue komme niemals gut. Es war also die Frage die, wie man es andrehen könne, daß Michel selbst Bescheid mache und eine Zusammenkunft anstelle. Die Hauptsache war also die, eine vertraute Mittelsperson zu finden, welche Michels Aufmerksamkeit auf die Rosebabis Bränte lenke. Das war schwer; die gemeinschaftlichen Bekanntschaften mußten selten sein, da der Knubel und Rosebabisegg ziemlich weit auseinander lagen, und nicht einer jeden konnte man sich anvertrauen in einer solchen Sache, das begreift sich leicht.

Damals lebte eine Frau ihre schöne Zeit, wenn sie auch nichts weniger als schön war. Es war eine hagere, rührige, aber von je etwas seltsame Frau, die offenbar in

ihrer Jugend in der Fremde gewesen war und jetzt in dem seltsamen Rufe stand, mit Napoleon in näherer Verbindung zu stehen und von ihm als Hauptspion gebraucht zu werden. Sie verschwand wirklich zuweilen, und namentlich zu Kriegszeiten, auf längere Zeiten, ward nirgends mehr gesehen; dann erschien sie plötzlich wieder und hausirte mit wohlriechenden Seifen und Wassern und möglicherweise auch mit verbotenen Heilmitteln und andern Dingen. Auskunft, wo sie gewesen, erhielt man keine von ihr, sie redete seltsame Dinge, wodurch sie aber eben den Anstrich einer geheimnißvollen Person erhielt, welcher bei dem Volke allezeit ein gewisses Ansehen sichert. Sie war auch lieber bei Gastfreunden als in Gasthäusern übernacht, bat auch in ihren schönen Zeiten sicher nie vergeblich um ein Nachtlager. Sie war eine schlaue Person und schon gar mancher Bäurin mit gutem Rathe wohl gekommen. Sie hatte sich lange nicht mehr gezeigt, man dachte kaum mehr an sie; plötzlich erschien sie eines Abends auf Rosebabisegg. Die Ueberraschung war groß, und Mädi konnte sich nicht enthalten, es als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, daß diese Frau gerade jetzt wieder erscheinen müsse, wo guter Rath ihm so nöthig war. Es besann sich also nicht lange, sie zur Vertrauten zu machen. Sobald sie im Bette war, schlich es zu ihr und eröffnete ihr, wie es ihm darum zu thun wäre, Knubelbäurin zu werden, und wie es dies nicht anzustellen wüßte. Wenn es aber zu einer Zusammenkunft es bringen könnte, wäre es seiner Sache gewiß, dem wollte es es schon treffen, daß er überzeugt würde, es sei die rechte. Es wollte ihm alles abgucken und immer thun, wie er thue, er möge so ungattlich sein wie er wolle, da könne es ihm nicht fehlen. Die Frau nahm Interesse an der Sache; das war nicht so ein gewöhnlicher Handel, sondern ein verwickelter, wo es sich schon lohnte nachzudenken und Versuche anzustellen. „Bin auf dem Knubel auch schon gewesen," sagte sie; „sind nicht böse Leute, so viel ich weiß.

Nicht ganz wie andere Leute, aber weiß man solchen einmal den Trapp, so fährt man gerade mit solchen am besten, sie schenken Einem unbedingtes Zutrauen, man kann mit ihnen machen, was man will. Zähl auf mich, Meitschi, was ich machen kann, thue ich, mehr kann ich dir nicht sagen. Aber dann vergissest du mich auch nicht. Jetzt geh' in's Bett; gute Nacht, Knubelbäurin!"

Nicht lange darauf erschien die Frau, welche auf dem Wege sich über Michel und seine Vorgänge so gut als möglich in's Klare gesetzt, auf dem Knubel. Anni war sehr traurig, die Geschichten alle hatten es angegriffen; die Frau kannte es kaum mehr. „Ach, was soll ich mit Schmöckwasser?" sagte Anni. „Ich habe die letzte Zeit zu schmöcken gehabt mehr als mir lieb ist; ich habe die Nase voll, ich brauch' nicht expreß noch Schmöckwasser!" Als die Frau theilnehmend nach der Ursache von Anni's Mißmuth fragte, sagte Anni: „He, stell' du dich nicht, als wenn du nicht wüßtest, in was für einem Verdruß wir sind; sie werden dir schon in allen Häusern davon b'richtet haben, machen sie nicht das Land auf das Land ab einen Lärm vom Tüfel! Es ist, als wenn sie von niemanden mehr zu b'richten wüßten, als von meinem Michel, es ist, als ob noch nie ein Mensch auf d'Wybig gegangen sei. So übel ergangen, selb ist wahr, ist es my Seel noch keinem!" Nun erzählte es doch der Frau trotz der Voraussetzung, daß sie alles wüßte, alles wieder, jammerte dann bitterlich, wie es jetzt mit Michel z'weg sei, der wolle für d's Tüfels Gewalt kein Bein mehr machen und um eine aus; er habe genug den Narren gemacht, und er sehe schon, wie es mit dem Weibervolk sei. Er sage, es sei freilich über verschiedene Leisten gemacht, größer und kleiner, aber doch Alles vom gleichen Leder, wo o nit e Tüfel werth syg; er möge gar nichts mehr von dem Zeug wissen, er wollte, sie müßten es haben wie die Käfer und zwei Jahre im Boden sein und nur im dritten könnten sie einige Wochen fliegen zwischen

Tag und Nacht. „Siehe, so redet er, es drückt mir fast das Herz ab, ich weiß meines Lebens gar nichts mehr anzufangen: das Beste wird sein, ich lasse ihn d'Sach vertublen, ist's so lang dä Weg gange, su chas noh es Wyltschi so laufe, es chunt de öppe vo selber zum Gute!"

„D'Sach ist lätz," sagte die Frau; „wes wittere will, gah d'Vögel z'Schärme, d'Mönsche sötte es Byspiel näh. Du weißt, ich komme weit herum und weiß Manches, was nicht Alle wissen: es giebt einen grausamen Krieg, wie noch keiner war auf Gottes Erdboden; Alles, was ledig ist, muß auf die Beine. Drinnen in Frankreich ist der Jammer schrecklich, d's Hürathe ist verbote; da haue Vater und Mutter den Buben Arme und Beine ab, daß sie können daheim bleiben, weil sie nicht mehr marschiren können; bis z'hinderist in der Welt soll alles sein werden. Da wär's doch gut, Michel nämte eine Frau schleunig, sonst muß er mit, es wäscht ihm's d'r Rhin nit ab; es heißt, der Befehl, die Leute aufzubieten, sei schon auf dem Wege, die nächsten Tage werde ihn der Landammann in Bern bekommen."

Da schlug Anni die Hände über dem Kopfe zusammen, und hoch über die Hände ging noch sein Jammer. Jetzt was machen! Was Michel einmal im Kopfe habe, habe er nicht in den Füßen, das habe es mehr als hundert Mal erfahren, sagte Anni, und er habe sich verredet und verschworen, er lasse kein Mädchen mehr irgend wohin kommen; man habe ihn nur zum Besten, und im Sack wolle er die Katze auch nicht kaufen. Da wisse es sich nicht zu helfen.

„Hat er sich noch nie wahrsagen lassen?" fragte die Frau. „Nein," sagte Anni, „warum fragst?" „Ho," sagte die Frau, „da bekommt man oft die allerbeste Anweisung, ob man eine finde und wo man zur rechten komme." Nun erzählte sie eine Menge Beispiele von Heirathen, welche durch die Wahrsagerei zu Stande gekommen und sämmtlich auf das allermerkwürdigste und allerglücklichste. „Daß mir das nicht in

Sinn kam,“ sagte Anni; „ich halte viel auf der Sache, aber hier in der Nähe kann es niemand recht. Es kamen mir einmal alle Hühner fort, da hätte ich wissen mögen, wer es gethan; ich mußte vier Stunden weit schicken zu einer, welche es konnte. Die konnte Punktum sagen, wie es der Schelm gemacht oder die Schelme, denn es seien zwei gewesen, einer habe gezündet, der andere die Hühner genommen, konnte sagen, wo sie verkauft wurden und daß der Hauptschelm eine weiße Kappe auf dem Kopfe gehabt und kurze Hosen, accurat wie ein Hühnerträger, dem alles wohl bekannt war. Wenn Michel wollte, mir wäre es das rechte, so hätte doch einmal das Gestürm ein Ende und man käme endlich aus der Leute Mäuler.“ „Da laß mich nur machen,“ sagte die Frau, „dem will ich Beine machen, daß er den Tag nicht erwarten mag, bis er gehen kann.“

Richtig, sie verstand's; als das Abendessen Alle vereinigte und nach demselben gerüstet wurde, was den folgenden Tag gekocht werden sollte, da erzählte die Frau, wie das Kriegen gehe. Sie schilderte, wie in den Schlachten die abgeschossenen Köpfe umherflögen wie bei uns im Winter die Schneeflocken, wie zuweilen halbe Regimenter in einander gepreßt ohne Kopf noch eine halbe Stunde stehen blieben, bis endlich einer hier aus falle, der andere dort aus, wie ganze Reihen da lägen ohne Beine, Alle noch lebten und nicht sterben könnten, wie aus aufgerissenen Bäuchen die Rosse den Hafer fräßen als wie aus Krippen. Was das für ein Geschrei und Geheul sei auf einem Schlachtfelde, wenn die Schlacht vorüber, weit schrecklicher als der Kanonendonner und das andere Gerassel, denn da sei ein Elend, wer es einmal gesehen, der vergesse es sein Lebtag nicht wieder, alle Nächte komme es ihm im Traume vor. Doch so lange noch Leben da sei, sei es nichts, aber wenn einmal Alles todt und verscharret sei, da erst werde es lebendig auf einem Schlachtfelde; da stiegen Nachts die Krieger aus der Erde und suchten ihre verlorenen Glieder,

ihre Köpfe, Beine, Arme, Augen, ihr Gekrös und anderes Eingeweide; wo sie Knochen und Anderes fänden, da haschten sie darnach und manchmal zwei und drei und mehr nach einem Bein oder Schädel und stritten sich darum, und wer das Bein hätte, schlüge damit drein; so sehe man eine neue grausige Schlacht bis gegen Morgen, daß der Hahn krähe.

Das fuhr den Leuten, welche Aepfel und Bohnen rüsteten, kalt den Rücken auf, sie meinten, das sei doch das Schrecklichste von allem, wenn man nicht einmal Ruhe im Grabe hätte, sondern allnächtlich noch um sein verlorenes Gebein kriegen müßte. Dann erzählte die Frau weiter, wie das alles noch gar nichts sei gegen die Beschwerden eines Marsches ohne Brod, ohne Wasser in einer Hitze, wo an den Uniformen die Knöpfe schmelzen, wo man bei lebendigem Leibe langsam austrockne, bis kein Tröpflein Blut mehr in den Adern sei und man ganz brandschwarz am Wege liegen bleibe, als wäre man in der Hölle selbst gesotten und gebraten worden. Wer das übersteht und nach Spanien kommt lebendig, der kann sich in Acht nehmen, nicht der Hundertste kommt davon: in Wein und Brod ist Gift; wer davon bekommt, den wirft es zu Boden, dreht ihn um und um, sprengt ihn hoch vom Boden auf, schlägt ihn nieder, bis es ihn endlich versprengt, manchmal mit einem Knalle als wie aus einer Kanone. Und wer Nachts sich niederlegt, um zu schlafen, unter dem senkt sich der Boden, denn es ist dort fast alles unterhöhlt, und er fällt in die unterirdischen Gewölbe, wo er entweder zu kleinen Stücken langsam zerhackt wird oder aber den Hungertod sterben muß. „Ja, so ist z'weg," fuhr sie fort, „wer in den Krieg kommt, und das wird noch Mancher erfahren; Napoleon will erst jetzt recht anfangen und zeigen, wer Meister ist. Alles, was ledig ist, muß marschiren, da ist nicht Gnad', nicht Pardon, und dann kann sehen, wer wiederkommt!"

Nun, man wird gestehen müssen, das war ganz artig eingeheizt und vollkommen hinreichend, die Wärme, welche

zum Heirathen nothwendig ist, hervorzubringen. Michel wurde ganz tiefsinnig, und Sami sagte, das Ding gruf' ihm, er werde auch dran hin müssen und eine suchen; es sei ihm zwar z'wider, komme der Meister zu keiner Rechten, wie solle dann der Knecht eine finden. Aber gehe es wie es wolle, so zerhacke ihn doch keine zu kleinen Stücken, dazu wollte er doch auch noch ein Wort sagen, und keine schieße ihm den Kopf ab. Als am Morgen die Frau fort wollte, gab ihr Anni ein schönes Trinkgeld und sagte: „D'Sach ist gut, Michel hat diesen Morgen schon gesagt, z'letzt frag' er allem nichts nach und nehme die erste beste von der Gaß. Selb habe ich ihm ausgeredet und vom Wahrsagen gesagt; es ist ihm ganz recht, er hält etwas darauf, wie wohl jeder, der noch was glaubt. Wo könnte er hin, daß die Sache recht verrichtet würde?" Darauf gab die Frau einen im Fluhgraben an; das sei der Meister, sagte sie, er könne es beidweg, er sehe d'Sach im Wasser und in den Karten.

Michel ließ den Handel nicht an die Pfanne backen; er hatte keine Nacht Ruhe, bald fühlte er seinen Kopf fortfliegen, bald lag er schwarz wie der Teufel an der Straße und seine Uniformknöpfe brannten lichterloh. Er machte sich auf nach dem Fluhgraben und Sami mit. Es nehme ihn auch wunder, sagte der, ob nicht in irgend einer Ecke eine für ihn gewachsen sei, öppe kei Uflath u nit ganz e Blutti. Der Mann, welcher die Kunst verstand, war ziemlich alt, hatte eine spitze Nase, auf welcher eine Brille saß. „Was willst?" fragte er Michel, der sich vorangestellt. „Wahrsagen lassen," sagte Michel, „du sollst bös drin sein." „Was willst wissen?" fragte der Mann. „He, lue, das werde ich dir nicht zu sagen brauchen," antwortete Michel. „Ja so," sagte der Mann, der nun schon wußte, woran er war; „bist du deren einer?" Mit einigen Ceremonien stellte er eine weiße Flasche mit Wasser vor sich, sah hinein und sagte endlich: „Möchtest weiben und bist noch nicht an die Rechte gekommen; ein paar

haben es dir wüst gemacht, hättest bald einen Schuh voll herausgenommen; jetzt weißt nicht, woran du bist, und es sollte doch eine sein, es wäre dir drum." „Aber," fragte Michel ganz erstaunt, „woher weißt du das?" „He, da im Wasser ist's ganz deutlich," antwortete der Mann. „Aber ich sehe ja gar nichts," sagte Michel, „es wird in der Brille sein?" „Probir," sagte der Alte. Mit großer Mühe klemmte sie Michel auf seine breite Nase und guckte mit offenem Munde in die Flasche, aber Wasser blieb Wasser und weiter sah er nichts. Da kriegte er Respekt und sein Glaube ward groß. „Ja, du hast recht," sagte er; „es ist mir bös ergangen und d'Sach erleidet, und doch sött eini sy. Aber es ist mi'r erleidet deretwege e Tritt z'v'rsetze; es ist immer alles unter den Leuten und d's G'spött hat man baar." „Du mußt doch," fuhr der Mann in seiner Beschauung des Wassers fort, „aber ich glaube, es komme dann gut, doch thu' was du willst. Sieh', da ist ein Weg, der Weg führt gegen Sonne-Mittag; er ist lang, geht durch Berg und Thal, an eine Bergseite, hoch oben in einen Boden, da sehe ich ein Bädli. Allem an ists d's Kuttlebad, du weißt, es ist es berühmts Ort; da sehe ich Meitli, zwei, sie kommen aus dem Bad. Die Leute sind g'sundiget, es wird Sonntag sein; es düecht mich, es kommen noch andere Leute, aber erkennen mag ich es nicht recht. Da geht ein Weg wieder fort fast gegen Sonnenaufgang; auf dem gehen die Meitli fort und zwei bei ihnen, es wird kaum fehlen, ihr seid's." „Die eine wird für mich sein?" fragte Sami vorlaut. „Nit fast, Bürschli," sagte der Mann, „du brauchst nicht vor's Dach hinaus, um eine zu finden!" Da thaten beide die Augen weit auf; der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Sami war von der Meisterjungfrau eingesponnen, nur wollte er es noch nicht glauben.

„So," sagte Michel, „im Kuttlebädli; das wär noch zu erlaufen, wenn man wüßte, wann und wer es eigentlich wäre."

„Das macht sich alles," sagte der Mann. „Wir wollen aber auch sehen, was die Karten sagen." Die Karten waren ungefähr gleicher Meinung: sie redeten auch von einem weiten Weg, der in Kurzem zu machen sei, dann kamen zwei zusammen und die blieben beisammen, gäb wie der Alte die Karten mischte und legte. Endlich sagte er, das sei eine ausgemachte Sache, es wolle es nicht anders anziehen, das gebe eine Hochzeit und eine glückliche; es sei alles roth darum herum und die Bösen und Widersacher seien alle zu äußerst in den Ecken und könnten nichts daran machen. Er solle nur Muth fassen, die Sache komme gut. Michel wollte nun wissen, woher die Mädchen seien, an welchem Tage sie kommen, woran er sie erkenne u. s. w. Darauf sagte der Mann: „Das kann ich dir nicht sagen, woher sie kommen; es zeigt bloß gegen Sonnen-Mittag und in Kurzem, also am nächsten Sonntag. Und wegem Kennen häb nit Kummer; es werden im Kuttlebädli nit viel deren Meitscheni sy, wo du denken könntest, sie wären für dich. Und wären es auch viele, so würde es dich doch zur Rechten ziehen, von wegen was geordnet ist, das ist geordnet, und was Einem werden soll, zu dem kommt man, man mag wollen oder nicht." Michel hatte großen Respekt vor dem Manne bekommen; so einen hätte er noch nie angetroffen, sagte er, und statt der üblichen sechs Kreuzer gab er ihm drei Batzen. Auf dem ganzen Heimwege brach Michel in einzelne bewundernde Ausrufungen aus, daß Einer im Wasser sehe, was Andere nicht, daß er sehe, wer am künftigen Sonntag im Kuttlebädli sei, und wie er sonst alles wisse. Sami war sehr schweigsam, warf hie und da einen Zweifel ein, ungefähr treffe auch, sagte er, und ob alles wahr werde, wisse man auch nicht. Offenbar that sich bei ihm das letzte Sträuben gegen der Meisterjungfrau Bestrebungen kund, während er im Herzen wohl fühlte, daß er bald unter ihre Errungenschaften werde zu zählen sein.

Anni hörte mit großem Erstaunen die heimgebrachten

Eröffnungen, mit schlechter Freude den Nachtrag von Sami, der indessen nur seinen Glauben an das Uebrige vermehrte. Es habe schon lange was gemerkt, sagte es, aber gedacht, Sami sei so dumm nicht; nun, wenn es sein solle, so werde man es müssen geschehen lassen, aber dann müßten beide aus dem Hause, neben einer solchen Täsche habe es nicht Platz. Es habe das Mensch erzogen und gemeint, wie treu es sei; wenn ihm der Bub gefallen, so hätte das Mensch es ihm sagen können und nicht hinter seinem Rücken nach dem Buben fischen, selb sei schlecht; aus dieser Falschheit könne es entnehmen, wie gut das Mensch es mit ihm meine und was es zu erwarten hätte, wenn dasselbe einmal den Fuß im Hafen hätte. Es möchte die Meisterfrau werden und Anni könnte dem alten Hausen zu. Man sieht, es war lange, seit Anni jung gewesen, somit ist ihm zu verzeihen, daß ihm der Gang der Dinge nicht mehr so recht im Kopfe war.

Also am nächsten Sonntag wollte Michel den letzten Versuch wagen, wollte in's Kuttlebädli und sehen, wen die Vorsehung ihm zuführe. Der Ursprung dieses sonderbaren Namens ist in Dunkel gehüllt; ob man anfänglich in Kutteln badete oder das Wasser für schadhafte Kutteln sich besonders heilsam erwies, ist nicht ausgemittelt. Jedenfalls ist das Kuttlebädli äußerst reizend und ganz als ob man noch im Paradies wäre und ganz allein vom Vertrauen auf Gott lebte. Der Bau ist ganz wunderbar, als ob man in den Lüften schwebte, die Lage kühn, die Aufwart patriarchalisch, die Heilkraft mythisch, der Ruf demjenigen eines ungeschliffenen Demanten ähnlich, die Effekte schlagend und bleibend, wer sie einmal erlebt, bedarf der Wiederholung zeitlebens nicht wieder. Humboldt in seinem Kosmos scheint diese merkwürdige Erdecke ganz übersehen zu haben.

Glücklicherweise war eben ein schönes Jahr, das Wetter machte an Sonntagen selten einen Strich durch die Rechnung. Man glaubt gar nicht, wie sehr solche Witterung der Liebe

zuträglich ist und die Hochzeiten fördert. So war auch der Sonntag schön, an welchem Michel die Erscheinung seiner Zukünftigen im Kuttlenbad verheißen war. Es ging gegen Herbst, doch war das Vieh noch auf den Alpen, nur waren die Alpfahrten der Menschen selten geworden. Knaben und Mädchen begannen am liebsten den Haselnüssen nachzugehen. Michel war noch nie im Kuttlenbad gewesen, er kannte daher den Weg dahin so wenig, als er wußte, wo seine eigenen Kutteln waren. Heerstraße war dorthin nicht, Häuser und Leute spärlich anzutreffen, daher nicht zu verwundern, daß er sich auf den oft kaum unmerklich ausgetretenen Alppfaden verlief und, wie früh er auch aufgebrochen, erst gegen Mittag in genanntem Bädli eintraf.

Dort war es ganz einsam und kein Badegast zu sehen und zu hören. Die Badmutter handthierte in der Küche und fragte ihn, ob er zu baden begehre. Michel verneinte es und meinte, ein Schoppen thäte ihm besser, er sei bereits naß genug; wenn sie gekocht habe, begehrte er was zu essen. Die Alte sagte, der Mann hole Wein, sie seien ausgekommen, unterdessen bringe sie ihm ein Glas Enzene, das sei b'sunderbar gesund und mache wohl. Michel war es in allen Fingern zu fragen, ob niemand da sei, aber weil er nicht den Anschein haben wollte, als habe er was Bestelltes, so that er sich Zwang an und hielt das Maul. Da die Wirthin auch nichts sagte, es bald Mittag war, niemand sichtbar, so dachte er, der Alte habe ihn gesprengt, dem wolle er es aber zeigen, was es heiße, ihn, Michel, zum Narren halten. Sami und er versuchten das Enzene-Wasser, fanden es anfangs höllisch bitter, doch allgemach kam es ihnen vor als nicht der schlechteste Trost im Elend. Sie sahen sich fast die Augen aus nach Sonnenaufgang; endlich bewegte sich von dorther was im kurzen Tannenwald. Michels Herz gumpete fast vor Freude, und schrecklich wunder nahm es ihn, wie es eine sei. Näher kam es, aber es war ein wunderliches Wesen ohne

Kopf. Als dasselbe aus dem Walde kam, sah man, daß es der Wirth war mit einem Räf auf dem Rücken und auf dem Räf lag das Fäßlein, welches dem Wirth über dem Kopf emporragte. Die Wirthin empfing den Mann nicht freundlich; er wisse, wie sie z'weg sei ohne Wein, und wenn er Verstand hätte für einen alten Berner Kreuzer, so wäre er schon vor zwei Stunden zurückgewesen. Aber wenn er 'mal über die Schwelle schmöcke, so hätte man gute Augen, ehe man ihn vor der Abendröthe wiedersehe. Die schlechteste Magd sei heilig gegen ihn und die ärgste Klapperfrau thäte ihm nicht die Schuhriemen auf; wenn sie es auch so machen wollte, sie hätten längst vor den Haag hinausgewurstet. Er solle machen, daß er mit in Keller komme und zwei Guttern füllen, es wisse kein Mensch, wie viel sie schon gebraucht hätte, wenn sie welchen gehabt. Unterdessen wolle sie anrichten, dann könne man essen, wie man es hier oben habe. Wem es nit g'schmöck, chönn's lah hocke. Man hätte hier kein Eingericht wie in den Gasthöfen, man gebe, was man habe und wie man es verstehe, und wem es nicht gut genug sei, der könne einen Stecken dazu stecken und ung'fresse weiter, bis er zu was Besserm komme; sie frage dem wenig nach. Das war eine souveraine Sprache, indessen keine ungewöhnliche auf den Bergen.

Michel achtete sich dieser Rede nicht viel, er sah nur nach Sonnenaufgang, und wenn ein Tannengipfel sich rührte im Winde, meinte er, die Verheißene rücke an, und immer war es nichts und wieder nichts, die erwartete Sonne wollte ihm nicht aufgehen. Endlich rief die Wirthin: „Dir chent cho esse!“ Michel wandte sich dem Klange zu. Einstweilen könne er nichts Besseres thun, dachte er; habe er gegessen, warte er nicht länger, sondern mache sich dem Fluhgraben zu, dort wolle er Flasche und Brille lieb haben und dafür sorgen, daß man weder Wege, noch Mannevolk, noch Weibervolk darin sehe. Er mußte tief sich bücken, als er in den Speisesaal trat, der von einem Geißenstall sich nur dadurch unter-

schied, daß weder Geißen noch eine Krippe darin waren, sondern bloß Menschen und ein Tisch, dessen Beine aber das Podagra hatten und bei der kleinsten Berührung in die größte Bewegung geriethen. Michel setzte sich ungenirt oben an und kam groblecht an ein Bein, daß es der Suppe auf dem Tische fast übel ward und sie auf die Seite sich legen wollte wie ein Schiff im Sturm. „Du großer Löhl, kannst nicht Acht haben, wo du mit deinen Ankenkübeln hinfährst; man hat hier nicht Tischbeine wie Thürpfosten!" sagte die Wirthin. „Geh, sieh wo die Blättere bleiben," herrschte sie dem Manne zu; „wenn sie was wollen, sollen sie kommen, sonst sollen sie es hocken lassen, es ist mir auch gleich!"

Michel achtete sich der Worte nicht, aber wie der Wirth aus der Thüre wollte, ging dieselbe auf und zwei Mädchen kamen herein, ein großes und ein kleineres, das dem Herrn kaum entronnen schien. Sie gehörten offenbar nicht ins Haus, waren nicht hoffährtig, aber solid und reinlich, so was man sagt vornehm angezogen, d. h. wie man es in einem Hause pflegt, wo man das Währschafte vermag und den wohlfeilen Flitter verschmäht. Michel vergaß Maul und Nase offen: War's sie oder war's sie nicht?

„Habe bald geglaubt, ihr wollet im Wasser bleiben bis ihr weiß geworden!" sagte die Wirthin spöttisch. „Wir hätten es im Sinn gehabt," sagte das größere Mädchen unb'sinnt; „da kam der Wind, daß wir glaubten, er nehme uns sammt der Hütte fort. So glaubten wir, es sei doch richtiger, wenn wir die Kleider am Leibe hätten, als wenn wir sie erst wieder in Tannen und Böden zusammenlesen müßten." „Das ist nicht halb so gefährlich," sagte die Wirthin, die gerne hieb, aber nicht gerne sich hauen ließ, böse; „die Hütte hat's schon lange gehalten und wird noch lange stehen, wenn schon manche Gäxnase, welche sie ausgespottet, unter dem Boden ist. Aber komm jetzt und hock ane, so können wir essen, mit Dampen ist d'Sach nit g'macht!"

Die Mädchen setzten sich, das ältere zu oberst auf den Vorstuhl, während Michel obenan saß, zwischen ihnen in des Tisches Ecke saß der unvermeidliche Bäri, mit besonderer Sehnsucht in seinen schmachtenden Augen. Wirth und Wirthin saßen auf patriarchalische Weise mit am Tische; wo hätten sie sonst sitzen und essen sollen, da im niedlichsten aller Badeorte, im Kuttlebädli, eben nur ein Tisch war? In einem Napf war eine dicke Fleischsuppe, in welcher der Safran nicht gespart war; diese wurde mit den Löffeln aus dem Napf gegessen. Sie habe Suppenteller gehabt, sagte die Wirthin, aber sie seien zerbrochen und sie habe keine mehr angeschafft, sie habe gefunden, sie trügen nichts ab; es sei kommoder, wenn jedes aus der Kachel nehme, bis es genug habe. Das Mädchen that ganz unbefangen und schwatzte zwischen dem Suppenessen, was ihm gar wohl anstand, indem es sehr schöne Zähne hatte und überhaupt lieblichere Mienen wenn es sprach, als wenn es schwieg. Es sei hungerig, sagte es; sie seien am Morgen in aller Frühe fort, und seither habe es nichts gehabt. Sie hätten zwei Gusti auf dem Fahrniesel, und gestern Abend hätten sie vom Hirten den Bescheid erhalten, das eine sei krank; der Vater habe heute weiter müssen, da habe er sie mit Zeug hinaufgeschickt. Als sie die Sache verrichtet, sei sie die Lust angekommen zu baden, das hätte ihnen die Müde ganz genommen. Michel saß da ganz wie verstaunt. Das Mädchen gefiel ihm b'sunderbar wohl, es dünkte ihn, er müsse es schon gesehen haben, doch konnte er nicht daran kommen wo. Endlich kam ihm in Sinn, er sollte doch auch was sagen. Er fragte, was das Gusti gehabt und was für Zeug es gebracht. Das Mädchen gab ganz gründlichen Bescheid über beides, daß man wohl sah, es war in diesem Fache zu Haus, ganz wie es einer guten Bäurin wohl ansteht.

Unterdessen war der Napf ausgelöffelt, die Wirthin theilte hölzerne Teller aus und brachte dann Speck, schön

braungelben, gesalzenes Fleisch und Apfelschnitze. Sie gebe es, sagte sie, wie sie es habe und es verstehe; wem es nicht recht sei so, der könne es hocken lassen und ein andermal daheim bleiben. „He," sagte das Mädchen, „es würde euch doch nicht das Rechte sein, wenn niemand käme, ihr wäret eine seltsame Wirthin." „Viel nach der Gastig frage ich nicht," sagte die Wirthin; „dann kommt's mir noch auf die Gastig an. Dem jungen Volk, wo nichts kann als ausführen und aufbegehren, selbem frage ich d's Tüfels viel nicht nach, selb muß ich sagen; das könnte meinethalb bleiben, wo es wollte. Still und ehrbar Lüt, die wären mir wohl recht, wider die habe ich nichts. — Seh, du G'stabi," kehrte sie sich zu ihrem Manne, „stellst Wein auf den Tisch und giebst keine Gläser dazu; aus dir giebt es dein Lebtag keinen Wirth und sonst nichts!"

„Du hast da einen b'sunderbar schönen Hund," wandte das Mädchen sich zu Michel, „und gar gutmüthig sieht er drein. Darf man ihn anrühren oder ist er bös?" Als Michel versicherte, er sei der beste Schlabi von der Welt, thue keinem Kinde etwas, sobald man ihm nichts thue, streichelte es ihm den Kopf, was Bäri mit großem Behagen geschehen ließ. Es habe die Hunde b'sunderbar gerne, aber sie wüßten es auch und liebten ihn's, fuhr das Mädchen fort. Ihr Rämi habe heute mit aller Gewalt sie begleiten wollen und schrecklich gethan, als sie ihn nicht nachgelassen, aber sie wisse es wohl, wie man es mit Hunden auf den Bergen habe, daß man oft ihretwegen des Lebens nicht sicher sei. Die Kühe haßten nichts mehr als Metzger und ihre Hunde, sie schienen es alle zu wissen, daß die ihnen die Kälber entführten und tödteten. „Schnellt er mich, wenn ich ihm was gebe?" fragte das Meitschi und hielt Bäri vorsichtig ein Stück Brod dar, und Bäri nahm es mit Anstand und Vorsicht ab und ließ es sich behagen. Als nun Fleisch und Speck umgingen, jedes sich eine Portion abschnitt, den Rest weiter gab, versah das Meitschi sich reichlich, daß der Wirthin eine Bemerkung

zuvorderst in den Hals kam. „Liebst Speck?“ fragte das Meitschi Bäri und hielt ihm ein schön Stück dar. Bäri faßte es mit glänzenden Augen und schmatzte dran in süßem Behagen. Sami blickte Michel bedeutsam an und stieß ihn überdies noch mit dem Fuße und zwar so stark, daß es dem Tisch fast übel ward.

Bäri war es sehr wohl bei der Sache, er stieß nun statt den Michel das Meitschi mit der Nase an den Ellbogen, wenn sein Herz etwas begehrte, und das Meitschi ward nicht ungeduldig, sondern sagte immer freundlich: „Ja, du gutes Thier, mußt haben, wirst hungerig sein, haben dich vielleicht diesen Morgen vergessen.“ Das Fleisch war wahrscheinlich von der Kuh, welche Noah in seinem Kasten gehabt, es war ein gräulich Beißen, welches begreiflich Bäri am wenigsten Mühe machte. Er war mit drei Bissen fertig, ehe die Andern an einem nur recht angefangen. Das Mädchen mußte List und Vorsicht brauchen, dem Bäri zu genügen und nicht unverschämt gegen die Andern zu sein. Es brauchte gute Redensarten gegen Menschen und Hund, war besonders manierlich gegen Sami, sagte, er solle nehmen, es begehre ihn nicht zu verkürzen, es sei billig, daß jedes zu seiner Sache komme, aber der Hund wolle einmal auch bis er satt sei, und dagegen könne ihm niemand was haben. Es wollte sich selbst lieber am Maul abbrechen, als daß es ein arm Thier möchte hungern lassen.

„Es ist mir gut gegangen, daß ich diesen Morgen ein frisch geschliffen Messer gehabt, als ich Fleisch und Speck abhieb und es tief hineinging; hätte ich gekocht wie sonst, so thäten du und der Hund es alleine fressen und die Andern hätten das Nachsehen!“ brach die Wirthin endlich los. „Es ist sonst der Brauch, erst die Menschen und dann das Vieh!“ „Es geht beidweg,“ sagte das Mädchen, „besonders auf den Bergen, wie man sagt. Du bist nur böse, daß dir nichts überbleibt für das Kuchischäftli. Ich habe nicht Kummer, daß

du dir nicht zu helfen weißt, und was man braucht, das zahlt man auch, dafür sei nicht in Kummer. Seh, wo hast dein Glas? Nun, Wirth, ist das Manier, der Frau kein Glas zu geben!" so sprach das Mädchen, griff auf die zweite Maaß, da Michel die obere handhabte, schenkte der Wirthin, trotz ihrem Protestiren, sie liebe den Wein nicht, ein und auch dem Wirthe, dann den Andern mit dem Bemerken, es hätte von Michels Wein getrunken, er solle nun von seinem auch probiren, es liebe das Schmarotzen nicht.

Während es auf diese Weise freigebig that mit Speise und Trank, brauchte es von beidem für sich sehr mäßig. Da war nichts zu sehen von dem Lauern, ob noch genug übrig bleibe, die Andern zu viel nähmen, kein Kummer sichtlich, daß es übervortheilt werden möchte. Michel schmolz fast vor Bewunderung und Sami ward gar nicht fertig mit Blicken und Stüpfen. Die Wirthin sagte mehr als ein Mal: „Nu, du Gast, hest Wespi i de Hose, daß de dyni Scheychi nicht still halten kannst unterm Tisch? Das stüpft und müpft sih nüt; we d'r d'Sach nit recht ist, so laß sie sein und packe dich! Vo so einem Gränni lah nih mih nadisch nit usführe!"

Endlich war das sündfluthliche Fleisch verwerchet, der scharfe Speck zum guten Theil gebraucht, den Schnitzen der Garaus gemacht und Michel befahl die dritte Maaß. Er sei durstig wie eine Kuh, welche verbranntes Emd gefressen, er wisse nicht, wie das gehen solle diesen Nachmittag. Das Meitschi machte Umstände mit dem Trinken; der Durst plage ihn's auch, sagte es, aber mit Wein löschen sei gefährlich. „Rösi," sagte es zu seiner Schwester, „hol' doch Wasser, das löscht besser." „Es würde Einer meinen, ihr hättet noch nie Fleisch gefressen, daß ihr so thut wegem Durst," redete die Wirthin. „Salzet man das Fleisch nicht, so stinkt's im Sommer, salzt man recht, so kann man es behalten bis man's braucht. Daneben wenn alle Sonntag hungerig Hüng kämen, ja freilich, dann könnte man Salz sparen! Verdursten werdet

ihr nicht, es ist Wasser und Wein genug, bis ihr heim seid. Reut dich das Geld oder hast du keins, so hänge das Maul an jede Brunnröhre, der Durst wird dir schon vergehen! Oder das Meitschi soll dir Wein zahlen, es thut's gern mit Schein!" „Selb, Wirthin, weißt noch nicht," sagte das Mädchen. „Ich habe schon mancher bösen, wüsten Frau flattirt, daß sie mich ruhig lasse, deswegen aber ist es nicht gesagt, daß ich Allen flattire, Jungen und Alten." Der Wirth lachte und zog damit sich das Wetter auf den Hals. Das Meitschi vernahm bloß: „Du hast ein Maul wie eine Schlange, hänge dich jung, sonst schlägt man dich todt, ehe du alt wirst!" Darauf forderte das Mädchen die Uerti und duldete es nicht, daß Michel ihm einen Kreuzer für seinen Wein bezahlte. Er wolle auch fort, sagte Michel, aber er möchte wissen, wo er durch müßte, er sei verirret und sei ganz nebenaus verschlagen worden. „Wo willst aus?" fragte der Wirth. Da sagte Michel, er wolle heim, durfte aber den Knubel nicht angeben als seinen Wohnort, sondern brauchte einen andern Namen. „So," sagte der Wirth, „hätte bald geglaubt, du seiest der Knubelbauer." „Kennst ihn?" fragte Michel. „Nein, nicht von Angesicht, aber viel von ihm gehört habe ich, die Kirchen- und Märitleute reden ja von niemand Anderm; das muß mir ein Kalb sein, wie man nie von einem solchen gehört!" „Die Leute sagen manches," sagte Michel mürrisch, „es ist nichts wahr daran. Aber wo muß ich durch?" „Gehe mit den Meitlene, sie kennen den Weg bis in den Graben und durch den Graben, bis er sich scheidet, dann hältst du links und sie gehen rechts; weiter kannst fragen," berichtete der Wirth. Das war Michel sehr recht, und sie marschirten miteinander ab ohne Complimente. Michel kam es nicht einmal in Sinn zu fragen, ob er mit ihnen gehen dürfe. Hätte er gefragt, hätte er wahrscheinlich zur Antwort erhalten: hier habe man nichts zu erlauben, hier könne ja jeder laufen wo er wolle. Die Frau Wirthin sah ihnen mit verschränkten Armen nach und

sagte: „Das nimmt mich jetzt versluxt wunder: war das eine abgeredete Sache oder haben die einander hier von ungefähr gefunden? Aber sei das wie es wolle, das Meitschi ist e versluxti Täsche, und der muß es haben, er mag wollen oder nicht. So hab' ich noch keine thun sehen, wenn sie Einen verhexen wollte, wie die, und doch ist im Kuttlebädli schon manches gegangen, und ich habe mehr gesehen als mancher Pfau, dem man Frau Wirthi sagt, die aufzieht wie der Ostermontagstier und meint, was sie sei." Als sie das gesagt hatte, machte sie rechtsum und dirigirte ihren Mann beim Abwaschen.

Die Viere aber pilgerten den Berg ab, wobei Bäri fast mehr hinter dem Meitschi war als hinter Michel, demselben sich gar holdselig erzeigte. Je weiter sie gingen, desto mehr kam Michel in Verlegenheit. „Was nun?" dachte er. „Sage ich, wer ich bin, so thut es wüst, sage ich es nicht, so ist d'Sach verspielt oder ich muß wieder von vornen anfangen." Er that, als hätte er einen Stein im Schuh, saß ab und Sami mußte ihm den Schuh ausziehen; die Mädchen gingen weiter. „Und jetzt," fragte er Sami, „was machen?" „Die laß nicht fahren," sagte Sami, „frag, ob mit ihr heim dürfest, und sag', wer du bist. Die fährt dir nicht aus der Haut, zähl' drauf." „Meinst?" sagte Michel und machte, daß er wieder in den Schuh kam. „Wenn es dich düecht, es sei nöthig, so hilf mir mit Reden. Sie ist allweg von gutem Haus und nicht eine, die im Jahr nur ein Mal Fleisch und Wein sieht." „Frag sie," sagte Sami, „wo sie daheim sei, dann fragt sie dich auch, dann sag's. Und will sie davonspringen, will ich sie halten, aber ich glaub' nicht, daß sie es thue." Michel machte sich nach, eben weit waren die Mädchen unter der Zeit auch nicht gekommen.

Nach einer langen Pause, denn die Mädchen waren eben auch nicht redselig, sagte Michel: „Um Vergebung z'frage, habt ihr weit heim?" „Gut drei Stund," sagte das ältere Mädchen, „sie sind nicht breit, aber lang," dann schwieg es.

„Um Vergebung z'frage," fuhr Michel fort, „wie sagt man dem Ort?" „Rosebabisegg," antwortete das Mädchen und schwieg. „Ich habe von dem Ort auch schon gehört," sagte Michel; „ich glaube, ich thäte am besten, ich käme mit euch bis dorthin, hier ist mir der Weg nicht bekannt, von dort könnte ich ihn schon finden, man ist doch dort wieder in der Welt, wo man einen Menschen antrifft, den man fragen kann. Unterwegs will ich gerne noch eine Maaß zahlen von wegen dem Wegzeigen und wegen der Bekanntschaft." „Um Vergebung z'frage, wo kommst dann du her?" fragte das Mädchen. Ja, Michel hatte einen weiten Hals, aber für die Antwort auf diese Frage war er doch fast zu enge. Er sagte sonst mit großem Selbstbewußtsein: „Ich bin der Knubelbauer!" aber die Zeiten können sich ändern. „Du wirst doch an einem Orte daheim sein," sagte das Mädchen, „oder darfst es nicht sagen?" Da ermannte sich Michel. „Ich wüßte nicht warum ich es nicht sagen dürfte, ich komme vom Knubel, wenn du weißt, wo der ist, und bin der Bauer dort!"

„Saker!" sagte das Mädchen, „bist du der und hast mich noch nicht geprügelt und der Hund mich nicht gefressen? Da kann ich von Glück reden, daß ich so davon gekommen bin. Aber jetzt wird es Zeit sein, daß wir auseinandergehen, während wir noch im Frieden sind und Alle lebig. Dort bei jener Eiche gehst du rechts und ich will links. Mein Weg ging eigentlich weiter vornen ab, aber wenn ich da die Halde aufgehe, und jetzt verderbt man nichts, so kürze ich ab." „Nein, das thust mir jetzt nicht," sagte Michel. „Ich that noch keinem Menschen was zu leide, und allweg hast du nichts von mir zu fürchten. Aber man muß nicht alles glauben, was die Leute b'richten, d's Hundertste ist nicht wahr. Gerade so machen es mir die Leute; ich weiß wohl warum." „Weiß nicht," sagte das Mädchen. „Es heißt im Sprichwort: wo Rauch ist, ist immer auch Feuer. Daneben geht's mich ja nichts an; ich habe mich des B'richtens der Leute nicht

einmal geachtet.“ „Hast du was zu klagen über mich?“ fragte Michel. „That ich wie ein Unmensch oder gar wie ein Utüfel?“ „Ich sah nichts Apartes,“ sagte das Mädchen, „ich habe nicht zu klagen, ich habe schon Uwatliger angetroffen. Daneben hast auch nicht Ursache gehabt wüst zu thun. Es hat dir niemand was in den Weg gelegt, und für sein Geld soll man an allen Orten ruhig essen können.“ „Ja, und wenn es auch aus meinem Geld ging, konnte jede ruhig essen und genug, wenn sie nicht alles für sich alleine wollte und niemanden sonst was gönnte. Aber mit Schein weißt du mehr von der Sache?“ fragte Michel. „Hast nicht gehört, daß ich mich des B'richtens wenig achtete? Ich weiß bloß, daß du weiben wolltest, Meitschi b'schicktest, mit ihnen wohl stark umgingest und gröbelig, daß ihnen die Lust verging, Knubelbäurin zu werden. Weiter weiß ich nichts, und jetzt Adie und lauf nit stark. Hier ist die Eiche und da mein Weg!“ „Ich komme mit,“ sagte Michel, „ich muß dir b'richten, wie d'Sach ist; komme ich heim, wann ich wolle, es balget mich niemand.“ „Möglich,“ sagte das Mädchen, „aber vielleicht mich, und gleich ist Geschrei im Land. Daneben habe ich dir einstweilen den Weg nicht zu verbieten, so lange er nicht durch unser Land geht.“ „D'Sach ist die,“ sagte Michel; „sieh' wie ich dran bin, es ist bym Donner noch niemanden so gegangen wie mir. Es heißt im Lied: D's Anneli wott verfrüre a d'r Sunne, so cha ih vor luter Meitlene nit zum Wybe cho, finde niene die Rechti.“ Nun erzählte er in all seiner angestammten Gutmüthigkeit, wie er z'weg sei. Er habe mehr als genug Sachen, sei wohl daneben, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen und weil man daneben sonst nicht sicher sei, müsse er heirathen, aber es sei sein Begehren, daß wie bis dahin alles im lieben Frieden gehe, seine Leute die Sache recht hätten, seine Alte, verwandt sei sie ihm nicht, aber zu ihm und seiner Sache habe sie gesehen wie eine Mutter, recht respektirt werde. Die erste beste habe er nicht nehmen, die

Katze nicht im Sacke kaufen wollen, und jede, mit welcher er es probirt, habe gethan wie eine Katze am Hälslig. Aus der Nähe habe er keine mögen, er kenne sie zu gut und begehre nicht die ganze Verwandtschaft alle Tage vor der Thür. Die Alle hätten ihm nun das Geschrei gemacht, und z'Huttwyl sei es besonders wüst gegangen, und dessen hätte er sich doch durchaus nichts vermögen. Das Meitschi habe gethan wie ein wild Thier. „Du kannst doch selbst sagen," meinte er, „ob Bäri so bös ist, wenn man manierlich mit ihm umgeht, aber einen fremden Hund muß man niemals schlagen, selb weiß doch jeder, der Verstand hat." Darüber habe man ihm einen Lärm gemacht, daß ihm das Leben fast erleidet sei und ihm lieber gewesen, er müsse nicht viel unter die Leute.

So schloß Michel sein Herz auf und das Meitschi hörte ihm theilnehmend zu. Wenn es so sei, wie er sage, und es werde sein, sagte es, so müsse es Bedauern mit ihm haben, und man habe es ihm wüst gemacht; es werde aber vielleicht nur deretwegen sein, daß ihm keine anständig gewesen. Indessen wenn man die Andern hörte, so würden sie auch etwas zu sagen wissen, daß man zuletzt doch nicht recht wisse, wer Recht habe und wer nicht. Michel berief sich auf sein heutiges Benehmen, woraus es doch schließen könne, daß er nicht ein solcher Uflath sei, wie man aus ihm machen wolle. Das Mädchen gab das zu, setzte indessen noch hinzu, ein Tag sei nicht alle Tage.

So waren sie eine weite Strecke gewandelt und kamen endlich zu einem Wirthshause. Michel meinte, der alte Speck kratze ihn noch immer im Halse und das hundertjährige Fleisch. Mit Wasser habe er nichts daran machen können, er möchte es jetzt mit Wein probiren. Nach Landessitte wehrten sich die Mädchen und mußten mit Gewalt in's Haus gezerrt werden, das nennt man Schreiß haben. So geschieht es, daß ein Bursche rechts zerrt, ein anderer links, daß dem armen Meitschi

das Schicksal des Kindes droht, welches die zwei Weiber nicht theilen konnten und Salomo zu halbiren drohte.

Im Wirthshause war es nicht geheuer: eine wilde Bande, welche den schönen Sonntag ebenfalls zu einer Bergfahrt benutzt hatte, war dort eingekehrt, Buben und Meitscheni. Es war übermüthiges Volk, welches den Tag nicht würdiger beschließen zu können glaubte, als mit einer tapfern Schlägerei. Sie höhnten und neckten auf alle Weise, stießen an Michels Tisch, müpften im Vorbeigehen Sami, der vornen am Tische saß; sie trieben es so, daß Bäri seinen Meister unverwandt ansah mit fragendem Blick: Willst du, oder soll ich? Die Mädchen waren der Bande bekannt, nicht so aber Michel, aber weil er einen Kameraden und einen großen Hund bei sich hatte, wie der Knubelbauer auszuziehen pflegte, so fragten die Andern, ob das etwa der Knubelbauer sei, den sie da aufgelesen. Die Meitscheni kämen manchmal z'weg, daß Einer herbei müsse und wär's d'r Tüfel oder selbst der Knubelbauer. Da müsse doch Eine auch von einer tauben Kuh gefressen haben, wenn sie nur an den denken möchte, geschweige ihn nehmen. „Das schlechtest Jungfräuli, wo sieben Thaler Lohn hat für's ganze Jahr und eine Meisterfrau, welche dem Teufel von seinem Karren gefallen, möchte ihn mit keinem Finger anrühren, und wer ihn auf hundert Schritte sieht, sagt psi Tüfel! und macht, daß er abweg kommt," so ward ganz fein gestichelt. Michel zitterte am ganzen Leibe vor Zorn, biß sich die bleichen Lippen blutig, war auf dem Sprunge loszufahren und die Stube zu räumen von der ganzen Bande. Aber das Meitschi hielt ihn nieder, bat: „D'r tusig Gottswille nit, nit! Thu als hörtest du es nicht, als ginge es dich nichts an. Was macht dir doch, was die Lümmel sagen; sei diesmal der Witzigere, trink, mach aus, wir wollen fort!" Es hielt Michel hart, der rücksichtslose Zorn wollte ihn fassen mit aller Macht, der Wunsch, es mit dem Meitschi richtig zu machen, gab ihm die Besonnenheit, einen blutigen Strich

durch seine Rechnung zu vermeiden. Es war das erste Mal, daß er einer solchen Versuchung widerstand und einen angebotenen Streit nicht aufnahm mit aller Kraft.

Michel zahlte, man brach auf. Die andern Bursche griffen nach den Mädchen, wollten sie auf ihre Bänke ziehen, aber diesen war es Ernst, sich nicht schreißen zu lassen, sie rissen sich rasch los, machten sich zur Thüre aus; langsamer ging Sami nach, zuletzt kam Michel ganz langsam, und einer der Bursche konnte sich nicht enthalten, ihm ein Bein vorzuhalten, und ein Glas surrete neben seinem Kopfe vorbei und zersplitterte an der Wand. Michel hatte das erwartet; mit einem kurzen unmerklichen Schwunge schlug er den, welcher ihm das Bein vorgehalten, über den Tisch hin zwischen Gläser und Flaschen mitten hinein, daß es einen Mordsspectakel gab, während er ganz gelassen zur Thüre hinaus und den Andern nachging. Begreiflich gab's Lärm drinnen, und wie aus einem Wespennest, in welches man mit einem Stocke geschlagen, die Wespen, schossen aus der Thüre des Hauses die Bursche. Draußen im Weg hatte sich Michel gestellt und rief, hätten sie Lust an ihn, so sollten sie nur kommen, aber er sage es zum voraus, was er machen könne, das mache er, sie sollten sich in Acht nehmen; er sei auf offener Straße und auf seinem Heimwege, habe das Recht sich zu wehren. Die Feinde sprangen nicht eines Satzes an ihn hin; Michel und sein Hund, der lustig mit dem Schweife wedelte, als sei etwas für ihn im Anzuge, flößten Respekt ein. Sami brach einen Zaunstecken ab, die Mädchen riefen: „D'r tusig Gottswillen, chömit doch, chömit!“ Steine, Stöcke flogen gegen Michel, der Feind drängte vorwärts, da sagte Michel: „Bäri faß!“ Und Bäri schoß in langen Sätzen auf die Bande ein und hui! wie die auseinanderstob. Denn nicht bald macht etwas einen raschern Eindruck, als so ein plötzlicher Hundsanfall. Den Letzten sprang Bäri nieder mit einem Satze; Michel, zufrieden mit diesem Siege, rief Bäri ab, der langsam kam,

und ging lachend und spottend den Mädchen nach. Sami mit dem Zaunstecken und Bäri mit seinen blanken Zähnen deckten den Rückzug, der nicht unangefochten blieb. Auf dem Wege und zu beiden Seiten den Zäunen nach wurden sie verfolgt eine gute Weile, indessen zum offenen Angriff kam es nicht mehr, und am Ende ward auch die Verfolgung aufgegeben. Als sie darauf zu einem Scheideweg kamen, stand das Mädchen still und sagte: „Sieh, hier geht dein nächster Weg, und b'hüti Gott u zürn nüt!" „Ja," sagte Michel, „so ist's nicht gemeint; ich lasse dich nicht alleine heimgehen, ich komme mit." Das Mädchen wehrte sich, sagte allerlei und namentlich, was Vater und Mutter sagen würden, wenn es mit einem fremden Burschen heimkäme, von dem sie nicht wüßten, wo es ihn aufgelesen. Aber Michel setzte nicht ab; er meinte, es hätte sich seiner nicht zu schämen, er sei nicht von der Gasse, und wenn es ihn nache lay, so werde es sich gewiß nicht reuig.

Endlich ward eine Convention abgeschlossen folgenden Inhalts: daß er mitkommen dürfe bis zum Hause, aber nicht in's Haus; im Walde, welcher daran stoße, solle er warten, bis es mit Vater und Mutter geredet. Hätten sie nichts dawider, so wolle es ihn rufen, sei es ihnen aber nicht recht, so müsse er weiter. Michel ließ sich das gefallen; er sagte, er habe nichts Böses im Sinn und Vater und Mutter scheue er gar nicht, d's Gunträri. „Ich will es dir geradezu sagen: ich muß eine Frau haben und du gefällst mir; auf Reichthum habe ich nicht zu sehen, ich habe Sachen genug einstweilen, es manierlichs und gutmeinends Weibervölkli, selb ist d'Hauptsache. So eins scheinst mir, und je eher wir die Sache richtig machen, desto lieber wär's mir; es ist mir erleidet, alles Wüste ausstehen zu müssen. Oder was meinst, hättest du was darwider?" „Du bist pressirt," sagte das Meitschi, „das geht nicht halb so geschwind, als du meinst; ich habe daheim zu essen und zu arbeiten, ich bin ihnen nicht

erleidet und sie mir nicht. Ich weiß ja nicht einmal recht, wer du bist, ob wirklich der, für den du dich ausgiebst, und dann sollte man doch auch nachfragen, was eigentlich mit dem Knubelbauer sei, ob er verrückt im Hirni sei, oder ob erlogen, was man b'richtet. Daneben will ich nicht sagen, daß ich nicht mannen wolle, für was ist man sonst da? Wenn man es gut machen kann, so wär's ja dumm, wenn man es nicht machte. Wir sind unserer viele, da muß ein jedes mehr oder weniger zu sich selbsten sehen, und wenn eins mannet, haben die andern nur desto besser Platz. Aber verbösern will ich es nicht; will ich ändern, so will ich's verbessern. Es ist nicht, daß Einer angeschmiert wäre mit mir, und, wenn er meinte, er habe eine Bäurin in's Haus gestellt, er nur einen Tätsch hat, ein faules Pflaster, das nichts versteht und nichts mag. Eine Haushaltung führen macht mir keinen Kummer. Die Mutter mag nicht mehr recht nach, sie hat gar viele Kinder gehabt und sonst bös, von wegen der Vater ist z'Zyte e Handliche, da habe ich schon manches Jahr das Meiste gemacht, küchlet und d'Säu g'fueret und pflanzet; nicht Manches hätte es ausgestanden, aber mir hat es nichts gethan, ich bin Gottlob gesunder Natur, ich habe in meinem Leben noch keine ungesunde Stunde gehabt."

„Gerade so eine möchte ich," sagte Michel, „von wegen ich habe es auch so, war auch niemals krank, da schickten wir uns gut zusammen. Bös haben bei mir solltest du nicht, und was du nicht machen möchtest, das machten Andere. Wegem Werchen mangle ich keine Frau, sondern nur um zur Sache zu sehen und z'luegen, daß es läuft. Ich meinte nicht, daß meine Frau es böser haben sollte als eine Taunersfrau, wie es manche Bäurin hat. Wenn du ausreiten willst, brauchst nur zu befehlen, daß man anspanne, ich habe ein b'sunderbar schönes Rytwägeli, und über's Geld söttist könne, so gut als ich, und nehmen unb'finnt, was d'mangelst, von wegen es mag es erleiden." „Das wäre guter Bescheid," sagte das Meitschi,

„so könnte man dabei sein, wenn man den Frieden könnte behalten, der ist die Hauptsache, wo der nicht ist, da hat alles gefehlt. Ich weiß nicht, wie es mit dem wäre bei dir, ich zweifle, daß man ihn behalten könnte.“ „Wie meinst?“ sagte Michel, „ich verstehe dich nicht; ist ja nirgends größerer Friede als bei uns auf dem Knubel!“ „Ja, jetzt,“ antwortete das Meitschi, „aber wenn eine Frau käme, würde das schon anders werden.“ „Warum?“ fragte Michel. „He,“ lautete die Antwort, „es soll da eine wüste Alte sein, welche jetzt regiert und keine Frau dulden will, weil sie dann nicht mehr einsacken und meistern könnte wie sie will; bei dieser könnte es keine aushalten, heißt es. Häbs nit für ungut, aber so reden die Leute.“ „Die Donnere,“ sagte Michel; „wart, wenn ich wüßte, wer das ersinnet hätte, den schlüge ich stötzlige dür e Bode ab, daß er ung'sumt auf der andern Seite rausführe. Das ist die beste Alte, wo es giebt; nit daß es Einem in einem Auge wehe thäte, hat diese veruntreuet, d's Gunträri, die gäbte eher aus ihrem Sack. Die möchte, daß ich heirathete, und eine Frau hätte bei ihr die besten Händel, sie würde ihr die Hände unter die Füße legen, wenn sie darnach thäte, nicht eines Tags alles neu machen wollte oder niemanden was gönnte oder mich plagen und nicht zu mir sehen würde!“ „Was mangelst du, daß man zu dir sieht, bist nit selbst groß genug oder mußt noch g'wiegelt sein und sust g'rathsamet?“ fragte das Mädchen lachend. „He, sieh,“ sagte Michel ehrlich, „sie hat mich seit der Mutter selig für ihr Kind gehabt und jetzt noch. Sie legt mir d'Kleider z'weg und d's Halstuch um, mit selbem weiß ih neue nüt z'mache; sie luegt, wenn ich fortgehe, daß ich alles habe, und wenn ich heimkomme, daß ich was Warmes finde. Und d'Sach hat sie mir gegönnt, was ich gerne aß, das fehlte mir nie, und mein apartiger Napf mit guter Milch oder Nidle fehlte mir nie über Tisch, und sie hatte es recht ungern, wenn ich von der andern Milch nahm, wenn ich durstig

war. Wenn eine Frau das leiden mag und alt Brüch nit abschaffet und öppe fragt jeweilen: Anni, b'richt mih, wie heschts im Bruch? und Anni, wie meinst? und Anni, was liebt Michel? so hat sie die besten Händel. Und warum wollte eine das nicht thun, es ist ja nichts leichter." Schwerer als du meinst, dachte das Meitschi, aber sagte es nicht. „Aber warum ist die dir dann vor allem Heirathen? Es heißt ja, die sei schuld daran, daß du noch keine hättest. Allemal, wenn du Meitschi bestellt, habe sie dich vorher so aufgewiesen, daß du so gröbelig gethan, das Wüstest alles gemacht, daß keine sich habe trauen dürfen, sondern froh gewesen sei, daraus zu stellen so schnell möglich, um nur mit dem Leben davon zu kommen. Ist denn dies etwa auch nit wahr?" „Nein, und das ist es nicht, und rede es wer wolle, so ist's nicht! Höre, d'Sach ist die, ich darf dir sie jetzt wohl sagen: es hat mir Kummer gemacht, bei der schlechten Welt ein Meitschi zu finden, das gutmeinend ist gegen Menschen und Vieh und nicht bloß meint, selber fresse mache feiß. Ich habe manchmal gesehen, wie die Meitschi gethan in Wirthshäusern, über den Tisch weg gesehen auf alle Teller und fast erworget sind vor Neid über jeden Bissen, der nicht zu ihrem Maul eingegangen ist, sondern zu einem andern. So eine möchte ich nicht, habe ich gedacht; da sind wir räthig worden, jede zu proben wegen Neid und Mißgunst, und wie sie es Andern gönne, und wegem G'müth, ob sie ein böses habe oder ein gutes. Ich habe allemal aufstellen lassen, was zu haben war, auf einen Gulden oder eine Krone kam es mir nicht an, aber ich meinte deretwegen nicht, daß sie alles alleine fressen sollten; ich gab dem Hund auch davon und Sami und nahm selbst, was mich gut düechte, für sie blieb allweg genug übrig, aber das mochten sie nicht leiden. Du hättest sehen sollen, wie sie thaten, viel ärger als Katzen, wenn e Hung von ihrem Teller will. So eine mochte ich nicht, und die sind es, die mich verbrüllet haben das Land

auf das Land ab. Jetzt möchte ich doch wissen, ob ich Recht habe oder nicht! Du warst ja heute auch dabei und für dein Geld, und ich möcht' wissen, ob du dich zu beklagen hättest oder nicht; du gabst ja dem Bäri selbst, weil er dich erbarmete, und das gefiel mir b'sunderbar wohl an dir, ich will es dir gradeaus sagen. Und ich hätte ihm nichts geben sollen von der Sache, welche ich bezahlte? Keiner Täsche kam es in Sinn, ihm ein Maul voll zu geben, nicht einmal Brod hielt ihm eine dar. So ist d'Sach, und Anni, die Alte, hat daran nichts gemacht. Sie hatte allemal den größten Verdruß davon, wenn es abermal nichts daraus wurde, und strengte mich an, wieder neu zu probiren, wenn mir das Zeug erleiden wollte. So ist die Sache, und Anni hat die größte Freude, wenn ich 'mal ein recht Mensch finde. Anni hast du nicht zu fürchten, wenn dir die Sache sonst anständig ist, und ich wollte dir angehalten haben. Es wär mir verflucht z'wider, wenn ich noch einmal dran sollte, und es hat sich von ungefähr so gut troffen, daß es mir ist, als müßte die Sache sein, als sei es so geordnet, und was sein muß, muß sein, wie du wohl wissen wirst." „Ja, aber mit Unterschied," sagte das Mädchen; „deretwegen, weil ich da oben dich angetroffen, ist's noch nirgends geschrieben, daß ich dich haben müsse. Selb wäre eine strenge Sache, wenn man jeden nehmen müßte, den man irgendwo antrifft; da thät ja ein ledig Meitschi am besten, es bliebe zu Haus. Es könnte ihm ja von ungefähr ein Uflath anlaufen, den es mit keinem Stecken anrühren möchte, geschweige dann den Mann daraus machen!" „Immer mit Unterschied," sagte Michel, „es ist nicht alles von ungefähr, was den Schein hat.', (Hier soll das Meitschi roth geworden sein und nicht gefragt haben: Wie meinst?) „Und dann," fuhr Michel fort, „bin ich wahrhaftig kein Uflath, sondern der freinste Mensch von der Welt, wenn man mich nicht bös macht und es expreß an mich bringt. Thut man das, g'schirre ich freilich aus, aber handkehrum bin ich

wieder zufrieden, wenn man mich ruhig läßt. Es ist nicht, daß ich kupe und tuble und den Kolder mache ganz Wochen lang; Anni hat schon manchmal gesagt, ein Lamm könnte nicht freiner sein als ich, ich sei nur zu frein für diese Welt."

Da lachte das Meitschi und sagte, es werde ihm nicht Ernst sein, er habe Müsterlein vollbracht, wie man sie von einem Lamm nicht gewohnt sei; daneben, ja freilich, komme es viel darauf an, ob man böse sei oder freine, wer um Eim sei, selb sei wahr. „Mein Vater ist ein hitziger Mann," sagte es, „aber meine Mutter weiß das und schüttet nicht mit unnützen Reden Oel in's Feuer. Mir würde es keinen Kummer machen, mit einem hitzigen Manne zu leben, ich will so einen viel lieber als einen, der den Kolder macht, daß man Wochen lang nicht weiß, was er aufgelesen und hinter die Ohren gesteckt hat. Ich würde nicht widerreden, gute Worte geben oder schweigen, je nachdem, und nichts hinterrücks machen, was er nicht wissen sollte, und ihn nicht plagen mit Chäre und Chifle und auf den Frieden halten, wo ich könnte. Da nähmte es mich wunder, ob das nicht gut gehen müßte, wenn der Mann nicht gar zu ungerathen wäre." „Ja," sagte Michel, „du hast den rechten Verstand dazu, ich sehe das; wir schicken uns für einander, wie wenn wir für einander gemacht wären. Und daß wir einander angetroffen, ist nicht so von ungefähr, es hat so sollen sein, zähl' darauf. Drum hilft Wehren nichts, du mußt mich haben, magst wollen oder nicht." „Selb wär curios," sagte das Meitschi, „bin noch frei, ledig und eigen, von Müssen wollen wir nicht reden. Daneben will ich nicht sagen, daß ich dich absolut nicht wolle, selb wär ja dumm; wenn du der bist, wo du sagst, und nicht der Utüfel, wo die Leute aus dir machen, so wärest du mir nicht der letzte, ich glaube man könnte bei dir mit dem Leben davonkommen. Leibshalber bist brav genug, hast Sachen genug, aber man muß d'Sach doch erst recht ansehen, so z'sämmefüßlige springt man nicht hinein, wenn man ein Heim hat und auch nicht von der

Gasse ist. Es kommt darauf an, was Vater und Mutter meinen und was sie rathen und dann wie du öppe noch thust. So will ich nicht sagen, daß es nichts aus der Sache gebe, aber zu gewiß nimm's nicht; du bist nicht der erste, den ich haben könnte, und wirst nicht der letzte sein, von wegen ein Meitschi wie ich, das alles versteht, was zu einem Bauernwesen gehört, und eine Bäurin vorstellen kann trotz einer, braucht um einen Bauer nicht verlegen zu sein. Solche Meitscheni sind heutzutage zu rar, daß Einer nicht die Finger bis an den Ellbogen schlecken sollte, wenn er Eine bekommt wie ich bin, wo er hinstellen kann, wo er will, daß sie immer am rechten Orte ist." Da schickten sie sich auch so recht zusammen, meinte Michel, auch er fürchte keinen Bauer in keiner Sache. Er meine nicht, daß er alles alleine arbeiten müsse, selb wäre ja dumm, aber wenn es recht angehe und er einmal dabei sei, so solle der noch kommen, der ihn durchthue mit Mähen, Pflughalten, Garbenladen, Säen u. s. w. Und im Handel fürchte er auch keinen; nicht daß er nicht zuweilen eine Dublone und mehr zu viel für eine Sache gebe, wenn sie ihm so recht gefalle und er sie haben wolle; aber er wisse, was er mache, übernehmen werde ihn kaum je Einer. Er habe aber auch die schönst besetzten Ställe, und wenn er es nöthig hätte und darauf halten wollte, er wollte mehr aus denselben ziehen, als mancher Bauer aus seinem ganzen Hof. „Ja," sagte das Meitschi, „wenn man es recht anfängt, ist viel zu machen. Ich und die Mutter haben es manchmal zu einander gesagt, wenn es allenthalben ging wie bei uns, es würde noch an vielen Orten besser gehen; die Zinse könnte man ausrichten und auch die Schulden zahlen. Aber was ich und die Mutter machen mit dem Gespinnst, mit Anken und Eiern und dürrem Zeug, zieht man an vielen Orten aus dem Korn nicht. Aber wir halten uns dann auch zum Spinnen, du glaubst es nicht; neben der Haushaltung spinne ich alle Tage Zweitausend wenigstens, Hunderttausende sind gesponnen,

man weiß nicht wie. Wir hätten längs Stücks einen Baucher fast für uns alleine nöthig. Und dann ist's nicht etwa, daß wir Hündli gürten und es den Leuten nicht gönnen, wenn wir schon alles zu Ehren ziehen; die Leute arbeiten gerne bei uns, Taglöhner können wir haben so viel wir wollen, und die Handwerksleute sagen, sie kämen immer am liebsten zu uns, sie bekämen weit umher das Essen nirgends so sauber und gut gekocht. Da brauchen wir nicht das ganze Jahr z'springe und Schneider und Schuhmacher sieben Mal kommen heißen, ehe sie sich zeigen, wenn man winkt von weitem, sind sie da; du glaubst gar nicht, was das für ein Vortheil ist. Aber ungewohnt würde es sie dünken, wenn ich nicht mehr da wäre; ich weiß nicht, wie das gehen sollte, die Mutter hat es selbst manchmal gesagt, sie wisse es auch nicht. Das wird noch harzen, ehe sie mich gehen lassen, die Mutter wird thun, ich darf nicht daran denken. Daneben werden sie mir nicht vor dem Glücke sein, wenn sie glauben, ich mache es gut. Sieh' dort ist unser Haus; jetzt gehst da dem Weg nach und dort in jener Waldecke kannst warten bis Bescheid kommt. Ich will dem Fußweg nach, es ist mir lieber, man sehe uns nicht vom Hause weg bei einander, das G'sind würd öppe e Freud ha und e Lärme mache."

Wie gesagt, so gethan. Es kam dem Meitschi, Mädi wollen wir es wieder nennen, gar sonderbar in die Beine; je näher es dem Hause kam, desto schneller lief es, ja es hatte die größte Mühe, nicht zu springen so stark es mochte. Als es zum Hause kam, war die Mutter allein in der Küche. „Mutter, Mutter! d'r Gottswille, was soll ich machen? Er ist hinter dem Haus im Walde!" rief es zur Küchenthüre hinein. „Was, wo?" sagte die Mutter. „Er will mich," sagte Mädi, hat grusam a'gsetzt, daß ich es gleich mit ihm richtig mache, aber ich habe euch vorbehalten. Wo ist der Vater?" „Hinter dem Haus," sagte die Mutter, „will ihn rufen." Nun ward Conferenz gehalten im Stübli, sie dauerte

aber nicht lange. Dem Vater, der ins Geheimniß nicht eingeweiht war, ward flüchtig erzählt, wie Mädi den Knubelbauer angetroffen, wie der mit ihm angebunden, es zur Frau begehre und dort im Walde wartend stehe. Der Vater, der anfangs das Haupt schüttelte, ward gestimmt, daß er wie von ungefähr dem Walde zu trappe und den Michel in's Haus bugsire, wo man das Weitere bereden könnte. „Lue nur, wie es einer ist," sagte Mädi zu dem den Kopf schüttelnden Vater. „Er gefällt dir gewiß, er ist ganz ein anderer als die Leute sagen. Du wirst mir nicht vor meinem Glücke sein wollen; wenn ich schon fortgehe, es bleiben immer noch genug daheim, es wird gehen ohne mich." „Selb ist richtig, dafür habe ich nicht Kummer," sagte der Vater, „aber es ist mir wegen dir. Absagen will ich's nicht, aber allweg erst sehen, ob der Bursche Hörner hat oder nicht. Es hat Manche reich geheirathet und ist d'r ärmst Hung gsy u bliebe uf Gottes Erdbode." Er ging dem Walde zu, doch auf einem Umweg, so daß er Michel, der immer auf das Haus visirte und, weil er niemanden kommen sah, ungeduldig werden wollte, unerwartet in den Rücken fiel und erst von ihm bemerkt wurde, als Bäri anschlug. Sami schlief am Boden. „Lußest uf d' Füchs' oder uf d' Hase?" fragte der Bauer. „Auf keins von beiden," sagte Michel. „Bist du etwa der Bauer da aus jenem Hause?" fragte er. „Und wenn ne wär, was wettsch mit ihm?" fragte der Mann. „Möchte gerne mit ihm reden," sagte Michel, „hätt' etwas Wichtiges." „So," sagte der Mann, „willst zum Hause kommen?" „Mir recht," sagte Michel; „will nur dem (auf Sami deutend), was sagen." Er sandte Sami heim mit Bericht an Anni, damit man über sein Ausbleiben nicht etwa in Kummer sei.

Der Bauer führte Michel den graden Weg zum Haus und sprach Gleichgültiges: vom Wetter, vom Säen und Samen, vom Kauf und Lauf u. s. w. Solche Gespräche sind die natürlichen Examen, wo Einem auf den Zahn gefühlt

wird, man merkt es nicht. Auf diese Weise wird gar mancher Pfarrer von seinen Bauern examinirt und mancher Schulmeister von seinen Schulkindern. Die Resultate solcher Examen sind nicht unbedeutend, von ihnen hängt der Grad von Achtung ab, von ihnen hängt das Urtheil ab, ob es Einer sei, den man zum Besten halten, ihm eine Nase drehen könne, oder ob man sich vor ihm in Acht zu nehmen habe und die Hörner einziehen müsse. Der Bauer auf Rosebabisegg war mit dem Examen nicht übel zufrieden, doch blieb er kaltblütig, schritt über die Schwelle voran, öffnete die Stüblisthür, ging voraus und ließ gelassen den Michel folgen. Anders die Frau, die eben aus der Thüre wollte, die wischte rasch die Hände an der Schürze ab, hieß ihn Gottwilche! und fragte ihn: „Was bringt dich Guts so weit nebenaus, wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen?" Doch fand Michel zur Antwort nicht Zeit, der Alte sagte: „Chum, hock ab; bin müd', war um ein Roß aus, konnte keins antreffen, wie ich eins möchte." Der Bauer gab Aufschluß, wie er eins haben wolle. Gerade so eins hätte er, sagte Michel, er hätte es übrig und theuer gebe er es nicht. Sie waren noch bei ihrem Roßhandel, als die Mutter aufzutragen begann: Kaffee und das Weitere, was zu einem ordentlichen Abendessen gehört. Seinetwegen sollten sie nicht Umstände machen, er möchte sie nicht in Kosten bringen, sagte Michel. „Meinst etwa, das bringe uns über Ort?" fragte die Frau. „Dann ists nicht wege dyne, aber der Vater hat noch nichts gehabt, und da gehts ja in einem zu." Nach üblicher Sitte zeigte sich niemand im Stübli, nicht einmal Mädi, und Michel durfte nicht nach demselben fragen, sondern fuhr im Roßhandel fort, und der Bauer trat kaltblütig ein. Das machte die Frau ungeduldig; sie fuhr endlich mitten drein und sagte: „Du hast die Meitscheni angetroffen im Kuttlebädli, hast ihnen das Geleit gegeben und noch Wein gezahlt im Schnausacker? Ich habe ihnen gesagt, wie unverschämt es sei von

ihnen, dich in Kosten und Unmüß zu bringen. Du mußt es nicht für ungut haben, es ist wilde Züg, und so an einem Nebenausort lernt man nicht zimpfer und gattlich thun, da macht jedes, wie es ihns ankommt." Nun, die Einleitung war so übel nicht, sie bewährte sich, sie brach endlich Michel das Maul auf. He, sagte er, wenn sie nicht mehr über ihn zu klagen hätten, als er über sie, so sei d'Sach recht. Es wäre wohl gut, es wären alle Meitschi so. Er wolle es gerade aus sagen: er begehrte die größere, Mädi heiße sie, glaube er, zur Frau, wenn sie nichts dawider hätten; er habe es schon dem Meitschi gesagt, und er glaube nicht, daß es demselben sövli z'wider wär. „Sie haben gesagt, du seiest der Knubelbauer, ist's?" fragte der Mann. Nun begann Michel wieder ein langes Kapitel von Erläuterungen und Entschuldigungen, welches er mit einer Berufung auf die beiden Mädchen schloß: die könnten reden, sagte er, ob er ein solcher Ausbund von Uflath sei, wie die Leute aus ihm machen möchten. Er habe sich betragen, daß er es versprechen dürfe und daß sie mit ihm zufrieden zu sein Ursache hätten, und nachfragen könne man, ob er daheim seine Leute plage. Es sei mancher brävere Mensch gewesen als er sei, dem man einen noch viel wüstern Lärm gemacht als ihm, und ganz z' Leerem. Die Meitscheni sollten kommen und reden, und Mädi könne dann auch sagen, was es ihm für Bescheid gegeben, sagte der Vater.

Die Mutter ging hinaus und kam endlich mit dem Bescheid wieder, sie bringe die Meitscheni nicht herein; sie hätten nichts zu klagen, sei ihre Aussage, und Mädi habe gesagt, es hoffe nicht, daß es uns erleidet sei, daneben könnten wir machen, was wir wollten, wir verstünden es besser, und wenn wir meinten, es sei sein Glück, so wolle es sich drein schicken. Das sei guter Bescheid, sagte Michel; er hoffe, die Sache sei jetzt richtig. „O hä, Bürschli," sagte der Bauer, „so geschwind ist das nicht gemacht! Ich werfe meine Meitschi nicht dem ersten besten eis Gurts an Hals, wie ein Jude

seine Waare auf das erste Gebot; d'Sach muß doch zuerst überschlagen, untersucht und g'lugt sy, wie me d'Sach mach." „Du wirst meinen, du hockest am G'richt," sagte die Mutter, „und es müß e Acker g'fergget sy und kein Pünktli vergessen. Daneben mach, was du willst; es geht keinem Menschen so übel wie mir, wenn Mädi fortgeht, das ist eins! Aber eben deswegen gönne ich ihm sein Glück, wie bös es mir auch geht." Sie fing an zu schluchzen, nahm die Schürze vor das Gesicht und ging ab. Es ist sonderbar mit den Weibern: kaum streckt ihnen ein Töchterlein das Näschen in die Welt, gehen sie auf den Estrich, überschauen Land und Leute, Berge und Thäler und überschlagen, wo wohl das passendste Männchen für ihr Töchterlein bereits geboren sei. Auf das Männchen, dessen Persönlichkeit aber gewöhnlich wechselt im Verlauf der Jahre, ist fortdauernd ihr Augenmerk gerichtet, und erscheint endlich wirklich Einer und will d'sMeitschi, so hüpfet wohl innerlich ihr Herz vor Freude, aber äußerlich thun sie doch, als ob sie wieder ins Kindbett kämen. Es wird halt so der Brauch sein. „Sag dem Meitschi, es solle kommen, es kann seine Sache selbst dazu sagen!" rief der Bauer seiner Alten nach, und Mädi kam endlich. Der Alte sagte: „Du mußt dein Wort auch dazu geben, ob es dir anständig ist oder nicht, ehe man die Sache weiter treibt, damit, es mag gehen, wie es will, es nachher nicht heißt, wir seien schuld, wir hätten es erzwungen." Da fing auch Mädi an zu gruchsen und sagte, es sei ihm hier noch nicht erleidet, es hoffe, es sei ihnen auch nicht erleidet. Man wisse gar nicht, was man habe und wie wohl es Einem sei, wenn man ledig sei; daneben werde es einmal sein müssen, was Einem geordnet sei, dem entrinne man nicht, da wolle es nichts dawider haben. Wenn sie glaubten, es sei sein Glück und es mache es gut, so wolle es sich in Gottes Namen darein schicken. Dazu flattirte es dem Bäri, krauete ihm am Kopf, den derselbe auf seinen Schooß gelegt hatte, daß Michel immer denken mußte,

er wollte, er wäre der Bäri; selb düechte ihm auch angenehm, wenn Eine ihm am Kopf krauete.

Man sieht, die Unterhandlungen waren im besten Gange und endigten damit, daß Michel da übernacht blieb und die Verabredung getroffen ward, daß am Dienstag oder Mittwoch der Bauer mit dem Meitschi auf G'schaui kommen solle, unter dem Vorwand wegen dem dreijährigen Rosse, um das sie ebenfalls auf G'schaui hin gehandelt hatten. Am folgenden Morgen nahm Michel Abschied, aber schon ganz heimelig. Es war, als wenn über Nacht die zukünftige Verwandtschaft schon in ein bedeutendes Wachsthum gekommen wäre und der Handel gar nicht zweifelhaft sei. So kühn und stolz, wir möchten sagen so ganz von Glück gesättigt, war Michel noch nie durch die Welt marschirt. Jetzt hätte er, was ihm einzig gefehlt auf der Welt, und Eine, wie es auf der Welt keine mehr gebe, so kam's ihm vor. Die Küherstochter sei wohl die mächtigere gewesen und die gefärbtere im Gesicht, sei aber eine gewesen fast wie ein Mannevolk von grobem Schlag innen und außen. Dagegen sei Mädi eben recht, nit z'grob und nit z'bring, gerade wie es einem Weibervolk gut anstehe, klug nnd witzig, und habe ein Herz wie eine Ankeballe im Mai so lind und süß wie Honig. Was Anni luegen werde und eine Freude haben! Er hätte für sein Leben gern was angefangen, eine tüchtige Prügelei z. B., so eine rechte Bürgerlust, aber es war Werktag und daher keine Gelegenheit dazu: die Menschen waren an der Arbeit, die Wirthshäuser leer. Er kam nahe bei dem Wahrsager vorbei, das fiel ihm plötzlich ein; er lenkte gegen ihn ein, wollte ihn auf die Probe stellen, ob er wisse, was gegangen, wollte den fernern Verlauf vernehmen.

Das Männchen konnte Michel zu seiner großen Verwunderung Punktum sagen, was gegangen war. Ferner sah dasselbe in seiner Flasche eine große Hochzeit und schließlich eine Menge Kinder. Michel war ganz erstaunt und so freudig,

daß er diesmal nicht bloß drei Batzen, sondern einen ganzen Zehnbätzler schwitzte, eine Freigebigkeit, welche dem Mannli noch nie vorgekommen war. Es sagte daher zu Michel: „Wenn ich dir was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, wenn dir was gestohlen worden oder sonst was hast, das du gerne wissen möchtest, so sprich zu, wenn es zu machen ist, ich will dir helfen. Von wegen ich will dir sagen, daß es mit dem Wahrsagen noch eine wunderliche Sache ist und viel auf die Person ankommt: bei lautern, gutmeinenden Leuten, wo andern auch was gönnen und nicht so Kreuzerklemmer sind, da wird die Sach viel lauterer im Wasser und es zeigt sich alles viel deutlicher an. Hergegen bei bösen, wüsten Leuten wird es ganz trüb; es ist mir schon begegnet, daß das Wasser worden ist wie ein Erbsmuß, daß ich gar nichts machen konnte. Von solchen Leuten machte ich, daß ich wegkam, je eher und je weiter je lieber, man weiß nie, was mit solchen Leuten gehen kann, von wegen der Teufel ist ein Schelm."

Anni hatte nach Sami's Bericht keine Ruhe mehr gehabt. Sami hatte viel Phantasie, machte alleweil Dichtung und Wahrheit untereinander, ohne es selbst zu wissen, aber diesmal machte er eine Beschreibung von der Person, wie das eine sei, und von ihrem Hofe, was das für einer sei, daß Anni ein Mal über das andere ausrief: „Sami, du lügst! Bub, schäm dich, d' Mutter so az'lüge!" Die offenbaren Uebertreibungen von Sami machten, daß Anni das Gegentheil für wahr hielt und meinte, Michel habe endlich Eine, aber Eine, welche des Lügens nöthig hätte, um ihre Mängel zu bedecken, eine leide, schlechte Person und vielleicht gar von der Gasse. Endlich, im Nachmittag erst, kam Michel daher, rauchte ordentlich vor Glück. Das machte Anni nicht besser. „Es ist," sagte es, „Gott verzeih mir meine Sünd! ein Löhl wie der andere. Die hat euch es angethan, daß muß eine verflümerte Täsche sein, wo euch so ag'heret hat,

das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, das wird eine saubere Lebtig geben bei solch einer Täsche, wo hexen kann." Was Michel sagen mochte, Anni ließ sich nicht begütigen. Sein Lebtag habe es nie gehört, sagte es, daß man so gleichsam nur im Vorbeigang hätte den Narren fressen können so an einem jungen dummen Meitschi. Als Anni hörte, daß sie die nächsten Tage, vielleicht schon morgen, kommen werde, da war ihm erst nicht zu helfen. Es wolle brav beten, sagte es, das werde wohl das Beste sein, daß die ihm nichts anthun könne, es nicht auch verblende und verhexe wie die jungen Löhlen da. Der erste Tag verstrich voll bangen Wartens, aber es erschien niemand. Am folgenden Morgen sagte Michel, wenn sie heute nicht kämen, schicke er den Sami aus zu vernehmen, was es gegeben, ob etwas Unguts dazwischen gekommen. Das war nicht nöthig: am zweiten Tage kamen sie wirklich daher gefahren, der Bauer und seine Tochter.

Daß das in der ganzen Umgegend ein großes Aufsehen gab, als ein solch Wägeli nach dem Knubel fuhr, kann man sich denken. Zu allen Fenstern aus kamen lange Hälse und reckten und dehnten sich, als wollten sie dem Wägelein nachfahren, und als sie nicht weiter konnten als vor's Haus auf dem Knubel, sollen die langen Hälse in lauter lange Nasen sich verwandelt haben. Auf dem Knubel aber war große Verlegenheit: Michel war verlegen, Anni war verlegen, Mädi war verlegen, am wenigsten der Bauer. Anni wußte lange nicht, sollte es sich zeigen oder nicht; Michel fühlte, er sollte höflich sein, und wußte nicht wie machen; Mädi wußte nicht, welchen Ton anschlagen, daß er der rechte sei, und blickte zwischen seinen langen schwarzen Wimpern durch, als suche es einen Weg zum Entspringen. Michel wußte nicht, sollte er erst mit dem Vater in den Stall oder mit der Tochter in die Stube. Endlich zog er das Erstere vor: da mußte Anni doch sich zeigen und das Meitschi hineinkommen heißen.

Drinnen machte Mädi sein Säcklein auf, holte eine kleine Züpfe und ein Fürtuch hervor und sagte zu Anni: „Ich habe dir da was gekramet, es ist eine Kleinigkeit, nur um den guten Willen zu zeigen.“ Anni zog die Hände hinter dem Rücken zusammen und sagte: „Das hätt' sih nit brucht, mynetwege hättisch nit sölle Köste ha; leg nume ab, leg nume ab!“ Für alles Geld in der Welt hätte es einstweilen nichts davon angerührt, aus Furcht, das Hexenwerk könnte in Fürtuch oder Züpfe stecken. Es gab gar langsam ein Wort das andere, vom Wetter erst und dann, wann sie aus Rosebabisegg fortgefahren und wo allenthalben sie sich aufgehalten. Fluß kam in die Rede nicht. Anni dachte: wenn man es nicht wüßte, man thäte es ihm gar nicht ansehen. Mädi dachte: das ist eine Wunderliche, allweg sieht die eine Frau nicht gern, aber vielleicht ist da doch noch was zu machen.

Als Michel und der Bauer endlich das Roß versorgt hatten und flüchtig die andern Rosse übersehen, kamen sie auch in die Stube. Ein kleiner Imbiß ward aufgestellt nebst vielen Entschuldigungen, man gebe, wie man es verstehe, an viel Aufwartung sei man nicht gewöhnt; eine junge Frau könne es dann einmal besser machen, setzte Anni hinzu, nicht bös gemeint, aber doch konnte man es nehmen wie man wollte. Michel schlug vor, als niemand mehr was essen wollte, ob sie kommen wollten zu sehen, wo er daheim sei, unterdessen könnte Anni etwas z'essen z'weg machen. Sie sollten doch nicht Umstände machen, sie hätten ja erst gegessen, und das Weitere sei überflüssig, sagte Mädi. He, sagte Anni, es wolle einmal was machen, so gut es es verstehe, es könne dann davon nehmen, wer möge. Als sie draußen waren, sagte Anni zu sich selbst: „Daß es eine Hexe ist, glaube ich doch nicht; Hunde und Rosse merken es sonst, und Bäri nahm ihm Käs ab und hat ihm flattirt, es müßte es dem auch haben anthun können.“ Als Michel seinen Besuch auf seinem

Lande herumführte, verlor sich seine Verlegenheit, sie machte dem Selbstbewußtsein des reichen Besitzers Platz; denn einen schönern Hof sah man wirklich selten. Es fehlte auch am gehörigen Lobe nicht. „Ja," sagte der Bauer, „wo man Geld genug hat, ist gut bauern. Es versteht es noch mancher, aber er vermags nicht; ein guter Hof sollte immer einen reichen Bauern haben." Darauf führte Michel sie noch in den Spycher, das Herz oder die Schatzkammer eines Hofes, und ob dem Reichthum darin erstaunten sie. Es ward Mädi ganz eng im Hals; es konnte kaum schnaufen, wenn es dachte, es sei möglich, daß es den Schlüssel zu all diesen Herrlichkeiten in die Hände bekomme und Herrin darüber würde. Es schwindelte ihm vor den Augen, es fand die Treppe kaum, die aus diesem Himmel wieder hinunter zur Erde führte. Es dachte, es sei gut, daß die Andern Alle nie auf den Knubel gekommen, sie hätten kaum so wüst gethan, sondern begriffen, daß sie und der Hund hier zu fressen hätten, ohne daß es eins dem andern zu mißgönnen brauche.

Das Essen war z'weg, und man aß trotz dem, daß man sagte, man möge nichts. Anni hatte aber eine Zauberformel, mit welcher es zu essen zwang. Es habe es gemacht so gut es gekonnt, es wäre ihm leid, wenn es ihnen es nicht hätte treffen können; es werde sie grusen zu essen, was so eine Alte gekocht, aber es sei doch wahrhaftig sauber. Es hätte allem aufgeboten die Sache recht zu machen, daß sie nicht einen Ekel darob zu haben brauchten. „Aber warum hockist du nicht herzu und issest mit? Du mußt das gute Beispiel geben." sagte der Bauer. „Das würde sich doch übel schicken," sagte Anni, „wenn ich da anehocke wett, als wär ich d'Büri, bin ich doch nur eine Magd und eine alte krächelige, es ist nichts mehr mit mir." „Es wär gut, es wär mit keiner Jungen minder," sagte der Bauer, „man wäre besser z'weg als man ist mit den Mägden, und manche Bäurin könnte

bei dir ein Exempel nehmen. Es ist alles so sauber und aufgeputzt, als ob es Sonntag wäre; da sieht man nirgends eine Spur, daß so lange keine Frau gewesen, du hieltest das Heft gut in der Hand, es thut's dir keine Junge nach." Das waren Klänge, welche anklangen in Anni's altem Herzen; es machte ein Gesicht wie ein sechszehnjähriges Mädchen, wenn man ihm sagt, wie wunderschöne Augen es doch habe. Es ließ sich doch endlich herbei, saß so halbers an den Tisch, weil es fand, das sei ein b'sunderbar weiser Mann, es sei eine Freude, dem zuzuhören. Mädi hatte in Vaters Rede die Tonart alsbald gemerkt, welche es anzuschlagen hatte, und brauchte sie in rechtem Maaße, daß Anni dachte, wegem Hexen habe es dem Meitschi unrecht gethan; es begriff, wie es den beiden Jungen so habe gehen können, es habe von weitem etwas Wilds und bei nahem doch etwas Lieblichs, gerade so, wie es die Einen am meisten liebten.

Als Anni wieder fortpressirt, unter dem Vorwand, es müsse mit der Haushaltung machen und sehen, daß die Schweine ihre Sache bekämen, ging Mädi mit. Bei den Schweinställen gewann Mädi Anni's Herz vollständig. Es rühmte ihm nicht bloß die Schweine, sondern trug ihm auch einige Fälle vor, fragte ihns um Rath, was es für das Beste hielte, und schien b'sunderbar zufrieden mit den erhaltenen Aufschlüssen. Es hätte ihm noch niemand so deutlich die Sache zerlegen und Aufklärig darüber geben können, sagte es.

Drinnen ging das Ding auch wichtig zu und zu gegenseitiger Zufriedenheit. „Und wie gefällt es dir bei mir, was düecht dich?" fragte Michel. „Ich will es dir gerade heraus sagen," antwortete der Bauer auf Rosebabisegg, „ich habe es nicht so erwartet; du bist z'weg, wie ich es nicht bald gesehen. Ich hätte nie gedacht, daß eins von meinen Meitschi an einen solchen Ort käme, von wegen du mußt wissen, ich habe meine

Sache auch, aber reich bin ich nicht, muß Zinse haben und dafür sorgen, daß einer meiner Buben wieder vermöge, Bauer auf meinem Höflein zu werden. Es käme mir jetzt ungeschickt, wenn ich eine Ehesteuer geben müßte; einen Trossel, wie üblich und bräuchlich, selb wohl, selb muß es haben und einen braven. Es wär mir leid, wenn es deswegen nichts aus der Sache geben sollte, von wegen es gefällt mir hier, und eine Frau hat es nicht bös. Deine Leute haben es gut, Tauben, Hühner, kurz alles Vieh ist zahm und hat keine Furcht, das ist immer ein gutes Zeichen, daß man vernünftig ist und jeder Creatur das Ihre gönnt.“ „Da laß dir keinen Kummer kommen; ich begehrte nicht einmal einen Trossel, wenn es nicht wegen der Leute wäre, und von Ehesteuer ist gar keine Rede, und wenn du Geld nöthig haben solltest, tausend Gulden oder mehr, so sag es nur, ich habe es beisammen, wenn es dir dienet ist, kannst es heute mitnehmen, wenn du mir die Tochter geben willst,“ sagte Michel rasch. Wo die Dinge also stehen, muß d'Sach richtig werden.

Einigen Anstand gab es wegem Pressiren von Michel, der alsbald verkünden lassen wollte. Mädi hatte Ausreden, der Bauer meinte, allweg brauche es Zeit, man müsse Schneider, Näherin, Schuhmacher auf die Stör nehmen, und ob diese alsbald zu haben seien, wisse man nicht. Aber Michel setzte nicht ab, und Anni, das ganz verhexet war und doch weder Züpfe noch Fürtuch angerührt hatte, unterstützte ihn kräftigst: man kenne die Leute und wisse, wie sie es machten; es sei ja, als ob der Teufel sie stüpfe, daß, wenn zwei zusammen wollten, sie zwischenein stünden und alles versuchten, sie wieder auseinander zu bringen. Sei ihnen dies d'r werth bei den ärmsten Leuten, was würden sie erst thun, wenn es ruchtbar würde, der Knubelbauer hätte Eine und noch dazu eine fremde. Da fahre gewiß der Teufel Hunderten in die Beine, daß sie herumführen mit Lügen und Verläumdungen, bis sie ein Feuer angeblasen. Bei der Wahrheit hätten sie

nichts zu fürchten, aber wie die Leute ersinnen und lügen könnten, hätten sie erfahren. Sachen hätten sie z'weg gekorbet, an denen kein wahrer Buchstabe gewesen, wo man gar nicht hätte begreifen können, daß ein vernünftiger Mensch ein Wörtlein davon geglaubt, und doch sei es geschehen. Die Leute hätten gemeint, etwas Wahres müsse allweg an der Sache sein, und selb sei eben nicht, das sei eben das Verfluchtest.

Diese Gründe zogen besonders bei Mädi. Es begriff das Interesse, welches die Leute haben mußten, Unkraut zu säen, es lief bei dieser Saat die größte Gefahr. Man wurde also räthig, alsbald zuzufahren, und was vor der Hochzeit nicht fertig sei, könne man nachher machen. Michel meinte, von seiner Mutter selig sei noch so viel da, daß eine Frau ihr Lebtag mehr als genug an Kleidern hätte, eine Ansicht, welche Mädi nicht besonders einleuchtete, doch bestritt es sie einstweilen nicht.

Das Roß war gekauft worden, ward hinten ans Wägeli gebunden, und gäb wie Michel protestirte, hatte der Schwiegervater es baar bezahlt. Wenn er seinen Meitlene schon nicht viel mitgäbe, so wolle er doch auch nicht seine Tochtermänner ausnutzen, sövli bös dran sei er doch nicht, sagte er. Das Roß sollte das eigentliche Geschäft verdecken und die Leute meinen machen, es habe sich nur um das gehandelt. Aber es ist schwer, der Welt in solchen Dingen Sand in die Augen zu streuen; wie schlau man es auch anfängt, es gelingt selten.

Auf der Heimfahrt sagte der Vater zu der Tochter: „Du bist ein Glückstüpfi, du wirst reich, du weißt nicht wie, und Michel gefällt mir. Thut eine Frau gut, macht nicht den bösen Kopf, sondern achtet sich ein wenig auf jedermanns Trapp, so hat sie die besten Händel. Mich nimmt nur wunder, wie das gegangen, daß du mit ihm im Kuttlebädli zusammengetroffen. Da ist mir etwas noch nicht lauter, Meitschi,

gieb B'richt." Da war's, als sei Mädi ein Besenstiel in den Hals gefahren, es hustete und bystete, und konnte lange kein ordentlich Wort zu Tage bringen. Endlich mukelte es etwas wie: das hätte sich so getroffen, es werde haben sein sollen. Doch der Alte war so leicht nicht abzufertigen: Mädi mußte endlich gestehen, daß das alte Kreuzertrini im Spiel gewesen, daß es Michel gesagt worden, er werde die rechte antreffen im Kuttlebädli, und daß Mädi gedacht, das werde keine Sünde sein, wenn es hingehe und den Burschen sehe. Gebe es was daraus, wohl und gut, gebe es nichts daraus, so sei es doch um einen Tag nicht gefochten.

Der Alte vernahm so viel, daß er so ziemlich klar sah, wie tief Mädi die Finger im Teige gehabt. Nun stieß er sich so sehr nicht daran, wie mancher Papa aus der Stadt sich gestoßen hätte, weil Mädi gegen Landessitte so gröblich nicht gefehlt, sondern bloß dem Glück etwas nachgeholfen, was Hunderte vor ihm gethan und Hunderte nach ihm noch thun werden. Aber er fand doch eine scharfe Mahnung nicht ab Ort. „Sieh," sagte er, „d'Sach ist dir gerathen, aber wenn es dir auskommt, machen sie ein Lied auf dich, und dein Lebtag mußt es hören. Und lue, Meitschi, daß du jetzt solche Streiche ein für alle Mal bleiben lässest, das unter dem Hütli spielen kommt in der Ehe niemals gut. Es ist jetzt an dir, allem aufzubieten, daß es gut geht; du hast die Sache wollen, und geht es nicht gut, so hast du allein alles auf dem Gewissen und mit Klagen komme nicht zu mir. Wie ich die Sache kenne, ist es nicht schwer, gut zu fahren. Mußt nur nicht deinen Kopf machen, nicht meinen, es solle Alles nach deiner Geige tanzen. Du kommst mit leeren Händen, meine nicht, du wollest dagegen mit neuen Bräuchen kommen. Du findest Geld und Gut, darum mußt du auch die Hausart und Haussitte mitnehmen, sie ist gut, es ist Ordnung da und Verstand. Glaub', bei großem Unglück in der Ehe fehlt es gewöhnlich an einem kleinen Ort, und wenn die Leute sich

nicht steiften im Eigensinn, so wäre leicht zu helfen, aber da sieht jedes den Splitter in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen nicht. Die Alte trage auf den Händen, sie verdient's, dann wird sie dir thun, was sie dir an den Augen absieht; unter Tausenden hätte keine gehandelt wie sie. Nimm es vor dich, dein Glück sei unverdient, wollest es erst jetzt verdienen als eine recht gute Frau, so kann's gut kommen. Kommt's nicht gut, denk' daran, so hast du die Schuld, du hast's in deiner Hand. Bist listig genug gewesen, die Sache bis dahin zu bringen, so brauch jetzt den Verstand und bringe sie zu einem guten Ende. Denk', was die Leute für Freude daran hätten und wie sie es dir gönnen möchten, wenn es recht bös ginge." Dieser Zuspruch fand guten Boden, und der letzte Grund zog nicht am wenigsten.

Als sie heimkamen und von den beaugenscheinigten Herrlichkeiten berichteten, verspritzte die Mutter fast vor Neugierde. Es ließ sie gar nicht leben, bis auch sie das gelobte Land, das neue Canaan, erblickt; sie fand dazu keine Gelegenheit, daher machte sie eine: sie legte es Michel auf die Zunge, bis er es begriff und es ihr anerbot, einmal mit Roß und Wägeli zu kommen und sie zu holen. Die hatte aber einen andern Geist als Mädi. Als sie wieder fort war, sagte Anni, es sei ihm lieber, es sehe die nicht alle Tage. Da könnte man ein Beispiel nehmen, wie es ginge, wenn die Schwieger vor der Hausthür wohnte.

Es ist wirklich curios, wie eine große Menge von Schwiegermüttern das Vermögen oder das Hauswesen, welches ihre Töchter ermannen, als eine Erbschaft betrachten, welche neu in ihre Familie gekommen, welche sie nun zu verwalten, ihm das Glück ihrer Bewirthschaftung zukommen zu lassen hätten, indem es bis dahin vernachlässigt und grundschlecht besorgt gewesen. Nun solle es anders werden und ganz auf ihre Mode eingerichtet, dann komme es gut, meinen sie; können sie es nicht geradezu selbst machen, so machen sie ihren Töch-

tern katzangst, himmelangst, todesangst, wenn nicht bis übermorgen alles nach ihrem Kopf eingerichtet sei, gingen sie zu Grunde, selb fehle nicht. So ungefähr that auch die Rosebabiseggbäurin auf dem Knubel. Sie sagte den ganzen Tag wenig Anderes, als: „Hör', das kommt dir nicht gut, das mußt so und so machen, es kommt dir ganz anders, Mädi wird dich schon b'richten; das habe ich dressirt, das kennt d'Sach, das laß dann nur machen, d'Sach wird bald eine andere Nase haben!" Es machte Anni Angst. Wenn die Tochter auf die Mutter höre, so habe die Sache gefehlt, die sei ein sturmer Zwänggring, wie ihm noch keiner vorgekommen, sagte es. Doch Michel brachte Trost: d's Meitschi habe gesagt, sie sollten nicht Kummer haben, daß es der Mutter nachfahre und d'Sach alle nach seinem Gring haben wolle; wie es d'Sach finde, sei sie ihm recht. Es wisse wohl, daß man die Sache auf mehr als einem Weg gut machen könne, und es meine nicht, daß es nicht noch viel lernen könne. Das sei d'sungerbar weislich g'redt für es Wybervölkli und noch dazu für ein junges, urtheilte Anni.

Als die Ehe zum ersten Mal verkündet wurde, so ziemlich unerwartet, gab es großen Lärm im Land und großen Zorn. Es war fast, als ob der ganzen mannsfähigen Weiberschaft und sämmtlichen Müttern ein großes Unrecht angethan worden sei, das gar nicht anzunehmen, nicht geduldet werden könne. Wie es manchmal Frösche regnet und manchmal von Kröten wimmelt, als ob es lebendig geworden im ganzen Erdboden, so wimmelte und gramselte es zwischen dem Knubel und Rosebabisegg und noch weit darum herum von Füßen und Beinen, welche Weibern gehörten, die schrecklich thaten über das unerhörte Verbrechen, daß zwei einander heirathen wollten, die sagten, es sei vor Gott und Menschen nicht recht, es so zu machen, und wenn es z'machen sei, so müsse die Sache versprengt sein, es könnte ja sonst ein Unglück geben, dann hätte man es auf dem Ge-

wissen, wenn man es hätte wehren können und es nicht gewehrt.

Da stoben Gerüchte dicht durch's Land, wie es stäubt in einer Mühle oder einer Tenne, wenn brandig oder grau Korn gedroschen oder gemahlen wird. Diese Gerüchte wurden aufgefangen und, unter dem Scheine des zärtlichsten Wohlmeinens, je nachdem sie lauteten, entweder auf den Knubel oder Rosebabisegg getragen. Wenn alle diese Gerüchte wahr gewesen wären, so wären Michel und Mädi jedenfalls zusammengekommen, aber nicht in der Kirche, sondern am Galgen. Wir wollen die Schandthaten alle, welche beiden nachgeredet wurden, nicht aufzählen, bloß bemerken, daß eine der geringsten von Mädi war, daß es Kinder vertragen, von Michel, daß er der Obrigkeit den Strick verzinse. Man setzte gewöhnlich hinzu, man wolle nicht sagen, es sei, beweisen könne man es nicht, aber es werde sein, es gebe Leute, welche sagten, es sei gewiß, und wenn sie reden wollten, sie wüßten noch ganz andere Dinge und ebenfalls gewiß. Es ist merkwürdig, man erwartete, daß es so kommen werde, und als es wirklich so kam, war man doch nicht gehörig gefaßt, d. h. man konnte sich eines gewissen Eindruckes nicht erwehren, jedes vernommene Gerücht hinterließ Stacheln, und wenn man sie auch ausriß, d. h. sich einredete, man glaube sie nicht, so blieb doch immer etwas stecken. Das ist eben das Verfluchte an solchen Gerüchten und das Schlechte an unserer Natur, daß sie meist etwas zurücklassen, wie widersinnig sie sein mögen, wie der Teufel, wenn er auch verschwindet, immer etwas hinterlassen soll, einen verfluchten Gestank nämlich.

Doch ging das diesmal so übel nicht und zwar darum: einmal traf Michel Mädi mit verweinten Augen an und in einer Stimmung, daß es ihn kaum mit dem Rücken ansehen mochte, kein Wort konnte er aus ihm herausbringen. Mädi hatte vernommen, Michel habe Eine im Haus, von welcher er bereits ein ganzes Regiment uneheliche Kinder habe, von der

werde es etwas schmöcken. Das sagte der Vater dem Michel. Darauf packte Michel auch aus, was er vernommen, unter welchem das Aussetzen von Kindern, das Liefern in's Findelhaus nach Mailand von wenigstens sieben an der Zahl bei weitem nicht das Aergste war. Das fuhr Mädi schrecklich in's Gemüth, aber kurirte es, d. h. so weit, daß es sagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute so tüfelsüchtig lügen könnten; wenn sie es ihm so machten, so werde es wohl sein, daß auch alles nicht wahr sei, was sie über Michel sagten, vielleicht sei alles erlogen; das werde sich dann bald zeigen. Man wurde räthig, jede oder jeden, welche ein solches Gerücht auspacken wollten, mit dem Stock vom Hanse wegzujagen: das half gegen das Gesindel.

Dann kamen Verwandte angestiegen, Götti und Gotte, wimmerten und thaten kläglich, man sollte doch recht noch besser sehen und sich wohl besinnen, ehe man den Fuß recht im Lätsch hätte. Sie wüßten wohl, sie kämen mit solchem Rathe nicht wohl an, aber hintendrein habe schon Mancher eingesehen, wer es wohl mit ihm gemeint und wer nicht. Die weiblichen Rathsherren gebrauchten gewöhnlich sogar das Schnupftuch, schnüpften erst brav, wischten sich dann die Augen mit Macht. Gegen diese mit dem Stocke zu agiren, schickte sich nicht wohl; man suchte sie zu verbrauchen so gut man konnte und wehrte sich gegen böse Eindrücke nach Vermögen. So schlug man sich glücklich durch bis zum Hochzeitstage. Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geschossen: man kannte Michels offene Hand. Aber in's fröhliche Schießen klangen von ferne her die wüsten Töne aus großen Kuhhörnern zu Spott und Hohn. Man will behaupten, diese wüsten Musikanten seien besonders von weiblichen Mächten bestellt, instruirt und dirigirt worden.

Trotz allem dem richtete Michel eine stattliche Hochzeit aus. Mit mehr als zwanzig Wagen fuhr er zur Trauung, und wie manche Pistole knallte, wissen wir nicht. Ein Wun-

der war's, daß nicht großes Unglück geschah; die jungen, ungewohnten Pferde wurden scheu, zerschlugen die Gabeln, Räder fuhren ineinander, Pistolen sprangen, und doch wurde niemand beschädigt, daß es der Rede werth war. Das nahm man für eine gute Vorbedeutung und mit Recht, denn gut ging es. Michel wurde nie reuig und seine Frau noch viel weniger: es gab ein sehr glückliches Ehepaar. Michel gab aber auch einen Mann ab, als die Frau ihn nach und nach von den Kinderschuhen entwöhnte; es blieb ihm nur das einfache, treuherzige Wesen, welches jedem Manne wohl anstände, wenn er es hätte. Aber nie getraute sich seine Frau, ihm das Geheimniß vom Kuttlebädli zu enthüllen. Sie dachte, es trage nichts ab; besser begehre sie es nicht, aber es zu verbösern begehre sie auch nicht. — Anni hatte große Freude, als es wieder wirkliche Kindermutter werden konnte, und hätte sich dieses Amt um kein Geld der Welt abkaufen lassen. Daß ein Kind nach dem andern kam, machte ihm aber Angst: wenn schon viel Sachen da seien, so gebe es zuletzt doch gar zu kleine Häufchen, und wer dann Bauer sein wolle auf dem Knubel, jammerte es. Das letzte der Kinder erlebte es nicht, und alle erhielten trotz Anni's Angst ihren schönen Theil, denn bei allem war Gottes Segen, und auf dem Knubel wird ein Bauer bleiben, so lange Gottes Segen droben bleibt, so lange fromme Eltern sorgen und hausen, daß sie den Segen hinterlassen können, der den Kindern Häuser baut.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter.

(Diese Erzählung erschien zuerst 1853 in einer von H. Pröhle herausgegebenen Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutsches Leben“).



Es war ein schöner Herbsttag: der rothe Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Aeckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden schlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menschheit als Silber und Gold, der Säemann, der mit ernstem Gesichte und langen gemessenen Schritten den Samen strömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Säemann schreiten sieht über den dunkeln Acker, dem rieselt Ehrfurcht durch die Seele, mahnt ihn ans Beten, weil nahe sei das unsichtbare Wesen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es sieht. Der Säemann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Säemann, der das ewige Wort aussät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen speiset: der Säemann ist ein Gehülfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft sich den Stoff zu einem Geräthe, schafft daran, bis er fertig ist, oft mit selbstgemachtem Werkzeuge, und was seine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Besteller es ab, zur bestimmten Zeit, d. h. je nachdem er sein Wort hält oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, setzt sich in seine Werkstatt unabhängig von Wind und Wetter;

scheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an, und das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, ist, wenn er's kann, am Abend fertig. Er ist gewissermaßen Herr seiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Säemann, er ist nur Gottes Ackerknecht und thut am großen Werke das Geringste. Den Samen hat Gott geschaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen sammelt der Mensch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber ist der Säemann einstweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in seine Hand und thut das Wichtigste, was kein Säemann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, säe er mit der Hand oder der Maschine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn sprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruste und in hoffnungsreichem Grün die Felder schmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt sie in die warme weiße Decke, hebt diese wieder zu seiner Zeit; gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der am fleißigsten den Acker ihm bestellte, am sorgfältigsten säete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beste Gehülfe ihm war, lohnt er mit dem besten Segen. Darum ist auch der gute Landmann so fromm, er hat das sicherste Maaß für das, was er thut und was Gott thut, das Gefühl seiner Ohnmacht ohne Gottes Hülfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtsein: mit mir ist Gott, und wenn er mit mir ist, was vermag, wer wider mich ist?

Auf einem Hügel, umkränzt von weiten Aeckern, auf denen viele Säemänner gingen, stand ein Schloß, kein modernes oder verschnörkeltes, sondern ein einfaches, ehrenfestes, in das man mit getröstem Muthe trat, man wußte weshalb. Aus dem Thore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem schlanken Mannsbild begleitet, den Zug schlossen zwei stattliche Herren. Der

eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in einem gewissen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsstatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unserer Zeit und zum entschiedenen Fortschritt, daß fast mit jedem Mondwechsel Moden, Gesetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort stürmer und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zersetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuschrecken das Gras. Der andere Herr war des ersten Bruder und Vater des Jungen bei den Damen, der in fremdem Dienst und im Urlaub war. Es war eine ächt patrizische Familie, noble Leute, gerecht, praktisch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbstbewußtsein, daher keinem Adel nachstehend. Fürst Windischgrätz soll in jüngern Jahren einmal diesen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem bernerischen Rittmeister, der diesem Adel angehörte und mit Windischgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu besuchen, es war nicht zum ersten Mal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorsitzer des Amtsgerichts, lud nach abgethanen Geschäften in der Regel die Amtsrichter zum Essen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältniß erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angesehensten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein sammt Familie, was für diese gewöhnlich ein Fest war und mit Recht, denn es ging stattlich zu, und die ländlichen Weisen behagten ihnen besser als die köstlichste Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäurinnen daheim hatten, thaten mit den Einladungen nicht nöthlich, und wenn sie übergangen wurden, nahmen sie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäurin; fehlt diese, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäurin kann weder durch eine Köchin noch durch eine Haushälterin und am allerwenigsten durch ein Gesellschaftsfräulein, welches anständig den Thee servirt, ersetzt wer-

den; es muß halt eine Bäurin sein, es thut's nicht anders. Der Besuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der schönste Hof und so geheißen wegen des fetten Grases, der sonnigen Lage, daher dort immer die ersten gelben Säublumen zu sehen waren.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten sich eben nicht am liebsten, aber sie achteten einander und trugen Sorge zu einander wegen des allgemeinen Besten. Es waren zwei stolze Männer, beide ihres Einflusses und ihres guten Willens sich bewußt, daher keiner geneigt dem andern weiter nachzustehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre schönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denselben ihre meiste Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimisch war. Aber die Gesetze kannte der Amtsrichter besser, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeste Gerichtssatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, jeder wußte was Trumpf war, konnte sich mehr oder weniger selbst helfen, wußte was muthwillig Tröhlen war, konnte einen verlorenen Handel von einem sichern unterscheiden. Darum waren damals auch weniger Prozesse, und wo jetzt zehn Fürsprecher reichlich schneiden, fand damals kaum einer sein mäßig Brod. Der Landmann behielt sein Geld im Sack und Friede war im Lande und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn aber heißes Blut, da geschah denn zuweilen, daß er sich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widersacher fand und zwar als einen, der Recht hatte. Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsstatthalter her wenigstens zwei Fürsprecher und ein Agent sind, der eine Fürsprecher eine Beschwerdeschrift macht, wenn

er links sieht, der andere eine administrative Klage ausspielt, wenn er rechts sieht, während der Agent auf der Lauer steht und jeden aufhetzt, der zum Schloßthor aus- und eingeht, wenn der Regierungsstatthalter nicht reine Sache hat. Es sind grundarme Bursche, die nämlich, welche regieren sollen, sie dürfen nicht, wenn sie schon möchten, man findet daher selten einen rechten Mann am Brett. Es wurde ehedem viel besser regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein christlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zu viel sogenannte Justiz.

Der Amtsrichter hatte auch seine Schwächen, er war unbestechlich, aber über Sympathie und Antipathie soll er sich bei aller Gesetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behagen auf die Finger. Beide wirkten wohlthätig in der Gegend, beide waren so ehrenfeste Männer, daß die Menge Glauben hatte an sie; das ist eine seltene Sache und viel werth. Die Menge hat sonst in der Regel mehr Glauben zu schlechten Rathgebern als zu ehrenfesten, dieweil jene nach Gunst reden, diese nach ihrem Besten. Sie lebten in anständigem Verhältniß, schnitten sich nicht hinterrücks die Ehre ab, aber Freunde, wie man sie dafür hielt, waren sie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwischen ihnen gewesen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters betheiligt waren, sehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleisch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann stand auf gesetzlichem Boden. Solche Besuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verschaffte mit solchen Parthien seinen Gästen Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war schön und die Aufwartung mit ächter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichthum der Bauern, und wenn er sie auch in einzelnen Fällen unterthäniger

wünschte, so hatte er doch im Allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und stolze Bauern sind, da muß die Regierung, auch wenn sie eine aristokratische ist, doch nicht ganz schlecht, selbstsüchtig oder despotisch sein, sondern sich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem stolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberst in fremden Diensten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müsse die Bauern unter der Scheere halten, sonst wüchsen sie unversehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberst mit glänzenden Augen von seinen herrlichen Burschen im Regiment, wie sie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn sie ihn einmal hätten, und wie er mit seinem Regimente stehen bleiben wolle, und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf sollte sich rückwärts wenden, geschweige ein Fuß. Mit sichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhaftesten Burschen, die niemanden fürchteten, selbst die Offiziere nicht, wenn sie im Recht waren, doch alles in den vorgeschriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberst begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Bursche wachsen konnten, wie er zu kommandiren das Glück hatte. Es ging ihm halt so wie noch höher Gestellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zusammenhang zwischen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Gespräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du hast es doch dem Amtsrichter sagen lassen?“ — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbeiging, melden,“ antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur gethan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie kannte die Hitzköpfe, und wie der Jäger die verschiedenen Töne in

den Stimmen seiner Hunde kennt, so wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken entgegen ging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen schollen; ihrer Einigkeit that es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück, sie trotzten niemals, sie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich französisch geredet, aber Brüllen ist Brüllen, sei es französisch oder deutsch, und französisches Gebrüll oder deutsches verstanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirst ihm ein Billet geschrieben haben?“ frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!“ antwortete der Oberamtmann heftig. „Er versteht besser mündlich als schriftlich!“ — Es giebt noch mehr Leute, die es so haben,“ lachte der Oberst; „kein Wunder, daß ihr euch so gut zu einander schickt.“ Allerdings nahm der Oberamtmann fast ebenso ungern eine Feder als eine Nadel zur Hand. Er war früher auch Militair gewesen; auf dem Lande erwachsen, sollte er von Präceptoren geschult werden, hielt sie zum Besten, ärgerte sie, bis sie fortliefen, und strich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörst meine Frau,“ sagte der Oberamtmann, „die meint es erst gut mit den Bauern, und wenn du sie mit dem Amtsrichter zusammen siehst, so wirst du finden, daß ich Ursache hätte eifersüchtig zu sein.“ Nun erhob sich ein anmuthig Wortgeplauder zwischen den Herren und Damen, denn des Obersten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber sie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichsten Emsigkeit räumte sie ihm alle Steine aus dem Wege, suchte allenthalben gut Wetter zu machen und wußte dazu die

Stimmungen seiner Seele zu beherrschen wunderbar; das ist eine unendlich größere Kunst als Clavierspielen oder Geigen. Wer ein Clavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verstand, es ist ihm niemand im Weg, pfuscht ihm niemand darein; wer aber auf einem Herzen spielen will, dem will die ganze Welt und alle Menschen mit helfen, bald von rechts, bald von links trampeln sie auf den Tasten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es die Töne, die Andere greifen, zu meistern, daß sie klingen schön und fein, wie der Meister oder die Meisterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Diese Kunst ist nur ähnlich der großen Kunst Gottes, der jedem Esel seinen Willen läßt und jeden Menschen machen was er will und doch es macht, daß alles seinem Willen dienet und alles kömmt, wie er will. Diese wunderbare große Kunst, die heilig ist und teuflisch, je nachdem sie mit heiligem oder teuflischem Sinn getrieben wird, diese Kunst ist hauptsächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigstens mehr im Vordergrund als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigstens in Anwendung auf den Einzelnen, wenn auch nicht auf die Massen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und Kabisweiber, ihre Mädel diese Kunst lehrten oder lehren ließen, statt die des Clavierens, und das christliche Musikgehör ihnen ausbildeten, ach, da würde es schön auf Erden und die verklungene Sphärenmusik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo sie klingt, da weht der Friede Gottes.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft fein gebildete Frau; das Neueste hatte sie zwar nicht gelesen, war auch nicht in allen freien Künsten bewandert, aber sie besaß das richtigste Gefühl für alles, was Andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprech-

stoff bei der Hand zu haben, hatte also das Wichtigste zu der wahren Höflichkeit für alle Leute und wandte diese Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf Ebenbürtige und nicht Ebenbürtige, und soll das etwa eine Christin nicht?

Daneben war sie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen eine, welche meinten, der Grasanken müsse grün sein, und die für Küchlein kein Futter geben wollten, weil sie saugen sollten wie andere Thiere, oder für ihre Glättete Tannzapfen bestellten, aber ausdrücklich hinzusetzten: sie wollten buchene u. s. w., nie wußten, was auf den Tisch kam, und über die Köchin schimpften, wenn nicht das Rechte kam oder es sonst schlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung fest und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, sparte sie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo sie wohl ein paar Kapitel über ihr sehr ungenirtes Wesen werden erhalten haben. Den Kindern dagegen sparte sie die Bemerkungen nicht so lange, sie wären zu spät gekommen. Es war ihr daran gelegen, sie mit ganzen nnd trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihrer eigenen Kinder nicht Kummer gemacht, aber des Obersten Kinder waren Stadtkinder und die haben bekanntlich ein eigenes Geschick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Ueber Alle hin tönte ein scharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, sie hätten auch das Recht, sich ungebunden lustig zu machen, und nicht großen Respekt zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde standen. Der Oberamtmann war nun nicht einer von denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derselben sich kümmern oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht etwas übel zu nehmen, sondern müsse sich gefallen lassen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch dessen Zulassung.

Er war eben auch Bauer und hatte ein Herz für Gras und Vieh. Seine Frau warf ihm scherzend oft vor, seine Kleeäcker gingen ihm über seine Familie. — Man sah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, sagte wohl auch: Geht's über Feld? es macht schön warm. Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Acker standen, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Oberamtmann merkte, that er mit der seinen gleich, rief auch wohl ein freundlich Wort hin. Der Oberst machte es schon kürzer, während sein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten sie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, schönen Bächen, daß er ihnen weder lange noch beschwerlich vorkam und lange, ehe sie es erwartet, der Oberamtmann sagte: „Sehet, dort ist sie schon, kaum zwei Scheibenschüsse weit."

Es war ein großes stattliches Haus, mit vielen Fenstern, von gewaltigen Bäumen beschattet. Wenn es auch nur von Holz war, so wohnte doch sicher mancher polnische oder ungarische Edelmann schlechter, unbehaglicher und wäre froh gewesen seinen Edelsitz mit diesem Bauernsitz zu vertauschen. Namentlich was Vorräthe betraf, hätte er keinen schlechten Tausch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelsitzen zusammengenommen hätte man nicht soviel Hemden, Bettzeug, flächsernes Tuch und Garn gefunden, als in diesem einzigen Bauernhause und dessen Spycher.

Der Landjäger hatte dort seinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erschreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an sich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anständige, liebe Frau; das ist eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verstand, daß man sich ganz verwundern muß, fast so viel als unser Gattig, pflegte die Frau Amtsrichterin zu sagen. Sie ward erschreckt, weil die Botschaft so spät kam, nicht wenigstens einen oder zwei Tage zuvor. „Wenn

man schon meint," sagte sie vor dem Landjäger, „solche Leute hätten Verstand, sie haben dennoch keinen, meinen, einen Schinken koche man gleich geschwind wie ihre Schnefeli Fleisch, wo siebenundzwanzig auf ein Viertelpfund gehen.

„Soll ich etwa absagen? der Oberamtmann hat gesagt, wenn's nicht anständig sei, so sollte man absagen lassen." — „Warum nicht gar absagen," zürnte die Amtsrichterin, „daß sie meinen, wir hätten nicht z'essen im Haus für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, die vom Schmöcken halb genug haben, wir müßten erst in alle Himmelsgegenden ausschicken und zusammenbetteln, wenn uns ein Mensch ungesinnet in's Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gieb dem Landjäger ein Kirschenwasser. Wo ist der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn," lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harnisch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieselbe ganz kaltblütig auf: „Gieb, was du hast, und zum Reste laß einen Stekken stecken." — „Flausen, ja wohl," sagte die Frau, „es muß eine Hamme sein, es muß Fleisch sein, wie soll das alles weich und gut sein bis Nachmittag?" — „Warum nicht," sagte der Mann, „nimm von den letzten Hammen und dem letzten Fleisch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Hexe braten könnte, brauch all Vörthel; bis um vier oder fünf Uhr Abends geht's noch lang, und was sie dann noch nicht beißen können, das können sie ungegessen lassen." — „Wenn du nichts Besseres weißt, so hätte ich das auch gewußt und meine Zeit besser brauchen können. Aber so ist das Mannsvolk, will alles regieren, und wenn es an Nothknopf kömmt, so ist die dümmste Frau gescheidter. Komme, hau mir Fleisch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den sie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, schönes Weib, stark im Arm, weisen Sinnes, guten Herzens, aber

eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an sie kam. Ehe sie den Hof hier geerbt, hatten sie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samstagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatten groben Spektakel verübt, die Mädchen gequält, muthwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben was daheim war wollten mahnen, wehren, jagten von den Häusern weg, bis endlich alles zu einem Knäuel ward, in der Gasse, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf- und niederwogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin stand vor dem Hause, die aufgejagte Magd neben ihr. Als sie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es sie, sie wußte nicht wie: Komm Lisabeth, rief sie, nahm in der Küche vom Heerde eine kurze Kelle, vorne mit einem schweren eisernen Haken, Lisabeth ein anderes kurzes schweres Instrument und beide hinten ins Gewühle und schlugen rechts und schlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umsehen die halben Buben am Boden, die andern halben auf der Flucht waren. Was diese zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergessen bis auf diesen Tag. So ein handlich Weib ist denn doch ein kitzlich Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfesten Mann, einem andern möchte ich keins rathen von dieser Sorte. Uebrigens sind Exemplare von dieser Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer sind auch nicht überdicht gesäet.

Nun ging es los auf der Säublume, als ob sieben Hexen sollten gebraten werden, nicht bloß eine. Töchter und Mägde wurden tribulirt, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Position ändert im Galopp. Als der Ruf erscholl: Landvogts kommen, war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen und brauchte scheinbar

um nichts mehr sich zu kümmern, es sollte alles gleichsam von selbst gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin scheinbar gar nicht, ihre Kleider schienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man sollte glauben, sie wären eigentlich immer so.

Der Amtsrichter empfing die Gäste einige Schritte vor dem Hause, ohne besondere Ceremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher setzte er sie wieder auf, als ob sich das von selbst verstehe. Er war auch ein schöner Mann, seine Gesichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, so hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, so frei war seine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr schüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und scherzend begrüßten. Umsonst sah der Lieutenant nach den Töchtern sich um, von denen ihm seine Cousinen viel erzählt und diese, sein Visiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor allem mußte die ganze Gesellschaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, sagte die Amtsrichterin, und da oben sei immer Zug, sie könnten sich erkälten. Es sei nicht warm drinnen und vor Fliegen sollten sie sich nicht fürchten, sie hätte dieselben so viel wie möglich hinausgemustert.

Die Stube hatte nichts Besonderes als einen schönen Glasschrank und einen mächtigen Eichentisch nebst gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen schön geschliffenen Flaschen voll goldenen Weines und hinter ihm zwei Töchter mit Gläsern, weißem Brod und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, schenkte ein, servirte mit Hülfe der Töchter, die Frau Amtsrichterin

nahm sich der Sache sehr wenig an, schickte bloß ein Kind nach Wasser, als sie die Frau Oberstin darnach seufzen hörte, und sprach der Frau Oberamtmännin zu, als sie den Kindern keinen Wein zulassen oder ihn mit Wasser ertränken wollte, redete zu, statt des dünnen Wassers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande so beliebten mit Zucker und Zimmt angemachten süßen Thee zu gebrauchen, der in den Wein gegossen sehr angenehm und durstlöschend ist. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberstin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Thee nicht von der feinsten Sorte. Der Herr Lieutenant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt sehr kurzen Bescheid, was seine Cousinen ihm nicht schlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein, mit lieblicher Blume. Dem that das wohl und er erzählte, wie er fast alle Jahre an den kleinen See fahre und Wein hole für seine Leute, nur leichten, und wenn er schon sauer sei, so sei er ihnen um so lieber, weil er ihnen den Durst desto besser lösche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Weltschland und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem jemand mit ihm einstehe oder nicht. Man sei froh, einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne Einem zuweilen begegnen, daß man müsse Kindbett halten, und wenn nicht, so sei man so zu sagen auch ein Mensch und ein Glas guter Wein thue allezeit wohl.

Bei dieser Erfrischung blieb man nicht lange sitzen, es strebte Alles ins Freie. Ein Bauernhof ist eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tage mehr Landwirthschaft lernen als auf einer Universität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Gesellschaft eine große Spaltung statt, die große und kleine Jugend strebte nach den Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe,

besichtigten Misthaufen und Heustock und versenkten sich dann in die Landwirthschaft überhaupt, welcher auch der Oberst nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derselben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der ächte Berner hat einen Zug zur Landwirthschaft. Der Handwerksmann, sobald es ihm irgendwie möglich ist, kauft ein Stücklein Land, sein höchstes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande seinen Sitz und bauert wie ein heller Teufel, wie man zu sagen pflegt. Das ist Naturzwang. Es ist aber auch der Canton Bern ein klein Ländchen Gosen. Der Boden fordert freilich sehr harte Arbeit, liefert dann aber auch sehr kräftige Producte. Und wenn nicht Landwirth, so ist der Berner am liebsten Soldat, zum Kaufmann ist er nicht geboren. Wie ächte Landwirthe liebt er auch Vorräthe, fragt nicht nach dem Kapital, welches darin steckt und keinen Zins trägt.

Die Frau Oberamtmännin war nicht bloß eine vornehme Dame, sondern, wie oben schon angedeutet worden, eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräthe und besonders von Leinen, Leibwäsche, Bett- und Tischzeug konnte sie nie genug haben. Doch trieb sie es mit Verstand und nicht wie jene Wirthin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Person brachte. Sie hatte auch holländisches Tischzeug, aber doch hielt sie am meisten auf dem, welches sie selbst spinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin sich fanden, die Frau Oberstin dagegen dabei ein Gesicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorrathskammer aufschloß, wo sie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch fast solche Augen und ward ganz neidisch in ihrem Herzen, denn so reich war sie nicht an solchen Dingen. Sie vertieften sich in die Geheimnisse des Spinnens, Webens, der Schelmerei der We-

der und wie man ihnen auf die Finger sehen müsse, so daß
vielleicht heute noch dort stünden, wenn nicht eine Tochter
der Mutter sich von weitem gezeigt und wieder verschwunden
wäre. Die Mutter wußte die Erscheinung zu deuten und
lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen
Nußbaum hin, wo ein Tisch gedeckt stand. Es ist sonst auf
dem Lande nicht Sitte, die Gäste außerhalb des Hauses zu
bewirthen, aber des Oberamtmanns waren nicht zum ersten
mal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem
Freien zu schreien, und fügte sich hinein. Die Jugend flatterte
alsbald herbei, denn wo die was zu essen und zu trinken
riecht, ist sie nicht säumig.

Länger ließen die Herren auf sich warten. Sie erörterten
einen Wässerungsprozeß, waren nicht in allem gleicher
Meinung: ein Nachbar sollte dem andern das Abwasser zukommen
lassen, aber seit der Sohn des einen den Hof übernommen,
erhielt der andere nur halb so viel Abwasser als
früher. Darüber entstand der Streit und drehte sich um den
Beweis, daß nur noch die Hälfte dem andern zufließe, und
über die Art des Beweises waren Oberamtmann und Amtsrichter
nicht einig. Man ging vom Grundsatz aus, der eine
sei dem andern das gleiche Wasser schuldig. Der Oberst hatte
lange zugehört, endlich sagte er: „Ihr seid auf dem Holzweg.
Wie mir scheint, handelt es sich nicht um ein bestimmtes
Quantum Wasser, sondern um das überflüssige, um das Abwasser,
das kann ja mehr oder minder sein nach der Jahreszeit
und dem Gebrauch, wenn das Wasser nur nicht anders
wohin genommen wird.“ „Der Oberamtmann und der Amtsrichter
sahen einander ganz verwundert an, wanden sich mit
Mühe unter allen juristischen Vor- und Darstellungen aus
den Schneckengängen des Rechts heraus und endlich sagte der
Oberamtmann: „Ich glaube beim — du habest Recht.“ —
„Ja, er hat Recht,“ sagte der Amtsrichter, „er hat Recht,
daß unser Einem so was nicht in Sinn kömmt!“ — „Ja,

so geht es, wo die Juristen was weggerückt und hingestellt, meint man, man müsse es von der Seite ansehen, die sie Einem zugekehrt, und fährt so krumm ums Recht herum, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht," sagte der Oberst. — „Die werden Maul und Nase aufsperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre prozedirt wurde, Augenscheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die niemand gedacht," sagte der Oberamtmann. — „Ja, und der Obere muß gewinnen, denn er braucht das Wasser in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet steht," sagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter sind ja an die Schlüsse der Parteien gebunden?" Ueber dieser Berathung säumten sie sich und leisteten erst wiederholten ernstlichen Botschaften Folge.

Als sie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Aussicht, unter dem gewaltigen Nußbaum war getischt, auf den blendenden Tischtüchern standen mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel, Schüsseln mit hochaufgethürmten Küchlene von allen Sorten, die schönen braunen Strübli sandten ihren köstlichen Duft weit hin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, sie bissen hinein, als ob sie ihr Lebtag nie mehr so was kriegten. Selbst die Frau Oberstin, die etwas zimpfer that und mit groben nahrhaften Speisen ihrer Taille wegen sich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweiten Mal zu, was ihr sonst selten begegnete, entsetzte sich aber dennoch über den Appetit des Lieutenants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, so daß selbst die Amtsrichterin, die doch schon manchen tapfern Hunger gesehen, sich wunderte, wie das alles in dem dünnen Leibchen, der einer Wespe glich, Platz haben könnte. Jetzt servirte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Respekt vor ihrem Arm einflößte und einige

Scherze über die Gefährlichkeit solcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu sagen, sie zu fürchten habe er zwar noch nie Ursache gehabt, dagegen seien sie ihm schon wohlbekannt, woraufhin er den vorhin erwähnten Strauß zum Besten geben mußte, obschon die Amtsrichterin sagte, sie hätte das bald genug gehört, am liebsten wär' es ihr, sie hörte gar nichts mehr davon. Indessen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht schön, wie das tätscht und prätschet hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er geglaubt, es seien wenigstens ein halb Dutzend todt, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es sei alles auf die Köpfe gegangen und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche stehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pause gemacht werden sollen, um dem Genossenen Zeit zu lassen sich zu setzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirthsleute bei Post- und andern Stationen, die es so einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Essen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müssen — sie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvogts blieben, denn sie liebten die Nachtluft nicht, sie pressirte daher mit der Aufwart, damit allem sein Recht geschehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin," sagte die Frau Oberamtmännin, „ihr lasset es jetzt gut sein, mehr wär' überflüssig. Wir aßen Alle mehr als uns gut ist und müssen jetzt ans Aufbrechen denken." Als Antwort darauf erschien die älteste Tochter, welche noch nicht dagewesen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Lieutenant machte Augen, daß das ganze Gesicht nur ein g'wunderig Loch schien, aber nicht über den Schinken, sondern über das Mädchen, so eins hatte er wahrscheinlich noch keins gesehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und stark, wie sie vor

fünfundzwanzig Jahren gewesen sein mußte. Als Königin des Heerdes, wo die Hexe gebraten worden, funkelte sie in voller Farbenpracht und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was Anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberstin dagegen erschrack bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen wissen wir nicht, sie zog den Shawl über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrscheinlich zupfte sie die Frau Oberamtmännin am Kleide, denn nach einigen halblauten wahrscheinlich weltschen Worten setzte sie sich wieder, konnte sich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que tu fais pen attention!“ zu sagen. Sie saß glücklicherweise auf der Seite, auf welcher auch der Oberst saß, was sie diesem sonst zugerufen haben würde, wissen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden gewesen, so gut als beim Lieutenant. Der Lieutenant erschrack durch den Ruf der Mutter und im ersten Augenblick, nicht recht wissend, was sie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüssel gedörrter Kannenbirnenschnitze hinein, und hätte sie dem Mädchen aus der Hand geschlagen, wenn dasselbe nicht so handfest gewesen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei fast auf den Schooß, alles zur großen Freude seiner Cousinen, die dem Cousin diesen Spuk auf seine verzückte Nase wahrscheinlich noch heutzutage nicht vergessen haben werden. Es wurden nun noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Thee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entschuldigungen, daß es nicht besser sei und wenn man es früher gewußt, man doch wenigstens für ein Plättlein Fische gesorget haben würde, und mit Protestiren, daß das alles ganz überflüssig sei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde und gar nichts anschneiden solle. Aber der Amtsrichter ließ reden, schnitt in den Schinken tapfer hinein, die Amtsrichterin überredete die Frau Oberamtmännin zu einigen Schnitzen,

und nicht lange gings, so ging noch über jede Zunge etwas und über des Lieutenants Zunge besonders viel Wein, da die älteste Tochter die Hebe vorstellte und mit dem Einschenken sich abgab. Beide erhielten Blicke von ihren Müttern, die Frau Oberstin fand, ihr Sohn sei wohl durstig, und wenn er auch trinken wolle, brauche er von der Schenkin nicht halb so viel Notiz zu nehmen. Die Frau Amtsrichterin deutete, das Mädchen sei wohl fleißig mit der Flasche hinter dem Lieutenant, und wenn es auch meine, einschenken zu müssen, so brauche es doch nicht halb so lange daran zu machen.

Die Herrschaften blieben wirklich länger als sie gedacht. Die Männer waren cordial geworden, hatten der Frauen Mahnung aufzubrechen mehrfach überhört, merkten erst was Trumpf war als dieselben zur Abreise gerüstet, vor ihnen standen. Es war kühl geworden, der Mond ging bereits auf am wolkenlosen Himmel. Der Oberst meinte, da sei es doch schön, es sei ihm recht leid, jetzt aufbrechen zu müssen, er bliebe gerne noch ein paar Stunden da, jetzt sei es gerade am schönsten. Um der Oberstin mit einer Antwort zuvorzukommen, schäckerte die Frau Oberamtmännin, sie hätte nicht geglaubt, daß ihr Schwager so viel romantisches Gefühl hätte und so viel Anlage zu einem Seladon. Aber sie könne ihn versichern, es sei noch viel schöner, im Mondschein spazieren zu gehen, als im Mondschein zu sitzen, da lese man gar zu leicht was Schlimmes auf. Der Mahnung war nicht fu widerstehen, es ward aufgebrochen unter vielem Gerede durcheinander, wie üblich bei solchen Gelegenheiten. Der Lieutenant hätte gern ohne Mondschein Abschied genommen, aber in seinen Bestrebungen war er durchaus unglücklich, die Töchter wollten nicht unter den Flügeln der Mutter weg, die zatalen Cousinen nicht von seiner Seite. Der Amtsrichter begleitete sie. Bekanntlich schlagen die Hunde gern an, wenn es spazieren geht; so thaten auch des Amtsrichters Hunde, als sie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute

das," sagte der Oberst. „Wenn sie so gut sind, wie ihre Laute schön, so sind's vortreffliche Hunde." Das war ein Kapitel, welches zwischen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, jeder ignorirte des andern Hunde, des andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Hasen, den der Bauer schoß, als einen Diebstahl an seinem Eigenthum; der Bauer gehört an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Gesetz erlaube, erlaube es dem Bauer wie dem Edelmann in den Schranken des Gesetzes, und wenn der Amtsrichter jagen wolle unter den Fittigen seines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberst war ein stolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er sah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gastfreundschaft genossen, gut gegessen, ebenso gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn fast wie Seinesgleichen, diesen Abend nämlich. So brachte er das Gespräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, so entspann sich ein interessantes Gespräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er sie begleitete, und welches mit der Abrede einer gemeinsamen Jagd schloß.

Es war spät, als man nach Hause kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenstand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoff jedoch eben nicht besonders zugesprochen wurde. Die Damen rühmten, und selbst die Frau Oberstin mußte gestehen, daß die Speisen gut geschmeckt hätten, nur schade sei es, daß sie so schwer und nahrhaft seien, entweder müsse man dabei arbeiten wie ein Roß oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elephant. Uebrigens sehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit sei es unmöglich bei solcher Speise **bonne façon** zu bekommen. Hier mischte sich der Lieutenant ins Gespräch, lobte die Mädchen auf der Säublume sehr und wie ihm ihre Gestalten weit besser gefielen als die

schmächtigen Gerippe, welche so dünn seien, daß der Wind sie nicht einmal nehmen könnte, wenn er schon wollte. Die Mutter warf mit fi donc um sich, wurde hässig, der Sohn disputirte ungezogen fort, wie solche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meister werden.

Da tönte das Gespräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätsch hinein; der Oberst frug laut: „Aber warum soll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Besuch, essen und trinken und ma foi nicht schlecht, und jetzt soll ich nicht mit ihm jagen, das findest du unanständig und zu familiär! Es nimmt mich doch wunder, was anständiger oder unanständiger ist, mich von einem Menschen bewirthen zu lassen oder mit ihm zu jagen?" „Das verstehst du nicht," sagte der Oberamtmann. — „Was Papa," fuhr der Lieutetenant dazwischen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch sein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen charmanten Halt und die beste Gelegenheit, die stattlichen Figuren näher zu betrachten."

Ja jetzt war der Frau Oberstin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachsen wußte sie gar zu viele Exempel, zu was allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf solchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brausten Winde, die Frau Oberstin schwankte noch zwischen einem schrecklichen Platzregen und einem schrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli um, man wußte nicht wie, der schöne Rahm spritzte über den Tisch, die Damen sprangen auf, ihre Röcke zu salviren, die Herren kamen zu Hülfe, der Zofe wurde geschellt, und als aller Schaden geheilt oder verhütet war, sorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter sich nicht wiederfände, sie arrangirte eine Whistpartie, woran sie die drei Herren und die Frau Oberstin setzte. Der

Oberst war ein exacter Spieler und wehe dem Partner, der ein Böcklein schoß; da wußte man, daß man aufzupassen hatte, und vergaß das Disputiren.

Die Beschreibung einer Jagd im Kanton Bern ist ein sehr einfach Ding, braucht wenig Papier und gar keinen Aufwand von Darstellungskunst, es sei denn, man wolle eine Gemsjagd beschreiben und noch brav dazu lügen. In der Gegend, wo wir sind, gab es Wachteln und Schnepfen, selten Hühner, Hasen und Füchse. Der Oberamtmann versuchte Rehe zu pflanzen, da aber niemand als er Rehe für ein mit Vortheil einzuführendes Produkt hielt, so schienen sie nicht besonders gedeihen zu wollen. Alle halb Dutzend Jahre verirrte sich ein Wildschwein in die Gegend von den Vogesen oder dem Schwarzwald her. Da gab es dann großen Spektakel mit Treiben und Brüllen, wobei zumeist kein Leben sicherer war als das der gejagten Sau. Bei den andern Jagden ging's ganz einfach zu. Ein Piqueur führt die Jagdhunde, eins, zwei, selten mehr als drei Koppel, die Herren gehen zu Fuß, manchmal den Hühnerhund an der Schnur bei sich. So marschirt man aus ohne Sang und Klang. Früher hörte man zuweilen noch hier und da ein vertrocknetes Waldhorn das à la mort blasen, jetzt scheint ihm der Athem ganz vergangen zu sein. **Omnia mea mecum porto!** kann jeder sagen, denn jeder trägt seinen Proviant in seiner Tasche mit sich. Sehr selten sind die Parthien, wo ein Träger mit einer Hutte einen tüchtigen Halt an einen bestimmten Ort trägt, wo man zu tafeln beschlossen. Seitdem die Herren ihren Hausfrauen ihre monatlichen Haushaltungsgelder so karg zumessen, lieben diese splendide Extraspenden für die Jagd nicht. Man denke, wie viel Pfund Fleisch und andere gute Sachen bei einem Halt eigentlich nutzlos consumirt werden.

Noch einfacher wanderten der Oberst und sein Sohn aus, sie hatten nicht einmal einen Piqueur, sie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil sie mit denen des Amtsrich-

ters nicht gleichen Fußes waren, sie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem sie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr selbst kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter, der noch dazu die besseren Hunde haben sollte, wie sein Jäger selbst in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die schönsten Tage kommen, zuweilen aber auch ein bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es sei kommod, daß sie heute mit dem Amtsrichter jagten; an solchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren schweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufstechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böse, wenn er sich auch alle Mühe gebe, so könne er doch nicht selbsten Hund sein. Er habe dem Herrn Landvogt schon oft angerathen, er solle zu seiner Meute einen recht guten Sperzer kaufen. Ehe das Thier auf sei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verstöre die Jagd; wenn man beim Aufgehen des Thieres nicht alle Hunde beisammen habe, jage es nie schön. Aber jage man schön, wenn man kein Thier auf die Beine bringe?

Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harrend, mit vier Hunden, die sehr geistreich aussahen und den Amtsrichter fast umrissen vor Ungeduld. Dieser schüttelte den Kopf und sagte, sie hätten nicht gut ausgelesen, das Wetter sei im Aendern, er zweifle, daß sie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzustechen sei, sagte der Oberst. Für das habe er nicht Kummer, von wegen seine Hunde scheuten die dicksten Stauden nicht, selbst nicht die Brombeerstauden, aber wenn es regne, sei keine Freude dabei zu sein, erwiderte der Amtsrichter. Er führte sie nun eine ziemliche Strecke weit, sagte dem Jäger, er solle die Herren anstellen, wenn es geschehen, ihm ein Zeichen geben, früher lasse er die Hunde nicht ab. Der Jäger that's, stellte die Herren an und mahnte sie, nur ruhig zu bleiben, entweder werde man sie rufen oder

holen. Es sei schüssig hier, aber auch verirrlich, darum sollten sie mit unnöthigem Laufen sich nicht Mühe geben. Der Lieutenant ward zuerst angestellt, mit dem Oberst ging der Jäger weiter.

Der Lieutenant hörte bald das Zeichen des Jägers, nicht lange darauf einen Hund anschlagen, vorlauten, dann mehrere, dann ward es wieder still, dann einige raschere Töne, dann wieder still, dann brach's los auf einmal, als ob der ganze Wald voll Hunde wäre, in wüthendem Geheul kam's heran, im Anschlag zitternd erwartete er den Hasen, aber eine kurze Strecke von ihm weg stoben die Hunde über eine lichte Stelle, die er nicht beachtet hatte, und weiter ging's, wie die wilde Jagd. Es war wahr, des Amtsrichters Hunde jagten schön, aber als leichte Cavallerie, und einer unter ihnen hatte eine Stimme, es war ordentlich, als ob er damit orgelte, man hörte ihn über Berg und Thal. Der Lieutenant meinte, es fehle nicht, der Hase kehre alsbald und laufe ihm ins Rohr. Aber der Hase band die Strümpfe, sah einstweilen sich nicht um, und mehr und mehr verlor sich die Jagd, nur hier und da kamen einzelne verlorene Töne durch die Bäume. Es begann der Nebel stärker zu tropfen, das Tropfen ward Regen; fernehin glaubte er einen Schuß zu hören, sonst war's stille im Walde und blieb stille und regnete stärker. Da kam ihm ein Einfall: du wartest nicht länger, dachte er, warum naß werden um nichts und wieder nichts, der Jagd gehst nicht nach, verirrlich sei's, hat der Jäger gesagt, du gehst gerade nach der Säublume, setzest dich dort wie der Vogel ins Hirs und sagst der Mama, du hättest gedacht, dort am sichersten auf den Papa zu warten.

Er wußte, wie er meinte, ganz sicher, wo die Säublume lag, in einer Viertelstunde gedachte er dort zu sein. Er hing das Gewehr an Rücken, verließ seinen Posten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelstunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam

er nicht, sondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Möslein, kam wieder Wald, und regnen that's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Lieutenant hatte sich rechts, hatte sich links gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, sich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er besaß keine Lokalkenntniß, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Möslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prairien, unendliche Sandwüsten; an einem Orte werde ein Ende sein, dachte er, wenn er gerade laufe, umkommen werde er wohl nicht. Aber verdammt unangenehm war es ihm doch einstweilen, er begann innen auf der Haut naß zu werden, statt auf der Säublume zu sitzen wie in Abrahams Schooße, er gedachte es so gut zu machen, und wie hatte er es gemacht! So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was damit herauskomme, und hintendrein sieht man, wie alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Hast gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt stellte er sich unter eine große Tanne etwas ins Trockene und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieseln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgestorben in Moos und Wald. Er schoß sein Gewehr los, legte seine Jagdtasche ab, packte seinen Proviant aus, schoß, aß, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel that den Schnabel auf, geschweige daß eine Kuh sich hören ließ. Sein Proviant war aufgegessen, sein Pulver wollte er nicht alles verschießen, hier bleiben half nichts, es schien ihm eine Einsamkeit, in die seit der Sündfluth noch kein Mensch gekommen, er mußte also weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldstämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte,

wo er war, also auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume untersuchte, fand er sie rundum gleich, rundum naß.

Er marschirte also naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marschiren am leichtesten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hindernisse, Dickichte, Schluchten u. s. w., die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wohl licht hinter den Bäumen; jetzt sei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien, fehle es nicht. Aber dann wars nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, so war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebenso wenig wo er war als früher, denn nie sah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wohl verhexet sei und gebannt in einen gewissen Bezirk und ob ihm wohl beim Feierabendläuten der Bann aufgelöst werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geschehe, oder wie das gehen solle die Nacht über, wenn er verhexet bleiben sollte. Zum Feueranmachen hatte er nichts bei sich, und wenn er auch keine wilden Thiere zu fürchten hatte, so ist's immer ein fatal Uebernachten im Nassen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Lieutenannt noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Nassen kam ihm als eine gar zu strenge Sache vor.

Da hörte er etwas, er wußte nicht, brach ein Thier durch Unterholz oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es etwas, etwas Lebendiges in der todten Oede. Er ging am Rande eines Eichwaldes und immer stärker ward das Geräusch, blieb jedoch an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimweisen. Er marschirte Gewehr im Arm vorsichtig dagegen zu, sah Vögel streichen am Rande, in kurzem, raschem Fluge, sah starke Bewegung in den Wipfeln der

Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer sei, welches an den reifen Eicheln sich gütlich that. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, schoß, wo er glaubte es sei am besten angebracht. Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen bessern Klang, als wenn ein schwerer Vogel von hohem Baume tätscht: einen besonders schönen Tätsch gaben die großen, im Herbst fetten wilden Tauben, zwei, dreimal hörte ihn der Lieutenant, ward davon ganz begeistert, sah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu seinem actus d. h. zu seinem Abendfraß sich setzte.

Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung z'frage, habt ihr eine Patente?" Man kann denken, wie der Junker erschrack. Früher hätte er gesagt: ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menschlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein solcher schauerlich durch die Seele, als ob er käme vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu fassen. Er schüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, schoß, und zwei Tauben tätschten prächtig nieder. „Um Vergebung z'frage, habt ihr eine Patente?" fragte ein langer Mann mit einem breiten Wetterhut auf dem Kopf und einem starken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das euch an," schnauzte der Lieutenant, und machte sich wieder an seine Flinte. „Ich meine wohl," antwortete der Mann ruhig, griff in die Tasche und wies den Bären vor, seinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem bernerischen Wappen, wie ihn die Jagdaufseher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber gewöhnlich bloß in der Tasche statt angeheftet. „Habe keine Patente und brauche keine," sagte der Lieutenant unwillig. „Selb wäre curios," sagte der Mann, „selb nähme mich wunder, ihr werdet nicht mehr Recht haben

als andere Leute." — „Ich bin beim Oberamtmann zur Visite," schnauzte der Lieutenant, und schlich den Tauben wieder nach, der Aufseher sachte hintendrein, ließ ihn schießen, sagte dann: „He nun, so wird er euch eine Bewilligung gegeben haben, so zeiget die!" — „Warum nit gar, ich ging mit Andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Säublume und dem Jäger, verirrte mich." — Das könnte mir ein Jeder sagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will, es wird am besten sein, wir gehen gleich miteinander aufs Oberamt, es wird sich dort schon ergeben, wer ihr seid." — „Mein Vater ist der Bruder vom Herrn Oberamtmann," antwortete der Lieutenant. „Ja ja, das wird sich dann erzeigen, wenn's wahr ist, aber jetzt helf' ich gehen, es wird sonst Nacht, ehe wir dort sind, und dann habe ich noch weit heim."

Das kapirte unser Lieutenant, daß er nicht wisse, wo er sei und froh sein müsse, wenn ihm jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erschreckt und das Beschleichen schwierig geworden. Er ließ sich also willig finden, in Begleit des Aufsehers dem Schlosse zuzuwandern, von welchem sie fast zwei Stunden entfernt waren und zwar von der entgegengesetzten Seite her, als sie am Morgen ausgezogen. Der Aufseher lachte sehr über die Kreuz- und Querzüge des Lieutenants, die er leicht an den Matten und Möslein erkannte, welche derselbe beschrieb. Es war nicht halb so öde gewesen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häusern vorübergestreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat starke Bande. Es amüsirte anfänglich den Lieutenant, zu denken, was der Jagdaufseher für ein Gesicht machen werde, wenn es sich ausweise, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe sei. Der werde verlegen sein und nicht wissen, wohin kriechen aus Angst. Bald darauf dachte er aber an die Gesichter der Cousinen, welche die machen würden, wenn er in solcher Bewachung einziehe, einem Vaga-

bunden gleich, und wie lange er es werde hören müssen, wie man ihn eingebracht und was für ein ehrlich Aussehen er haben müsse. Als nun sein Begleiter ihm endlich sagte, wenn es nicht so nebelte, so könnte man dort das Schloß sehen, sie seien keine halbe Stunde mehr davon, so reckte der Lieutenant in die Tasche und sagte: „So, mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg schon, danke für das Geleit, und da habt ihr was für eure Mühe." Der Jagdaufseher nahm das Stück schweigend und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Ist das auch euer Weg nach Hause?" — „Nein d's konträr," meinte der Mann. „Aber warum kommt ihr dann noch weiter?" frug der Junker. „Warum sollte ich nicht weiter kommen?" sagte der Mann. „Nun, ich finde jetzt den Weg ganz allein," antwortete der Lieutenant. „Ha Bürschli, hab' dich jetzt, wo ich will, gäll, wo es gegen den Oberamtmann geht, spaziert dir das Herz den Hosen zu. Nei, so geht das nicht, ich bin z'alte geworden dazu, der Oberamtmann würde öppe lache und z'letzt mich noch absetzen, wenn ich so dumm wäre." — „Aber warum nimmst dann das Geld?" frug der Junker ärgerlich. „He," sagte der Aufseher kaltblütig: „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas ist besser als nichts, vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus schon abnehmen, was ihr für ein Kunde seid."

Der Lieutenant hatte gewaltige Lust, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufseher fürchterlich auf, that als ob er denselben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufseher, statt sich einschüchtern zu lassen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Lieutenant fürchtete er nicht, war ihm körperlich überlegen, und daß er sich beim Oberamtmann nicht verfehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, sei es wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen lassen, aber der fremde Herr da, der bloß z'Bi-

fite war, was konnte der ihm schaden? Der Junker mußte marschiren, trotz dem gemeinsten Soldaten seiner Compagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufseher voran und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu sagen, er solle hinunterkommen, er hätte Einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, sich trennen von seinem Begleiter, salviren vor den Augen seiner Cousinen, er glaubte auf sicherm Boden zu sein. Aber so hatte es der andere nicht gemeint; am Ziele wollte er sich seine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen lassen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spektakel gab.

Droben im Schloß saß die Familie beim Thee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: unten sei der Jagdaufseher aus der Oedi und lasse sagen, der Oberamtmann söll fürecho, er heig ihm Einen. Der Knecht habe hinzugesetzt, er glaube es sei der Herr Lieutenant, und sie hätten gute Lust einander zu prügeln unten im Hofe. Die Cousinen schrien laut auf vor Lust und Bosheit, sprangen hinaus, einem Fenster zu, welches auf den Hof ging, schmunzelnd die beiden Herren, der Oberst war längst wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Oberamtmännin wäre wahrscheinlich auch gegangen, wenn sie nicht mit der Frau Oberstin zu thun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht und Seufzer und mon dieu abgelassen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüsse gethan worden. Erst hatte sie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberst naß werde, sei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft sei, bei solchem Wetter auszugehen und wenn sie nur den Verstand hätten, direkt heimzukehren, und nicht unterwegs sich aufzuhalten. Sie stichelte auf die Säublume und weder Mann noch Sohn traute sie überflüssig.

Sie redete viel von Nachsenden, Heimholen, vielleicht

hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, sie seien alt genug, heim zu kommen, wenn sie es für gut fänden, einen Knecht nachzusenden sei gut für Kinder. Die Frau Oberstin hätte von ihrem Manne eine solche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete sie. Sie schmollte nicht einmal mit ihm, seufzte bloß desto strenger. Endlich kam der Oberst heim, übellaunig erst, dann lustig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel saß. Es giebt wohl kein behaglicheres Gefühl als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich sitzt und sich gütlich thut. Jetzt hatte auch die Oberstin weder Mitleid mit ihm noch Kummer seinetwegen, desto mehr plagte sie ihn mit Vorwürfen wegen Louis, daß er den armen Jungen bei solchem Wetter im Stich gelassen. Sie entwickelte an diesem Exempel sehr gründlich den Unterschied zwischen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich gewesen, bei solchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es stecken zu lassen, und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterschied begreiflich machen zwischen einem Kinde und einem Lieutenant, aber sie ging nicht darauf ein, Kind sei Kind, sagte sie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber; anders zu fühlen sei ja thierisch. Katzen thäten es und die abscheulichen Hunde, daß sie ihren erwachsenen Kindern nichts mehr nachfrügen. Unglücklicherweise sagte eine der Cousinen: „Aber Tante, wollte doch nicht so Angst haben um Louis. Was gilt's, der sitzt auf der Säublume und macht sich lustig mit des Amtsrichters Töchtern." Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen scharfen Blick zu, aber leider zu spät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberstin war erst jetzt nicht mehr zu helfen, was die jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenschern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberst so boshaft

zu sagen, daran hätte er nicht gedacht, sonst wäre er sicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden oder ihn dort erwarten können, dann wären sie beide zusammen heimgekommen. Die Frau Oberstin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem Obersten wohl kam, daß derselbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Lieutenants Lage auf der Säublume kam ihr so schrecklich und gefahrdrohend vor, daß sie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu suchen und heimzuholen. Wenn sich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, so ist's zweifelhaft, ob die Herren eine solche Expedition zugelassen. Aber was half sie? nichts! Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Lieutenant dort nicht gesehen, aber man wolle auf ihn achten; die Frau Amtsrichterin hatte sagen lassen wollen, man schicke Knechte aus, ihn zu suchen. Aber der Amtsrichter hatte gesagt: „Flausen, nie z'nöthlich thun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er aussenden kann, als ich. Daneben wird er schon wiederkommen, wenn ihn der Hunger plagt." Jetzt war der guten Frau Oberstin erst nicht zu helfen, sie sah ihren Louis verschmachtet, verrissen, verfressen von wilden Thieren, versoffen im Wasser, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab hintenum zu verstehen, wenn der Oberamtmann Verstand hätte, so böte er den Landsturm auf, den Louis zu suchen, zu retten. Aber je anzüglicher sie that, desto holzböckiger that der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war sogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts so sehr als Dummthun, besonders Dummthun der Seinigen. Es ist sehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgetheilt hätte, wenn sie sich geberdet hätten wie seine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wohl woran sie waren, so was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannschaft aufzubieten, sondern versuchte, sich mit seinem Bruder in gelehrte Gespräche über das

französische und deutsche Kommando zu vertiefen, wobei sich der Oberst sehr dienstfertig zeigte, die Frau Oberstin dagegen fast aus der Haut fuhr und sehr gereizt ernstliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, Einer sei eingebracht, wahrscheinlich der Herr Lieutenant. Das schlug der Frau Oberstin wieder in die Glieder, sie fiel fast in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, sondern aus Angst, man habe den pauvre garçon mißhandelt, und aus Entrüstung über ein Land, wo man Einen vom Adel, einen Lieutenant einbringe, als sei er ein Verbrecher oder gar ein gemeiner Mensch.

Während unten der Lieutenant mit dem Aufseher heftig sich zankte, erscholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenster sahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein und hinter diesen die mächtigen Gestalten der zwei Herren mit lustigen Gesichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, aber jeder bemüht, den andern beim Kragen zu nehmen und zu präsentiren, beugte sich der Oberamtmann vor und sagte lachend: Brav, Kaspar, brav, daß ihr mir wieder Einen bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, sie sollen euch zu essen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter." Kaspar suchte nun gemüthlich schmunzelnd die wohlbekannte Stube, während der Lieutenant, nicht sehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufstieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufseher noch eine brave Ohrfeige abgestreckt. Oben wurde er von den Cousinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem seine ganze Person jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen konnte. Cousin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Position, zog aus der reich gefüllten Jagdtasche zwei Tauben, hielt sie als Schild vor, hätte sie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Thür sein Name gerufen worden wäre.

Seine Mutter wollte ihn sehen, sich überzeugen, daß er noch ganz sei. Als sie ihn sah, so naß und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt sie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: **Fi donc, va-t'en, polisson!** wollte nichts von ihm sehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verschwunden war.

Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar sei. Wenn er die berühmte Seeschlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüthe an seinem dargelegten Heldenmuthe. Die Dienerschaft, namentlich die Kammerjungfer der Frau Oberstin wollte dem Kaspar Angst machen. Sie sagte ihm, das sei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und sein Vater sei auch da, und der sei Oberst, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, so werde es schön Feuer geben. Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit fünfundzwanzig aus dem Pfeffer und zwei mal vierundzwanzig Stunden hinten bei Wasser und Brod davonkomme, so solle er Gott danken. Unheimlich regte es sich freilich in Kaspars Gemüth, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zu viel von den Füchsen gelernt, um irgend was merken zu lassen. Er sagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübsche Jungfer wäre wie sie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit sei, aber zwischen einem Oberamtmann und einer schönen Kammerjungfer sei allweg ein Unterschied. Der Oberamtmann sehe aufs Recht und nit uf d'Hübschi wie so es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebsten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am schärfsten. Er begriff es gleich, warum die Andern lachten, ward wieder stark in seinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, stand Kaspar auf und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid sei, wenn er ge-

fehlt, aber er sehe den Leuten nicht an der Nase an, wer sie seien. Er fahre nach seiner Instruktion, und wenn das nicht recht sei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben sei der Herr selbst schuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo sie gegen das Schloß gekommen, habe derselbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen lasse. Er habe die Franke genommen und gesagt, jetzt erst mußt warten, Bürschli. Da sei sie, sagte er, und streckte sie dem Oberamtmann dar. „Behaltet sie und da habt ihr noch was dazu," sagte der Oberamtmann. „Ihr habt eure Sache recht gemacht, Kaspar, es wäre wohl gut, es wären Alle wie ihr, dann könnte man dabei sein. Ich bin selbst im Fehler, ich hätte jedem eine Bewilligung ausstellen sollen, aber ich dachte nicht daran, weil sie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer so, Kaspar, und wenn ich mehr Einen beeidige, so will ich ihm sagen: mach's wie Kaspar." Man kann denken, wie hoch das Kaspar nahm und wie stolz es ihn machte. Nun war er auch einer der Glücklichen, die eine Heldenthat in ihrem Leben haben. Eine Heldenthat in seinem Leben ist eine unerschöpfliche Büchse voll Lust und Wonne, sie erheitert die Seele in trüben, einsamen Stunden, sie gießt dem Menschen unter Menschen ein mächtiges Selbstbewußtsein ein, das strahlend leuchtet, wenn zwei oder drei beisammen sind oder wenn unter Hunderten der Mensch sitzet; sie ist ein warmer Ofen, an welchem der Mensch sein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen Warmes im Hause hat, sie ist ein Demant, welcher dem Besitzer, je mehr er ihn braucht, um so unvergänglicher und merkwürdiger zu werden scheint.

Während der Verhandlung da unten gab der Lieutenant seine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieser Aufmerksamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinaufschoß, und mit den Worten: der Herr Lieutenant wird wollen d's Koche lere, d's Rupfe wird er wohl schon

können, wieder wegschoß. Wie es scheine, dachte der Junker, sei es heute nicht richtig, sondern neble überall, und er machte, daß er in sein Zimmer kam. Er war hungerig und durstig, man wird es begreifen; doch machte er sorgfältig Toilette, warf sich in die Brust und erschien wie ein Halbgott im Salon, er stellte sich außerhalb der Gränze des Ausgelachtwerdens. Das ist schon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erscheinung, hauptsächlich als Blitzableiter für die Frau Oberstin, die heute voll Nebel und elektrischen Stoffes war, so daß sie, wo man sie auch berühren mochte, ringsum Funken stob. Damen von dieser Sorte sind die interessantesten, bildendsten Persönlichkeiten, ganz besonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich sollen die Gauner in London zur Dressur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen gespickt. Nun soll der Lehrling die Taschen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Person sich bewegt; giebt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat solche Figuren hat man in der schönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen sind sie, Capricen nennt man sie auf welsch oder de l'humeur, Wunderlichkeit oder Teufelsüchtige auf deutsch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Nase gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen wie ein alter Husarenschnauz, das Schnupftuch fährt im Gesicht herum, es giebt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lancirt, links und rechts, ja es werden sogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit solchen Figuren Stunden umzugehen, ohne sie zu touchiren, daß sie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu nehmen, daß es keinen Gux gibt, mit heißen, zärtlichen Blicken, die niemand merken soll, das ist die Spitze dieser Kunst. Glücklich sind die Söhne, welche solche Mütter haben, sie lernen die so schwere Kunst gratis. Man wird bemerken, daß hübsche Söhne mit solchen Müttern wunderbar

umzugehen wissen und nicht selten sie furchtbar tyrannisiren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenschen. Töchter dagegen sind zu bedauern, sie schaffen mit solchen Müttern nichts, lernen von solchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hause zu bringen.

Als der Lieutenant nun so frisch und schön hereintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, sie freute sich seiner **bonne façon** und der feinen Art, mit welcher er sich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für seinen Hunger und Durst sorgte. Sie betrachtete ihn ganz als ihr Produkt, sowohl die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er sich diesen Abend auch sehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weise, welche bedeutende Anlagen verrieth, sein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen seines Verlassenseins in dieser nassen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düsterm Moos und Wald. Er interessirte die Herren mit seiner Taubenjagd, ihnen war nie eine solche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So sehr die Frau Oberstin Freude hatte, konnte sie sich doch nicht enthalten, die Herren zu trümpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers gespottet, während derselbe reiche Jagdbeute gemacht und sie keine. In dieser Beziehung glich die Oberstin auffallend einem Dampfkessel. Wie man bei diesem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Blast auslassen muß, so mußte die Oberstin immer von Zeit zu Zeit den Kyb loslassen, der sich fort und fort bei ihr sammelte.

Schließlich ergötzte er Alle mit der Beschreibung seines Zusammentreffens mit Kaspar, dem Aufseher. Er stellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrecht gehenden Bären, beschrieb, wie er ihm langsam nachgetrappt, er immer zugeschossen habe, was sie auf dem Heimweg gesprochen, wie einer

den andern zu überlisten gesucht, wobei der Junker sich selbst gar nicht schonte und drollig genug die Freude des Aufsehers schilderte, der gestrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben tödte, fünfundzwanzig aufmessen lassen. Hier geriethen die Oberstin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberstin schauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein sie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreises, sondern daß ein solcher Kerl an so was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran sei er schuld, so komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß sie sich einbilden müßten, es sei fast kein Unterschied zwischen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte, so hätte er den Flegel drei mal vierundzwanzig Stunden in's Gefängniß thun lassen. Mit solcher Humanität richte man nichts aus, mache die Leute nur unverschämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einsehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne man lange, die Sache sei doch wie sie sei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in solchen Dingen die Frauen kein Urtheil, keinen Verstand hätten, wo Ordnung sein solle, müsse Disciplin sein, die sei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit sei, jeder seine Pflicht thue, danach belohnt oder bestraft werde. So sei es hier, so sei es in einem Regiment, dafür könne sein Bruder Zeugniß geben. Der Oberst möge sein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, so laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu strafen, habe er ihm ein schönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn gestraft oder ihm nur böse Worte gegeben, so wäre er verhunzt gewesen und hätte sein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberstin

war nicht von denen eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann stand bei einem Kapitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden und wie, wenn so eines lange dauere, in einem Hause man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuse, weil die das ewige Tschäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu stark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, fast wie im Traume, eine Cigare an und blies nach einigen starken Zügen Wolken Rauchs um sich. Da fuhr die Frau Oberstin auf wie von einem Skorpion gestochen, schmiß Louis einige weltsche Ehrentitel zu und schwankte von einer Nichte unterstützt aus dem Zimmer. Der leiseste Tabaksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie sie sagte. Ueber Louis etwas groben Witz ward stillschweigend weggegangen; man fand, es sei so schicklicher. Hätte man darüber Louis was sagen wollen, so hätte der die liebe Mutter ins Gespräch gezogen, und was trug das ab? Es begriff das niemand besser als der Oberst, der griff daher auch das Kapitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Rest des Abends recht kurz und vergnügt.

Besucher gleichen den Streifwachteln, sie sitzen während ein paar schönen Tagen ab, dann streifen sie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zusehen, wie man es macht ohne sie. So waren auch Obersts fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schlosse. Der Frau Oberamtmännin war das so unlieb nicht: sie konnte dann das Einherbsten ungestört besorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, sie hätte sie bloß für den Sonntag bekommen, sodaß sie alle Tage Sonntag haben könnten, sie meinte, sie seien auch Werktagskinder und müßten auch sechs Tage arbeiten und schaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich,

die Gebote Gottes seien für alle Leute und absonderlich für die Vornehmern, die sollten das Beispiel geben und namentlich gerade die sollten sechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erstlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müssiggang ist aller Laster Anfang, absonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müssen und voll Bosheit. Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis selbst hobeln und einstampfen mußten, aber sie mußten doch dabei sein, mußten zusehen wie man es macht, wie es geht, mußten, wie man zu sagen pflegt, Verstand von allem zu kriegen suchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, sie meinten, es müsse so sein.

Wenn Freundinnen zum Besuch kamen, besonders aus der Stadt, und die Nase rümpften über solche Zumuthungen, gränneten über eine ländliche Lebweise, wo dem weiblichen Geschlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe zu spielen, ja manchmal sogar einen Korb oder sonst was auf ganz gemeine Weise anzurühren und sogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht sieht oder hört, wie du das ansiehst, sonst nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen! warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab schnippische, naseweise Dinger, welchen das Gesicht des Herrn Oberamtmanns nicht so imponirte wie Allen, welche in seiner Nähe lebten, sondern die den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, sich ausließen über die Zumuthungen, welche an Fräulein gestellt wurden, als ob sie unter die arbeitende Klasse gehörten, als ob sie ihr Brod verdienen müßten. Wohl, die rannten schön an, die thaten es nie mehr zum zweiten Mal, der Oberamtmann vertrieb mit seinem Schlachtengesichte ihnen die Lust beim ersten Mal und zumeist noch ziemlich höflich. Er frug, was sie meinten, wofür sie eigentlich in der Welt seien. Solche unverblümten Fragen setzten die keckften Leute zuweilen in Verlegenheit. Er

frug weiter, ob sie nicht ein Buch kennten, in welchem schwarz auf weiß stehe, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe jedermann sein Pfund erhalten und das Pfund solle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einst der Mensch belohnt oder bestraft. Der Oberamtmann war ein sehr ehrenfester Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, daß er aus der Bibel hauptsächlich die Sprüche kannte, welche er auf Andere schlagend anwenden konnte und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit solchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, so fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß es in Verlegenheit gerieth. Wenn man so unvermuthet kommt und sagt: Seh mal, laß sehen, wo hast dein Pfund, gib füre! wo ist das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit gerathen würde? Soll sie sagen, ich bin schön, ich kann claviren besser als König David harfen, tanzen ebenfalls besser als er, zeichnen wie ein Blitz und schön daneben, les honneurs machen auf deutsch und weltsch und ganz artig, daneben habe ich viel Conversation, und das Mundstück steht mir nie, als wenn ich schlafe: wir fragen, kann ein Fräulein wohl so antworten, und wenn sie nicht so antworten kann, was soll sie dann antworten? Ja so kann man in Verlegenheit kommen, wenn jemand das Fragen nicht scheut, und wenn man so gleichsam vergessen hat, sich selbst zu fragen, für was ist eine vernünftige Person auf der Welt und gesetzt der Fall, ich sei eine vernünftige Person, welches ist mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen soll andere Pfunde? Wer einmal in dieser Fragen Klemme gewesen war, der hütete sich vor dem zweiten Mal und that wohl daran.

Besonders in dem Herbste, von welchem wir erzählen, hatte man sich zu hüten, das schwere Geschütz des Oberamtmanns nicht sich zuzuziehen; er war so übellaunig, daß die

Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunst aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbst, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Masse von Geschäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Untersuchungen, Verhöre muthmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabunden, welche das schöne Wetter zum Spazieren auffallenderweise benutzten. Da mußte nun unser Oberamtmann hinter dem Fenster sitzen, Spitzbuben verhören, verschmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Nase herumzuführen Tage lang, und draußen das prächtigste Wetter von der Welt! Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern gramseln mußte, wenn ein Gauner mit seinem Schelmengesicht durch seine Antworten ihn muthwillig herumzerrte und fitzte, wie man zuweilen sich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er so Einem unwillkürlich fünfzehn bis zwanzig dictiren mußte und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden sich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernstlich zu ersuchen, in seinem Eifer sich zu mäßigen, so war das ebenfalls kein geeignetes Mittel, ihn besserer Laune zu machen.

Einmal war auch so ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht gewesen, ein schöner Thau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schlosse hatte der Herr seine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in sein Audienzzimmer hinaufgestiegen und hatte sich zwei vorführen lassen, einen Mann und ein Weib, die sich offenbar kennen mußten und doch nichts von einander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirirte sich bald in Feuer, der Mann spielte den Heuchler, das Weib that schnippisch und jagte dem Herrn das Blut in Kopf, und arg mußte es damit werden, denn er drehte denselben immer, schnellte ihn förmlich einige Male dem Fenster zu, blieb stecken mitten in einer Frage, fragte endlich den Schreiber: „Still doch, was hört man?“

„Ich glaube ein Gjäg," sagte dieser kaltblütig. Der Herr sprang auf, riß das Fenster auf, da kam es schön und voll zum Fenster herein das Getöne einer wilden Jagd. Noch scholl es von ferne her, aber eine prächtige orgelnde Stimme hob sich vor den andern heraus, wie der erste Tenor aus einem wirbelnden Chor. „Wer zum — jagt da?" frug der Herr zornig. — „Es wird wahrscheinlich der Amtsrichter sein," sagte der Landjäger. „Es dünkt mich, ich kenne die Hunde, besonders den einen, er hat die schönste Laute weit und breit." — „So, der Amtsrichter, so, der wird meinen, er müsse mir die Langweile vertreiben," sagte der Herr. „Der könnte auch was Besseres thun, als z'jagen." — Er trat zurück und begann wieder zu fragen. Da brachen die Hunde aus dem Walde ins Feld hinaus, näher dem Schlosse zu. „Ja, es sind des Amtsrichters Hunde," sagte der Landjäger, „ich kenne sie jetzt. Es sollen b'sunderbare Hunde sein; man sagt, der Amtsrichter thäte sie nicht geben um vier schwarze Stiere. Mit Schein haben sie verloren, der Hase wird sich versetzt haben." — „Nun, jetzt wird er Verstand haben und abrufen, er wird mir doch nicht da unter der Nase jagen wollen," dachte der Herr, drehte sich wieder der Arbeit zu, inquirirte, daß Funken stoben. Da knallte es unten im Thale, neu brachen die Hunde los. „Ich wollte!" rief der Oberamtmann, den Rest vernahm man nicht, lief zum Fenster, sah wie ein Jäger einen Hasen weiter trug und dennoch die Hunde fortjagten, dem Schlosse zu, im Schloßberg einen Lärm verführten, daß man kaum sein eigen Wort vernahm, als ob sie den Oberamtmann mit Gewalt ins Freie heulen wollten. Der schloß im Zorn die Fenster, befahl dem Landjäger, er solle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erschießen, es nehme ihn doch wunder, ob er nicht sicher sein könne im Schlosse. Solch Trotz und Bosheit habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenstern, daß man das eigene Wort nicht mehr verstehe; so könne es nicht

länger gehen, man müsse dafür sorgen, daß man wieder wisse, wer Meister sei im Lande.

Man sei billig: es war wirklich strenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in seinem Recht, dieses Recht kostete sechs Thaler, erstreckte sich über den ganzen Canton, das Hochwild ausgenommen, und dieses Recht konnte von jedem erkauft werden, der ehrenfähig oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war oder ein gewisses Vermögen bescheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beschränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreise, zu ertheilen. Indessen wenn die Jäger unter sich Friede haben wollten, so kam einer dem andern nicht zu nahe, jagte dem andern nicht bis vor die Küchenthüre. Es war von je so und wird so bleiben: man hat gern so ein eigen Gehege und wer dem Andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angesehen. Nun denke man sich zu diesem noch das. Da im Zimmer saß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel sondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entsprossen, und fragen thut es sich, welches der wirklich vornehmere sei, und dieser alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit verbrauchen im Zimmer, unterdessen jagte ihm der Bauer um's Schloß herum, schoß vor seinen Fenstern einen Hasen, forcirte möglicherweise einen zweiten in seinem Garten — und er saß da, zwei Gauner hielten ihn zum Besten, er hatte ernste Befehle, die Untersuchung so schnell als möglich zu beendigen, weil sie mit andern zusammenhing und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die lustige Jagd draußen hören und drinnen die verschmitzten Gesichter sehen! Wir fragen, ob man darob nicht fast zum Narren werden mußte, ob da nicht ein Zorn zu verwerchen war, daß es fast über menschliche Kräfte ging.

Auch gelang es unserm Oberamtmann wirklich nicht. Der Gauner sollte ausgeschmiert werden und er hatte den

Landjäger nicht, der Landjäger sollte draußen die Hunde erschießen und er schoß nicht, der Oberamtmann rief nach ihm und er kam nicht, er schickte den Schreiber aus, der blieb aus. Der Oberamtmann war drauf und dran, dem Schreiber die Gaunerin, der Gaunerin den Gauner nachzusenden, und zu allem dem jagte es draußen so lustig und wild, daß lustiger nichts genutzt hätte. Die Frau Oberamtmännin schwitzte fast Blut. Begreiflich ärgerte sie die Unbescheidenheit oder vielmehr der boshafte Hohn des Amtsrichters sehr. Sie könne es vom Amtsrichter nicht begreifen, sagte sie, er habe sonst ihren Herrn in dieser Sache sehr geschont. Entweder müsse es etwas Ungerades zwischen ihnen gegeben haben, oder sie verstehe sich nicht mehr auf die Leute. Indessen das durfte sie einstweilen ihrem Herrn noch nicht sagen, denn, wie es allgemein ist, wäre ein Entschuldigen von Menschen, über die der Herr in Zorn war, Oel in Feuer gegossen gewesen. Es ging draußen kein Schuß, es jagte lustig fort, der Herr war im Begriff, Gauner Gauner sein zu lassen und selbst zur Flinte zu greifen, da endlich knallte es nicht weit hinter dem Schloß, die Hunde verstummten, der Herr dachte, nun endlich! Es wird dem Amtsrichter wohl erleiden, mir die Hasen zum Fenster einzujagen, es nimmt mich wunder, ob es der mit der verfluchten Laute ist?

Aber lange wollte niemand kommen, Bericht zu geben. Endlich zeigte sich der Schreiber, der wollte nichts wissen, er hatte die Andern nicht antreffen können, aber es hätte ihm geschienen, er höre **à la mort** rufen. Wenn man einen Hund erschießt, so kann man auch so rufen, sagte der Oberamtmann, es ist nirgends geschrieben, daß man es nur bei einem Hasen thun kann. Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Bestimmtes wissen, nur schien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geschossen, dessen Flinte knalle anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geschehen. Endlich erschien der Jakob

selbst mit einem prächtigen Hasen in der Hand und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn niemand heißen Hasen schießen, sondern die Hunde.

„Verzeiht, Junker Landvogt,“ sagte der Jäger, „ich habe gar nicht geschossen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben d's Dragoners Sohn im Schnitzboden (man sagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wohl sein Tochtermann werden) den Hasen geschossen. Wohl, dem sagte ich, ob das Manier sei, dem Junker Landvogt die Hasen um das Schloß herum zu jagen. Da entschuldigte er sich sehr, es sei nicht expreß geschehen, die Hunde seien halt dem Hasen nach, und dem Hasen hätten sie nicht befehlen können, wohin er gehen solle. Er lasse dem Herrn Oberamtmann sein Kompliment machen und schicke ihm den Hasen zum Präsent.“ — „Und du bist Esel genug und nimmst den Hasen! Auf der Stelle mach dich ihm nach und sage ihm, ich brauche keinen Hasen von ihm, er solle ihn selbsten fressen. Wenn ich Hasen wolle, könne ich selbsten schießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Gespött mit mir treiben zu wollen!“ Da Jakob zaudernd dastand und sagte: „Ja, ich weiß nicht, wo ihn finden, er sagte mir nicht, wohin er gehe,“ so machte der Herr eine Bewegung, welche Jakob kannte, daher so schnell als möglich die Thüre zwischen sich und den Herrn zu bringen suchte. So wie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Düpflein auf dem J, und wenn dies ungefähr fünfhundert Jahre vorher geschehen, so wäre nach einer Stunde eine schnaubende Schaar aus dem Thore geritten, hätte die Säublume niedergebrannt, den Amtsrichter sammt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt.

Was eigentlich den gnädigen Herrn am täubsten machte, war das Gefühl seiner Machtlosigkeit gegen solche blutige Beleidigung. Das Gesetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei seinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar seine Stan-

desgenossen, Vettern und Rathsverwandten nach alter Redeweise, aber mehr als einer hatte ihm schon gesagt: Fritz, Fritz, nimm dich in Acht, in allen solchen Dingen kriegst gewiß Unrecht, denke, wie unangenehm es dir dann sein muß, das Urtheil den Betreffenden selbst eröffnen zu müssen. Das hatte er schon mehr als einmal erfahren und es war wirklich auch das Bitterste in seinem Leben. Die Herren von Bern waren, im Ganzen genommen und namentlich im Verhältniß zur Zeit und ihrer Macht, sehr gerecht und namentlich unbestechlich, und von der Regel waren die Ausnahmen selten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen zwar gut in desselben Hand, und Muth sie zu gebrauchen hatte er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber seine hauptsächlichste Machtlosigkeit, der er eigentlich nicht einmal einen Namen geben konnte, bestand darin, daß niemand seinen Zorn theilte, niemand ausführte, was er befahl, und doch niemand eigentlich ungehorsam schien. Er befahl donnernd, und männiglich lief, zappelte, flog manchmal sogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim besten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob eine unsichtbare Macht den Takt schlüge der Dienerschaft, was zu thun, was zu unterlassen sei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schlosse bekannt war, sah, daß diese Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin saß. Aber mit dem Munde sprach sie dieselbe nie aus, nie gab sie irgendwie Gegenbefehle, höchst selten erlaubte sie sich in Gegenwart eines Dieners eine bescheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem noch immer anwesenden Gauner aufmessen, das brachte der Oberamtmann schließlich in Ausführung. Der Gauner hatte die Schläge allerdings verdient, aber da es dem Landjäger schien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, so zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberämtmännin schwieg von der Geschichte, und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, so redete sie dazu, denn schweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blasen, ohne zu löschen, und das ist eine schwere Kunst. Ihre Fräulein verstanden sehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer alles wieder, es war einstweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es sie, daß nächstens Amtsgericht war, die beiden sich sehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen essen sollte. Lud man ihn nicht ein, so zeigte es Feindschaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, so war es Feindschaft auf seiner Seite, und kam er, so waren Händel zu erwarten, so gewiß zwei mal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen sagte die Frau Oberamtmännin, so gleichsam wie verloren, sie hätte gehört, der Amtsrichter sei nicht bei der Jagd gewesen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß! „Ja wohl nicht dabei gewesen!" sagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und jagte mit seinen Hunden? Wenn er nicht dabei gewesen, er wäre schon gekommen und hätte seine Entschuldigungen gemacht, aber der wird sich hüten, sich sobald hier zu zeigen." — „Enfin," sagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannst wohl Recht haben; d's Kammermeitli hat es gesagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht." Lisette mußte vor, aber kein Neuling in dieser Sache, berief es sich auf eine Brombeerenfrau, welche es der Köchin gesagt. Die derbe Köchin antwortete, sie hätte viel zu thun, wenn sie alles im Kopf behalten wollte, was die vielen Weiber, welche ins Schloß kämen, berichteten, da würde sie sturm, nicht bloß im Kopf, sondern an der Leber, und der Herr Landvogt werde die Sachen lieber nicht angebrannt oder versalzen wollen. „Mach, daß das Mensch fortkommt," sagte der Herr, „ich kann es gar

nicht mehr sehen.“ — „Gern, wenn ich eine bessere Köchin wüßte, gern,“ sagte die Frau. „Aber du issest gern gut und treffen wie die konnte es dir noch keine, daneben wie du willst. Aber wenn man sie in der Küche läßt, so kommt sie dir nicht vor das Gesicht.“ — „Wegem Kochen geht's seit einiger Zeit hundsschlecht, alles Fleisch zu weich und das Gemüse läßt sie halb roh, wir hatten ja letzthin Bohnen, man konnte damit einander erstechen und hätte sich keine gekrümmt,“ polterte der Oberamtmann. Da fielen die Töchter ein, und das Wetter war vorüber.

Der Amtsrichter war wirklich nicht bei der Jagd gewesen und hatte gar nicht daran gedacht, daß die Jagd nach dem Schlosse hin sich ziehen könnte. Er hatte allerdings mit dem jungen Menschen und noch einem Freunde auf die Jagd gehen wollen. Wie er aufbrechen wollte, kam ein Mann und holte ihn zu einem kranken Verwandten, der testiren wollte, da galt weder Aufschub noch Ausrede. Damit die andern nicht um die Freude kämen, gab er ihnen den Knecht mit, den er auch als Jäger gebrauchte und in seiner Patente hatte. Er bezeichnete ihnen ihr Revier und gab dem Knecht genau an, wo er die Hunde ablassen solle und das war wohl anderthalbe Stunde vom Schloß entfernt und noch kein Hase hatte in dessen Richtung Reißaus genommen von jener Gegend her.

Doch nicht umsonst haben die Jäger den Glauben, man finde Hasen, die eigentlich nicht Hasen seien, sondern Hexen oder sonst neidische böse Menschen gewesen, welche nach ihrem Tode in Hasen verwandelt worden, um ihr Handwerk fortzusetzen und Jäger zu quälen und zu narren. Es gibt aber auch wirklich Hasen, die voll Tücke sind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt und ausruft: O wetsch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag. So eine alte Hex oder vielleicht auch ein

alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schlosse zu, als ob der Oberamtmann sein Vetter wäre und er dort z'Visite wolle. Wäre der Amtsrichter dabei gewesen, so hätte er dem Jäger gesagt: Mach dich nach, so stark du kannst, mach, daß du die Hunde wiederkriegst, wir warten dir hier. Denn der Amtsrichter hütete sich sehr den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unsere Jäger aber bedachten dieses nicht, standen mit dem Oberamtmann in keinem Verhältniß, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde so prächtig unverloren jagten, ließen es tschädern und machten sich, als sie merkten, daß es daraus ging, spornstreichs nach, schossen einen Hasen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenstern des Schlosses und merkten nicht, daß sie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als sie merkten, was Trumpf war, that es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Absicht sandten sie den Hasen zum Präsent und machten sich schnurstracks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereich des Schlosses.

Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erschrack er alsbald. Er wollte eine Dublone geben aus seinem Sack, wäre das nicht begegnet, sagte er. Indessen fand er es doch nicht nöthig sich soweit zu unterziehen, daß er expresse auf's Schloß ging, um sich zu entschuldigen, war doch kein Gesetz übertreten worden, hatte er sich doch das Recht erkauft, im ganzen Canton zu jagen, wo er wollte, insofern er keinen Schaden anrichtete. Es sei nächstens Amtsgericht, dachte er, da schicke es sich am besten, dem Oberamtmann zu erzählen, wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die

gleiche Sache, so gut als über die Verhältnisse der Menschen zu einander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Ansichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der erste zu sein und seine Erklärung ungestört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für sein Leben gern gut Freund mit sämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für sein Leben gern was Gutes, und ebenso hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts sollte ihn das Ding kosten. Nun war er bei jedem Besuch bei einem Amtsrichter der besten Aufwart sicher, und wenn er beim Kosten des Weins sagte: E wahre Balsam, Herr Amtsrichter, e wahre Balsam, wie bei euch trinkt man ihn nirgends, so konnte er sicher sein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flasche noch bessern brachte und sagte: Versucht den, Herr, was sagt ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter versprechen oder mit bösem drohen, je nachdem. Ein solcher Schreiber kann eine sehr bedeutsame Person vorstellen, wenn die Natur des Obern danach ist. Diesem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen, sich wichtig zu machen, so daß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es sich gefallen lassen. Dieser Schreiber that gegen den Amtsrichter sehr freundlich und sagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, seht euch vor, der Herr ist sehr böse über euch, ihr hättet es hören und sehen sollen, wie zornig er war und wie wüst er that; man war fast seines Lebens nicht sicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böser machen können als mit dem Jagen.“ Der Amtsrichter entschuldigte sich. Es sei ihm leid, sagte er; wenn er dabei gewesen wäre, es wäre nicht begegnet. Deßwegen sei er auch so früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und

ihm zu sagen, er solle ihm nicht zürnen, er vermöge sich dessen nichts. „Es wird bös gehen, ehe er euch hört," sagte der; „ich wollte euch z'Best rede, aber wohl, ich war froh zu schweigen." — „Ich will es einmal wagen," lachte der Amtsrichter, „und ihm d'Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen wie er will. Ist's ihm nicht gut genug, so stecke er einen Stecken dazu." — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, ihr an euerm Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade so. Aber was unsereiner auszustehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag bald in kein Mäß mehr, er ist manchmal gar nicht mehr ein Mensch."

Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis Alle da waren, dann kam er rasch hinein, setzte sich ohne viel bei den sonst üblichen cordialen Begrüßungen sich aufzuhalten, an seinen Platz und sagte: er hätte sich verspätet, es werde gut sein, wenn sie anfingen und pressirten. Es fiel dieses Benehmen allgemein auf, doch kannte nur einer den Grund und der dachte, mach nur, das erschreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag und namentlich einen Entscheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wässerungsprozeß, welcher das erstinstanzliche Urtheil des Amtsgerichts aufhob und Recht sprach, wie der Oberst angedeutet hatte. Die Amtsrichter waren alle sehr verwundert und sagten: Ei ja, so ist's, ja, daß wir das nicht haben sinnen können! Es ärgerte sie sehr, daß sie nicht den gesunden Menschenverstand gehabt, sondern demselben juristischen Sand scheffelweise hatten in die Augen werfen lassen. Das käme eigentlich jedem Kind in Sinn, sagten sie, aber wo die Advokaten z'Platz kämen, machten sie ein Blendwerk, daß es dem Teufel schwarz vor den Augen würde. Ja, sagte der Oberamtmann, aber der Verstand komme nicht vom Appellationsgericht, sondern anders woher, und der Advokat, der es vorbrachte, fing es noch gar lustig an. Der Oberamtmann hatte dieses Appellations-

gericht sehr auf dem Strich, er besaß eine ganze Schublade voll Wischer, welche dasselbe ihm ausgetheilt. „Ihr Herren," sagte der Advokat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil ihr die Akten vielleicht gelesen, ihr kenntet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört ihr es, will ich euch aufhalten, wenn ihr so gütig sein wollt aufmerksam zu sein." Das gefiel den Herren, sie ließen die Zeitungen einstweilen liegen, schrieben keine Artikel, wie es sonst geschehen soll, wie man sagt, diesmal paßten sie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wohl Acht und unterscheidet gut: laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüssige Wasser des obern Bauern, das muß dieser ihm zukommen lassen, aber wie viel er brauchen darf für sich, ist ihm nicht vorgeschrieben, er kann brauchen so viel er will. Nun kann man wässern und wässern, viel oder wenig Wasser brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun ist der junge Bauer ein besserer Bauer als der alte, denkt besser der Sache nach, braucht mehr Wasser, und was er nicht braucht, reicht er dem andern zu, alles beim Tropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herren, es sind erst drei Minuten vorbei, ich will sie Ihnen aber schenken und schließe." Nicht wahr, wenn sie Alle so redeten, so möchte man dabei sein und würde weniger sturm? — Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, bloß bemerken, daß sie noch an selbem Tag für ihre Bosheit mörderlich gestraft wurden, denn es kam ein Advokat, welcher während zwei Stunden so schrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links oder in der Mitte der March stehe, daß der Oberamtmann nachher sagte: er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenster geöffnet, er hätte ihm das Schloß versprengt. Der Advokat aber fand sich veranlaßt, sich bitter über dieses Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die sich so unanständig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, sie hätten beständig

gelacht, er glaube sogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegne, so begehre er entweder alsbald auf oder klage höhern Orts.

Es war aber, als ob der Advokat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen so spät geschlossen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, sagte: Ihr Herren zur Suppe, sie kaltet sonst und die Frau Oberamtmännin macht euch ein sauer Gesicht. Selb' wäre ihm nicht am Orte, sagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre es ihm gleich, aber nicht wegen dem freundlichen Gesicht, welches die Frau Oberamtmännin sonst habe, er freue sich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieses Kompliment passend fand im Munde eines Amtsrichters, so natürlich und richtig es sonst war. Der Ton, in welchem er es seiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuthen.

Sie war allerdings sehr freundlich, die Frau Oberamtmännin, mit Allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre sie gern noch freundlicher gewesen, wenn sie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten schon ungeduldig wurde und rief: Frau, willst kommen zu serviren, oder soll ich? Nach des Hauses Sitte wurde hinter dem Stuhle stehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner der Amtsrichter, der nicht sitzend und gleichsam in's Geheim noch nachbesserte, d. h. die längern Gebete, deren er sich zu Hause gewohnt war, noch hersagte. Es war ein stattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speisen, gut bereitet, doch ohne besondere Eigenthümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine Veranlassung zu besondern Geschichten, sondern saßen und aßen wie andere Menschen. Keiner warf die Fischgräte unter den Tisch, keiner zog das Hinterstück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner sagte: G'sundheit, Herr Landvogt, **Santé**, Jean (Kammer-

diener). Keiner trat der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und sagte: A vos services, Frau Landvögtin. Keiner: Wettet ihr nit so gut sy, Herr Schultheiß, u g'schwind mit mer uf'n Abtritt cho.

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirthschaftlichen oder häuslichen Beschäftigungen bildeten den Gesprächsstoff, der erstere hauptsächlich vom Herrn, der zweite von der Frau gehandhabt. Der Oberamtmann redete mit einer gewissen Hast und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, desto liebenswürdiger wurde sie, desto mehr haushälterische Weisheit strömte von ihren Lippen, so daß die Männer ganz erstaunt da saßen und bei sich dachten: sie glaubten beim Schieß, ihre Weiber verständen nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber solche fänden sich nicht dicht. So eine nähmen sie auch, von wegen es sei dann doch ein lustiger Dabeisein, als bei so einer verschmuselten Karresalb-Gret und grade solche Oelbüzeni seien oft die theuersten, wenn man sie gehörig im Salb behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wohl, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was sie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun so nebeneinander her, zunehmende Hast und zunehmende Holdseligkeit, sehr spannend für die, welche es merkten, wahrscheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefangen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz besonders ersorgt hatte. Sie hatte deswegen den in dieser Saison üblichen Hasenbraten, welcher die nächste Beziehung dargeboten hätte, ausgelassen und ein schön Ferkel, ein rarer Vogel um diese Zeit, aufgestellt nebst schönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie Manchem, der den Berg meiden wollte und in's Loch gerieth. „Ihr wer-

det euch wundern, keinen Hasen auf dem Tisch zu sehen," begann der Oberamtmann und sein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufschlug und einem schweren Seufzer nachsah, den sie gen Himmel schickte, „wie üblich und bräuchlich in dieser Jahreszeit. Aber sie werden rar die Hasen, sie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es ist mir daher leid, daß ihr heute einen entbehren müßt. Wahrscheinlich werden sie von den Füchsen gefressen, es sollen seit einiger Zeit deren viele sein am Schloßberg. Ich will nächstens Würstchen kommen lassen von Bern und sie legen im Berge herum. Sie sollen noch viel besser sein als die Schnitten für die Mäuse. Man macht sie in Huber's Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man sich in Acht nehmen mit den Hunden, sie fressen diese Würstchen eben so gern wie die Füchse. Ich will euch daher gemahnt haben wegen euern Hunden Acht zu geben, es wäre mir leid, wenn der eine oder der andere Unglück haben sollte mit seinen Hunden, aber die Hasen möchte ich doch nicht gern aussterben lassen, sondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufstellen. Oder wie findet ihr die Jagd in diesem Jahre, Amtsrichter?" Das war das erste Wort, welches der Oberamtmann heute unserm Amtsrichter adressirt hatte, es schien zuckersüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, sehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrscheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchse besonders in's Fleisch. Er sah wohl, daß die Kollegen den Stich des Oberamtmanns wohl merkten und beim Worte Füchse schienen sich ihm alle Mundwinkel zu verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht einer zu sein, der hinten kratze und vornen schlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu sein, der Muth habe und in's Recht trete wie selten einer und wirklich niemand fürchte, nicht fürchte gegen den Oberamtmann freundlich und höflich

zu sein, aber auch nicht grob zu sein, wenn es die Sachlage mit sich brachte. Es ist merkwürdig, wie Viele es giebt, bei denen je nach dem Barometer der Zeit bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorstellen soll und der je nach der Zeit bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald sie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört halt zur Natur des Menschen, schon der alte König David machte schwere Erfahrungen in diesem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Geras, und wenn der alte König bis auf diesen Tag gelebt hätte, so hätte er erfahren, daß auch an diesem Stücklein Erbsünde kein Düpflein vergangen ist.

Unter diese Menschen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um so mehr mußte es ihn kränken, wenn die Andern glauben konnten, der Oberamtmann stichle auf eine solche Art und er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht schweigend hinnehmen, noch weniger sich entschuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut schwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verhexet, besonders um meinen Hof herum. Kaum lasse ich die Hunde ab und sie stechen, so geht es fort und kehrt nie mehr. Es ist gar nicht wie bei den Hasen, es muß was Fremdes sein. Ich werde dem auch müssen abhelfen, sobald ich weiß, was es ist, sonst ist mir die Jagd verderbt." — „Das sind vielleicht Rehe," sagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es seien deren schon mehrere gesehen worden." Da war die Luft zum Ersticken schwül und der Oberamtmann hochroth. Der Schreiber sagte, er hätte gehört, aber er könne es schier nicht glauben, im Schwarzwald seien deren ganze Wälder voll, und wenn sie dort nicht mehr Platz hätten, so kämen sie zu Hunderten über den Bodensee, daß zu St. Gallen das Pfund Rehfleisch nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde darnach Fleisch sein, sagte ein Amtsrichter. Er könne es wohl glauben, denn er habe

auch schon Fleisch gesehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß essen sollte. Ein anderer erzählte ein Exempel dieser Art, es kam das Gespräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann korbete an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um so bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geschlagen, aber es ward ihm jede durch den Lauf des Gesprächs aus den Händen gewunden, und so abgebrochen sagen: „Herr Amtsrichter, das sind meine Rehe, und mit diesen nehmt euch in Acht, wenn ich euch guten Rathes bin," das mochte er doch an seinem Tische und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken seiner Competenzen zu gut bekannt waren, nicht sagen. Seine Frau war wieder holdselig wie Ketzer, winkte dem Jean recht fleißig einzuschenken, die Töchter secundirten diesmal gut, so daß es mit geharnischten Angriffen aus war, man am Ende recht lustig und friedlich auseinander ging — im Allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel sitzen.

Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, statt geziemend sich zu unterziehen, und über sich, daß er solchen Uebermuth nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekommen in guter Meinung sich zu versprechen, nicht als wegen eines Verbrechens, sondern wegen eines Mißverständnisses und einer Unhöflichkeit, deren er sich nichts vermöge, die ihm aber leid sei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann so feindselig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden, titulirte ihn sogar als Fuchs! Wohl, mit dem sei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm so komme, so werde er ihm zeigen müssen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor seinen Kollegen den Fuchs, den er empfangen, erklären und lud sie ein unten im Wirthshaus noch eine Flasche zu trinken. Dort

erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d'Sach z'erkläre, aber eine Bitte thue er sy Seel nicht und mit den Würstlein könne man es mit ihm probiren, wenn es sein müßte.

Wir glauben, der eine oder der andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweispältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indessen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme sie wunder, sagten sie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Diese Zustimmung seiner Collegen tröstete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heim kam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hätte (der Jäger hatte aus eigener Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so thäte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart und was das für eine Mühe sei, bis man alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer sein müsse, ob alles recht sei, man glaube es nicht. Nit, d'Sach hätte sie nie gereut und reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, sie sei von dem Züg her eine, wo noch Verstand habe ganz wie ein anderer gemeiner Mensch und vielleicht noch ein Brösmeli mehr als die meisten. Es sei nur so davon zu reden, wie man es mit diesen Leuten hätte. Man sei gut genug, so lange sie Einen brauchen oder sonst benutzen könnten, und beim kleinsten Dingeli, wenn man nicht ganz eben thäte und alles machte, wie sie es in ihren Köpfen hätten, kriege man

einen Tätsch vom Tüfel und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich sei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrscheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und sich von den untern Ständen beständig an deren Standesgenossen verrathen glauben nach der Redeweise: wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, so spart er es nicht. An der ganzen Sache ist etwas wahr, welches sich ungefähr so ausdrücken läßt: die Haut ist näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock. Christlich ist das freilich nicht, christlich wäre, wenn der Mensch sein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, sondern im Herzen und dieses Herz so groß und weit wäre, daß Liebe für Alle darin Platz hätte.

Die Frau Amtsrichterin zog also aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegentheil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, sondern den Schmerz immer erneuert. Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und suchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn sie zusammentrafen. Dann sagte gewöhnlich der Oberamtmann zu seiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewissen, er darf mich kaum ansehen. Aber er möchte nicht den Namen haben, er thut als ob nichts wäre. Aber wohl, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man ist gegen solche Leute immer zu gut, hat man nicht immer den Daumen ihnen auf, so strecken sie den Kopf auf, als ob sie die Sterne von ihren Plätzen stoßen wollten.“ Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und that, was Tausende pflegen, ganz falsche Gedanken hinter den Gesichtern suchen und nach diesen falschen Voraussetzungen ganz falsche Wege einschlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringste Spur von bösem Gewissen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Ober-

amtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber seinethalben böse Mienen machen, so lange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die schlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte sie nicht deutsch heraus, sie sagte: „Laß es gut sein, mach Friede mit dem Amtsrichter, d. h. sei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt sich ja nicht der Mühe, an eine solche Kleinigkeit so lange zu denken. Nun, du hast ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen und dir deine schwere Bürde erleichtern, er wird es auch sicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn bist.“ — „Frau, mische dich nicht in solche Sachen, das verstehst du gar nicht,“ antwortete der Oberamtmann. „Es ist nicht wegen der Sache, sondern wegem Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen lassen, sonst ist unsere Stellung gefährdet. Das ist die Kunst im Regiment, daß man jeden an seiner Stelle zu behalten weiß.“ Die Frau Oberamtmännin disputirte selten mit ihrem Herrn, nur wo es sein mußte, wo z. B. jemand alsbald Unrecht erdulden sollte thatsächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Gespräch fallen, dachte aber, wie man doch mit solchen Vorurtheilen sich ärgere und seine Verhältnisse unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann gewesen statt eine feine Dame, so hätte sie einen losgelassen und gesagt, es sei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achsen girten und garten, wenn man Karrensalbe bei sich habe. Warum nicht schmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half schmieren nichts, weder mit Karrensalbe noch mit Honig, draußen

gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen schlotterten die Menschen. Dies sind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müssen. Wie Mancher hat wohl schon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum so wohl sich sein ließ, so lustig sein Liedlein sang, so behaglich an süßen Kirschen oder saftigen Birnen lebte. Es sang, flatterte, hüpfte, als sei's im Paradiese, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man sagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, schneeig werden die Bäume, eisige Blumen bilden sich an den Fenstern, voll Frost ist Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere sich wärmen können! Wenn sie sich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es ist nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin dringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, so kommt ein anderer Feind und treibt sie aus ihrem warmen Verstecke, und dieser Feind heißt Hunger.

Der Hunger ist ein doppelt Wesen, hat zweierlei Naturen, ist oft ein heiß ersehnter Gast. Wie oft spitzt ein Hochgestellter, ja ein Fürst oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke dessen Nahen, nicht fühle dessen Zerren und Nagen. Dann wiederum ist er schrecklicher als das wildeste der Thiere, er ist der fürchterlichste Peiniger auf Erden, wenn er langsam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menschen und langsam zehrt von Mark und Säften des Menschen, bis diesem das Schicksal der Fliege wird, die in der Spinne Netz geräth, bis er eine Beute des unsichtbaren, aber schauerlichsten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das ist das Unthier, welches in kalten Wintern über die Thiere kömmt, sie unbarmherzig treibt aus ihren Verstecken hinaus in den kalten Wald, in's nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speise zu suchen. Aber Gottes große Speisekammer hat sich

entleert und als schwerer Riegel hat sich der Frost über der Erde Schooß gelegt und wenig ist, was sie finden. Da ist's, wo die Vöglein so struppicht sitzen auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenstern und bittend und ängstlich durch die Fenster spähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Thiere kümmerlich sich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Fressen mühsam suchen. Da ist's, wo die armen Thiere in ihrer Noth dem Landmann zu schaden gehen, nach dessen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, sich zur Fristung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße seines Angesichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von seinem Eigenthum nimmt, den betrachtet der Mensch als Dieb, sichert sich vor ihm nach Landesgebrauch und Gesetz, denn er hält dafür, das Eigenthum sei in Gottes Wort gewährleistet, stehlen sei niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menschliche Diebe straft man nicht mehr am Leben, sondern an Freiheit und Eigenthum. Die armen Thiere haben kein Eigenthum als ihre Haut, und was sie genommen, können sie nicht zurückgeben, das ist alsbald wohl versorgt. Es erlaubt daher auch das Gesetz dem Diebstahl der Thiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und darob sich zu entschädigen. Wer zählt die Thiere, welche diesem Gesetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenersatz genommen werden, wenigstens vorgeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

Unser Amtsrichter hatte einen Acker mit Lewat prächtig besetzt, derselbe stieß an den großen Wald, der einen Theil seines Hofes begränzte.

Wie erschrack der Amtsrichter, als er eines Tages zu seinem Acker kam und denselben zu einer Weide für die Thiere des Waldes hergerichtet fand. Er sah aus fast wie ein Tanzplatz, wie man sie bei uns hier und da unter dem freien

Himmel an einsamen Orten findet. Was wußten die armen Thiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte und daß man den Lewat nicht fressen, sondern ölen müsse? Er dünkte sie herrlich und damit voilà!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, sondern das Gegentheil, was eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit bildet. Da also Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden sich Hasen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Ueber die Hasen wurde der Amtsrichter nicht so böse. Er wußte längst, daß Hasen ein diebisch Volk sind, zudem waren sie seit seinen Kindesbeinen an hier, also gleichsam Bürger und einheimische Diebe, freilich nicht so brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderath ein Leumdeszeugniß auszustellen hatte. Dieser Gemeinderath sollte einem ertappten Dieb ein Zeugniß ausstellen über dessen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgelesen, erhob der Präsident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäthe, ihr habt gehört von wegen Thürlihäusi und von wegen einem Zeugniß: weiß einer von euch was Schlechtes über ihn, so soll er es sagen. Ich für meinen Theil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wohl zuweilen etwas mitlaufen lassen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht lassen sollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wissen will? Nahm er einem Burger was? Nur Hintersässen und Ausburgern nahm er, und sind die nicht selbst schuld daran? warum kamen sie hierher? Wären die daheim geblieben, wo sie hin gehörten, Thürlihäusi hätte ihnen nichts genommen. Darum helf' ich ihm ein Zeugniß geben, ja freilich, und sagen: Schlechtes sei uns nichts über ihn bekannt. So können wir bei der Wahrheit bleiben und bringen ihn nicht in's Unglück. Oder ist's nicht so, oder nahm er einem von euch etwas, so soll er's sagen. He nun sodann, wer meiner Meinung ist und ihm so ein Zeugniß geben will, soll die Hand aufheben."

Es hoben sich rasch alle Hände, nur eine langsam. „He, ja," sagte ihr Besitzer, „ich kann auch heben, stehlen ist freilich stehlen, daneben glaube ich, wenn man einem hungerigen Hintersässen, der ehrlichen Burgersleuten das Brod vor dem Maul wegfrißt, schon hier und da etwas nimmt, so werde das soviel nicht gefehlt sein. Wie der Präsident ganz recht gesagt hat, warum bleiben die nicht, wo sie daheim sind." Die Hasen also fraßen dem Amtsrichter seinen Lewat, obgleich er kein Hintersäß war, doch nahm er es ihnen so übel nicht, denn er betrachtete sie so gleichsam als die Seinen und dachte, sie wüßten es nicht besser, nähmen da, wo es sich ihnen schicke. Er meinte nicht, daß er die Hasen um seinen Hof herum alle schießen müsse, die sparte er. Nur wenn er einen haben sollte und nicht gleich wußte, wo ihn nehmen, schoß er einen, von wegen er sah gern das ganze Jahr durch hier und da einen Hasen.

Anders war es mit den Rehen, die waren nicht sein, die waren des Oberamtmanns, die waren so gleichsam Fremdlinge. Wenn die was fressen wollten, so konnten sie in den Schloßberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis kratzen oder an dessen Bäumen sich erlaben. Ihnen schob er allen Schaden zu und den wollte er nicht leiden, da hätte niemand das Recht es ihm zuzumuthen. Als er Zornes voll heimkam, war gerade der Landjäger da, der eine Verrichtung für ihn hatte. Dem leerte er seinen Zorn aus und trug ihm schließlich auf, dem Junker Landvogt zu melden: die Rehe, welche er gepflanzt, schädigten ihn sehr, er lasse ihn ersuchen, die Rehe fortzuschaffen, sonst stehe er nicht gut für sie. Es nähme ihn wunder, sagte er dem Landjäger, wenn der Oberamtmann Würste legen lassen dürfe im Schloßberg, damit ihm seine Hasen sicher blieben, ob er nicht dafür sorgen dürfe, daß des Oberamtmanns Rehe ihm seinen Lewat nicht fräßen. Der Landjäger hatte seine Freude an solchen Händeln, machte gern den Zwischenträger, es verkürzte ihm die Zeit, auch zog

er seine Sporteln davon, so gut als der Schreiber. Er richtete daher dem Herrn Oberamtmann den Auftrag pünktlich aus. Der ward alsbald ein feuerspeiender Berg, daß Aetna und Vesuv nur Kinderspielzeug schienen gegen ihn. Ja dem Schreiber ward sehr angst, er begann sich zu fürchten, der Oberamtmann sprenge das Schloß in die Luft und ihn damit. Selb war ihm doch nicht anständig, denn er hatte erst gemetzget und die Sau nicht gegessen. Auch schickte ihm sonst der Amtsrichter alle Winter einen Hasen, der war noch nicht angelangt, begreiflich also auch noch nicht gegessen, und jetzt in die Luft sprengen, wo es bekanntlich weder Schweine noch Hasen giebt, man denke! In einem Augenblick, wo der Oberamtmann neuen Athem faßte, erinnerte er bescheiden, daß vor Abgang der Post noch ein Verhör mit einigen Bauern nöthig sei, um die verlangten Ergänzungen zu liefern. Der kluge Schreiber hatte sie schon mehr als einmal als Blitzableiter gebraucht und sie probat gefunden, wenn hageldicht auch Blitze ihnen auf den H . . . fuhren, es hatte noch keiner gezündet. Allweg, so dachte er, sei es für ihn gar viel angenehmer, wenn sie einige kriegten, als wenn er in die Luft fahren müßte.

Indessen mußte sich der elektrische Stoff durch dieses Mittel noch nicht ganz entladen haben, denn bei dem Mittagessen fing der Oberamtmann frisch an zu donnern. „Da kannst du jetzt den gränzenlosen Uebermuth und die Frechheit des Mannes sehen, mir so was sagen zu lassen, mir Gegengewicht halten, sich auf die gleiche Linie stellen zu wollen." — „Rechtlich genommen," fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die schwieg, denn es war als ob sie an eine Leidener Flasche gekommen, so gab der Herr Funken. Als sie meinte, jetzt sei er fertig, fing sie ganz leise an: „Aber es ist doch fatal, wenn man was gesäet hat" —; potz Himmel, wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, sintemalen nie erhört worden, daß Rehe Lewat gefressen.

Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiste von allem wieder und wie der Oberamtmann gesagt: er solle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht constatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam und die ja dabei waren, als der Oberamtmann so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse, was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn jeder drein müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß, vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzusehen war wie ein gepudertes Tanngrotzli, und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respekt vermelden und dem Herrn Oberamtmann melden, auf seinem Lewatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weßwegen er es erschossen habe, der Herr Oberamtmann solle darüber verfügen.

Nun, jetzt mag der verehrte Leser einmal selbst die Mühe nehmen sich vorzustellen, was der Oberamtmann für ein Gesicht machte und wie er den Mund aufthat. Im ersten Zorn riß er am Glockenzug, daß er sprang, und rief nach dem

Landjäger, daß der Kalk von den Mauern sprang. Der und der alte Polizeier sollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefesselt oder nur so, Einer hinten und Einer vornen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und sich fortgemacht, auf die Post hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte also dessen Rückkehr erwarten, da augenscheinlich der schlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geschweige Andere gefangen führen. Unterdessen setzte sich die erste blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leise. „Wie wäre es," sagte er, „wenn man zuerst ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig untersuchte, ehe man zur Verhaftung schritt," ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter so bald davonläuft, aber ihr wißt, wie sie in Bern sind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut springen möchte, und wenn nicht alles nach dem Lineal geht, so bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht ist. Es scheint, man habe seit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; sie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen diese Worte durch den Nebel des Zorns; er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann sprach er: „Man kann's machen, es soll an der Sache aber nichts ändern, nur damit sie drinnen nicht die Freude haben, einen Wischer aufs Land hinauszuschicken, obschon ich mir aus solchen Wischern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wohl noch einige Platz haben werden. Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweser, du Polizeier bringst ihm denselben und sagst ihm, der Herr Amtsschreiber und der Landjäger würden längst

in einer Stunde ihn abholen, er solle machen, daß er daheim sei, und triffst du ihn nicht an, so soll man nach ihm aussenden, bis man ihn hat." Der Polizeier marschirte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und so gleichsam Vorrath von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber so mit nichts soll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der soll nicht seine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Halunke was er ist," sagte der Herr. „Schreibt eine provisorische Verfügung, daß ihm einstweilen bis zur Vollendung der Untersuchung und weiterm Bescheid verboten sei, den Fuß ab seinem Herd zu setzen." Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um so hartnäckiger in Nebensachen wurde, wenn er in der Hauptsache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wischer geben, dachte er, mache aber nicht das Aufsehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn der Oberamtmann Freude an Wischern habe, wolle er sie ihm nicht verderben. Man sieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, sorgte hauptsächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er schrieb also die Verfügung des Eingränzens des Amtsrichters auf seinen Herd und ging mit ihr ab, um sich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den kalten Weg.

Der gute Oberamtmann in seinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all seiner Majestät verrathen sei ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll seufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin sehr der Frau des Pilatus, daß sie so ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte und daß ihr dieses Thun nicht selten im Traume vorkam. Darin aber unterschied sie sich sehr von der Frau Pilatussin, daß sie sich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins

Audienzzimmer zu senden. Wie es aber geht bei solchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, sich aussprechen muß, so suchte der Oberamtmann, sobald der Schreiber ihn verlassen hatte, seine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und seinen Zorn aus. „Da kannst sehen, was das für ein Bursche ist! du nahmst immer seine Partei, da siehst, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem solchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für alles obendrein.“ — „Ich weiß nicht,“ sagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böse machen, Fritz,“ (so nannte sie ihn unter vier Augen immer, wenn sie besonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wärest du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß gewesen, er hätte das Reh nicht geschossen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig sei, wegen einem ganzen Sack Lewat hätte er dich nicht böse gemacht, er hätte den Rehen ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!“ — „Meinst dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorsamen Diener machen, mich wegen seiner Unverschämtheit noch bei ihm bedanken sollen! Ja, du verstehst die Leute zu behandeln! Wärest du Meister, sie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, das Haus über dem Kopfe verbrannt.“ — „Wer weiß,“ sagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch schon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, ist nicht ein Unterziehen oder ein unangemessenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müssen; übrigens ist ja oft am besten, wenn man die rechten Hauptsachen im Auge behält und Kleinigkeiten übersieht.“ — „Es ist heute wieder nicht mit dir zu reden, das ist ein ewig Widersprechen: Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Hasen vor der Nase schießt und zuletzt nicht einmal Entschuldigungen macht!“ „Kleinigkeiten, ja wohl!“

„Und jetzt wegem Reh, was willst machen, Fritz?“ frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meister im Lande und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!“

Und mit gewaltigem Schritt marschirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr gestrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen! O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth vorbeugte, die in Tagen der Noth der beste Steuermann wäre. Sie waren sämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubbeligen Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren g'wunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken würde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war Allen die Restauration beim Amtsrichter, deren sie sicher waren, an deren sie bloß im Vorgefühl kannibalisch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig kalkulirt. Natürlich gingen sie zuerst nach der Säublume, denn wo sie das Reh suchen sollten, wußten sie nicht. Der Amtsrichter ließ sich nicht suchen, er empfing sie schon vor der Hausthüre und zwar mit lachendem Gesicht und fragte, was sie Guts brächten, es müsse was Wichtiges sein, daß sie sich vom Ofen weggelassen. Der Schreiber, dem

das Maul am gängigsten geblieben, weil er es am meisten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir sollen einen gewissen Amtsrichter fassen und an Schatten bringen.“ — Nun, er sei z'weg, sagte der Amtsrichter mit lachendem Gesicht. Er hätte heute expreß frische Strümpfe angezogen, die wärmer seien als schon getragene, damit er es besser erleiden möge im Mörderkasten oder in welches Gefängniß sie ihn bringen sollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müsse, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergessen werde, z'best geredt, einstweilen hätten sie bloß den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er sehen könne, was Trumpf sei, antwortete der Schreiber.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erst eine dunkele Miene, die sich rasch verzog, legte das Schreiben bei Seite und sagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweser beliebe, dort den Augenschein nehmen und dann hier das Protokoll schreiben, draußen gefrören ja Dinte und Finger; derweilen könne seine Frau was Warmes machen. Daneben wie sie wollten, er habe da nichts zu befehlen, sondern als Delinquent gehorsamst sich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorschlag einwenden sollen, besonders wegen dem Warmen? „Indessen doch noch Eins auf den Weg,“ sagte der Amtsrichter und schenkte ein delikates Kirschenwässerchen ein, das sämmtliche Majestäten ganz verzückt davon wurden, die Beine nicht stille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, seiner Frau die Verfügung mitzutheilen, die sprang z'weg wie eine Katze am Hälslig, und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geschickt, er selbst hätte was vernommen wie noch nie in seinem Leben. — „Und jetzt was willst machen, etwa ein Föfel sein und d'Sach in Sack stecken?“ — „Still Frau, still, und wenn sie wiederkommen, still, ganz still, ohne Wort und saure Miene, der Landvogt muß nicht

Freude haben, wenn er hört, wie ich gethan und wie du aufgesprungen. Denn die drinnen sind ein Pack, die, wie gut sie es mit uns zu meinen scheinen, doch alles dem Landvogt b'richten." — „Aber was willst dann machen, das so annehmen?" — „Weiß es schon, will es dir sagen, sobald sie fort sind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie gesagt, sie müssen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die Andern." Die Frau verstand den Mann und that also. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu versalzen.

Die Männer zogen aus, fanden einen schönen Rehbock auf dem Lewatacker, der wirklich aussah, als hätte eine Heerde Schafe sich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen alles gut in's Auge und der Amtsrichter gab zu Protokoll: Rehe seien muthwillig hierher verpflanzte Thiere, der Oberamtmann habe sie für seine Freude hierher gebracht, nun sei es nirgends geschrieben, daß er, Amtsrichter, schuldig sei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denselben geziemend warnen lassen, und erst, als er schnöden Bescheid erhalten, von seinem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er selbst gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er sich einstweilen, behalte sich aber das Gutfindende vor.

Nachdem also das Protokoll gehörig abgefaßt, unterschrieben, versiegelt war, setzte man sich ohne langes Nöthigen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine stattliche Mahlzeit und dazu die schönen aufwartenden Töchter, es ward absonderlich dem Schreiber, als sei er in Mahomed's Paradiese, ob Christ, ob Türk war ihm hell egal im Allgemeinen, im Besondern aber war ihm die Religion die liebste, bei der er was Besseres genoß und Schöneres sah. Er ward ganz Geist und Humor, und wenn

dann die Mädel recht lachten, so kam es ihm vor, er hätte sie schon, wenigstens eine. Die meisten seiner Geschichten bezogen sich auf das Schloß und ganz besonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was seinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen wollen, da sie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. — „Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unser Herr ein Schreiben von der Regierung. „Darin ist etwas, was mich gar nicht interessirt, thut das in die Schublade dort, es sind deren schon mehr darin —," sagte der Junker. „Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und sehen was darin ist?" frug ich. — „Nicht nöthig," sagte er, „weiß das Nöthige schon und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich ist? Marsch mit in die Schublade." Unser Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen und es war ihm zu Ohren gekommen, es sei ein braver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er stehe angerichtet im Schreiben. Also marsch mit in die Schublade, die so voll ist, daß man allemal mit dem Schuh Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, in dem einem Geschäft nachgefragt und uns sehr ernsthaft die größte Beschleunigung anbefohlen wurde. Man sei der immer sich wiederholenden Verschleppungen satt, hieß es darin unverschämt genug.

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z'weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu haben scheine an Wischern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden und der

Herr sagte: „Jetzt können sie auch einmal schmecken drinnen in Bern!“ Mit umkehrender Post kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Pistolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine solche Sprache führe und noch dazu bei dieser Sache, aus welcher man sehe, wie groß die Unordnung in den Geschäften sein müsse, denn das betreffende Schreiben sei abgegangen und müßte in unsern Händen sein. Wenn so was noch einmal begegne, so werde unumgänglich eine Untersuchung über uns verhängt werden.“

„Ja das war nicht Spaß, so mir nichts dir nichts sie abfertigen durften wir nicht. Wir suchten einen ganzen Morgen, kehrten alles sieben Mal um, der Junker war in einer stillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und speie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: „Herr Oberamtmann,“ sage ich, „war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?“ — „Warum nicht gar,“ schnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geschäft, über welches berichtet werden sollte. Ja da standen wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da ist der Schreiber dann kommod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch sie kömmt so ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergessen, aber in Zukunft soll besser Obacht gehalten werden. Aber wohl, seither macht der Herr die Schreiben auf!“ — „Aber,“ frug der Amtsrichter, „merktet ihr dann nicht, als der Wischer wirklich kam, daß etwas Anderes in dem Schreiben stecken mußte?“ — „Ja der Wischer kam eben nicht,“ antwortete der Schreiber. „Wahrscheinlich war von einem die Rede gewesen, derselbe aber unterlassen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab.“

Man denke, wenn das alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum ist's gut, daß der liebe Gott unser Gehör eben recht beschnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweser oder Amtsstatthalter mit seinem Gefolge von dannen zog, wunderten sie sich Alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte fast Lust die Kutte auszuziehen, sagte der Polizeier. Er hätte diesen Morgen nicht geglaubt, daß es so-bald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht ge-dacht, daß einige Pfund Fleisch, einige Flaschen Wein in seinen Magen kämen, und was diese Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längstens nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerst un-zufrieden. Der Schaden auf dem Lewatacker war ihm viel zu kläglich dargestellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht selbst mache, auf niemand könne man sich verlassen, zu-verlässige Leute seien selten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto“ würde der Oberamtmann gesagt haben, wenn La-tein seine starke Seite gewesen wäre, wie sie es eben nicht war.

Als sie fort waren, befahl der Amtsrichter, sein Reit-wägeli zu rüsten, in der Brunnmatt, wo es am wenig-sten gefroren sei, Mutten abzustechen und den Boden des Wägelis damit zu belegen. „Was Tausend willst,“ frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo sie die Or-dres gehört hatte. „Will morgen auf Bern und, um dem Oberamtmann nicht ungehorsam zu sein, auf meinem Heerd bleiben.“ Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du bist wohl alt für sellig Witze,“ sagte sie. „Mach eine Vorstellung, du kannst so wohl schrei-ben und d'Wort stelle, oder wenn du es nicht gerne selbst machst, so laß einen Advokaten kommen, sie beten auch ums täglich Brod, oder wenn sie schon nicht beten, so nehmen sie es doch gern.“

„Nichts Schriftliches und erst nichts von Advokaten, die alles auf die lange Bank ziehen," antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger sagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwiesen, gelesen, Bericht erstattet; Anträge gestellt, berathen und schließlich das Ganze zu besserer Untersuchung und Vervollständigung der Akten zurückgesandt ist. Ich weiß wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen schon ist der ganze Tschuep aus." — „Wie willst es dann machen?" frug die begreiflich gwundrig gewordene Frau. — „Das sage ich dir jetzt nicht, sondern erst morgen, wenn ich heim komme." Damit mußte die Frau sich begnügen, wenn sie schon Frau Amtsrichterin war, dies mögen andere Weiber, die immer alles auf der Stelle wissen wollen und nicht Frau Amtsrichterin sind, sich merken.

Am folgenden Morgen war Dienstag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt ist, an welchem benachbarte Cantone mit Lebensmitteln sich versehen. An diesem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen zur Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen seine Geschäfte abthun konnte. Der Amtsrichter fuhr also auf Bern und hielt vor dem Hause eines einflußreichen Rathsherrn, mit dem er in sehr gutem Vernehmen stand. Er sandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge sind, hieß ihn läuten und, wenn man Bescheid gebe, sagen, der Herr Rathsherr solle so gut sein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge that es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der Bube wolle ihn zum Besten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amtsrichter auf seinem Wägeli vor dem Hause sah.

„Was kömmt euch in Sinn, Herr Amtsrichter?“ sagte Pierre, „der Herr Rathsherr kömmt nicht hinunter, das ist nicht der Brauch, steigt ab und kommt herauf, es ist eben niemand bei ihm, der Junge kann euch das Roß halten.“ — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte, thut mir den Gefallen und sagt dem Herrn, ich ließ ihm dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht.“ Pierre schüttelte bedenklich den Kopf und meldete es dem Herrn. Der Herr wußte nicht was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht bestimmte Gründe, diese Bitte zu stellen, aus Pflichtsinn ging er hinunter, aber mit ernstem, strengem Gesicht, mit dem sich nicht spaßen ließ. „Verzeiht, Herr Rathsherr, daß ich euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geschändeten mir meinen Lewat, ich ließ es ihm sagen, er mir abputzen; darauf schoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Bescheid nicht ab meinem Herd solle. Darum, hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie ihr seht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man sich der Obrigkeit unterziehen soll. Aber ich möchte inständig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er solle mich frei lassen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit daheim zu sein.“ Als der Rathsherr das sah, lachte er gar herzlich über diesen wohlangebrachten Witz und sagte: „Es ist verdammt kalt da, kommt um ein Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere besprechen“ — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd,“ antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube?“ frug der Rathsherr. — „Aber ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchstaben,“ bat der Amtsrichter. — „Kommt nur und gleich nach halb Eins,“ antwortete der Rathsherr und ging lachend in's Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der seltsam belegte Boden seines Wägelis Aufmerksamkeit erregte und

viele Fragen erzeugte. Es gebe sehr warm, sagte der Amtsrichter, ging seinen Geschäften nach und fand sich zur gesetzten Zeit beim Rathsherrn richtig ein. Derselbe empfing ihn nicht mit ernstem Gesicht, führte ihn ins Kabinet zum Kaminfeuer und ließ sich da erzählen.

Der Amtsrichter that es aufrichtig, redete vom Jagen um's Schloß, daß er aber nicht dabei gewesen, bekannte, daß die gedrohten Würste ihn böse gemacht und ihn veranlaßt, sein Aergerniß an den Rehen zu nehmen, und weil ihm der Herr Oberamtmann so bösen Bescheid habe zugehen lassen, habe er es probiren wollen, ob die Gesetze was gölten oder nicht. Daß er heute so auf Bern komme, geschehe nicht aus Bosheit, sondern er habe die Verfügung respektiren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachsen lassen. Wenn so was einmal schriftlich werde, so werde das Giecht immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht so vom Zorn sich hinreißen ließe. Nun sprach auch der Rathsherr freundlich und väterlich, gab dem Amtsrichter Recht, bemerkte aber, wie sie beide in ihren amtlichen Stellungen sich in Acht nehmen müßten, persönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu lassen, sie müßten sie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenschaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an und erklärte, er seinerseits wolle den Handel gern vergessen dahin und daweg, wenn der Herr Oberamtmann es auch thun wollte. Der Herr sei ihm wirklich eigentlich lieb, aber unterthun, das lasse er sich einmal nicht gern, selbst vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe sei servirt.

Als der Amtsrichter ins Speisezimmer trat, stand ihm sein Oberamtmann gegenüber.

Dieser war nämlich, als sein Zorn verraucht war und er das Protokoll gelesen, nach und nach verlegen geworden.

Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsricher an der Hand, der Gesetz und Recht ganz gut kannte. Er entschloß sich endlich, obschon mit großem Widerstreben und auf dringliches Bitten seiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen schon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu sagen: Ihr Herren, seht so bin ich drin, wie machen, um so ungeschlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es euer guter Wille ist. Nun lasen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein scharf Kapitel und halfen ihm bestmöglichst, aber in der Regel nicht parteiisch, nicht gewaltthätig, sondern sie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patsche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weise, wie er sich und das Ansehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigsten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der sein Vetter war, gekommen und hatte seine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm scharf zugesprochen, wie er durch solche Thorheiten die Regierung kompromittire, die einflußreichsten Männer auf dem Lande vor den Kopf stoße, statt allem aufzubieten, sie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müsse seine Persönlichkeit opfern können und nicht bloß im Krieg, sondern eben in solch scheinbaren Kleinigkeiten u. s. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte sich indessen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters und fragte endlich: „Aber und jetzt?“ „Wißt ihr was, Vetter, esset heute bei mir z'Mittag. Ich weiß zwar wohl, ihr esset nicht gern irgendwo à **l'hasard du pot**, aber so einmal zur Seltenheit wird nit z'tödten gehen.“ — „Ja, Vetter, so ist es bös refusiren, wenn ihr also erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden,“ antwortete der Oberamtmann. Er wurde als er kam zu seiner Cousine, der Frau Rathsherrin, geführt und war ebenso überrascht als der Amtsrichter. Sie

standen sich da verblüfft gegenüber und wußten nichts miteinander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr sagte: „Nicht wahr, Vetter, das ist brav von mir, daß ich euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß ihr gute Freunde seid und daß ich euch keinen angenehmern Tischgenossen bringen konnte als ihn.“ Es waren beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittagsessen. Auch hatte die Cousine Rathsherrin dafür gesorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hasard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr schonte seine Weine nicht, war sehr fleißig mit Anstoßen und Gesundheitmachen, und von der ganzen Geschichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der eine die Stadt auf, der andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der erstere dem letztern die Hand und sagte, es würde ihn sehr freuen, wenn er ihn bald bei sich sehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächstens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß sich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächsten Jahr der Oberst mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Die drei Brüder.



Es war ein trüber Herbstmorgen im Jahre 1839. Bysennebel hingen in den schwarzen Tannen, düster rauschte die Grüne, als die dicke Wirthin auf dem Flühlestalden vor die Thüre trat, mit dem Fürtuch den Schweiß von der Stirne sich wischte, eine tüchtige Prise nahm, ringsum schaute und endlich zu ihrem Manne, der noch viel dicker als sie auf der Bank neben der Thüre saß, sagte: „Es kömmt noch niemand! Haben sie es wohl vergessen oder wir nicht recht gehört, schon bald eilf und ich sehe noch keinen. Es wäre Zeit, die Fische zu tödten, aber bis ich einen sehe, thue ich es doch nicht, sie reuten mich viel zu sehr, wenn wir sie selbst essen müßten; so schöne haben wir lange nicht gehabt."

„He," sagte der dicke Wirth mit einer Stimme, die tönte als käme sie aus einem alten Zwingherrenthurm, „es ist noch alle Zeit; die Einen haben weit und die Andern sind spät auf den Beinen, und wenn sie schon darauf sind, so geht es doch nicht geschwinde; darum habe nur Geduld und nicht Kummer, sie werden schon noch kommen, es fehlt nicht. Noch vorgestern hat der mir es gesagt, welcher bestellt hat." „He nun meinetwegen," sagte die Wirthin, „wenn sie warten müssen auf das Essen, so sind sie selbst schuld. Kämen sie früher, daß man wüßte, woran man wäre! Bei solchem Wetter ist man immer

ungewiß, wenn Herren dabei sind. Die bilden sich ein, sie seien von Zucker und zergingen alsobald, wenn ein Tropfen Regen auf sie fiele."

Die Wirthin hatte ein scharfes Auge in die Weite, aber den Buchstaben, geschriebenen und gedruckten, frug sie nicht viel nach. Wie sie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh schaute, rief sie: „Dort über die Zäune sehe ich einen Kopf kommen mit einem Hut darauf und etwas hält er vor dem Gesicht. Es ist nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunstecken aus." — „Das wird just der Rechte sein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; so läuft zwischen Burgdorf und Sumiswald nur einer; dafür ist er aber auch g'studirt, der Teufel zöge das Kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, so kommen die Andern auch, der zieht sie an wie Speck die Mäuse. Geh' hinein, Frau, laß die Fische holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da ist, so werden die Andern auch nicht mehr weit sein." —

Wie der Wirth sagte, so geschah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte die Arme in der Seite sich umgesehen nach allen Seiten, so waren auch Andere da, Männer von allen Sorten, sie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger sah man keinem an, die meisten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verschiedene Gesichter, aber jedem sah man an, daß er sich nicht für den Dümmsten hielt, und die meisten waren so, daß auch Andere sie für etwas mehr als dumm hielten. Eben so verschieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürstet und man sah den meisten an, daß sie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da gewesen, unmöglich wäre es ihm gewesen zu errathen, was diese Leute vorstellten; daß die meisten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von zweien hätte er vielleicht geglaubt, es seien Gelehrte, sie hatten Brillen auf der Nase, hätte sich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum sie da zusammenkämen, in diesem einsamen Wirths-

häuschen, wo der Wirth viel dicker ist, als das Haus groß und die Zimmer viel enger, als die Gäste breit; denn diese saßen um keinen Tisch, frugen weder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von einem, sondern von allerlei, je nachdem jedem der Schnabel gewachsen war. Keinem muß das Herz voll gewesen sein, denn man merkte keins, das überlief. Vielleicht sind die Herzen heut zu Tage auch größer, so daß sie nicht so schnell mehr überlaufen. Einer stand, der Andere saß, Einer zündete seine Pfeife an und der Andere probirte schlechtes Extrait, machte ein Gesicht wie eine Katze, wenn ein Hund sie anblickt, stellte es abseits, so weit sein Arm reichte und zog dann schnell die Nase zurück außer dessen Bereich.

Den breiten Männern ward es in der engen Stube am leeren Tisch unheimlich; wenn der Tisch voll ist, hat es in einer engen Stube schon manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tisch keine Viertelstunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es Einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer ist und die Wirthin noch nicht fertig, so drückt Einen die Luft noch viel beengender so in einem Stübchen, das ursprünglich ein Gaden war und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenstern war auch nicht viel zu sehen, als vornen heraus eine schöne Fläche mit vielen Bäumen und Häägen, links sah man gar nichts, denn auf dieser Seite waren keine Fenster im Stübchen, aber wenn man scharf horchte, so hörte man die Grüne rauschen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus sah man ungefähr was vornen, Bäume und Hääge durch üppige Felder, weiter hin einige Häuser und über alles tropfte immer sichtbarlicher der Bysennebel und niemanden gelüstete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß sind, wenn es regnet.

Da sagte auf einmal Einer, hinten aus sei es am schönsten, wie man es sonst nicht vermuthe. Hinten aus komme

nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß stehe das Haus, der von da als starke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieser Berg springe gar merkwürdig als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Thal hinein und oben auf seiner Spitze, von welcher weg er sich rasch zu Thale senke, sei vor Zeiten ein altes Schloß gestanden, eine eigentliche Wartburg oder ein Lueg ins Land, noch sehe man den gewesenen Burggraben und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es," meinte er, „wenn man da hinaufginge, unterdessen würde die Wirthin fertig, der Tisch würde gedeckt, ohne daß dabei Einem die Füße abgetrappet und Messer und Gabel in's Gesicht gestoßen würden, man kriegte obendrein noch bessern Appetit, brauchte das kannibalische Extrait nicht mehr zu riechen und unter den großen Tannen und Buchen wäre man vor dem nassen Nebel so ziemlich sicher."

Das Ding war eigentlich den Wenigsten so ganz recht. Weil man aber nichts Besseres wußte und doch nicht gerne seine Faulheit so unverblümt an's Tageslicht stellte, so ließ man sich vom Antragsteller fortreißen und begann schwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum bösen Spiel und innerlich mit dem sehnlichen Wunsch, wenn man nur schon wieder unten wäre, den ziemlich steilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch schöner als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub sehr glatt, so daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskirte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hosen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indessen, Allen sah man die frühe Uebung an zu klettern und zu steigen, wie es Schweizern ziemt, aber keiner konnte eine gewisse Unbehülflichkeit verbergen, die so gerne sich einstellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte dauerte das Ansteigen, der trotzige Vorsprung war höher als er schien und die Stillstände wur-

den länger als in früherer Zeit, und wer nicht gerne eingestund, daß sein Athem noch nicht im rechten Schwung sei, begann Betrachtungen anzustellen, bald über den Waldwuchs, bald über die sichtbar werdenden Vertiefungen, bald über seine ungeberdige Pfeife, alles je nach der Richtung seines Geistes oder dem Reichthum seiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben sei, auf einem kahlen Scheitel mit schönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Athem und hob die Augen; da verstummte jeder überrascht. Umgekehrt ging's auf dem unbekannten Gipfel den Besuchern, wie es Andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar mancher nichts gesehen als Ordinäres und hat Mühe gehabt zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte stehe, welcher als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beschrieben worden. Wie Vielen ist es zum Beispiel so gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha-See, als sie ein kleines Seechen fanden ungefähr wie unser Seeberg-See und das Seechen ohne bedeutsame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, so daß das Seechen nur dann schaurig ward, wenn es überall auf Erden schaurig wird, wenn nämlich der Himmel schaurig wird und seine schwarze Maske vornimmt, und wem ist's nicht so gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen und nichts sah als junge Buchen und durch die Buchen etwas Wasser zu seinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf diesem Hügelchen anders zu Muthe sein als einem Schweizer, und wer Berlin gesehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg fast wie mein Haus! Ach Elsrinde, welch' herrliche Bergluft!"

Da oben war's anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen

und etwas Wasser. Gerade vor sich sah man ein hohes stolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendste, denn man sah hinter demselben rund um, auf und über eine Menge Berge, rechts über alle Höhen bis gen Bern, links über die Höhen gegen Affoltern hinaus, gegen das Aargau hinab, sah gegen die Höhen, die Bern und Luzern von einander scheiden; so sah man auch in manches Thal hinein, sah die Mündung der Thäler von Langnau und Walkringen, sah was von Burgdorf her über Lützelflüh herauf kam, sah was aus dem Dürgraben, aus dem Hornbach, aus dem Griesbach hervor sich wagte, übersah da eine Verbindung von Thälern und Höhen, die auch dem Unkundigsten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort sei, dessen Bedeutsamkeit man ihm gar nicht angesehen hätte.

Da sieht man weit hin in's Emmenthal, sagte hier Einer und dort Einer, was war wohl hier, ein Anderer und endlich kam's Einem in den Sinn zu fragen, wie man dem Berg auch sage. Das wird manchen, besonders solche, die mehr auf Namen und Titel halten als auf Sachen und Menschen oder Büchern, lächern, daß diese Frage erst jetzt kam, war aber doch nicht halb so lächerlich. Münneberg sagt man ihm, antwortete Einer; das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen sollen, bemerkte ein Anderer, sei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden sei, werde ein Münchenberg nicht weit sein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, sagte, er zweifle an dieser Auslegung. Auf keinem alten Pergament stehe etwas von einem Schloß, das hier gestanden, oder gar von einem Kloster. Er glaube, Münneberg solle eigentlich heißen Mühleberg und dieser Name stimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei seien, welche über solche Dinge spotten. Und schnell frugen zwei, was das für eine Sage wäre; als er aber anfing: „Vor ungefähr achtzehnhundert Jahren,“ da fuhren schnell drei mit der Meinung dazwischen, daß der Regen stärker, die Wirthin

wohl fertig sein werde, und daß, was vor achtzehnhundert Jahren bis jetzt vorgegangen, am besten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert sei sich anhören lasse, besonders wenn man sich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Vierunddreißiger die Andacht stärken könne. —

Als diese Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit sie in's Mehr zu setzen gegen die Andern, denn, als ob sie eine Peitsche sei, mit der man jage, oder ein gebratener Hase, mit dem man locke, gab sie die Beine in Gang und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirthshaus gebracht.

Es war auch Zeit, denn nun nebelte es nicht mehr, sondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tisch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überstreut und mit Brod gesegnet, daß man von der Fleischbrühe, die daran sein sollte, kaum etwas vermerkte; doch setzte man sich schnell um sie und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten sich alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden sehr verwundert hätte. Die Suppe war ein strenges Essen, besonders für den, der seinen Mund nicht gerne mit Essen verbrennt; als aber die Fische kamen, da vergaß man die Suppe und das Herz im Leibe lachte Allen, sie mochten eins haben wie sie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fische! jeder eine starke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem schönen rosenfarbenen Fleische, das schmeckt wie Haselnüsse und so selten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen; dazu waren nicht die Fische abgezählt, so daß höchstens ein Komplimentsfisch übrig lag in der Schüssel, sondern für jeden waren zwei gezählt, und jeder mußte auch seine zwei essen, es thats die Wirthin nicht anders; da kam manchen noch ein stärker Schnaufen an, als führ' er den Berg auf, und keiner war, der, als er mit seinen zweien fertig war, nicht sagte: „So habe ich lange nicht Fische ge-

gessen, aber Gottlob und Dank, daß ich nicht hinter einen dritten muß!" Wenn man schon mit Vierunddreißiger die Fische aufschwimmen ließ, auf daß sie nicht schwer im Magen lägen, so war man doch froh, daß einstweilen man nicht mit fernerem Essen geplagt wurde, sondern die Gerichte aufgetragen wurden wie an einer Kindbetti, wo erst ein neues kömmt, wenn das frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist. Da sagte Einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!" Dieser Meinung waren Alle, der Angesprochene sagte zwar, mit zwei Fischen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indessen begann er dennoch also:

Vor achtzehnhundert Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet um ihrer berühmten Tapferkeit willen und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher und Ausgeschossene aus allen Gauen, kamen zur Berathung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja sie hatten sogar ein Castell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt. Sie waren stolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morschen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten sie so wenig als nach achtzehnhundert Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte später. Die Römer liebten und ehrten es, ließen sehr häufig da sich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, sie kannten seine militairische Bedeutsamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Asien erworbene Geld verzehrten sie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien und erholten sich in dessen starker Luft vom Sonnenbrande Afrikas. Ihre Lustbarkeiten, ihre Lebensweise trugen sie allenthalben mit sich, gaben kostbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen spielten dabei nicht die geringste Rolle, bauten

herrliche Amphitheater und die rauschende Aare umströmte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreisen sie ein. Das Amphitheater in Vindonissa faßte zwölftausend Menschen und dort war doch nicht die Hauptstadt. Die Helvetier zogen damals von den Römern wie die jetzigen Schweizer von den Fremden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der Narrheit des üppigen Theils der Menschheit lebt. Aber nicht nur im Lande beuteten sie reiche Thorheit aus, sondern den Bienen gleich, sammelten sie auch Honig außerhalb ihrer Marken und schleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals gingen Tannen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter ins Weltmeer, und der Käs war berühmt, so weit die Römer kamen, und das war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren damals viele blühende Dörfer und viele große Städte in Helvetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen nach kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlassungen hatten, das ist Wiflisburg, Windisch und Baselaugst. Daneben findet man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte, daß die Römer dort gehaust, römische Alterthümer, und an vielen Orten, wo der Sage nach Römer gewesen sein sollen, hat man noch keine Alterthümer gefunden. So verhält es sich mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrscheinlich ursprünglich einer der Verbindungspunkte, welche die Römer im Lande besetzt hielten, damit ihnen allenthalben der Zugang offen sei und die verschiedenen Lager einander schnell die Hand bieten könnten. Sumiswald vermittelte wahrscheinlich die Verbindung zwischen den westlichen Landen und Luzern und war der bedeutendste Ort in dem Thale, welches dem großen Aarenthale parallel läuft, dessen einer Arm bei Langenthal ins Hauptthal sich mündet, während der andere bei Sursee an das Thal stößt, welches Luzern mit dem Aargau verbindet, dessen Schlüssel Zofingen ist. Sobald auf der Hochebene Römer sich ansetzten und durch den sonst so wilden Theil Helvetiens die üblichen

Verbindungswege von einer Station zur andern liefen, so war es ganz natürlich, daß die, welche von den Römern und ihren Straßen Nutzen zu ziehen wußten, in ihrer Nähe sich niederließen. So bildete sich von selbst hier eine bedeutende Niederlassung, es war der Stapelplatz der Alpen, wohin der Käse abgeliefert ward, der berühmte, der seinen Ruhm länger behalten hat, als die Produkte von Sidon und Tyrus, von Carthago und Egypten. Auch mögen wohl schon damals die schlanken Tannen den Weg gefunden haben, den sie jetzt noch immer gehen, die wilde Emme ab, in die trotzige Aare, in den mächtigen Rhein, wo die Römer so manches bauten, wozu sie das nothwendige zähe Holz im Innern des Landes nicht suchen durften. So ward hier ein stattlicher Handelsort um der Käse willen, und weil, wo Käse sind, gewöhnlich auch Kühe gefunden werden, so wurden hier auch oft dergleichen gesucht, für römischen und andern Bedarf, namentlich des großen Aventicums, wo mehr Acker- und Weinbau gepflegt wurde. Eine Art von Stadt dehnte sich daher gegen Osten bis über den Kirchstalden herab, der noch jetzt Vorstadt geheißen wird. Auf der Westseite füllte die Stadt, freilich nach damaliger Weise, wo die Häuserreihen nicht dicht geschlossen stunden, sondern durch Gärten und Grasplätze unterbrochen waren, den ganzen Boden, in welchem erst Grünen dann Führten liegen, bis gegen den Münneberg hin. Wie in den meisten Städten am Ende der Stadt die Mühlen liegen, so waren auch hier, am Fuße des Münnebergs, die Mühlen, während auf demselben, auf der Spitze, auf der wir vorhin stunden, ein Wartthurm sich befand, der weit hin in die Thäler sah und mit andern Wartthürmen bis in's Aargau hinab in Verbindung stand, durch welche schnelle Nachricht von dem was in den Seitenthälern geschah, in die Hauptstationen gebracht wurde. Wahrscheinlich geschah dies nicht durch Telegraphen, wie man jetzt die Dinger heißt, durch welche man stundenweit einander deutet. Aber wie die Rö-

mer allenthalben das was gut und dem Lande passend war sich aneigneten, so haben sie wahrscheinlich auch der germanischen Feuer sich bedient, durch welche man in bergichtem Lande mit unglaublicher Schnelle das Nothwendige sich verkünden kann. Bis vor der Revolution hatten wir diese Hochwachen. Jetzt da wir ausrüsten bald nach preußischer Manier, bald nach französischer je nachdem unsere Kriegsgurgeln ein französisches oder ein preußisches Reglement auswendig gelernt haben, haben wir keine Hochwachten mehr, weil sie weder in Preußen noch in Frankreich Mode sind. Statt dessen haben wir drei Eilwagen, einer geht alle Tage nach Genf, einer alle Tage nach Basel, einer alle Tage nach Zürich, die werden uns schnell genug aus dem Gwunder helfen, wenn etwas Wichtiges anrückt, das heißt, wenn man es dann für gut findet, sie ungehindert passiren zu lassen. Die Warte auf dem Münneberg, welche, wie wir früher gesagt, die Mündungen so vieler Thäler überwachte, konnte über die Höhen bei Affoltern in wenig Minuten eine Nachricht bis nach Herzogenbuchsee, bis nach Aarburg senden und über die Weggisen in ebenso wenig Minuten an die westlichen Seen, bis nach Aventicum. Da die Nachrichten in einem solchen Lande nicht diplomatische Noten waren, sondern gar einfacher Natur, gewöhnlich nur sagten: „Paßt auf, der Feind ist da!" oder: „Macht euch auf, wir wollen an den Feind!" so konnte man mit Feuern sich gar gut verständigen.

Zu der Zeit, von der ich reden will, hatten die Wachtfeuer lange nicht mehr gebrannt. Im Herzen der Provinzen war unter der starken Römer Hut langer Friede, und an den nördlichen Grenzen Helvetiens schlug man sich gegen die Alemannen, die, unstät und flüchtig, ihren Nachbaren unbehagliche Kunden waren. Es war im Lande Reichthum und Behaglichkeit und der Sinn, der lange andauernde Zustände für unveränderlich zu nehmen beginnt, wie man bei anhaltendem schönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tiger-

sinn einiger Kaiser und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwist erst wer Kühe und Käse am besten verkaufen, dann wer am meisten Geld sammeln und endlich wer am höchsten es im Ansehen bringen, an den helvetischen Tagen seinen Gau oder seine Berge vertreten und reden oder wenigstens stimmen könne zu der Vertheilung der allgemeinen Lasten und zu des Landes Gedeihen. Wenn schon dabei nicht viel heraus kam, und mancher an diesen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von seinem Mund aber nichts hören ließ, so war es doch eine große Ehre, da zu sitzen, und gab zu Hause desto mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, sie waren die berühmtesten weit herum in den Bergen. Sie besaßen die schönsten Alpen, die prächtigsten Sennthümer, ihre Käse hatten den meisten Ruf, und wenn sie damit in Aventicum oder in Vindonissa erschienen, so waren sie von Käufern umringt, und wem sie verkauften, hielt es für eine Gunst.

In Sumiswald winterten sie, im Sommer lebten sie auf den Bergen, und wo sie an einem Schwinget erschienen, da wußte man wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeste Stier auf sie einrannte, so faßten sie ihn kaltblütig bei den Hörnern und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, sie hielten mit einer Hand den davon rennenden Stier am Schwanze fest, daß er stehen bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber stolz dazu und aufbegehrisch wie es die Helvetier schon damals nicht gerne von einander ertrugen, auch kleideten sie sich hoffährtiger als Andere und oft auf römische Weise, daher waren sie wohl gefürchtet aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig,

sie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie sie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Eben so stolz waren ihre Knechte; da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Uebermuth zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er sich nicht rächen, konnte bloß die Unbill sich hinters Ohr schreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten.

Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines, ein wunderschönes Töchterlein, das nach und nach eine so recht herrliche helvetische Jungfrau ward. Es war als ob die Sonne aufginge über die Berge, wenn sie an einem Schwinget erschien, und wenn sie in die Reigen sich mischte, so war es als ob die Königin der Feen tanzte mit ihren untergebenen Geistern. — Sie war auch gewaltig stolz und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten sie nicht, sondern schalten sie hochmüthig und herrisch, aber die Armen rühmten sie und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, spielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis sie sich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauschte. Wo sie jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte sie, der niedrigsten Magd gleich, in holdseliger Demuth und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte sie mit Wolf oder Bär, dem Kühnsten gleich.

Nun geschah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagsatzung vertrat, starb. Es war ein alter Held gewesen, berühmt durch Rath und That, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen schon lange ein Dorn im Auge gewesen, denn schon damals glaubte man, der Reichthum gebe das Recht zu allem und Ansprüche an die höchste Ehre. Sein größter Reichthum war sein Sohn, der früher unter den Römern seinen Muth, der nicht auflodern konnte in seinem Lande, gekühlt, die letzte Zeit aber seines Vaters

treu gewartet hatte. Er war auch ein Held an Kraft und Wohlgestalt, dazu lieblich in der Rede und hülfefertig jedem in der Noth. Wieder daheim, fügte er sich in allem der Väter Sitte und legte ab alles Fremdartige in Sprache und Lebensweise, was ihm leicht ward, da er ein schweizerisches Herz behalten hatte.

So war er auch hier und dort an den Bergfesten, wo erst geschwungen, dann getanzt wurde auf dem hohen Bergeshaupte, zunächst unter dem blauen Himmel. Bald erscholl der Ruhm seiner Kraft und Holdseligkeit weit herum; der sei jetzt der Dächen geworden, hieß es, bei Spiel und Tanz, unter den Männern und bei den Weibern.

Wie die drei Brüder das vernahmen, so lächelten sie dessen mit Hohn und dachten, der Ruhm werde kurz dauern und bloß so lange es ihnen gefalle, und recht boshaft ließen sie den Ruhm recht steigen und weit umher kommen und zeigten sich auf keinem Platze; sie dachten, um so höher Einer steige, um so tiefer sei dann auch sein Fall und um so größer werde der Spott.

Als der Sommerbau vorbei war, da zeigte sich erst der jüngste der Brüder. Ein allgemeines Aufsehen gabs, manches Herz klopfte und die Vorschwinger machten ihre Sache rasch ab, denn Alle wußten, daß es jetzt ein Schwingen geben müsse, wie man lange keins gesehen. Mit dem eigenthümlichen Bewußtsein des Siegers stand der Aeltere da, als ob er keinen Theil nehme an allem und sich um den neuen Nebenbuhler auch nicht im Geringsten kümmere. Gleichgültig lehnte er alle Theilnahme ab, und erst als Sigbert alle Kämpfer überwunden, als alle Ueberwundenen ihm anhielten und Sigbert selbst an ihn trat mit dargebotener Hand und der Frage: ob es auch nicht unter ihnen einen Schwung gelte, erst da sagte Guntram mit aller Kälte, es sei ihm gleich, obgleich er nicht viel zu gewinnen sehe, aber wenn man es zwingen wolle, so solle man es haben.

Innerlich Zornes voll, aber äußerlich mit aller hochmüthigen Nachlässigkeit, die schon damals in der Uebung war, trat der mächtige Guntram rothhäutig, rothhaarig, riesengliedrig, als einer der an fetter Milch und fettem Käse geleckt, in den Ring, dem ebenso großen aber feiner gebauten und ungemästeten Sigbert gegenüber, der in jugendlicher Schöne seltsam abstach gegen den männlichen, nur Zermalmung drohenden Riesenbau. Nachdem sie sich die Hände gegeben zu ehrlichem Spiele, griffen sie rasch zusammen, und ehe man es sich versah, lag Guntram auf dem Rücken und in leichtem Satze sprang Sigbert in des Ringes Mitte. — Langsam erhob sich der Besiegte, trat dann rasch zum Sieger, und nur flüchtig dessen Hände berührend, faßte er ihn mit Macht, und ihn an sich reißend mit fürchterlicher Kraft, hob er Sigbert hoch auf über seinen Kopf, schwang ihn dort mit riesigen Armen im Kreise, als ob er ein Kindlein wäre, und als er ihn in rechtem Schwunge glaubte, schmetterte er ihn nieder. Die Zuschauer zuckten zusammen im Herzen, als ob Sigbert mit zerschmettertem Rücken im Ringe läge, aber da wankt Guntram, einem Thurme gleich, den ein Erdbeben erschüttert, wankt er, fällt zum zweiten Mal auf den Rücken, und Sigbert, der mit der Hand ihn nie losgelassen, das Gleichgewicht nie verloren, seiner Glieder Meister geblieben war und im Niederfallen das Bein ihm untergeschlagen und mit der Hand nachgeholfen hatte, fällt nicht einmal, sondern springt leicht wieder in des offenen Ringes Mitte. — Als Guntram sich erhob, mit zorngeschwollenen Adern und ohne die Hand zu geben den Sigbert faßte als wie für die Ewigkeit, da ging ein Leben durch die Meisten, den Kühnsten traten die Augen heraus, vor Angst zwar nicht, aber vor Kampfesbangen, das bei entscheidenden Kämpfen die Tapfersten beim Zusehen fühlen. Mit gespannter Kraft und Kopf neben Kopf gingen die Kämpfer gebeugt im Kreise herum, langsam bald, bald schneller, vorsichtig den Fuß vorsetzend, vorsichtig den Gegner stoßend

oder anziehend. Aber Kraft begegnete der Kraft, Vorsicht der Vorsicht, kein Fuß ward unrichtig versetzt, kein Griff ward lose beim Stoßen oder Ziehen. Jeder schien anzugreifen, es war aber nur ein Locken zum Angriff, um in demselben den Vortheil zu erhaschen. Endlich, die Abnahme des Athems in der krummen Stellung fühlend, zog mit unwiderstehlicher Kraft Guntram den Sigbert an sich, und lange widerstrebte Sigbert mit äußerster Macht und reizte den Gegner zu immer größerer Anstrengung. Plötzlich gab er dem Zuge nach, warf sich mit aller Kraft auf den Gegner, schlug ihm noch den Haken dazu und dieser, durch die eigene Schwere zurück geschnellt, durch Sigbert noch gestoßen, konnte sich des gefährlichen Beines nicht erwehren, sondern fiel dröhnend und krachend zum entscheidenden dritten Male auf den Rücken, und ein helles Jauchzen aus jedem Munde verkündete den unerwarteten Sieg zu Berg und Thal. So etwas hatte Guntram noch nie empfunden und sein Zorn ward Rache, und Rache kann man verbergen hinter allerlei Gesichtern, um ihr um so sicherer zu sein.

Gertrud, des ältesten Bruders Tochter, hatte dem Schwingen zugesehen und zornig des Oheims Fall empfunden. Es juckte ihr im Blute, selbst mit dem Sieger anzubinden, die Augen konnte sie nicht wenden von ihm aus Zorn wie sie meinte. Beim Spiele später, wo der Alle überragende Sieger dem ebenso hervorragenden Mädchen sich nahte, wie Gleiches gerne dem Gleichen sich gesellt, begegnete ihm trotzig und wild das schöne Mädchen, schonte ihn mit Worten und Blicken nicht und wollte des Oheims Kränkung mit noch tieferer vergelten. Aber der kühne Sigbert beugte sich nicht, sondern wandte sich ab. Da empfand das Mädchen ein wildes Brennen im Herzen, wilde Blicke sandte es dem lustigem Spiel sich Hingebenden nach, es wallte und nagte in ihm, eine strudelnde Fluth des Hasses wie es meinte; sie trieb es weg aus dem Kreise unter schirmende Tannen, dort zürnte es

bitterlich, aus Haß, meinte Gertrud. Als das Mädchen zürnend an der Alpe Rand unter der mächtigen Tanne stand, ging blutroth am dunkeln Himmel der Mond auf. Da schauerten blutige Ahnungen in ihm auf und bebend suchte es die Menschen wieder. Sigbert war fort, da war es auch dem Mädchen als müsse es heim. Der finstere Ohm mußte sich aufmachen mit dem finstern Mädchen, das noch finsterer heim kam, denn auf dem ganzen Wege hatte es nichts gesehen als Nachtvögel mit ihrem trägen Flügelschlag und schüchternes Wild, das über die engen Wege floh. Als Guntram den Brüdern seine Niederlage erzählte, waren die drei eins, daß Sigbert gezüchtigt werden müsse. Clodomir, der Gewaltigste, wollte am nächsten Feste die Rache vollbringen, allein der Herbst bot keine Gelegenheit mehr und der Winter mit seinem Schnee hielt die Gegner aus einander, da Sigbert in fernem Thale wohnte, nach alter Sage da, wo jetzt Würzbrunnen ist, oberhalb Röthenbach, wo damals ein berühmter Opferplatz war, später eine der ersten christlichen Kirchen.

Im Frühjahr in den ersten Maitagen wären die großen Volksversammlungen, Abgeordnete an die Tagsatzung zu wählen, später gingen die Hirten auf die Berge und hatten nicht mehr Zeit zu andern Versammlungen als zu denen ihrer Kühe, wenn alle Morgen und alle Abend sie sich zum Staffel drängten, um gemolken zu werden. In diesen Tagen war an den Versammlungsorten auch Markt. Die Hirten, ehe sie auf die Berge zogen, säuberten und ergänzten ihre Heerden und kauften manches ein, wenn guter Verkauf ihnen ein Stück Geld in die Hände gebracht. Wer so einen Markt sehen könnte, welch seltsamen Gegensatz würde er sehen, wenn er ihn mit einem gegenwärtigen vergleichen würde!

Aus dem wilden Gelände, aus Schlünden hervor, von Halden herab kamen an der Spitzen wilder Heerden die mächtigen Männer mit ihren mächtigen Weibern und aufge-

schossenen Kindern, meist in roher Landestracht, aber mit goldenen und silbernen Spangen geziert, alte Beutestücke, aus früherem Reichthum beim thorrechtem Zuge gerettet. Hintendrein Haufen von Knechten in Thierhäute gekleidet, wild wie die Thiere, deren Felle sie trugen, alle bewaffnet mit Schwert oder Axt, mit Speer oder Bogen. Hier oder dort sah man römischen Anstrich, mit römischen Namen nahmen Einige auch ihre Kleider an, die Mode war schon damals in diesem wilden Lande eine Macht. Alle lagerten sich in weitem Ringe unter dem freien Himmel, Menschen und Thiere untereinander, auf der Bergebene gegen Schonegg zu. Scheu wie junge Pantherthiere guckten die Jungen zwischen den Heerden hervor, grinsten einander an, fuhren mit wilden Sprüngen sich in die Haare oder schlichen zusammen und spienzelten sich gegenseitig ihre Waffen und begannen zu handeln und am Ende sich zu prügeln.

Bei der Mutter war die Jungfrau und ging ihr zur Hand am Feuer, aber scheu und wild flog ihr großes blaues Auge über den ungewohnten Schauplatz. Hier sah man die wandernden Krämer herum gehen, Juden schon und Italiener, hier ließen sie ihre glänzenden Geschmeide funkeln, Spangen und Ringe, helle Steine, bunte Muscheln, farbige Tücher reizten der Mutter Begierde, weckten der Töchter Lust, die aus ihren wilden Augen Funken sprühten, und wie man von der Schlange sagt, daß sie mit den Blitzen ihres Auges wilde Thiere banne, so bannten funkelnde Armbänder manch helvetisches Mädchen, daß es stille stund vor dem fremden Manne, daß es ihm nahe trat, von ihm fast nicht lassen konnte. Unterdessen gingen die Männer unter den Heerden umher, in alter angestammter Würde, verglichen fremde Heerden mit der ihrigen, kauften hier, verkauften dort, handelten erst unter sich, ehe sie den fremden Aufkäufern von Aventicum oder Vindonissa her Gehör gaben.

Auf der weiten Runde ragten vor Allen die drei Brüder

hervor durch ihre Heerden, ihres Geleites Größe, auch ihr Feuer war das größte und das schönste Mädchen herrschte an demselben, die reichsten Krämer drängten sich um dasselbe. Man sah aber auch den Dreien an, daß sie sich die Ersten dünkten auf dem Platze, daß sie es wußten, wie Fremde sie für Fürsten halten konnten mitten unter ihren Edlen. Lange waren sie so die Ersten und gaben stolzen Bescheid links und rechts und fuhren hart manchen an, um keiner Ursache willen, als weil es ihnen so gefiel.

Da kamen vom Westen her größerer Heerden Gebrülle und vieler Menschen Gejauchze. Wilde Stiere rannten aus Sumiswald hervor auf den Platz, rasche Knechte eilten ihnen vorauf und schlugen zweihändig mit großen Stöcken und aller Kraft ihnen auf die Nase. Kühe stürzten nach, Menschen wogten nach, es waren die aus den obern Thälern gegen Schangnau zu, gegen Röthenbach hinüber. Mitten unter ihnen ragte eine herrliche Gestalt weit empor und leuchtete weit über die Runde.

Die Heerden zu sehen, die Menschen zu begrüßen drängte die anwesende Menge um die Ankommenden sich. Viele Alte sah man treten zu dem hohen Manne, der einfach gekleidet, nur durch alterthümliche Spangen sich auszeichnete. Freundlich und ehrerbietig begrüßte er sie, und sie lobten seine Mienen, wie sie dem Vater glichen, und sein Geschmeide, dessen Herkunft sie wußten, lobten den Vater und freuten des Sohnes sich. — Fast einsam sah man die Drei stehen, keinen Schritt näher traten sie, aber zornige Blicke sandten sie in's Getümmel, feurigen Blitzen gleich, die in die Wälder schlagen und die höchste Tanne treffen.

Sigbert war's, der so freundlich empfangen wurde und die Ernte sammelte, die gute Väter ihren Kindern bereiten. Er und seine Genossen lagerten sich fast gegenüber den Dreien, die, zornigen Wettern gleich, dem Lagern zusahen. In heiterem Muthe achtete er sie aber kaum, ja als er die Runde

machte wie die Andern, trat er zu ihnen und bot in biederer Treuherzigkeit ihnen die Hand, die sie nicht ausschlugen, aber mit der Bemerkung schüttelten, daß sie ihn bald anders zu fassen gedächten und Guntram sei nicht der Stärkste von ihnen, wie er diesen niedergelegt, solle er auch Niederlage gewärtig sein. Mit heiterem Lachen antwortete er, daß er bereit sei zum Versuch, aber wer unterliegen werde, sei noch nicht ausgemacht. Er trat auch zum Feuer, wo Gertrud waltete, und bot ihr einen freundlichen Gruß unerwartet. Dunkelroth ward das Mädchen, aber die Hand bot es nicht, den Gruß erwiederte es nicht. Als es dunkelte, die Heerden sich niederlegten, setzten sich auch die Männer zu einander um die Feuer, redeten von den Zeitläuften und dem morgenden Tage, nannten ihre Freunde und bezeichneten ihre Feinde. Die Jünglinge schwärmten rund herum und zwischen dem Vieh lagen die Knechte.

Am Morgen weckte die Sonne die Menge und lebendig ward es auf dem Platze. Die Heerden regten sich, die Menschen bereiteten sich auf den wichtigen Tag. Die Drei sah man im Bewußtsein ihrer Stellung reich geschmückt, aber mit manchem Zierrath und auf solche Weise, wie vaterländische Augen es nicht sehen mochten. Sie setzten sich zum reichen Frühmahle und eilten nicht damit, als Männer, auf die man wohl warten mochte, die selbst zu warten aber nicht gewohnt waren. Mancher Krug süßen Meths ward geleert und manchem, der dann mit den Drei gehen wollte, der Krug geboten. Endlich brachen sie auf mit stattlichem Geleite und traten in den Ring, den kein Sclave, kein Weib betreten durfte. Da wogte schon zahlreiches Volk, Thal bei Thal, und geschäftige Menschen traten von Gruppe zu Gruppe, wie man es meist sieht, ehe Wahlen getroffen werden. Die Führer traten zusammen mit den Priestern, die üblichen Opfer wurden verrichtet, der Tag eröffnet. Einfach waren die Gegenstände der Verhandlung, einfach die Verhandlung selbst, die Wahl des

Vertreters an der Tagsatzung die Hauptsache. — Es war Mittag geworden, ehe die Wahl begann, rund um brüllten die Heerden, von der Weide weg nach schattigen Plätzen, rund um regten ungeduldig Weiber und Kinder sich, die Lagerplätze zu beziehen, die sie um Platz für die Versammlung zu gewinnen hatten verlassen müssen.

Feierlich mahnte der Priester zu Ruhe und Biederkeit, und wie er schloß, so hörte man hier Sigbert rufen, dort Clodomir, und wenige andere Namen durchkreuzten die beiden. Da winkte der Priester wieder und befahl, daß links die treten sollten, die den Clodomir ausgerufen, rechts die Anhänger Sigberts. Da war ein seltsam Schwanken sichtbar, es wogte in den Haufen, aber lange trat keiner von einer Seite zur andern. Von der Linken zur Rechten zu treten war ein Wagstück, von der Rechten zur Linken zu gehen trieb Wenige das Herz so stark, daß sie die ersten sein wollten. Endlich löste ein ganzer Haufe Männer, die aus fernen Thälern zufällig auf der Drei Seiten stunden links sich ab und trat rechts über, und diesem Haufen folgten rasch andere, wenige Einzelne liefen zwischen den Haufen durch von der Rechten zur Linken, und bald stunden die Meisten und Besten des Volkes rechts, die Brüder mit Wenigen links.

Das traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie hatten nicht bedacht, wie sehr ein Bergvolk fremde Sitten haßt und jeder Entfremdung zürnt, nicht bedacht, wie wenig da, wo das Leben so einförmig ist, Beleidigungen vergessen werden, mit welch' unglaublicher Geduld die Zeit der Rache abgewartet wird; wie Viele er selbst beleidigt, weiß der Uebermüthige nicht, noch weniger weiß er die, welche durch die Seinigen verletzt worden. Der Zorn brauste ihnen durch alle Adern, die Faust zuckte zum Schwerte, aber die Uebermacht der Gegner lähmte sie. Sie brachen auf der Stelle auf und hörten nicht, wie Sigbert bedauerte, daß er Würdigern vorgezogen und große Erfahrungen seiner Jugend nach-

gesetzt worden seien. Ein weithin tönender Jubel scholl ihnen nach, von schwerem Drucke schien jede Brust befreit und jede Stimme doppelt so stark. Nun begann auf dem weiten Plane ein lustiges Leben. Trinken und Spielen dauerte bis spät in den Abend und dunkel ward's, bevor nach und nach die Entfernteren aufbrachen mit Vieh und Kind. Sigbert wurde allenthalben aufgehalten, hier durch Freunde, dort durch Führer, die mit ihm Abrede treffen wollten zu des Volkes Bestem, dann durch Unbekannte, die Geschäfte machen wollten, die Andere Tags zuvor abgethan, für die jetzt keine Zeit mehr war, deren Abweisen doch ihn säumte. So ging der Zug seines Thales voraus, und wie er ihm nacheilte, immer neue Säumsteine legten sich ihm in den Weg, noch am Thore der Stadt hielt ihn ein Römerhauptmann auf, der ihn vom Kriege her kannte.

Als er vor das Thor trat, war es finster und einsam, hinter ihm tönte der Jubel von der Höhe her, vor ihm klapperten die Mühlen. Da traf plötzlich eine Stimme sein Ohr: Wahre dich am Mühleberg! Er wußte nicht, kam die Stimme von vornen oder von hinten, wie er auch spähte, vom Warner merkte er keine Spur. Ein helvetischer Mann führte damals nicht bloß einen Regenschirm mit sich, er hatte auch nicht bloß höchstens einen Regenguß zu fürchten auf seinem Wege. Sigbert, wohl bewaffnet und seiner Kraft vertrauend, erschrack nicht, hielt seine Waffen zur Hand, deckte Brust und Kopf mit dem guten Schilde, den er auf dem Rücken getragen und schritt dann munter vorwärts. Neben ihm rauschte die Grüne, in den Erlen säuselte der Wind, sonst war keine Spur von Leben auf seinem Wege. Aber kaum hatte er die Mühlen hinter sich und war dort unten, wo der Stalden anfängt und zur selben Zeit ein Weg hinauf nach der Warte sich schlängelte, so faßten ihn auf einmal gewaltige Hände wie aus dem Boden herausgewachsen, wie manche wußte er nicht, die Gestalten, zu denen sie gehörten, sah er

nicht. Obgleich so unerwartet ergriffen, vergaß er nicht den Ruf erschallen zu lassen, mit dem der Jäger den Gefährten ruft, denn wie entfernt diese seien, wußte er nicht, verschwendete auch nicht in nutzlosem, ziellosem Sträuben seine Kraft. Es war ihm gleich klar, daß er in den angeschwollenen Fluß geworfen und ertränkt werden solle. Erst als das Gebüsch ihm zeigte, daß man am Ufersrand sei, machte er eine plötzliche Kraftanstrengung mit allen Gliedern seines Körpers. Einige Hände ließen los, Körper verloren das Gleichgewicht, stürzten mit ihm über den Rand in's Wasser, hier noch ein Ruck und er hatte seine Glieder frei, konnte auf die Füße springen, seine Waffen brauchen, brauchte nicht wie ein Hund sich ertränken zu lassen, sondern konnte doch sterben in ehrlichem Waffentod. Der schien ihm auch beschieden, denn mit mächtigen Streichen drangen die unsichtbaren Feinde auf ihn ein und drängten ihn, und nur die Dunkelheit, wo einer den andern nicht unterstützen konnte, und die Büsche, die in's Wasser hingen und gar oft seine Schilde waren, hinderten die Ueberwältigung Sigbert's. Aber schon blutete er aus mancher Wunde, hörte das Schnauben eines Feindes hinter sich, Schilde drängten ihn hinterwärts, da rauschte es plötzlich in den Büschen, Hundegeheul schlug laut auf, Hunde stürzten auf Sigbert's Feinde sich, nahe tönte der Gefährten Ruf. Da ließen plötzlich die unsichtbaren Feinde vom Bedrängten ab, sprangen aus dem schäumenden Flusse von den Rüden gehetzt. Bald hörte man Rosse wiehern und von schnellem Hufschlag dröhnte der Boden. Sigbert war gerettet durch seinen Hund. Diesen, ein wildes, der Menschen ungewohntes, aber treues Thier, hatte er einem Knecht zu führen übergeben. Schon bald unten an der Emme hörte dasselbe den Ruf seines Herrn, riß sich los und mit dem dem Hunde eigenthümlichen Sinn den nächsten Weg seinem Herrn zu. Die andern Hunde, Gefahr witternd, folgten ihm, den Hunden nach die tüchtigsten Jünglinge und Hülfe ward uner-

wartet dem bedrängten Helden. — In der Mühle verband man seine Wunden und forschte dem Warner nach, aber sonder Erfolg. Sigbert wußte wo er war, aber er schwieg.

Ein solch meuchlerischer Ueberfall war noch nie erhört worden in Helvetien, ein Schrei des Abscheu's erscholl im Lande, man ahnte die Thäter, man haßte sie um so mehr, aber da Sigbert schwieg, sprach niemand die Klage aus.

In Aventicum war ein reges Leben, Abgeordnete aus allen Gauen versammelten sich, nicht einzeln in Kutschen fahrend, sondern jeder mit zahlreichem Gefolge, oft begleitet von seinem ganzen Hause, oft noch von andern Familien, die Geschäfte treiben oder Freuden suchen wollten. Römer weit her fanden sich ein, hauptsächlich der Schlußspiele wegen, welche diese festliche Zeit verherrlichten, vielleicht auch der frischen Töchter des Landes wegen, welche man an solchen Tagen in all' ihrer Herrlichkeit in Aventicum prangen sah.

Ganz besonders freudig waren diesmal diese Tage, denn Julius Alpinus, welcher am würdigsten gefunden worden war in Helvetien und mit Kraft und Klugheit das Wohl des Landes wahrte so viel an ihm, hatte ihnen die frohe Botschaft auszurichten, daß Kaiser Galba ihnen den vierten Theil der Kriegssteuer erlassen. Empört durch Nero's Lasterthaten, die ihrem einfachen Sinn Gräuel waren, hatten sie dem Statthalter Gallinus Vinder sich angeschlossen, um den gräßlichen Nero zu verjagen und einen ehrbaren Mann, Galba, auf den Thron zu setzen. Als der endlich oben saß, gedachte er, was nicht immer geschieht, derer, die ihm hinaufgeholfen und ließ an der Steuer den Helvetiern nach. Freudiger saßen die Männer zu Rathe, freudiger zechten sie in des reichen Alpinus gastlichen Hallen, und manche Frau prunkte in reichem Schmucke und sah stolz sich um in den weiten Kreisen des Schauspielhauses, ob auf irgend einem Platze eine schöner und reicher sitze als sie auf dem ihren. Aber wie gerne auch jede die schönste sein wollte, so mußte doch jede

gestehen, daß der Wunsch ein eitler sei und Julia Alpinula, des Vorstehers Tochter, hoch ob Allen stehe an Glanz und lieblicher Schönheit. Ja sie mußten noch weiter gehen und gestehen, daß, wenn eine der Julia an die Seite zu setzen sei, so sei es Gertrud, des Aeltesten der Dreien Kind, aber die dritte dann meinte jede zu sein im Bunde der Schönheit. Gertrud war mit ihrem alten Ohm gekommen, Achim mit Namen. Er war der tückischste der Brüder, trieb den Handel mit dem meisten Gewinn und wußte am besten mit den Zöllnern zu verkehren, daß es ihn wenig kostete und seine Leute viel gewannen, wußte am besten mit den Lieferanten umzugehen, daß er dabei bestehen konnte und sie auch. Wo ein Zusammenfluß von Menschen war, da war er auch und kehrte nicht nur immer reicher heim, sondern wußte vieles und hatte vieles ausgerichtet, manchen unglücklich gemacht, der daheim erfuhr es nicht, daß der Schlag aus Achims Hand gekommen. Die Brüder genossen Gastrecht in Alpinus Häusern, dort kam Sigbert mit Gertrud zusammen, ohne ihr Rede abzugewinnen, immer spröder waren ihre Geberden, immer düsterer funkelten ihre Augen. Achim, der Ohm, ließ dagegen keinen Groll sichtbar werden, war freundlich gegen Sigbert und dessen Lobredner in seinem Rücken.

Mitten in die Freude schlug die Nachricht, die germanischen Legionen hätten Vitellius, einen Bauchdiener, zum Kaiser ausgerufen. Das fuhr wie Feuer durch der Helvetier treue Gemüther und ohne langes Willwanken, ohne weitläufigere Erkundigungen beschlossen sie: Gutthat mit Gutthat zu vergelten und fest an Galba zu halten, und wie der Beschluß genommen ward, bedachten sie gleich die Ausführung desselben, riefen Mannschaft auf, setzten die Wartthürme in Stand, bestellten einen Heerführer über Alle und jedem Gau sein eigen Haupt. Die Sammelplätze im Allgemeinen waren von Alters her bekannt, und wo die Gefahr sie bestimmen sollte, das war an den Feuern zu verkünden. Claudius Severus, ein

kühner Mann, der Jagd kundig, sonst aber auf reichem Hofe an des Vaters Ruhm wohl lebend, ward oberster Führer, Sigbert das Haupt der Berge, des Emmenthals und des Entlibuchs, die in den Revolutionen der Natur, die denen unter den Menschen vorangegangen, als ein unauflösbarer, unzertrennbarer Knäuel zusammen gewirbelt worden. Geheim wurden die Dinge nicht verhandelt. Die damaligen Leute kannten die geheimen Räthe nicht und dachten nie, daß Verräther sein könnten, wo nur Helvetier zusammen saßen. Daher waren ihre Gelage ihre eigentlichen Rathsversammlungen, und je kräftiger das Bier schäumte, um so energischer wurden ihre Beschlüsse. Je tiefer das Bier sank in den Krügen, um so glänzender traten vor ihre Augen vergangene Heldentage, um so deutlicher sahen sie die alten Helden ihnen winken zu neuen Heldenthaten im Lande der Väter, lasen in ihren siegtrunkenen Geberden die Verheißung der Rache für die Niederlage in fremdem unbekanntem Lande.

Wenn der Morgen tagte, suchten sie die Ruhe, es verflog der Rausch, es blieb der gepflogene Rath, in der Schale der Kern, und was beschlossen worden, ward schnell ausgeführt. Geld ward alsobald nach Baden gesendet, schon damals übte dasselbe große Gewalt in Krieg und Frieden. Es wurde gelauert auf die Verbindung der Legionen, welche durch Helvetien gingen, man wollte erfahren, wer Freund, wer Feind sei, wo man sich stützen könne, wo man sich hüten müsse. Boten wurden in alle Thäler gesandt, die Augen aufzuthun den Leuten, auf daß sie sich rüsteten zur Schlacht. In Aventicum, wo die Häuptlinge zusammen saßen, in vorläufiger Siegesfreude den Ruf zur That erwartend, und viel redeten von ihren Vätern und den Thaten am Lemanersee, sah man bald einen römischen Hauptmann, gleich einem Knechte gebunden, durch die prächtigen Thore führen, umringt von jubelndem Volke. Der Donner der Freude wiederhallte am Himmel, es war als ob die hundert römischen Legionen gebunden

eingeführt würden durch die helvetischen Thore. Die ganze Nacht toste die Freude, einem Bergstrome gleich, der immer lauter aufbrüllt, je dunkler am Himmel die Wolken werden, je tiefer zur Erde sie sich senken. Je schwerer das Wetter werden will, um so röther färben am Morgen die Wolken sich, je tiefer das Leid wird, um so größere Freude geht ihm voran und der ersten Siegesbotschaft folgen gewöhnlich Flüchtlinge und verkünden die Niederlage. Dem gefangenen Hauptmann nach kam die Kunde, daß die Römer, die alsobald des Hauptmanns Niederwerfung wußten und zornig wurden über die verletzte Römerehre und die verrathene Verbindung mit andern Legionen, den nach Baden gesandten Sold geraubt hätten in kühnem Hinterhalt. Da war's der Zorn, der die Wangen blutroth färbte, die noch erst in der Freude geglüht hatten, und schnell beschloß man die Züchtigung der räuberischen Legionen zu Windisch, und während man noch rathschlagte, wie der Beschluß auszuführen sei und jede Nacht einen andern Rath brachte und jedem Häuptling die Sache anders vorkam, je nachdem man die Verhandlung mit Bier würzte oder mit Wein, kam wiederum die Kunde, Galba sei ermordet und mit wilden Legionen wälze ein wilder Held sich den Rhein hinauf, ihrem Lande zu.

Als so plötzlich der Tag da war, an welchem der Väter Ruhm neu werden sollte, da erging es den guten Helvetiern wie dem, der in frohem Muthe dem Teufel ruft und ihn plötzlich vor's Gesicht kriegt. Die erste Nachricht kam ihnen fast wie ein Krampf in's Herz, aber sie zeigten ihn so wenig als möglich. Sie beschlossen das Volk einstweilen nicht aufzubieten, bis der Feind in der Nähe sei, wohl aber die Besatzung in Baden zu verstärken, die Mauern dort auszubessern und alles bereit zu halten, damit auf die ersten Zeichen das Volk sich sammle auf der bezeichneten Stelle. Die Helvetier wußten, daß sie langen Krieg nicht aushalten würden, weil Land und Heerden nicht lange die Männer entbehren können,

weil die Männer nicht gern lange wegbleiben von ihren Rindern und Kindern. Aber von ihrer eigenen Kraft und des Landes Eigenthümlichkeit hofften sie einen schnellen Sieg an einem Orte, wo der Römer Kriegskunst nicht aufkommen konnte gegen ihre Tapferkeit.

In einer hellen Nacht wurde langer Rath gehalten, alles wohl verabredet und Achim war auch dabei, gab klugen Rath, versprach gewaltige Hülfe und schien des Sieges sicher. Gewaltig groß that er mit seiner, seiner Brüder, seines Gaues Kraft, und wenn Sigbert Vertrauen hätte zu ihnen, wie sie zu ihm, so wollten sie alleine den Feind bestehen, und Sigbert faßte Vertrauen und verhieß es mit Mund und Hand. Gar seltsam ist des Menschen Herz, wird so leicht bestochen und zum Verräther an dem eigenen Herrn. Sigbert kannte der Brüder Art, kannte ihres Herzens Meinung noch vom Bache her, aber Gertrud war ein helvetisches Mädchen, wie er keines noch gesehen, ihre dunkeln Augen brannten ihn bis mitten in's Herz, und wenn er sie erwarb, so war er der Reichste und Mächtigste in den helvetischen Gauen. Er hatte vorhin an so etwas gar nicht gedacht, aber seit er an der Tagsatzung war und die Pracht sah in Aventicum und vornehmlich in des Alpinus Hause, ging es gar seltsam zu in seinem Kopfe. Die Tapfern alle brachen auf am frühen Morgen, in ihren Gauen das Nöthige zu bereiten und ihren Gauen des Krieges Ursache und Zweck zu verkünden. Alle fühlten, daß seit Galbas Tode sie eigentlich nicht recht wußten, für wen sie stritten, aber sie hatten den Streit einmal beschlossen und sagten jetzt, daß sie ihn führten gegen den Uebermuth der Legionen und für ihre zugesicherten, durch die Legionen verletzten Rechte. Aber im Herzen quoll ihnen doch, und das sagten sie niemand, die Angst auf, wie sie ohne Rücken in Rom und Zustimmung anderer Legionen bestehen wollten gegen die abgehärteten, übermüthigen germanischen Legionen, denen Krieg ihr Tagwerk, Mühe ihre Lust und Brand und

Blut ihrer Augen Weide waren. Als Sigbert am frühen Morgen zu Pferde sich setzte, umringt von vielen Befreundeten der Heimath zu reiten wollte, hörte er dicht an ihm die Worte: „Hüte dich vor den Drei." Er wandte sich rasch um, niemand sah er reden, er fragte, wer ihm etwas gesagt, niemand hatte etwas gehört, er wurde selbst irre, ob er etwas mit dem leiblichen Ohre oder ein seltsam Wort aus seiner eigenen Seele gehört. Da drängte sich freundlich durch Alle Achim, drückte vaterländisch ihm die Hand und gab ihm manch gutes Wort auf die Reise, und ob den vielen vergaß Sigbert die wenigen.

Da gingen heiße Tage über Helvetien auf, und den heißen Tagen folgte eine lange Nacht. Zu Vindonissa lag die wildeste der Legionen, diese wußte was sie wollte und war alle Tage gerüstet. Sie wollte was sie gelüstete, stieß nieder was sie hemmte, und seit Cäsar wußten die Römer, daß in der raschen Entschiedenheit, sobald die nöthigen Kräfte bei einander seien, der Entscheid liege. Sie plagte das Castell zu Baden, aber sie griffen es nicht an und rückten nicht aus; bannte jedoch die Helvetier in die Schranken der Selbstvertheidigung bis zum gelegenen Augenblick, und die Helvetier ließen sich bannen und bedachten nicht, daß langes Harren nach gefaßtem Entschluß die Kräfte erschlafft, wie auch die gespannte Sehne am Bogen in langer Spannung erschlafft. Dieses Harren war im Sinn der Römer, sie wußten was sie wollten und bereiteten selbst den Augenblick, wo sie es konnten. Wie ein Sturmwind flog Cäcina dem Rhein nach hinauf, und als er nahe war, brachen auch die in Rhätien auf und die oberhalb des Zürchersees lagen, drangen durch die Thäler und suchten Vereinigung zur gemeinsamen That; Tag und Stunde waren verabredet worden, die Boten gingen sicher und die einzelnen Cohorten bewegten sich als Glieder eines Leibes.

Claudius Severus zögerte den Ruf zur Sammlung zu

geben, er rechnete fein ab, wie weit der Römer Legionen noch seien und wie schnell dann die Helvetier beisammen. Er fürchtete ihren Unwillen, wenn die Helvetier zwei Tage vor der Schlacht beisammen wären und also einen müßig sein müßten. Mit Vorräthen aller Art gingen die Brüder ab und zu, waren auch seiner Meinung und wußten genau zu sagen, wo der Römer Feldherr stehe und wie schnell die Helvetier zur Stelle sein würden, wenn einmal die Feuer zur Schlacht riefen. Da kam ihm, als eben keiner der Brüder bei ihm war, die frühe Kunde, daß Cäcina über den Rhein gegangen, zunächst vor ihm stehe. Nun ergriff ihn das Bangen der Säumniß, er schickte Boten aus, er zündete die Zeichen an, er harrte auf dem Thurme der Freunde, aber früher als sie erblickte er die Feinde. Die Hauptfeuer brannten nicht oder nur vereinzelt hier und da und verwirrten die Leute, die entlegneren Hochwachten wußten nicht woran sie waren, die wenigsten Boten richteten die Botschaft aus, die, welche an Ort und Stelle kamen, fanden die Leute eben des langen Harrens wegen ungerüstet. Die Zuzüge kamen daher vereinzelt, langsam, und ehe Severus eine hinlängliche Macht beisammen hatte, brachen aus dem Reußthale hervor die Cohorten aus Rhätien, verstärkt durch junge Mannschaft der dortigen wilden Berge. Vor ihm und hinter ihm stund der Feind, der Zuzug war abgeschnitten, der lang erwartete Feind überfiel die Helvetier und hatte den großen Vortheil, der so oft später den Schweizern den Sieg gab, er konnte schlagen, wann und wo er wollte. Er sprengte in wildem Anlaufe die Hauptmacht von Baden und schlug, als der Wege und Päße Meister, die vereinzelten Zuzüge.

In Sumiswald hatte Sigbert der Zeichen geharrt, nachdem er alles geordnet mit der Liebe dessen, der für sein Land alles giebt außer seinen Gott. Immer brennender ward seine Ungeduld nach den leuchtenden Zeichen, er kannte die Römer und wußte, daß nur entschiedener Wille und gesammelte Kraft

ihnen gegenüber bestehen konnten. Er hatte Boten das Land hinab gesandt, aber sie kamen nicht wieder. Die Drei, die in Sumiswald waren, thaten freundlich um ihn, suchten ihn zu beruhigen und wußten allerlei zu sagen, wie der Feind noch ferne sei, vielleicht, die Helvetier fürchtend, sie umgehen werde. Sie machten die Leute sicher, nur Sigbert nicht. Er hatte keine Ruhe, mitten in der Nacht riefen ihn Träume wach, er sah die Legionen der Feinde über den Helvetiern, sah diese zersprengt, gehetzt wie des Waldes Wild, sah in Feuer und Rauch gehüllt das Land. Dann eilte er auf, eilte auf die nächste Höhe, wohl auch nach dem Wartthurme auf dem Mühleberg, wo sein getreuster Knecht des Dienstes harrte, aber dunkel war es und dunkel blieb es am Himmel. Da kamen eines Morgens Männer von den höchsten Bergen her und brachten Bericht, daß sie Feuer gesehen am blauen Berge und das Aargau hinab, aber vereinzelte, bald hier eins, bald dort eins, das Land hinauf sei es dunkel geblieben. Sie hätten die ganze Nacht geharrt, daß die nähern Wartthürme das Zeichen geben würden, doch umsonst. Da fühlte Sigbert die Hölle der Ungewißheit, das finstre Ahnen, zu liegen in den Netzen des Verrathes, den Zorn des Kriegers, der den Ruf des Freundes in der Noth nicht vernommen. In des ersten Zornes Wallen wollte er reiten mit seinem Gefolge das Land hinab, selbst Kunde zu holen oder Hülfe zu bringen. Aber die Drei riefen: wenn er abwesend sei und in der nächsten Nacht riefen die Feuer auf, wer dann die Schaaren sammeln, ordnen, führen solle! Des Führers Pflicht sei es auf der Stelle zu bleiben, damit was dort ihn suche, dort auch ihn finde. Er könne ja Boten senden, die so eilig seien als er selbsten, deren Abwesenheit aber nur unbedeutend. Das begriff Sigbert, zog den Fuß aus dem Bügel, aber wie er ihn auf den Boden setzte, faßte er den mannhaften Entschluß, seinen Gau zu sammeln und ohne weitern Ruf, auf eigene Gefahr hin am nächsten Morgen hinunter zu ziehn zu den

Brüdern, deren blutige Noth an diesem Tage er nicht kannte, aber in geheimnißvollem Wehen zu fühlen schien, wie der Zwillingsbruder die Wunde fühlt, die seinem Bruder jenseits des Meeres geschlagen wird. Er sandte Boten nach den nächsten Warten bei einbrechender Nacht, die Zeichen der höchsten Noth zu geben; er sandte aus wen er konnte, seinen Befehl zu verkünden und den Grund dazu. Wie die Drei auch dagegen redeten, daß es unklug sei, aufbegehrten, daß solches ihm nicht zustehe, drohten, sie folgten ihm nicht, sie hielten das Volk ab, weil er Eigenmächtiges treibe, er ließ sich nicht irre machen, nicht hemmen, sein Wille stund fest, in diesem Willen fand er einige Ruhe. Gar seltsam sah Gertrud ihn an, die nach helvetischer Jungfrauen Weise in die Nähe sich drängte, wenn des Landes Heil verhandelt wurde. Dunkler noch leuchteten ihre Augen, es war manchmal als ob sie reden wollte, heftig und hart. Es that Sigbert, der selbst in diesem Augenblicke noch ein Herz für sie hatte, weh, daß die schöne Jungfrau nicht lieblichere Blicke für ihn hatte, ihr Vorurtheil gegen ihn nicht wollte fahren lassen, so stark auf ihrer Verwandten Seite stand. Aber im Wirbel des Tages, da immer mehr Leute nach Sumiswald sich drängten und heftig gestritten ward für die Drei und gegen sie, vergaß Sigbert die Blicke und riß mit glühenden Worten die meisten auf seine Seite und wilder ward der Ruf nach dem Aufbruch, und wer nicht feige scheinen wollte und das wollte keiner, redete nicht mehr dagegen. Sie eilten sich zu rüsten, wenn am frühen Morgen der Hahn krähte, sollten sie zur Stelle sein. Stille ward's in Sumiswald, die Sonne schlich hinter dunkles Gewölke und ein schwerer Regen rauschte über das Land. Bange sah Sigbert ihm zu, einsam harrend ob Sumiswald, er fürchtete, der Regenschleier möchte seine Feuer verhüllen, die Sammlung hemmen. Der Regen versiegte, dunkler ward's, schwarz kam die Nacht, aber kein Feuer flammte auf, auch das nächste auf dem Mühleberg nicht.

Da brannten in ihm auf Wuth und Angst, wie sie brennen in der Mutter, wenn sie von Schlangen ihr liebstes Kind umwunden sieht. In raschem Laufe stürzte er dem Berge zu. Da, wo das vorige Mal, rief es neben ihm: Gehe nicht zum Mühleberg! Und drei Mal rief es und drei Mal achtete Sigbert es nicht in Wuth und Angst und eilte geflügelten Laufes weiter. Da war's ihm als eile etwas ihm voraus, nahe vor ihm, fast unhörbar, und je mehr er eilte, desto mehr eilte das Andere auch, dicht vor ihm durch die finstere Nacht. Immer wilder stürmte er dem schauerlichen Wesen nach, das er nicht sah, dessen Tritt er nicht hörte, dessen leises Schnauben einzig es verrieth, stürmte an den Mühlen vorbei. Da hörte er ein wohlbekanntes Sausen, einen Fall, einen leisen Laut, vor seinen Füßen lag ein Körper, den er klirrend übersprang, da sauste es abermal und drei Speere trafen ihn und drei Schwerter sausten über ihm, und ehe er sich aufraffen konnte, lag er todt neben dem ersten. Als die Drei zwei Todte fanden statt einem zu ihrem Erstaunen, wollten sie wissen wer der erste sei. Da fand Clodomir sein Kind und in dessen Brust, wo heiße Liebe glühte verborgen, die des Geliebten Schild sein wollte, drei Speere, sein Blut verronnen, verhaucht sein Leben. Da tobte wohl ein wilder Schmerz in ihm auf, aber wer sein Vaterland verrathen kann, verschmerzt auch bald sein Kind.

Trübe war's am folgenden Morgen in Sumiswald. Wenige fanden sich ein, denn keine Feuer hatten gerufen, die einen hatten Verräther nicht angezündet, bei den andern lagen die treuen Wärter erschlagen todt. Die Wenigen fanden Sigbert nicht, tobten gegen ihn und nannten ihn Verräther. Dem widersprachen die Drei nicht und fragten, ob man jetzt wisse, wer es gut mit Land und Leuten meine. Und während sie noch so redeten und tobten, kam die Kunde wie vom Himmel herab und niemand wußte, wer sie gebracht: alles sei verloren und die Feinde brächen gleich von Sursee her

das Thal herauf. Weiter unten sei alles Rauch und Flamme. Da heulten die Weiber und schrien über die Verräther, und die Männer schlugen die Waffen zusammen und wollten sterben für das Land, und andere meinten, man solle in den Bergen sich sammeln, noch sei's nicht verloren, aber zwischen durch gingen die Drei und fragten, für was und für wen sie eigentlich streiten wollten. Seit hundert Jahren seien die Römer ihre guten Freunde gewesen und der ganze Streit sei ein bloßes Mißverständniß, weil sie Galbas Tod nicht gekannt, die Legionen aber wohl, hätte man auf sie gehört, so wäre viel Unglück nicht entstanden. Sobald das Mißverständniß aufgeklärt sei, höre auch der Streit auf. Es wäre am besten, man sendete zu den Römern und ließe ihnen sagen, man wolle ja nichts, als was sie auch wollten, und sie wollten fürder wieder gute Freunde sein. Das dünkte Vielen, die des Streites Ursache nicht recht begriffen hatten, sehr erbaulich, und sie stimmten fröhlich bei, aber keiner wollte gehen mit dieser Botschaft zu den Römern. Als endlich die Drei sich dazu erbitten ließen, da war selbigen Tages die Meinung im ganzen Thale, daß die Drei es mit dem Lande am besten meinten, sein Hort, seine Retter seien, Sigbert aber ein Feigling sei, der davon gelaufen, als es Ernst gegolten. Die Andern aber meinten, ein Feigling sei er nicht, aber ein Römling, wer einmal bei ihnen gedient habe, dem sei nicht mehr zu trauen, bei der ersten Gelegenheit werde er zum Verräther, so Sigbert.

Stattlich gerüstet machten die Drei sich auf und fanden Rhätier und Römer unten im Thale, mitten im Sengen und Morden. Mit dem Bewußtsein solcher, welche Freundschaft erkauft zu haben meinen, traten sie unter die Feinde, nannten den Kaufpreis und erzählten, wie sie die drei Brüder seien, die man in Vindonissa wohl kenne, welche den Römern Blut erspart, Päße und Wege geöffnet dadurch, daß sie durch List und Gewalt den Zusammenhang unter den Helvetiern zerrissen.

Aber als hörte man sie nicht, wurden sie niedergerissen, beraubt, gebunden und vor Allen waren's die Rhätier, welche sie mißhandelten, sie waren der Meinung, daß Vaterlands-Verräther zu strafen wären, wo man sie fände. Die drei Brüder meinten, es sei Irrthum, der sich aufklären werde, wenn bekannte Cohorten nachkämen. Nackt, wie das Vieh wurden sie auf Sumiswald getrieben, sahen dann die Stadt in Feuer aufgehen, ihre Häuser brennen, ihre Vorräthe plündern, ihre Heerden schlachten oder forttreiben, schrien aus ihren Banden um Schonung, weil es ihr Eigenthum sei und sie ja Freunde, aber Hiebe waren ihre Antwort. Bekannte Hauptleute sahen sie, Menschen, mit denen sie gehandelt, schrien sie um Erbarmen an, um Loslassung, aber Hohnlachen sahen sie, in's Gesicht wurden sie geschlagen, und als endlich Sumiswald niedergebrannt, alles geplündert und verheert war, die Stadt für immer in der Asche lag, da wurden sie mit Andern, Menschen und Vieh, das Land hinauf getrieben. Die Römer schlugen sie, ihre Landsleute verfluchten sie, denn jetzt kannte man sie. Noch brannten die Mühlen, hoch auf zischten die Wasser an den glühenden Rädern. Diesseits nagten Hunde neben dem Wege an Körpern, die sie aus den Gebüschen gezogen. Jetzt sahen Alle, wo Sigbert geblieben und wer mit ihm gefallen. Die Drei aber heulten laut auf und eines Satzes sprangen sie vereint unter die Räder, die Räder zermalmten sie, die Wellen verschlangen sie, die drei Brüder wurden nicht mehr gesehen bei Leibesleben.

Aber zur Ruhe kamen sie nicht. Noch jetzt sieht man sie hier am finstern Bache gehen und winken und deuten, und so lange sollen sie hier gehen als irgend Einer, der Verrath im Sinne führt und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmuth Treue brechen will, dieses Weges geht. Schon mancher Vogt, der Wittwen oder Waisen betrügen, schon mancher Richter, der das Recht drehen half, mancher Gemeindvater, der an sich dachte und nicht an's Allgemeine, mancher Landesvater, der

das Heil des Landes nach seinem Sacke maß und nur zu seiner Ehre Sorge trug und nicht zur Landesehre, hat die Drei gesehen, wie sie weinten, deuteten, die Köpfe schüttelten mit bittenden Geberden und alle Wellen schienen Amen zu sagen und alle Erlen rauschten mahnend dazu.

So hatte der Mann geredet und Alle ihm andächtig zugehört, wenn schon lange die Pause zu Ende gegangen, der Wirth vieles aufgetragen und wirklich mancher angefangen hatte wieder frisch darauf los zu essen. Man hatte Lust gehabt, den Erzähler zu necken, wie er als Sage ausgebe, was er selbst erfunden, und wie man auf solche Weise jedem Hügel eine Sage anhängen könne, aber theils seine Versicherung, daß die Drei noch jetzt im Andenken des Volkes lebten, theils der Schluß selbst gaben dem Gespräch eine andere Wendung und man redete viel von der jetzigen Rechtspflege und den gegenwärtigen Gemeindeverhältnissen und über beide wußte man traurige und drollige Geschichten und trank viel Vierunddreißiger dazu. Darauf ward es Abend und in Freundschaft ging man auseinander, jeder seines Weges, wie man in Freundschaft zusammengekommen.

Darauf erscholl ein Geschrei in den Zeitungen, auf dem Flühlestalden sei eine politische Versammlung gewesen und vieles abgekartet worden. Die Zeitungen wußten alles, erzählten alles, was sie meinten, das geredet worden, aber von den Dreien erzählte keine etwas. Jede wußte wohl warum.

Servaz und Pankraz.

Erschien zuerst im Alpenröschen, Bern 1844.

Hell drang eine freundliche Maimorgensonne in ein heimelig Stübchen und traf eines rosigen Mädchens geschlossene Augen; dasselbe schlummerte süß in reinlichem Bettchen. Der Sonnenstrahl traf des Mädchens Auge, wie er den Schooß der Erde trifft. Die Wimpern zuckten, Leben begann sich zu regen in allen Zügen, die Augen öffneten sich, langsam und trunken sah sie um sich. Da flog plötzlich ein hohes Roth über's liebliche Gesicht, mit einem Satze sprang das schlanke Mädchen aus dem Bette, hüllte flüchtig die schönen Glieder in leichte Gewänder und stürzte zur Thüre hinaus.

Draußen lag ein schöner Garten, nebenan eine mächtige Pflanzung für's Haus, ringsum Bäume, große und kleine in malerischem Gemisch. Aber traurig sah alles aus, und Thränen rollten dem Mädchen über die Backen, als es unter die Hausthüre trat, vor welcher der Garten lag. Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es schneeig weiß, wo sie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, schwarz sich zu färben und die Blüthen an den Bäumen sahen aus, als ob sie in heißem Wasser gebrüht worden wären. Mit einem Blick übersah das Mädchen das geschehene Unglück, sein Herz war nicht groß genug, es allein zu tragen, dahin war seine ganze Frühlingsmühe, dahin seine Sommerfreuden, ein öder

Herbst ohne Pflaumen und Birnen stand vor seinen Augen. Es flog einem Stübchen zu, riß die Thüre auf und rief in ängstlichen Tönen, wie sie dem Menschen so gerne entrinnen in großem Leid und wenn das Haus brennt über'm Kopfe: „Mutter, Mutter, es hat einen Reif gegeben, alles ist gefroren, und jetzt scheint noch die Sonne darauf." Fast eben so rasch als die Tochter erhob sich die Mutter; während sie den weiten Nachtrock umwarf und mit der Nachthaube sich nicht viele Mühe gab, ließ sie die beiden Mägde wecken, eilte hinaus, ließ begießen, decken, vor der Sonne schirmen und jammerte in allem Thun fort und fort: „Ach, daß wir das doch nicht gedacht, warum deckten wir gestern nicht, aber kein Mensch glaubte, daß es Glanz geben werde und noch so kalt dazu! Die Bohnen hätten wir retten können, das Obst im Garten und so manche schöne Blume; jetzt ist alles hin, ach wie ein traurig Jahr wird dieses werden, keinen Tritt mag ich in Garten thun das ganze Jahr!"

Trübselig saßen sie bald darauf beim Kaffee, aber weder Mutter noch Tochter schmeckte er, in lautem Jammer ergoß sich fort und fort die Mutter, in stillem saß die Tochter da, das Weinen immer zuvorderst. Da trat der Vater hinein, erst spät war er gestern nach Hause gekommen, daher diesmal nicht der erste wach im Hause. Trübselig bot man ihm einen guten Morgen, die Tochter brachte ihm nicht Feuer für die Pfeife, die Mutter schenkte ihm nicht Kaffee ein, aber beide frugen ihn, ob er den Reif gesehen, erzählten ihm, wie alles aussehe draußen, wie die Bäume dahin seien und alles Gartenzeug und im Pläz Bohnen und Erdäpfel. O wer nicht auf dem Lande lebt oder lebte, weiß nicht, was für eine Trübseligkeit ein solcher Kapitalreif in's Landleben bringt. Es ist nicht der Schade, an den man denkt, sondern untergegangen sind tausend Freuden und ein öder Sommer steht vor der Thüre. Einer rechten Landfrau wird jeder Frühling gleich als wie ein eigen Kind geboren, mit all seinen Mühen,

Freuden, Hoffnungen; sie freuet sich seiner, sie pfleget es, und wenn der Frühling zum Herbste geworden, so tödtet sie sich halb, seine Früchte zu sammeln, zu bergen und zu schirmen. Geht er aber im Reife unter, so ist's ihr, als sterbe ihr ein Kind, und lange, lange, bis ein andrer kommt, tönen ihre Seufzer ihm nach. Dem rechten Mädchen ist er ein Bräutigam, ein reicher und herrlicher, und wenn solch ein Bräutigam einem Mädchen stirbt, was soll es da anders als jammern und wehklagen!

Als der Vater den Jammer hörte, sagte er, es thue ihm leid, daß er gestern so spät heimgekommen, er hätte einen Reif erwartet, aber geglaubt, die ängstliche Mutter werde jede nöthige Vorsorge getroffen haben. „Ach, kein Mensch erwartete gestern Abend einen Reif," antwortete die Mutter. „War es ja nicht Glanz und zog der Wind, und kalt schien es mir nicht!" „Es war aber doch die Nacht auf Pankraz, und da ist nie zu trauen, je weniger es den Anschein hat, um so ärger wird es, und was der Pankraz übrig läßt, nimmt der Servaz weg," antwortete der Vater. „Das sind abscheuliche Manne," antwortete die Tochter; „was müssen das für Unfläthe gewesen sein bei ihrem Leben, daß sie noch nach ihrem Tode fast alle Jahre so viel Freude verderben und von allen Menschen verwünscht sein müssen."

Da machte der Vater ein ernst Gesicht und sagte: „Das waren mir allerdings Unfläthe im Leben, und wenn ihr wollt, so will ich euch erzählen, was die Sage von ihnen weiß."

„Wie du willst, Vater," sagte die Mutter, aber ihr Herz war anfangs doch nur bei den Bohnen und den Birnen, und das Zuhören ward ihr schwer.

„Vor uralten Zeiten, näher bestimmt die Sage die Zeit nicht," begann der Vater, „lebte in unserm Lande ein Mann, der reichste ringsum, und so lange man denken konnte, war

so ein reicher nicht gewesen. Sein Land nahm kein Ende, und wie groß es war, wußte er selbsten nicht. Zu selber Zeit stopfete noch nicht auf jedem Ackerli ein Feldmesser herum. Seine Heerden waren zahllos, seine Kühe weit umher berühmt und von seinen Rossen sollen unsere Erlenbacher abstammen, die noch auf den heutigen Tag manches fürstliche Gespann zieren. Knechte und Mägde besaß er fast wie Abraham, und sein Haushalt war dem eines Fürsten gleich, mit dem Unterschied jedoch, daß er keine Schulden hatte und alles baar bezahlte, was er kaufte.

Das Schönste aber von allem, was er besaß, und ihm auch das Liebste waren zwei Töchterlein, Meieli hieß das eine, Röseli das andere. Schön waren sie wie der junge Tag und holdselig wie zwei Engelein. Wenn sie vor das Haus traten, so ward es den Menschen, als ginge die Sonne auf, als erblühte der schönste Frühling. Golden ringelten sich die Haare um Meieli's Haupt, und Blumen des Himmels gleich blühten in seinem milden Gesichte die herrlichsten blauen Augen auf, während eine dunkle Lockenfülle über Röseli's Schultern wallte und schwarz funkelten seine Augensterne. Aber welches Töchterlein das schönere sei, das liebere, das wußte der Vater nicht, darüber wurden die Menschen nicht einig. Und wie beide gleich schön waren, waren beide auch gleich an Tugend und Tüchtigkeit. Es war als ob Gottes besonderer Segen in ihren Händen sei, denn was sie berührten, ward gut und vollkommen: die Milch, welche sie ausrichteten, war die süßeste im Lande, das Brod, das sie kneteten, das kräftigste auf Erden; ihren Flachs schädigten die Erdflöhe nie, und wenn sie ihn spannen, war er der schönsten gelben Seide gleich, und wie ihre Blumen blühten und dufteten, so schön blühten keine, so süß dufteten keine. Sie waren der Armen Trost, die Engel der Kranken, der Mägde Vorbilder, die Heiligen der Knechte, und wenn sie in der Mitte ihres Hofes standen und in gläubigem Vertrauen die

Thiere alle um sie sich schaarten, der Hengst mit stolzem Wiehern den hohen Hals beugte, ihr Liebkosen zu empfangen, die Taube girrend Futter suchte zu ihren Füßen, die Schafe neckisch ihre Köpfe an ihren Gestalten rieben, die Kühe tölpisch ihre Hände leckten, dann waren sie Göttinnen gleich, auf deren Huld und Spenden die Geschöpfe harrten. Wenn sie aber in goldenem Abendschein vor dem Hause zu den Füßen ihres Vaters saßen, ihm Rechenschaft gaben über ihr Tagewerk, ihn liebkoseten auf jegliche Weise, dann waren sie holde, liebliche Kinder, und dem Vater ward es, als werde größer und größer sein Herz, als müsse es zerspringen vor lauter Liebe, und heller schien der Mond zu scheinen und glänzender funkelten die Sterne.

Wo Blumen blühen, da kommen die Bienen her und suchen Honig, wo ein Licht erglänzt in dunkler Nacht, fliegen die Mücken herbei, tanzend um den hellen Schein, und wo Mädchen erblühen und schöne Augen erglänzen, da zieht es die Jünglinge von nahe und von ferne; den Honig suchen sie in der Blume, aber die meisten finden nur ein Licht, das Lüsterne und Leichtsinnige zu Tode sengt.

Zwei Blumen waren die zwei Töchterlein, wie sie nirgends gefunden wurden; ihre Namen glänzten zwei Sonnen gleich, wer will zählen die Jünglinge alle, die kamen und Honig suchten, aber den Honig nicht fanden, sondern nur das Licht, das der Mücken Flügel versengt? Es mag sein, daß nicht Alle die Schönheit alleine zog, daß bei manchen der Reichthum des Vaters das Meiste wog, aber damals sah man auf den Reichthum weniger als jetzt, weil damals die Arbeit mehr galt als jetzt. Damals sollen Königsweiber gesponnen haben und wären im Stande gewesen, ihr Brod zu verdienen, und jetzt meint jeder Pfiartsch, zur Arbeit sei er zu vornehm, und so manches Schlärpli weiß nicht, wo die Nadel ihr Loch hat, ob oben oder unten. Und richtig ist's, wo man nichts kann als visitle und hoffährtig sein und

schmäderfräßig obendrein, da braucht man Geld; von der Hübschi allein vermag man nicht zu leben, keine Fliege vermag es, geschweige denn ein Mensch. So strömten von allen Seiten die jungen Bursche herbei, freiten nach Vermögen und gafften nach Herzenslust, und den Vater freute dieses Freien und doch ward ihm angst und bange dabei. Denn je größer die Liebe zu jemand wird, desto mehr wächst auch das Bangen um ihn; so freute es den Vater, wenn die Freier so schaarenweise herbeigeflogen kamen, wie es sonst nirgends erlebt worden, wenn sie um's Haus herumstanden so hageldicht fast wie der Hanf in der Bäunde. Aber eben dann ward ihm auch angst um seine Töchterlein, angst, sie möchten Schaden leiden von diesen gierigen Freierschaaren, ein giftiger Wind möchte sie entblättern, eine unwürdige Hand dahin führen. Anders als der Vater hatten es die beiden Mädchen. Wie die Blümchen bewußtlos blühen, nicht wissen, wie schön sie sind, wie süß sie riechen, sich weder bergen noch höher heben, es mag niemand oder es mögen Viele auf sie sehen, so hatten es auch Röseli und Meieli. Heiter schafften sie ihr Tagewerk, freuten sich harmlos über jede Stunde, jede Gabe, welche Gott ihnen bescheerte. In ruhiger Unschuld wandelten sie unter ihren Freiern, thaten weder stolz noch spröde, wurden weder neckisch noch übermüthig. Wie die Sternlein ziehen am hohen Himmelsbogen in unwandelbarer Freundlichkeit, so wallten die Mädchen in ihres Leben Frühling hinein.

Unter den Freiern waren zwei, die ragten über die andern empor, wie über die Fichten die Tanne ragt, über die Hagebuchen die Eiche; Jörg und Marx hießen sie, Brüder waren sie nicht, aber nahe sich verwandt und näher noch im Gemüthe als im Blute. Zwar waren sie auch von Außen sich ähnlich, gewaltig hoch, gewaltig in den Gliedern, Recken, wie sie schlafen in den Hünengräbern. Kampf war ihnen Lust, der Tod ihr Ehrenziel, kein Sterblicher hatte sich gefunden,

der dem einen oder dem andern siegreich stand, wenn aber beide zusammengestanden, dann hätte auch die zahlreichste Schaar sie nicht siegreich bestanden. Große Habe besaßen sie nicht, aber reich nährte sie Jagd und Kampf und um den nächsten Tag brauchten sie sich nicht zu kümmern. Aber biedern Gemüthes waren sie, offen und unverstellt in Liebe und Haß, in Rache und Zorn. Wem sie sich ergaben, dem waren sie treu bis in den Tod, aber wen sie verfolgten, den verfolgten sie auch bis in den Tod. Ihre Haut war nicht weiß und roth, nicht zart, nicht glatt, in Wind und Wetter war sie rauh und verwettert, aber es war eine ehrliche Haut, sie barg nichts Heimtückisches, es war eine gute Haut, sie hatte sich gehärtet unter Blitz und Donner, unter Dolchen und Schwertern, was unter ihr verborgen war, war gut geborgen, bestand in Wind und Wetter, war sicher vor Dolch und Schwertern. Ihre Stimme tönte nicht wie Liebessäuseln, sie tönte wie der Donner des Wasserfalles, die Herzen der Menschen erbebten, wenn sie erscholl, wie die Felsen zittern im Donner der Wasser, aber es war eine treue Stimme, wie sie es meinte, donnerte sie, und was sie gedonnert, das war wie eine Schrift in Stein, die nicht verwittert. Wo sie erschienen, traten die Andern unwillkürlich zurück, es war, als ob sie in allem vorangehen müßten, in jeglichem Spiele, in jeglichem Kampfe, zu jeglicher Thüre hinein.

Aber sonderbar war es, die Thüre, welche zu den Herzen der Mädchen führte, fanden diese Freier nicht, zu ihr hinein kamen sie nicht. Die Mädchen haßten sie nicht, sie zogen sie allen andern vor, vertrauten ihnen unbedingt in jeglicher Gefahr. Und wenn Bär oder Wolf die Gegend unsicher machten, so waren sie ihre Begleiter in Feld und Wald. Oder wenn sie eines rechten Dienstes bedurften, so sprachen sie Jörg und Marx dafür an, wie die Schwester die Hülfe des Bruders sucht. Aber der Mädchen Herzen pochten nicht rascher, neues Leben zog nicht ein, in jungfräulicher Liebe erglühten

sie nicht, für Liebesblicke blieben blind ihre Augen, für Liebesseufzer taub ihre Ohren, gebunden ruhte die göttliche Kraft der Liebe in ihren Herzen. Bei einem Vater aber ist es anders als bei seinen Töchtern. Beim Vater geht die Liebe nicht auf, sie ist bereits da, und was der Liebe entspricht, die da ist, das sucht er zu fesseln und zu behalten. Ihm waren die beiden wilden Jäger recht, sie liebten seine Mädchen und entführten sie ihm nicht, sie hatten keine Besitzthümer, die einer Herrin harrten, bei ihm allein hatten sie eine bleibende Stätte, mit ihnen gewann er zwei Söhne und verlor die zwei Töchter nicht.

Er vermochte es nicht, der üblichen väterlichen Winke sich zu enthalten, er deutete von Zeit zu Zeit verblümter und unverblümter an, daß Marx und Jörg ihm lieb wären als Tochtermänner. Aber die Mädchen faßten die Winke nicht, thaten verschämt vor dem Heirathen, wollten nie heirathen, ihr Lebtag beim Vater bleiben, priesen ihr Wohlsein und wie ihnen wohler nicht werden könne; kurz sie redeten, wie Blinde von den Farben reden und Taube von den Tönen, redeten von der Liebe wie Mädchen, die noch nicht wissen, was Liebe ist.

Unterdessen waren Marx und Jörg voll guter Hoffnung. Da die Mädchen sie nicht flohen, sie allen Andern vorzogen, wie Brüdern ihnen vertrauten, so lebten sie süßen Wahnes voll und meinten, das schöne Ziel werde ihnen nicht fehlen, aber gut Ding wolle gute Weile haben. Beide jung und wild, thaten mit der Heirath nicht nöthlich, freuten sich der Weile zu kühnen Wagnissen, und je länger sie warteten, um so mehr gewann kühnes Thun Macht über sie, und mit jeder kühnen That stieg der Wahn, es sei wieder ein Stein aus dem Wege gewälzet, der zu der Mädchen Herzen führe.

Da geschah es einmal, daß eine weiße Kuh, der Mädchen Liebling, sich verlief im weiten Walde; groß war der Mädchen Jammer und ungesäumt machten sie sich auf, sie zu suchen. Ungeheißen wie oft folgten ihnen Jörg und Marx, und gut

war es. Denn kaum im Walde brach ein gewaltiges Bärenpaar hungrig von langem Winterschlaf aus dem Dickicht und stürzte sich auf die Schwestern. Diese waren nicht unbewehrt, hatten auf mancher kühnen Jagd sich kühn bewährt, aber dem unvermutheten Anfall des wüthenden Paares wären sie erlegen, wenn Jörg und Marx nicht rasch, als wären sie der Mädchen lebendige Schilder, sich vorgeworfen hätten. Alsbald fiel der Bär, und als die Bärin ihn todt sah, entlief sie in raschen Sprüngen, einen andern Bär zu suchen. Marx sandte seinen Speer ihr nach und traf sie wohl, denn alsbald begann sie zu hinken und zu bluten. Nun kam über die wilden Recken die Inbrunst der Jagd, alle ihre Gedanken versanken, sie vergaßen, war es Tag, war es Nacht, sie sahen nichts mehr als die fliehende Bärin blutend und hinkend, sie stürzten ihr nach wie vom Bogen der Pfeil fliegt, unwillkürlich, von eigenthümlicher Gewalt getrieben. Sie jagten hinter der Bärin her, aber erjagen konnten sie sie nicht, kein Speer traf sie mehr, keinen Schritt kamen sie näher dem schnaubenden Thiere, das dicht vor ihnen blutend und hinkend floh. Immer wilder jagten sie und näher kamen sie dem Thiere nicht, aber weiter und weiter tosete die wilde, die wüthende Jagd.

Die Mädchen waren stehen geblieben im Walde, wo der Bär gefallen war, und harrten der Jäger im Glauben an ein schnelles-Ende der blutigen Jagd. Doch sie harrten umsonst, die Jäger kamen nicht, aber statt ihrer ein fürchterliches Gewitter mit Blitz und Donner. Nacht ward es am Himmel, die Erde bebte, die Bäume brachen, fürchterlich heulten die wilden Thiere durch den Wald, in mächtigen Sprüngen schoß der wilde Ur vorüber, in hohen Bogen bögelte sich an ihnen vorbei die aufgeschreckte Schlange. Auch die Mädchen bebten und beteten, wußten nicht, sollten sie warten oder fliehen, denn gar oft ist das Fliehen einer Gefahr nichts Anderes, als ein muthwilliges Stürzen in Gefahren, und wo die Gefahr in hundert Gestalten uns umbraust, da rettet ein

ruhig Warten uns am sichersten. Ueberhaupt sollten schöne Mädchen Gefahren, die zunächst von unserm Herrgott kommen, nicht fürchten. Menschen sind es, von denen die Gefahren kommen, die an Leib und Seele sie verderben. Rasch brauste das Gewitter vorüber, die wilden Thiere verkrochen sich wieder, nur hier und da harrte eines auf die Sonne, um sich zu trocknen, denn alsbald begann die Sonne wieder zu lächeln, spiegelte in glitzernden Tropfen tausendfach sich wieder und hoch am Himmel wölbte sich der hehre Gnadenbogen.

Da begann es auf's neue sich zu bewegen im Walde, zu rauschen im Gebüsche, neuer Schreck erfaßte die Schwestern, sie erwarteten ein neues Bärenpaar oder ein sonstiges grausiges Waldthier, krampfhaft faßten sie ihre Wehr. Aber zwei Männergestalten wurden sichtbar tief im Gebüsch, weit hinten in den Bäumen. Jörg und Marx kehrten wieder von der wilden Jagd, meinten sie und freuten sich. Aber bald erkannten sie ihre Täuschung, neuer Schreck erfaßte sie, auf's neue erhob zur Flucht sich ihr Fuß und doch floh er nicht, ein unnennbarer Zauber zog ihn wieder nieder, fesselte am Boden ihn fest. Das waren die wilden Recken nicht, die rauhen, mächtigen Gestalten mit dem zottigen Gelocke auf den breiten Schultern. Aus dem wilden Walde, dem finstern Gebüsche drängten zwei wunderschöne Jünglinge sich, schlank und hoch, aber fein und zart, in schönen Locken lag ihr duftend Haar, ihre Gesichter erglänzten wie junges Morgenroth, so weich und glatt, als hätte nie ein rauher Abendwind sie gekühlt. Kostbare Gewänder umflogen ihre schönen Glieder, reiches Geschmeide verdunkelte die in der Sonne glitzernden Regentropfen, grüne Kränze schmückten ihre jugendlichen Häupter. Leichten Schrittes, aber mit ehrerbietigem Wesen nahten sie sich den bebenden Mädchen.

Diesen ging es wunderbar. Meieli und Röseli wollten immer noch fliehen, vermochten es aber immer weniger. Man liest vom Vögelein, wie ihm die Flügel gebunden werden,

heiße Angst das Herz schnürt, jede Kraft ihm lähmt, wenn es in's Auge der Schlange schaut, die ihn's beschleicht, daß es vom Baume fällt, ihr zur wehrlosen Beute: so war auch der Mädchen Kraft gelähmt, ihre Blicke in die Blicke der Fremdlinge gebannt, Angst bebte durch ihre Glieder, Weh füllte ihr Herz, aber es war nicht das heiße Todesweh des armen Vögeleins, nicht die schwarze Angst, die das Herz ihm bricht, noch ehe die Schlange es faßt, es war ein süßes Weh, und wenn auch bang die Glieder bebten, das Auge brach nicht im Todesweh, es begann zu leuchten und zu funkeln, wie es nie geleuchtet, nie gefunkelt hatte. Auf wunderbarem Heerde war eine Glut entbrannt, und ihre Flammen schlugen hoch auf aus den Fenstern der Seele, und um den Heerd herum regte es sich und ein neues, süßes Leben quoll auf, sie wußten nicht, hatte der Himmel sich in ihre Herzen gesenkt oder waren die Seelen der Fremdlinge in ihre Seelen eingezogen und hatten einen eigenen Himmel mitgebracht. Wie ein Klingen aus andern Welten hörten sie die weichen, schönen Töne, in welchen die Jünglinge ihnen verkündigten, wie sie zwei Brüder seien, zwei Königssöhne aus dem Lande Italien, wie sie durch die Erde zögen, Lust und Freude suchend, Lust und Freude spendend. Vor ihnen her sei eine wilde Jagd geflohen, sei das Unwetter zerstoben, Leben und Wonne sei in ihrem Geleite, sprosse aus ihren Fußstapfen und Pankratius und Servatius hießen sie. Aber was sie heute gefunden, sei noch nie ihnen bescheert worden, redeten sie weiter; Unsterbliche hätten sie auf ihren Pfaden nie getroffen, denn sie würden die Göttinnen des Waldes sein oder Kinder des Himmels, die auf den Flügeln des Sturmes zur Erde gekommen, des Himmels Freuden auf Erden zu bringen.

Die holden Kinder fanden kaum die begegnende Rede, Kunde zu geben, wer sie seien, wie es ihnen ergangen, wie des Vaters Haus nicht im Himmel, sondern nicht ferne auf Erden sei. Doch mit der Rede wuchs der Muth, und sie boten

den Fremdlingen ein gastlich Dach, luden sie in ihres Vaters Hütte, nach alter frommer Sitte, wo Gastfreundschaft noch heilige Pflicht war, die Reisenden aber auch nicht unverschämt in alle Häuser sich drängten.

Mit zierlichen Geberden dankten die Jünglinge und geleiteten über den rauhen Boden die Mädchen dem väterlichen Gehöfte zu. Ein Traum schien ihnen dieser Gang, aber ein seliger, einen Augenblick nur schien er ihnen zu dauern und doch strömten tausend und tausend Bilder durch ihre Seele, und tausend Wogen süßer Lust schwollen auf und rauschten nieder, und wie eine zerfloß, kam voller und mächtiger eine andere daher gezogen.

Mit ihnen kehrte Freude ein in's Haus und festliche Tage begannen, die Stunden glichen Blumenkränzen, die Tage einem Blumengewinde, in welchem des Nachts Feen tanzten und Elfen ihre Reigen feierten.

Auch dem Vater hatten es die Jünglinge angethan, ihr fein und höfisch Wesen ihn ergriffen wie mit Zaubergewalt, ihre Worte glitten durch seine Ohren wie Honig über die Zunge, Pracht und Reichthum in Kleidern und Kleinodien blendeten seine Augen, und daß sie Königssöhne seien aus dem Lande Italia, das betäubte ihn, sein Haus glaubte er durch ihre Einkehr geehrt, wie Abraham seine Hütte durch den Besuch der Männer Gottes. Das neue reiche Leben, das aus den Augen seiner Kinder strahlte, die Wonne, die aus allen Bewegungen leuchtete, die rissen vollends sein Herz dahin. Und ehe wenige Tage um waren, waren Vater und Töchter gewonnen, keine Einrede ward beachtet, kein Kopfschütteln bemerkt, Jörg und Marx waren vergessen; die fremden Fante hatten den Sieg im Fluge gewonnen und eine Hochzeit ward gehalten, in deren Glanz das ganze Land wiederstrahlte und von der man redete von Kind auf Kindes Kind durch manches Geschlecht. Und wie die holden Kinder sich freuten, wie sie beide, Röseli und Meieli, glänzten in unbeschreiblicher Schön-

heit, wie sie sich selig priesen, als wäre der Himmel zu ihnen herabgestiegen, als hätte Gott sie beschenkt mit dem Becher, in welchem nie vergeht die ewige Seligkeit, davon redete man noch lange.

Aber ein Tag wandelte alles, und die Umwandlung war entsetzlich, und das war der Ehetag; er war die Scheide zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Himmel und Hölle, es war der Tag, welcher umwandelte die Liebhaber in Ehemänner und das war, als wenn ein schöner Schmetterling sich wandelte zur garstigen Raupe, ja es ist noch viel ärger, wenn holdselige Hochzeiter in ekelhafte Ehemänner sich umwandeln. Die glatten Mienen waren verschwunden, das süße Lächeln hatte aufgehört, die holden Worte klangen heiser, die schönen Augen schillerten grüngelblicht wieder, die heiße Liebe hatte in giftige Kälte sich verkehrt. Die zärtlichen Liebhaber waren boshafte Tyrannen geworden, die jede Freude haßten, jedes Lächeln tödteten, die feuchten Liebesblicke zu brennenden Thränen erstarren ließen. Dieser Wandel verwandelte auch die holdseligen Kinder, in wenigen Tagen kannte sie niemand wieder, der Hauch der Jugend war dahin, durch die blasse Haut sah man des Todes knöcherne Hand, die nach ihren Herzen griff.

In Entsetzen sträubte sich des Vaters Haar, als er diesen Wandel sah, in verdoppelter Liebe suchte er das Uebel zu wenden, neues Leben seinen Kindern einzuflößen, zu Milde und der alten Liebenswürdigkeit die Ehemänner zu bringen, aber alles umsonst. Wohl versuchten die Mädchen in Thränen zu lächeln, zeigten den Unholden die alte Liebe, dienten ihnen in aller Treue, suchten um des Vaters willen allen Gram zu bergen, Freudigkeit und Leben zu zeigen, aber sie hielten nicht aus. Servaz und Pankraz verhöhnten den Vater und trotzten ihm, wurden rauher, wilder gegen ihre Weiber, steigerten deren Pein in maßloser Grausamkeit, und in teuflischem Sinne schienen sie nur Freude zu haben, wenn ein

Lebensfunke nach dem andern den armen Weibern entwich. Immer näher trat diesen der Tod, immer sichtbarer ward seine knöcherne Hand an ihrem Herzen. Ein großer Schmerz füllte das Haus, Knechte und Mägde weinten, traurig gesenkten Hauptes drängte das Vieh sich zum Hause, füllte brüllend die Höfe.

Als der Vater das Welken der Töchter sah, so nahe ihren Tod, gedachte er mit Schmerzen an die vergessenen Marx und Jörg und ihre rauhe Biederkeit, verfluchte die glatte Gleißnerei und ermannte sich endlich, rief seine Knechte, warf die Unholde aus dem Hause, jagte mit Hunden sie in den Wald zurück, woher sie gekommen waren. Aber was geschehen war, war geschehen, gut zu machen war es nicht; die armen Weiber blühten nicht mehr auf zu den Blumen des Thales, sie blieben welk, verkümmerten jämmerlich, senkten ihre müden Häupter zum ersehnten Tode. Und als endlich nach manchem langen Tage Jörg und Marx wiederkehrten, schlummerten beide in weißem Leichenhemde. Am Grabe der Schwestern stand der Vater und schrie um Rache, daß Fluch und Ruhelosigkeit die schnöden Trüger, die Mörder seiner Töchter, verfolgen mögen von Ewigkeit zu Ewigkeit; so stand er fluchend, wild flogen um's alte Haupt die weißen Locken, hoch auf wogte in Zorn und Rache der schneeweiße Bart. Da war es ihm, als höre er durch das Wogen seiner Locken eine Stimme und die sprach zu ihm: „Warum, du Thor, schützte deine Erfahrung deine Kinder nicht, warum schützte dich das Alter vor Thorheit nicht, warum blendete Eitelkeit dir Augen und Ohren gegen die Wahrheit, und diese Blende ist des Truges Grund und Schutz, er bestünde ohne sie nicht in der Welt. Dich bethörte der Schein, die Haut hast du für das Herz genommen, Gleißnerei der Treuherzigkeit vorgezogen, in hohlem, hohem Wesen deiner Kinder Glück gesucht. Das mußt du büßen, deiner Töchter Tod ist deine Buße; kein Fluch weckt Todte auf, kein Fluch wendet der Thorheit Folgen vom thö-

richtem Haupte ab. Deine Tochtermänner wird ihr eigen Thun verschlingen, sie werden den Tod finden, wie ihn der Schnee in der Sonne findet, die Lüge in der Wahrheit; deiner Thorheit aber und ihrer Gleißnerei soll ein bleibend Denkmal gesetzet sein zur Warnung kommender Geschlechter, zur Rettung aufblühender Mädchen.

Wenn der Mai aufgeht in seiner Pracht, die Kinder des Mai's erblühen und knospen, die schönen Meieli und sinnigen Röschen, milde Wärme, laue Lüfte, der Sonne zärtlichste Blicke die Wangen der Erde röthen in wunderbarer Farbenpracht, da sollen aus dunkelm Hintergrunde grauliche Namen für ewige Zeiten, Pankraz und Servaz kommen. Aus ihrem Munde soll der Schnee fliegen, hinter ihnen her der Reif gezogen kommen, die Wangen der Erde sollen erblassen, nahe treten der Tod den aufblühenden Maienkindern, den knospenden Röschen. So viele Jahre über die Erde wehen, so lange soll ein Jeglicher, dem ein Meielein blüht, ein Röschen knospt, zittern, wenn hinter freundlichen Frühlingswehen die graulichen Unholde, Servaz und Pankraz, gezogen kommen mit eisigem Hauche, den Tod im Gefolge. Und wenn sie kommen, soll kein Vater diese Geschichte vergessen, soll vor jedem Mädchen Meieli und Röseli schweben, die Blumen des Thales, die blassen Opfer süßer, holdseliger Gleißnerei, sollen panzern gegen Trug und äußerlichen Schein Sinn und Herzen, die Schale nicht für den Kern nehmen, eine schöne Haut nicht für eine gute Haut, eine glatte nicht für eine ehrliche, sollen nicht hintansetzen hochtönenden, fremden Worten wohl bekannt heimisches Wesen, sollen flüchtige Speise der Eitelkeit nicht verwechseln mit des Glückes sichern Grundlagen. All' dieses und viel Mehreres sollen denken Vater und Mädchen, wenn aus dunkelm Hintergrunde Servaz und Pankraz kommen. Aber Pankraz und Servaz sollen da stehen als Warnungssäulen, hervorragend über alle Völker, als Warnungssäulen vor jedem hohlen, süßen Fant, einheimischen und fremden, sollen

mahnen und warnen, daß ein solcher Fant aus einem Liebhaber ein Ehemann wird, aus einem Schmetterling eine Raupe wird, wie aus einem Maientag ein Mördertag werden könne, der die Liebe zur eisigen Kälte, das Leben in den Tod verwandelt.“

Solche Reden rauschten durch des Alten weiße Locken, und als er sie gehört hatte, lag auch er eine Leiche auf dem Grabe seiner Töchter.“

Als der Vater so gesprochen hatte, schlich still und trüb die Tochter der Thüre zu. Als sie draußen war, fragte langsam die Mutter: „Warum redest du da nur von einem Vater, hatten die Kinder keine Mutter?“ Da sah der Vater in stillem Ernste zu der Mutter hin. Diese aber stand auf, trat zum Vater, küßte ihn auf die Stirne und große Thränen fielen auf dessen Stirne und versiegelten den Kuß. Dann gab sie ihm die Hand und ging der Tochter nach.

Wie Joggeli eine Frau sucht.

Erschien zuerst in der Alpina, schweiz. Jahrbuch f. schöne Lit. 1841.

Im Bernbiet, aber ich sage nicht wo, liegt ein Bauernhof an sonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirschbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und fast so weit am Hügel das Auge reicht, breitet sich um denselben aus ein wunderschöner grüner Teppich, kostbarer als ihn ein König hat: hunderttausendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache sprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenstern stehn einige Blumenstöcke und um's ganze Haus herum ist es lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und sauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen ist zu sehen. Auf schöner grüner Bank sitzt ein schöner brauner Bursche, schaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenseitigen Hügel liegen, und langsam, schwermüthig steigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus seiner fast erlöschenden Pfeife.

Es ist Joggeli, der reiche, ledige Besitzer des schönen Hofes. Seine Mutter ist ihm jüngst gestorben, die so trefflich ihm die Wirthschaft geführt, ihm so lieb gewesen war, daß er gar nicht heirathen wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zusprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken sich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm die Mägde die Haushaltung und schlecht genug. Seit seine Mutter gestorben war, legten seine Hühner nicht mehr, wenigstens bekam er wenig Eier zu Gesicht, die Kühe gaben schlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen und die Schweine sahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über schlechtes Fressen, und doch hatte er nie so oft Korn für sie fassen müssen. Noch nie war so wenig gemacht, gesponnen worden, er brauchte immer mehr Tagelöhner, und doch hatten die Mägde nie noch über so viele Arbeit sich beklagt und nie so wenig Zeit gehabt, das zu thun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter stiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernstlicher an's Weiben, und je mehr er daran dachte, desto mehr grausete es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa so ein Haushöck, der nie von Hause wegkam, die Mädchen nie anreden, höchstens ansehen durfte, sie nur vom Hörensagen kannte. Er war ein lustiger Bursche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübsches, reiches Mädchen unterwiesen wurde, so war er meist der erste unter dessen Fenster. Aber Fenstern ist noch nicht Heirathen, und das war, was ihm Kummer machte, und eben deßwegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte. Es sei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu sagen, und das zu sehen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zu Theil. Dieses zu beweisen, wußte er Beispiele von Exempeln anzuführen, daß Einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wüßte wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine, fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupsucht und wie die Suchten alle heißen mögen. Ein zanksüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, sagte er, einem kupsüchtigen saure alle Milch im Keller und es kriege

zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judenkrös ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnaufluh ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflümeretste, daß man nie recht wissen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös oder den alten Drachen selbst in's Haus kriege, denn alle diese Gräuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirthshause das zärtlichste Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, welcher seine Krallen schon im Ankenhafen und in der Tischdrucke habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Küchenthüre hineinsehe, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, wetze der Drache seine Krallen und denke: Warte nur, bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten Einer, der heirathen wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben sollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre und man mit ihm ein B'schüttiloch vergiften könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, daß er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien um zu schelten oder bezahlt zu loben oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein so hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszusinnen, habe ihn schon oft fast wirbelsinnig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen und aus Pflanzplätzen und allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr sein, der die

Stadtmädchen nur an Bällen, in Soireen, in der Komödie oder in einem Conzerte sieht, der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja selten mehr ihre Hände ohne Handschuhe? —

Guter Rath ist meist sehr theuer, indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Heuet und Ernte, wo Bauerntöchter meist zu Hause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spulten, die dritten im Garten grupeten oder um's Haus herum fiselten, sagte er seinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet um ein Roß aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns, und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn. —

Joggeli ging fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langsam dabei und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen oder zerbrochenen Kacheln, er strich ohne still zu stehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte was er that. Er

stoßte in der Küche herum, schnausete alles aus, war jedermann im Wege und ging am Ende Abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nöthig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge und trieb es so weit, daß man fast glauben mußte, er versuche, wie viel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er schon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, daß sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deßwegen auch wurde er von manchem Hause weggejagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubete Bauern hetzten ihm die Hunde nach und drohten mit Steinen und Stecken; erboste Bauerntöchter warfen ihm Kachelstücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig machen können, und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmuthig Luegen war. Zu diesem allem lachte der Kerli nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Muttestüpfer, die Töchter Zyberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl: er begehre gar nichts, einem solchen Lumpenbürli, der seiner Tochter nur kudrige Strumpfbändel vermöge und knöpfige Haarschnüre, sei er noch im Stande, ein Paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf solche Reden hin, aber als ob er das gerade so wollte, ging er lachend von dannen. Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wanderfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in

vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Gusse. Kaum hatte er sich geschüttelt unter breitem Dache und seine leichte Boutique abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern, Fürtücher die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Bursche, Alles dem breiten Dache zu: es war das Gesinde, welches zum Hause gehörte und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein sprang etwas unbehülflich eine zimperliche Gestalt, besser angezogen als die andern, aber eben nicht zu solchem Wettlauf eingerichtet. Als sie ankam, schäkerten bereits Knechte und Mägde mit einander, und ein dralles Mädchen schlug Sami, dem Melker, das nasse Fürtuch um den Kopf. Da zog Rösi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauses, ein gar schiefes Gesicht, warf Stübi, dem drallen Mädchen, seine Haue und sein Fürtuch zu, hieß ihn's beides abseits thun und that selbst zimperlich unter den Andern und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum und übte den eigenen Augenaufschlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt sind. Endlich kam die Mutter unter die Thüre, eine lange hagere Frau mit spitzer Nase, und hieß die Tochter, statt da außen zu galpen, sich trocken anziehen; sie wisse ja wohl, wie sie eine Leide sei, nichts erleiden möge und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieser Frau meldete sich auch der Bursche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort, daß er warten müsse bis nach dem Essen, man hätte jetzt nicht Zeit ihm die Sachen zusammen zu suchen. Bescheidentlich fragte er, ob er nicht miteessen könne, er wolle sich gern vom Lohne abziehen lassen dafür. Man wolle ihm etwas vor use geben, hieß es. Er setzte sich vor die Küchenthüre, aber lange ging es, bis das Essen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald schrie

die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waschlumpen ist?“ und bald: „Rösi, wo hast du den Schigore?“ Und als sie schon Alle bei Tische saßen, schoß bald Eins in die Küche, bald Eins in den Keller, denn bald fehlte Milch auf dem Tisch, dann war kein Brod vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe sein sollte, aber aussah wie schmutziges Wasser, in dem ein Mehlsack ausgeschwenkt worden, ein aschgraues Gemüse, welches ehemals Schnitze gewesen, in himmelblauer Brühe schwimmend, und dazu ein Stücklein Brod, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Krüschkasten gelegen, abgeschnitten schien. Er merkte sich das Essen wohl, aber aß es nicht, sah dagegen, wie Rösi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für sich köcherlete und endlich ein verstrupftes Eiertätschchen zum Vorschein brachte und in's hintere Stübchen spedirte, wie es sich darauf eine Zeit lang im Keller aufhielt und mit einem verdächtigen Weingeruch herauf kam. Als Alle wieder in die nassen Erdäpfel gegangen, sogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlirpi, irgendwo auf dem Ohr lag, sah er, wie Rösi wahrscheinlich mit einem Restchen des Eiertätsches in den Futtergang ging, wo der Melker Futter rüstete für die Rosse. Als die Promenade zu Ende war, setzte sich Rösi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete mit ungewaschenen Fingern und frägelte ihn allerlei aus, that wie ein Meisterlos und hörte ohne Zucken alle Dinge, sie mochten sein wie sie wollten, die der Kesselflicker zu sagen beliebte.

Und dieses Rösi war das gleiche Mädchen, das so nett und aufgeputzt an Märkten und Musterungen erschien, so sittsam that, so mäßig sich betrug, vor einem Schluck Wein sich schüttelte und vor jedem Blick eines Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt mußte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum Reden, aber es hieß, daheim sei es gar werksam, gehe immer mit dem Volk auf's Feld und sei ohne allen Stolz und Hoch-

muth. Aber je mehr er Rösi ansah, desto mehr mißfiel es ihm und alles um ihn's herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern alles an ihm; um's Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er heften sollte, fehlten Stücke. Es saß da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit nichts zu sehen, es hatte ein beflecktes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim sich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirthshause und auf der Straße sich anständig geberdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet sei, Kopfweh und Krämpfe mache und ein schönes Buch ihm das Liebste sei. Dazu schien es noch bösartig, stüpfte die Katze, neckte den Hund und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem lüsternen, läſſigen, langweiligen Ding niemand das schmucke, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze oder still stand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Duldsam so lange sie allein waren, fing es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schnöde Worte und führte alle seine Arbeit aus. Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätsch, sein sauberes Lismen, wo immer ein Lätsch auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer in's Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringgi bellte, die Katze miaute, alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürbaß.

Am Abend eines andern Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht

geordnet, ein Schweinstall stieß an den andern, einige Fürtücher und Hemden hingen am Gartenzaune, schwarz und rauchigt war es um die Hausthüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf. Eine fluchende Stimme drang aus der Küche und donnerte mit einem unsichtbaren Jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen mit roth angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwollen wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewaschen worden, seither zwei Mal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, daß man die verhudelten Schuhe an denselben bequem als Kuchenschüsseln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Besen auf ihre Rüssel, daß sie krachten, fluchte mit ihnen wie kein Kälberhändler es ärger hätte thun können und schlug ihnen das Fressen in den Trog, daß es weit umher spritzte. Darauf die Hände nur nothdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die wenigsten ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es thaten, thaten es, als schonten sie dem, was sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüstes unordentliches Essen, an welchem der Keßler Theil nehmen konnte unter dem Beding, umsonst zu heften, was er, während die Andern rüsteten, zu heften im Stande sei. Rohe Späße, Zoten wurden alsobald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft Theil daran, ohne irgend die geringste Scham, hätte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem erstern zu sagen, wann er zum letzten Male voll heim gekommen sei, und der letztern vorzuhalten, sie hätte in den drei letzten Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen, dann auch die Mägde zu schelten und den Knechten wüst zu

sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich mußte sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich sagen läßt von Knechten; aber wie man thut, so hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligsten begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch Nachts keine Ordnung da zu sein und Alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Apell geschlagen, niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor Fünfe sich um's Haus herum, aber niemand that doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf sein, damit es hieße: in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor Fünfe los, und d's Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb Achte konnte man doch nicht z'Morgen essen und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brod und Kraut, so lang, so hart, so trocken, daß man sich lange besinnen mußte, ob das, was man hinunter schlucke, Geiselstecken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Keßler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen und an der Tochter, diesem unsaubern Werkthier, satt gesehen. Daher, als sie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, sagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen heften lassen; sie säuerle ja wie eine Sauerkrautstande, in welcher dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben und nicht viel süßen Anken machen. Potz Wetter! da ging's los, die Kachelstücke flogen ihm in's

Gesicht, und als die verschossen waren, riß sie ihre Schuhe von den Füßen, schlug auf ihn los wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da könne auch Einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkader, als eine angehende Bäurin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu märten, dürfe alles selbst anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schauderte ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, daß so ein Kesselflicker überall hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und daß man sich nicht vor ihm in Acht nehme und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu thun pflege, wenn Dorf komme oder wenn man z'Dorf gehe. Gar auf Märkten und an Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und die da am meisten aufgezäumt erscheine und geschlecket bis z'hinderst, die sei zu Hause nicht selten die wüsteste Kosle, die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wisse, was hinten und was vornen sein solle. Wer Marei und Rösi auf einem Märit gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zu Hause sehe, der müsse sagen, daß sie zu einem Bauernhof paßten wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestoßenen Nidel. „Ja," dachte er bei sich selbst, „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt

kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb so viel werth, mit dem Unterschied, daß man von den einen wieder los kommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den andern dann meist weder Geld noch Seufzer Einem helfen."

Er war recht schwermüthig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirthshaus und tagdiebte da, spielte den Hudel, that als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Keßlerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirthstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ihren Daumen zu tief in's Kraut, welches sie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu mißvergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen mußte und gnepfte manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beschloß weiter zu wandern mit seinem Keßlerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem schönen Bauernhofe zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen, Spatzen jagten sich auf den hohen Bohnenstecken, zwei Bursche mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes großes Mädchen mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen saß auf der Thürschwelle, schnitt Brot ein und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche, doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das

Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müßte er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehsecken abwarten wollte, bis es ihm sich schicke. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er seinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Keßler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, daß es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein, stellte seine Drucke ab und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen und das Volk that manierlich, betete mit Andacht und aus dem ganzen Benehmen sah man, daß da Gott und Meisterleute geehrt würden. Die Suppe war nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblasen, das Brod nicht ohne Roggen, aber küstig und nicht hundertjährig.

Er saß noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brod in eine Milchkachel fallen, daß die Kachel in Scherben ging und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichsten Hung, den sie noch gesehen. Anne Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brod auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Keßler: im Länderbiet esse man weißeres Brod, dort würde solches nicht einmal von d'r Gottswillen Leuten gegessen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchenthüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anne Mareili das Großmüetti (die Mutter war gestorben) an die Sonne

führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank z'wegLegte und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete, bald hie aus bald da aus wollte und beständig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längst abgethan waren, nach Art aller Großmüetteni, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgethan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Aetti fort wollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends fand und nun seine Tochter ausschimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei strubem Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Alte sie selbst versteckt am vergangenen Tanzsonntage, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstipize, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Aetti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit und bat ihn: er solle doch ja nicht zu streng laufen und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen, es wolle ihm schon mit etwas Warmem warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Bescheid gab, die einen theilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schnöden Bescheid gaben und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete oder Arbeit anwies, daß man sah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was gethan, was noch zu thun war. Bei dem allem saß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhbett, streckte die Füße lang von sich weg und hatte im Schoose die Hände, sondern es war nie müßig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl an-

sah, es sei ihm nicht gleichgültig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm alles von der Hand wie gehext und seine Füße liefen wie auf Federn, plötschten nicht auf den Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinauf sprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser plötschen sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wiederzukommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu spaßen, zu schätzeln, wollte das Mädchen oben ein nehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elsaß sah und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundestall, band den Blaß los, der es in freudigen Sätzen umsprang und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür mußt du hübsch bei mir bleiben und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging, legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Keßler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Respekt einzuflößen hätte.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Keßler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln. Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herum flogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß und ängstlich

fragte, ob nicht die Kachelbank umgefallen sei. Der Bursche fluchte nur und sagte: an dem wolle er nicht schuldig sein, aber Eine, die so dumm und uwatlig thäte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochroth und der Blaß stellte sich mit offenem Maul neben ihn's, aber es sagte bloß: es sei nicht sein Brauch, mit einem Keßler zu branzen, aber wer sie habe fallen lassen, wisse er und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, daß er fortkomme, sonst zeige ihm endlich der Blaß noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begegnen, sagte der Keßler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die kommodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den rechten. Anne Mareili antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle und das je eher je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche und wiederzukommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Keßler: und jetzt wolle er expreß nichts für seine Arbeit, aber so befehlen nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Keßler nicht, das sei unverschämt. In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn d's Tüfels wunder, ob es nichts für ihn habe, und dazu machte der Keßler wieder Augen, als ob er Anne Mareili küssen wollte, aber der Blaß sperrte sein Maul auf zu einem Müntschi, das dem Keßler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anne Mareili nur die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehn!“ Aber Anne Mareili wollte ihm die Hand nicht geben und sagte: es hätte noch nie einem Keßler die Hand gegeben und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte der Bursche und sagte, sy Seel gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, daß Berg und Thal wiedertönten. Anne

Mareili wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört und namentlich, daß oft Keßler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionirten, um zu sehen, wo etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortschleppten in ihre Höhlen und dort sie bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte es, könnte auch der Keßler sein (er sehe ganz darnach aus) und es auf ihn's abgesehen haben. Aber das solle ihm nicht leicht werden, dachte es, sein Messer und der Blaß wollten auch noch etwas dazu sagen. Indessen ging es doch nicht gern Nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloß die Thüren sorgfältig und fütterte den Blaß extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache seine Engelein senden möchte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihn's führe in sein himmlisch Reich. Und dann schlief es getrost ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Keßler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königssohn, der es absolut zur Frau haben wollte und seinem Anne Mareili Himmel und Erde versprach.

Doch kein Keßler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägeli vor's Haus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr davor, ein großer schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen und ihm das Roß abnehmen. Darauf kam er an die Thüre, und als Anne Mareili ihm Bescheid geben wollte und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmuecht, der Keßler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte und zeigte noch schönere weiße Zähne, als

der Blaß hatte und fragte so spitzbübisch: „Säll, ich bin wiederum da, du hast es mir verbieten mögen, wie du wolltest.“ Und lachend reichte er ihm die Hand und verschämt gab ihm Anne Mareili die seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er eben so rasch, gerade seinetwegen komme er. Es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der und der und hätte schon lange gern eine Bäurin auf seinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht gewußt, wie eine solche finden, da die Meitscheni gar schlimm seien und Einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Keßler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihn's gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte ihn's geschwind fragen, ob er seinem Alten etwas davon sagen dürfe. Da sagte Anne Mareili: er sei einer, dem nicht zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei so viel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indessen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anne Mareili und hat es nie bereut und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anne Mareili ihm die Hand nicht hätte geben wollen und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anne Mareili ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann, aber reuig bin ich nie gewesen, daß ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm

wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, Einer sei hineingetrappet und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anne Mareili an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen und Kacheln heften, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Markt-Gesicht ist vom Haus-Gesicht gerade so verschieden, wie ein Sonntags-Fürtuch etwa von einem Kuchi-Schurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade so viel von einem Meitschi, als man von einem Thier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein.“

O wenn die Meitscheni wüßten, daß jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchenthüre hereinsehen könnte, so wäre auch am Werktag um manche besser Wetter und sie thäte manierlicher Jahr aus und ein und wäre gewaschen Vormittag und Nachmittag!

Elsi, die seltsame Magd.

Erschien zuerst im Schweizer. Unterhaltungsblatt 1843.



Reich an schönen Thälern ist die Schweiz; wer zählte sie wohl auf? — in keinem Lehrbuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, doch eines der reichsten ist das Thal, in welchem Heimiswyl liegt und welches oberhalb Burgdorf an's rechte Ufer der Berner-Emme sich mündet. Großartig sind die Berge nicht, welche es einfassen, in absonderlichen Gestalten bieten sie dem Auge sich nicht dar, es sind mächtige Emmenthaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Aeckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachsen. Weit ist im Thale die Fernsicht nicht, da es ein Querthal ist, welches in nordwestlicher Richtung an's Hauptthal stößt; die Alpen sieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Thal umfassen, von denselben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am südlichen Himmel. Herrlich ist das Wasser, das allenthalben aus Felsen bricht, einzig sind die reichbewässerten Wiesen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich ist das Thal, schön und zierlich die Häuser, welche das Thal schmücken. Wer an den berühmten Emmenthaler Häusern sich ergötzen will, der findet sie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Thale.

Auf einem der schönsten Höfe lebte im Jahre 1796 als

Magd Elsi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein); sie war ein seltsam Mädchen, und niemand wußte wer sie war und woher sie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Thüre geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinausguckte, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches für Uebernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirthshaus meidet um Herberge fragt in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, sondern auch Abends und Morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es giebt Häuser im Bernbiet, welche die Gastfreundschaft täglich üben, den Morgenländern zum Trotz, und deren Haus selten eine Nacht ohne Uebernächtler ist. — Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich zueche hocke. Auf der Bäurin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Uebernächtlerin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, Alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe, aber wohl geformt, länglicht war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Uebernächtlerin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verläugnen noch erkünsteln läßt, und es kam Allen vor, als säße es da unten als des Meisters Tochter oder als eine, die an einem Tisch zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten daher sich Alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern: wo chunst und wo wottsch

antwortete: es sei ein arm Meitli, die Eltern seien ihm gestorben, es wolle Platz suchen als Jungfer in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausstehen, so ungläubig waren Alle am Tisch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe als im Ernst sagte: „wenn es dir Ernst ist, so kannst du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer," und das Mädchen antwortete: das wäre ihm gerade recht, so brauche es nicht länger herumzulaufen, so verwunderten sich Alle noch mehr und konnten es fast nicht glauben, daß es eine Jungfer werde sein wollen. Und doch war es so und dem Mädchen bitterer Ernst, aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hause, aus einem der Häuser, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbschaften und Theilungen sei das Geld nicht gezählt, sondern mit dem Mäß gemessen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein gränzenloser Uebermuth eingebrochen, und Viele thaten so hoffährtig wie der verlorene Sohn, ehe er zu den Träbern kam. Damals war es, daß reiche Bauernsöhne mit Neuthalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter." — Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem stark besuchten Jahrmarkt austrommeln ließ: wer mit dem Rifershäuser Bauer zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, der solle um zwölf Uhr im Gasthause zum Hirsch sich einfinden. So einer war auch des Mädchens Vater gewesen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er Alle, die in einem Wirthshause waren, und mußte es am folgenden Morgen um schwer Geld ausmachen. Er war im Stande als Dragoner an einer einzigen Musterung hundert bis zweihundert Thaler zu brauchen und eben so viel an einem Markt zu verkegeln. Wenn er zuweilen recht einsaß in einem Wirthshause, so saß er dort acht Tage lang, und wer in's Haus kam, mußte mit

dem reichen Müller trinken oder er kriegte Schläge von ihm. Auf diese Weise erschöpft man eine Goldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie sehr auch seine arme Frau dagegen sich wehrte und nach Vermögen zur Sache sah.

Sie ahnete das Ende lange voraus, aber aus falscher Scham deckte sie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern gesehen, daß sie den Müller geheirathet, denn sie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; sie hatte die Heirath erzwungen, auf Besserung gehofft, aber diese Hoffnung hatte sie betrogen — wie noch manche arme Braut — und statt besser war es immer schlimmer gekommen. Sie durfte deßwegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie sie sich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zustand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, ihr Haupt neigte und starb. Da war nun niemand mehr, der sorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der sichtbar wird, da kommen wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der letzte sein. Eine ungeheure Schuldenlast kam an den Tag, der Geltstag brach aus, verzehrte alles und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden und als solcher so manches Jahr umgehen zu müssen von Haus zu Haus, dies ist eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande seine Familie stürzt und sie so oft noch um mehr bringt, als um das leibliche Gut. So Einer ist aber auch eine lebendige Predigt für die übermüthige Jugend, aus welcher sie lernen mag das Ende, welches zumeist dem Uebermuthe gesetzet ist.

Zwei Söhne hatte der Müller, diese waren schon früher

der väterlichen Rohheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienst Schutz gesucht. Eine Tochter war geblieben im Hause, die schönste aber auch die stolzeste Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig Theil genommen an den Freuden der Jugend; sie gefielen ihr nicht, man hielt sie zu stolz dazu; Freier hatten sie umlagert haufenweise, aber einer gefiel ihr so schlecht als der andere, einer erhielt so wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verschrie ihren Uebermuth. Zu einem aber ward sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen und Vieh derselben bedurften. Von Jugend an war sie früh auf, griff alles an und alles stand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil sie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme solche Arbeit nicht. Dann schaffte sie gar manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, sah sie ihre Tochter am Bette sitzen, während sie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernste zu Bette geheißen hatte. Als nun die Mutter gestorben war und das Unglück ausbrach, da war's als wenn ein Blitz sie getroffen. Sie jammerte nicht, aber sie schien stumm geworden, und die Leute hatten fast ein Grausen vor ihr, denn man sah sie oft auf hohem Vorsprung stehen oder an tiefem Wasser und ob den Mühlrädern am Bache, und Alle sagten, es gebe sicher ein Unglück, aber niemand reichte die Hand, selbigem auf irgend eine Weise vorzubeugen. Alle dachten und Viele sagten es, es geschähe Elsi schon recht, Hochmuth komme vor dem Falle, und so sollte es Allen gehen, die so stolz wie Elsi thäten, und als das Mädchen am Morgen, als alles aufgeschrieben werden sollte, verschwunden war, sagten Alle: da hätte man's, und sie hätten es längst gesagt, daß es diesen Ausweg nehmen würde. Man suchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten Einige

darauf hin, daß Einer sei, der schon Viele geholt und absonderlich Stolze und Uebermüthige, und noch nach manchem Jahre ward stolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie Einer sei, der gerade stolze am liebsten nähme, sie sollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die so plötzlich verschwunden sei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr gesehen.

So übel war es indeß der armen Elsi nicht ergangen, aber Böses hatte sie allerdings in den ersten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr gewesen, als klemme ihr jemand das Herz entzwei, als thürmten sich Mühlsteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten sie, als ob sie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten sah sie an, wie sie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, sie wäre nicht im Stande gewesen, einem einzigen Menschen ein freundlich Wort zu geben.

Indessen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus dessen Stolz eine Kraft emporwachsen, welche demselben zu einem höheren Entschlusse half; denn so thut es Gott oft — eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporwachsen die edelste Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen alles Niedere, und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demüthigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist. Aber sein Inneres verstand das Mädchen nicht, sein Aeußeres beherrschte es nicht, und darum geberdete es sich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug ist. Da weg wollte es, aber vor der Unthat schauderte es; die Schande wollte es seiner Familie nicht anthun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben, aber wie sich helfen wußte es lange nicht. Da in stiller Nacht, als eben seine Angst um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denselben. Weit weg

wollte es ziehen, Dienst suchen als niedere Magd am einsamen Orte und dort in Stille und Treue unbekannt sein Leben verbringen so lange es Gott gefalle. Wie in starken Gemüthern kein langes Zögern ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte sich Elsi noch in selber Nacht aufgemacht, alle Hoffahrt dahinten gelassen, nur mitgenommen, was für eine Magd schicklich war, keinem Menschen ein Wort gesagt und war durch einsame Steige fortgegangen aus dem heimischen Thale. Manchen Tag war sie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte sie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und so war sie gekommen bis in's Heimiswylthal. Dort hinten im heimeligen Thale gefiel es ihr, sie suchte Dienst und fand ihn.

Die rasche Aufnahme des fremden Mädchens war anfangs der Bäurin nicht recht, sie kapitelte den Mann ab, daß er ihr da Eine aufgebürdet habe, die so zimpferlich aussehe und zu hochmüthig, um sich etwas befehlen zu lassen. Deß tröstete sie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine bestimmte Zeit gedungen sei, man also dasselbe schicken könne, sobald es sich nicht als anständig erweise. Auch dem übrigen Gesinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um dasselbe herum wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe absitzt.

Aber bald erkannte die Bäurin, daß sie in Elsi ein Kleinod besitze, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elsi verrichtete was sie zu thun hatte nicht nur meisterhaft, sondern sie sah auch selbst, was zu thun war und that es ungeheißen, rasch und still, und wenn die Bäurin sich umsah, so war alles schon abgethan, als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da gewesen wären. Das nun ist einer Meisterfrau unbeschreiblich lieb, wenn sie nicht selbst alles bedenken und allenthalben nachsehen muß, wenn sie nicht nur das Schaffen, sondern auch das Sinnen übertragen kann, aber sie findet selten einen Dienst-

boten, bei welchem sie dieses kann. Viele Menschen scheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nöthig wäre, und wenige sind, die wache Sinne haben, geleitet und geschützt von klarem Verstande, und aus diesen wenigen sind wiederum wenige, die zum Dienen kommen oder sie dienen selten lange, denn das sind geborene Meisterleute. Daneben hielt Elsi nichts auf Reden, hatte mit niemanden Umgang, und was sie sah im Hause oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das Mindeste, sie mochte es anstellen wie sie wollte. Mit dem Gesinde machte sich Elsi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies sie auf eine Weise zurück, daß sie dieselben nicht wiederholten, denn Elsi besaß eine Kraft, wie sie selten ist beim weiblichen Geschlechte, und dennoch ward sie von denselben nicht gehaßt. Niemanden verklagte sie, und wenn sie den Knechten oder Mägden einen Dienst thun konnte, so zögerte Elsi nicht, und manches that sie ab in der Stille, was die Andern vergaßen und deßhalb hart gescholten worden wären, wenn die Meisterleute es gesehen hätten.

So ward Elsi bald der rechte Arm der Meisterfrau, und wenn sie etwas auf dem Herzen hatte, so war es Elsi, bei dem sie es erleichterte. Aber eben deßwegen ärgerte sie sich an Elsi, daß dieselbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es sie wunder, wer Elsi war und woher sie kam, denn daß sie nicht ihr Lebtag gedient hatte, sondern eher befohlen, das merkte sie an gar vielem, besonders eben daran, daß sie selbst dachte und alles ungeheißen that. Sie schlug daher oft auf den Busch und frug endlich gerade aus. Elsi seufzte wohl, aber sagte nichts und blieb fest dabei; wie auch die Meisterfrau ansetzte auf Weiberweise, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heutzutage hätte man es kürzer gemacht und nach den Schriften gefragt, absonderlich nach dem Heimathscheine, den man hinterlegen

müsse, wenn man nicht in der Buße sein wollte; damals dachte man an solche Dinge nicht und im Bernbiet konnte man sein Lebtag incognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine absonderliche Weise der Polizei sich bemerkbar machte.

Wie sehr dies auch die Frau verdroß, so lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn sie Donnerstags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin schon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerstage gingen, so sandte sie Elsi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauses Bedarf sie forderte. Und Elsi richtete auf's treulichste alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie ging sie in ein Wirthshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von Alt und Jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern sei nichts als die übliche Ziererei und fing an nach Landessitte zu schreißen und zu zerren, aber es half nichts, Elsi blieb standhaft. Man sah es mit Erstaunen, denn ein solch' Mädchen, das sich nicht zum Weine führen ließ, war noch keinem vorgekommen. Am Ende setzte man ab mit Versuchen und kriegte Respekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem schönen Mädchen Respekt kriegen, da mag es wohl nach und nach sicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüsten. Aber nun erst kommen die herbei, welche Ernst machen wollen, welche eine schöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswyler Thale viele, und sie waren einstimmig der Meinung, daß nicht für jeden eine im Thale selbst zu finden sei. Freilich wollten die meisten zu guten und schönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht und immer das am höchsten in Rechnung stellt, was ihm gerade am besten gefällt. Darum war Elsi vor diesen alle

Tage weniger sicher, sie sprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg und des Nachts hoscheten sie an ihr Fenster, sagten ihre Sprüche her, und wenn sie hinten aus waren, so fingen sie wieder von vornen an, aber alles umsonst. Elsi gab auf dem Wege wohl freundlichen Bescheid, aber aus dem Gaden denen vor den Fenstern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geschieht, die Fenster eingeschlagen, die Gadenthüre zertrümmert wurde, so half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder schaffte sie sich selbst Schutz und räumte die Kammer oder sie stieg durch's Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub einem Mädchen.

Unter denen, welche gern eine schöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine schön und gut genug gewesen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, so brauchte die nur mit einem andern Burschen ein freundlich Wort zu wechseln, so war er fertig mit ihr und sah sie nie mehr an. Christen hieß der Bursche, der von seiner Mutter her einen schönen Hof besaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirthschaftete. Christen war hübsch und stolz, keinen schöneren Kanonier sah man an den Musterungen, keinen tüchtigern Bauer in der Arbeit und keinen kuraschirteren Menschen im Streit. Aber allgemach hatte er sich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltstreit vordem die Hauptursache waren, — jetzt ist es das Geld — waren ihm verleidet, er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläser splittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte sich nicht von seinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er sich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elsi hatte so etwas Apartes in ihrem Wesen, daß man sie nicht zu den Mägden zählte und daß Alle darüber einig waren, von der Gasse sei

sie nicht. Um so begieriger forschte man, woher denn eigentlich, aber man erforschte es nie. Dies war zum Theil Zufall, zum Theil war der Verkehr damals noch gar sparsam, und was zehn Stunden auseinander lag, das war sich fremder, als was jetzt fünf Mal weiter auseinander ist. Wie allenthalben, wo ein Geheimniß ist, Dichtungen entstehen und wie, wo Weiber sind, Gerüchte umgehen, so ward gar mancherlei erzählt von Elsi's Herkommen und Schicksalen. Die Einen machten eine entronnene Verbrecherin aus ihr, Andere eine entlaufene Ehefrau, Andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirath entflohen, noch Andere eine uneheliche Schwester der Bäurin oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf diese Weise in's Haus geschmuggelt worden. Aber weil Elsi unwandelbar ihren stillen Weg ging, fast wie ein Sternlein am Himmel, so verloren all' diese Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnißvolle in dieser Erscheinung zog die junge Mannschaft und besonders Christen immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Elsi's Dienstort, das Land stieß fast an einander, und wenn Christen in's Thal hinunter wollte, so mußte er an ihrem Hause vorbei. Anfangs that er sehr kaltblütig. Wenn er Elsi zufällig antraf, so sprach er mit ihr; stellte sich auch wohl zu ihr, wenn sie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wusch oder was Anderes. Elsi gab ihm freundlichen Bescheid und ein Wort zog das andere nach sich, daß sie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel, als ihnen selbst. Auch Christen wollte Elsi zum Weine führen, wenn er sie in Burgdorf traf oder mit ihr heimging am Heimiswyler Wirthshause vorbei. Aber ihm so wenig als Andern wollte Elsi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Christen erst bitter und bös; er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, so sei das eine Ehre für sie, und übel an stünde es ihr, diese auszuschlagen. Da er aber sah, daß sie es Allen so machte,

und hörte, daß sie nie noch ein Wirthshaus betreten, seit sie hier sei, so gefiel ihm das und zwar immer mehr. Das wäre eine treue, dachte er, die nicht mit jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnstiel mit jedem hinginge, wo er hin wollte; wer so eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken oder allein daheim lassen, ohne zu fürchten, daß jemand Anderes ihm in's Gehege käme. Und doch konnte er die Versuche nicht lassen, so oft er Elsi auf einem Wege traf, sie zum Weine zu laden oder ihr zu sagen, am nächsten Sonntag gehe er dorthin, sie solle auch kommen, und allemal ward er böse, daß er einen Abschlag erhielt. Es ist curios mit dem Weibervolk und mit dem Mannevolk. So lange sie ledig sind, bloß werben oder Brautleute sind, da ist das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß Einem fast übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Bursche z. B. läßt Braten aufstellen oder wenigstens einen Kuchen und sollt' er ihn unter den Nägeln hervorpressen, versteigt sich zu rothem Weine, gegenwärtig sogar zu Champagner aus dem Weltschland! und nicht oft genug kann er sein Mädchen zum Wein bestellen; er thut, als ob er ein Krösus wäre und sein Vater daheim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Ist derselbe aber einmal verheirathet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er gewesen, desto karger wird er, und allemal wenn sein Weib mit ihm in's Wirthshaus will, so setzt es Streit ab; und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, so hält der Mann es ihr sieben Jahre lang vor. Aehnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch so sein wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuse fängt. Ist die Maus gefangen und der Speck gefressen, so wächst auch nicht neuer Speck nach, der alte ist und bleibt gefressen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebissen und ist er gefangen, so hat man den Mann, warum sollte man noch fürder liebenswürdig sein?

Aus diesem Grunde kommt es wahrscheinlich, daß die meisten städtischen Väter ihren Töchtern ein Sackgeld vorbehalten, welches aber sehr oft nicht ausgezahlt wird; auf dem Lande ist man noch nicht so weit und namentlich im Heimiswyl Graben nicht.

Trotz dem Bösewerden ward Elsi dem Christen immer lieber, immer mehr drang sich ihm die Ueberzeugung auf: die oder keine. Ihr zu Lieb' und Ehr' that er manchen Gang, kam oft zum Besuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenster, doch immer vergeblich und allemal nahm er sich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er seinen Vorsatz halten. Elsi kam, wenn sie seine Stimme hörte, wohl unter's Fenster und redete mit ihm, aber weiter brachte Christen es nicht. Je zärtlicher er redete, desto mehr verstummte das Mädchen; wenn er vom Heirathen sprach, so brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältnisse auseinandersetzte und nach denen von Elsi forschte, so machte sie das Fenster zu. Dann ward Christen sehr böse, er ahnete nicht, welchen Kampf Elsi im Herzen bestand.

Anfänglich war es Elsi wohl in der Fremde, so allein und ohne alles Kreuz vom Vater her, aber allgemach war eben dieses Alleinestehen ihr zur Pein, denn ohne Bürde auf der Welt soll der Mensch nicht sein. So niemanden zu haben, zu dem man sich flüchten, auf den man in jeder Noth bauen kann, das ist ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Christen der stattlichen Maid sich nahte, that es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Brücke in ihre alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau. Aber um zu heirathen, mußte sie sagen, wer sie war, mußte ihre Verhältnisse offenbaren, mußte in der Heimath sagen, wohin sie gekommen; das war's, was sie nicht konnte.

Elsi war überzeugt, daß Christen, sobald er wußte, wer sie war, sie sitzen ließe, und das wollte sie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war, Land

auf Land ab, und daß man in diesem Thale hundertmal lieber ein armes Tagelöhnermädchen wollte, als eines von übelberüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Oel in's Feuer und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht und hätte es viel weniger einem Manne zugemuthet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben, ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Fersen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheinet, wenn Glück sich ihnen nahen, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber sein Geheimniß konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Thränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimniß entdeckt, aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge Anderer verborgen. Es kam Elsi oft an wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimath verschwunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen davongegangen oder noch Schlimmeres, aber es war etwas Anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das es ewig von

selbigem schied. Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht, sie durfte nicht schreien, sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schnöde und übermüthig das Glück von sich stieße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäurin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Meisterfrauen gethan hätten. Bei diesen Anläßen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu bewahren hätte, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elsi mit Bitterkeit, sie sah recht elend aus, und doch konnte sie nicht fort, konnte noch viel weniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Da geschah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchen nach dem alten Dato nach russischem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, so wie die alte Weihnacht, ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäurin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen, es war viel Volk da, und lustig ging es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie aber bürsten wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen hier und da Einige verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestrengen Herren zu Bern, und sie thaten wohl mit der Vorsicht, denn Teufel und Franzos waren denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend. — Als die Bäurin ihre Geschäfte verrichtet hatte, steuerte sie dem Wirthshause zu, denn leer ging sie von Burgdorf nicht heim und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elsi mitnehmen,

welche aber nicht wollte, sondern sich entschuldigte, sie hätte nichts nöthig, und wenn sie beide hineingingen, so müßten sie sich eilen, weil niemand daheim die Sache mache; gehe sie aber voran, so könne die Bäurin bleiben, so lange es ihr anständig sei, bis sie Kameradschaft fände für heim oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie sie da so schwatzten mit einander, kam Christen dazu, stand auf die Seite der Meisterfrau und sagte zu Elsi, jetzt müsse sie hinein; das wäre ihm doch seltsam, wenn ein Mädchen in kein Wirthshaus wollte. Elsi blieb fest und lehnte manierlich ab: sie möge den Wein nicht erleiden, sagte sie, und daheim mache niemand die Haushaltung. Sie müsse kommen, sagte Christen, trinken könne sie so wenig sie wolle und gehen wenn sie wolle, aber einmal wolle er wissen, ob sie sich seiner schäme oder nicht.

Das sei einfältig von ihm, sagte Elsi, er solle doch denken, wie eine arme Magd sich eines Bauern schämen sollte, und zürnen solle er nicht, aber es sei ihr Lebtag ihr Brauch gewesen, sich nicht eigelich zu machen, sondern erst zu sinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäurin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und nicht Mögen, half drängen und sagte, das sei doch wunderlich gethan, und wenn zu ihrer Zeit sie ein ehrlicher, braver Bursche zum Weine habe führen wollen, so hätte sie sich geschämt, es ihm abzusagen und ihm diese Schande anzuthun. Es ist nun nichts, welches den Zorn des Menschen eher entzündet und sein Begehren stählt, als ein solcher Beistand, darum ward Christen immer ungestümer und wollte mit Gewalt Elsi zwingen. Aber Elsi widerstand. Da sagte Christen im Zorn: „He nun, du wirst am besten wissen, warum du in kein Wirthshaus darfst, aber wenn du nicht willst, so giebt es Andere.“ Somit ließ er Elsi fahren und griff rasch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäurin warf Elsi einen bösen

Blick zu und sagte: „Gäll, jetzt hast's!" und ging nach. Da stand nun Elsi und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Christen's verdächtige Worte und die Eifersucht gegen das willige Mädchen hätten fast vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und sie Christen nachgetrieben. Indessen hielt sie sich, denn vor den Wirthshäusern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zu Grunde gegangen, hatte sie einen Abscheu und zugleich, weil sie in denselben am meisten Gefahr lief, erkannt zu werden oder etwas von ihrem Vater vernehmen zu müssen. In den Wirthshäusern ist's, wo die Menschen zusammenströmen und sich Zeit nehmen zu betrachten und heimzuweisen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht. Elsi ging heim, aber so finster war es in ihrem Herzen nie gewesen, seit den Tagen, an welchen das Unglück über sie eingebrochen war. Anfangs konnte sie sich des Weinens fast nicht enthalten, aber sie unterdrückte dasselbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finsterer Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr also; sie sollte nicht nur niemals glücklich sein, sondern noch eigens geplagt und verdächtigt werden, und sie mußte sich das gefallen lassen und konnte sich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachsen sein sollen, so wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entschluß empor, von allen Menschen mehr und mehr sich abzuschließen, mit niemanden etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als sie mußte, und so bald möglich da wegzugehen, wo man so gegen sie sein könnte.

Als die Meisterfrau heim kam, stärkte sie diesen Entschluß; sie beabsichtigte freilich das Gegentheil, aber es ist nicht allen Menschen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geschweige denn in Bezug auf die Worte. Sie erzählte, wie Christen sich lustig gemacht in Burgdorf und sicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne niemand wissen, das Mädchen

sei hübsch und reich und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elsi recht geschehen und sie möchte es ihr gönnen, denn das sei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern so umzugehen. Aber sie fange auch an zu glauben, da müsse was dahinter sein, das nicht gut sei, anders könne sie ihr Betragen nicht erklären, oder sei es anders, so solle sie es sagen. Diesem setzte Elsi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trotzigem Schweigen ging sie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenster klopfte und Christen's Stimme laut ward vor demselben. Dieser hatte es doch nicht über's Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu lassen über seinem Zwist mit Elsi. Er trank, wie man sagt, guten Wein und je mehr er trank, desto besser ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, desto mehr zog es ihn zu Elsi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirthshaus zu Heimiswyl kehrte er mit seinem Mädchen ein, aber nur, um desselben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, bestellte Essen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte und erschien nicht wieder. Das Mädchen war wie gesagt nicht von den Dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und schimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Christen bezahlt hatte, einen Andern zu Gast und so fehlte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hause. Dem armen Christen ging es nicht so gut. Elsi, durch die Bäurin neu aufgeregt, hielt ihren Entschluß fest und antwortete nicht, wie Christen auch bat; sie mußte den Kopf in's Kissen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber sie blieb fest und antwortete auch nicht einen Laut. Christen that endlich wild, aber Elsi bewegte sich nicht, zuletzt entfernte sich derselbe halb zornig, halb im Glauben, Elsi habe zu hart geschlafen und ihn nicht gehört. Aber er ward bald inne, wie Elsi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elsi that durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Nothwendigste, dankte, wenn er ihr die Zeit

wünschte, in allem Uebrigen war sie unbeweglich. Christen ward fuchswild darob und konnte Elsi doch nicht lassen. Hundertmal nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu denken, sich ganz von ihr loszumachen und doch stand sie beständig vor seinen Augen; ihre weißen Hemdeärmel am Brunnen sah er durch sieben Zäune schimmern und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenster stand. Hundertmal nahm er sich vor, rasch eine Andere zu freien und so dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich sein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, so ward er böse, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elsi sich so gegen ihn verhärte.

Während Christen's Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzosen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen, viele Bataillone standen gesammelt den Franzosen bereits gegenüber, welche an den Gränzen lagen und im Waadtlande. Immer mehr bildete sich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte sich, dürfe nicht angreifen und unterdessen schlichen Viele herum, die das Gerücht zu verbreiten suchten: die Herren wollten das Volk verrathen; wäre dieses nicht, der Franzos wäre längst abgezogen, aber er passe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig sei. Das ächte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen, daher ärgerte es sich schwer an dem Zögern der Herren auf dem Rathhause; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verläumdungen Lügen zu strafen. Eine schauerliche Nachricht jagte die andere. Da kam plötzlich die Botschaft, losgebrochen sei der Krieg und die Postboten flogen durch die Thäler, alle eingetheilte Mannschaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war den ersten März spät Abends, als auch Christen den Befehl erhielt. Alsobald rüstete er sich und bestellte sein Haus und Nachbar um Nachbar kam, bot seine Dienste an

und keiner vergaß der Mahnung: „Schont sie nicht, die Franzosen, laßt keinen entrinnen, schießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Mordioteufel!“ — Christen mochte nicht warten, bis der Letzte fort war, aber ohne Abschied von Elsi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör', Elsi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg und wer weiß, ob du mich lebendig wieder siehst, einmal wenn du so thust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, so lange du lebst.“ — Die Worte drangen Elsi in's Herz, sie mußte aufstehen und an's Fenster gehen. Da sagte Christen: „So kommst du doch noch, aber jetzt gieb mir die Hand und sag' mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wollest du mein Weib werden, versprich mir's.“ — Elsi gab ihre Hand, aber schwieg. — „Versprichst mir's?“ fragte Christen. Es wollte Elsi das Herz abdrücken und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red' doch, sag' mir, du wollest mich, daß ich auch weiß, woran ich bin,“ antwortete sie: „Ich kann nicht.“ — „Aber Elsi, besinn' dich,“ sagte Christen, „denke, du könntest reuig werden, sage ja.“ — „Ich kann nicht,“ wiederholte Elsi. „Elsi, besinn' dich!“ bat Christen dringend, — „sag mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch etwas sagen kannst, sag' ja, um Gotteswillen bitt' ich dich.“ — Ein Krampf faßte Elsi's Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht.“ — „So sieh, was du gemacht hast!“ antwortete Christen, „und verantworte es dann vor Gott. — Mit diesen Worten stürzte er fort; Elsi sank bewußtlos zusammen.

Still ging der zweite März über dem Thale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange auf gewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben und so be-

gann erst spät des Tages Geräusch. Elsi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meisterfrau hatte wohl gemerkt, daß Christen oben am Fenster Abschied genommen, aber nichts verstanden. Sie hoffte, daß sie sich verständigt und fühlte Mitleiden mit Elsi's Aussehen, welches sie der Angst um Christen's Leben zuschrieb. Sie tröstete, so gut sie konnte und sagte, es sei noch nicht gewiß, daß es Krieg gäbe, vielleicht sei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn schon, so hätte sie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige und Christen sei alt genug, um aufzupassen, daß ihn keine treffe und nicht so wie ein Sturm drein zu rennen, ohne sich zu achten wohin; Elsi sollte nur nicht Kummer haben, es werde noch alles gut gehen und ehe Pfingsten da sei, könne es eine schöne Hochzeit geben. — Dieser Trost wirkte aber wiederum umgekehrt und Elsi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es und ich bin schuld daran," rief sie verzweiflungsvoll. — „Aber mein Gott, hast du es denn nicht mit ihm ausgemacht und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deßwegen gekommen sein und vielleicht dir den Hof noch lassen verschreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt." — „Nein! habe ich gesagt und er hat gesagt, lebendig werde ich ihn nicht wiedersehen." — Da schlug die Bäurin die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, bist du verrückt oder eine Kindsmörderin oder eine Schinderstochter? eins von diesen dreien muß sein, sonst hättest du es nicht über's Herz gebracht, einen solchen Burschen von der Hand zu weisen. Bist eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? ich will es jetzt wissen." — „Keins von beiden bin ich," sagte Elsi, tief verletzt über solchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchspiel keine wohnen, und was mein Vater gethan hat, dessen bin ich nicht schuld." — „So, was hat der gemacht?" fragte die Frau — „er wird

jemanden gemordet haben oder falsches Geld gemacht und in's Zuchthaus gekommen sein." — „Nein, Frau," sagte Elsi, „ich weiß nicht, warum ihr mir das Schlimmste anfinnet." — „Aber etwas muß es doch sein, das dir im Weg ist; so wegen nichts schlägt man einen solchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falsche Schriften gemacht oder wird sich selber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden sein." — „Nein, Frau," sagte Elsi, „das ist nicht wahr; er hat Geltstag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich heraussagen, sonst meint man, wie schlecht ich sei, und es wird ohnehin bald alles aus sein und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes in's Grab redete." — „Was, geltstaget, und desswegen willst du nicht heirathen, du Tropf du? Und das darfst du nicht sagen? Je weniger du hast, einen desto reichern Mann bedarfst du. Wenn niemand heirathen wollte, in dessen Familie irgend einer Geltstag gemacht, denke nur, wie Viele ledig bleiben müßten, denen das Heirathen so wohl ansteht." — „O Frau," sagte Elsi, „ihr wißt nicht, wer wir gewesen sind und was unser Unglück für mich war." — „O, doch nicht etwa unserem Herrgott seine Geschwister?"

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! sie kommen, sie kommen!" schrie draußen ein Kind. — „Wer?" rief die Frau. — „Die Franzosen, sie sind schon im Lochbach oder doch in Burgdorf; hör', wie sie schießen!" „O Christen, o Christen!" schrie Elsi; Alle liefen hinaus. Draußen stand Alles vor den Häusern, so weit man sehen konnte und „Pung, Pung" tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernst horchten die Männer, bebend standen die Weiber und wo möglich stand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an oder legte die Hand in die seine und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tausend Gotteswillen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böses

Wort mehr geben!" — Endlich sagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich ist das nicht, es ist weit noch, jenseits der Aare, wahrscheinlich am Berg. Wenn sie in Gränchen mustern, hört man das Schießen accurat so. In Lengnau stehen die Berner und oben auf dem Berg sollen auch deren sein; in Solothurn wird man den Franzosen schon heiß machen, das sind die rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die lustigsten." — Das machte den Weibern wieder Muth, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem Sprunge zum Ablauf stand, war der Ausspruch nicht recht. — „Wir gehen gleich," sagte Einer, „und sollte es bis Solothurn sein. Wenn wir alsbald fortmarschiren, so kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptstreit." — „Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn Einer hier läuft, der Andere dort, so richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzosen durchbrechen, dann ergeht der Sturm, die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geschossen und die Feuer brennen auf, läuft Alles mit einander in Gottes Namen was Hände und Füße hat, dann geht's los und der Franzos wird erfahren, was es heißt in's Bernbiet kommen. Bis dahin aber wartet." — Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte sich auf die Seite, verschwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubst also nicht, daß unsere Leute schon im Krieg seien?" frug bebend Elsi an des Alten Seite. — „O nein," sagte der Alte, „die werden wohl erst jetzt von Burgdorf ausrücken gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl sie bekommen weiß ich nicht. Aber schaden würde es nichts, wenn jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel besser, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht jagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzosenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geschlagen worden, und, wo nicht

todt, doch schon mehr als halbtodt seien; die Franzosenfreunde wußten das Umgekehrte: das ganze Bernerheer sei geschlagen, gefangen oder verrathen, und predigten laut, man solle sich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerschossene oder zerstochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinander gehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört, es war ruhig geworden auf der Landschaft, man hoffte, die Franzosen seien in Solothurn gefangen genommen worden gleich wie in einer Falle. Elsi war auch ruhiger geworden auf diese Hoffnung hin. Sie hatte der Bäurin sagen müssen, wer sie eigentlich sei, und da hatte diese wiederum die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Von dem Müller hatte sie gehört, von seinem Thun und Reichthum, und da ihr nur dieser recht in die Augen schien, so betrachtete sie Elsi mit rechtem Respekt. Keinem Menschen hätte sie geglaubt, sagte sie, daß so eine reiche Müllerstochter sich so stellen könne, aber daß sie nicht ihr Lebtag Magd gewesen, das hätte sie ihr doch gleich anfangs angesehen. — „Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen? Und wenn dein Vater schon ein Hudel ist, so ist deine Familie doch reich und vornehm und sonst nichts Unsauberes darin, und da muß Einer eins gegen das andere rechnen. O, wenn ich Christen doch das nur gleich sagen könnte; du würdest sehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu sich, nur daß er von der Gemeinde käme.“ — „Das begehre ich nicht,“ sagte Elsi, „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zusammen zu kommen, und Christen kann ich doch nicht heirathen, ich will gar nicht heirathen, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten lassen oder daß ich arm sei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk ist, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Christen nur nicht im Zorne thut was unrecht ist und den Tod sucht, ich überlebte es

nicht." — „Du bist ein Tröpflein," sagte die Bäurin, „so etwas ihm nicht zu sagen; das war nur der Hochmuth, der dich plagte. Aber wart', wir wollen ihm morgen Bescheid machen, es wird wohl der eine oder der andere Alte seinen Söhnen, die bei den Soldaten sind, etwas schicken wollen, Käs oder Kirschwasser; da will ich dem Christen sagen lassen, es sei daheim ander Wetter und er solle machen, daß er sobald als möglich heim käme, aber gesund und gerecht. Er wird schon merken, was gemeint ist." — Elsi wollte davon lange nichts hören, klagte wie reuig sie sei, daß sie ein Wort gesagt, drohte, sie laufe fort, jammerte, daß sie nicht schon lange gestorben, und wenn Christen nur lebendig heim komme, so wolle sie gern auf der Stelle sterben, aber heirathen wolle und könne sie nicht. Die Bäurin ließ sich nicht irre machen; sie hatte die Heirath im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirath auf dem Korn hat, so ist's schwer, sie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäurin nicht, bis sie Einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeschickt wurde von einer sorgsamen Mutter, und schärfte dem es ein, was er dem Christen zu sagen hätte. Was die Bäurin gethan, goß Balsam in Elsi's Herz, aber sie gestand es nicht ein; sie zankte mit der Bäurin und zankte mit sich, daß sie ihr Geheimniß vor den Mund gelassen, sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen; es mochte ihr fast sein, wie einem Festungskommandanten, der erst von Vertheidigung bis in den Tod, von in die Luft sprengen gesprochen, und dem allgemach die Ueberzeugung kommt, das trüge nichts ab und leben bleiben sei doch besser.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg sei über und Solothurn, die Stadt Büren sei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieses Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, so weit es kam. Da wollten sie doch auch noch dabei sein, sagten die Bauern, aber erst müßten die Schelmen an den Tanz,

die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten gesehen haben, die von Wynigen kommend quer durch's Thal gegangen seien. Die sollten gesagt haben, sie kämen vom Weißenstein und alles sei aus; die Einen hätten kapitulirt, die Andern seien sonst auseinander gegangen, und die Franzosen würden da sein, ehe man daran denke.

Dieser Bericht ging mit Blitzesschnelle durch's ganze Thal und regte Alles auf, aber wie ein Blitz verschwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten gesehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten gewesen oder Spione, welche das Land auskundschaften sollten, denn es seien viele Deutsche bei den Franzosen, hieß es, die accurat gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beschaffen seien, wie andere Menschen. Diese Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unschlüssigkeit; man wußte nicht, sollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten oder sollte man nachrücken. Man stand umher, packte auf, packte ab, es war accurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmuth wirkungslos verpuffen und verrauchen zu lassen.

Der Bursche, der ausgesandt worden war, kam erst am zweiten Tag, am vierten März, zurück, aber mit bösem Bescheid. Christen hätte er nicht finden können, sagte er aus. Es hätte geheißen, er sei gegen Bätterkinden zu gerückt mit seiner Batterie, dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe man in die Franzosen hinein wie in ein Hornissennest, und ihre Dragoner kämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, sie seien noch eine Stunde weit, so hätte man sie schon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben mit dem Auftrage, ihn dem Christen zuzustellen, wenn man ihn sehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; sie wollten auf die Franzosen warten, heiße es, und Andere meinten, man warte nur auf Zuzug

und wolle dann auf die Franzosen, welche sich nicht aus Solothurn hervorlassen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieser Bescheid regte Elsi fürchterlich auf. Also Krieg war's und dahinein war Christen von Elsi's Nein gejagt, und niemand besänftigte ihn und die gute Botschaft hatte er nicht vernommen; lebendig sah sie ihn also nicht wieder! Es drängte sie ihm die Botschaft selbst zu bringen, aber sie wußte keinen Weg und fürchtete so allein in die Franzosen zu laufen, und die Bäurin tröstete sie, der Landsturm werde allweg bald ergehen, da mache sich alles, da könne sie mit, sie wolle für sie daheim bleiben, denn wegen des Viehes könne doch nicht Alles fort. So werde sie früh genug kommen, denn man werde die Sache doch nicht lassen angehen, bis Alles bei einander sei.

Alles rüstete sich, jeder suchte seine Waffe sich aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welcher man in der Ernte die Garben ladet, stellte Elsi sich zur Hand und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am fünften März war's, als der Franzos in's Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landsturm aus allen Thälern brach, der Landsturm, der nicht wußte was er sollte, während niemand daran dachte, was er mit ihm machen sollte. Aus den nächsten Thälern strömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man solle auf Fraubrunnen, die Nachricht sei gekommen, daß die Franzosen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde sollte geschlagen werden, dort warteten die Berner und namentlich Füsiliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durch einander, an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch selten jemand daran, was er eigentlich machen sollte vor

dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gefühle getrieben, lief jeder dem Feinde zu als ob es gälte, eine Heerde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht; es schien jedem angst zu sein, er käme zu spät. Unter den Vordersten war immer Elsi und jeder Schuß traf ihr Herz, denn sie mußte denken, hat er Christen getroffen? So wie sie aus dem Walde bei Kernenried kamen, erblickten sie den beginnenden Kampf am äußersten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden sichtbar, Rauchmassen wälzten sich über das Moos hin. Erstaunt standen die Landstürmer, sie hatten nie ein Gefecht gesehen, wenigstens unter Hunderten nicht einer. Wie das so fürchterlich zuging hin und her, und von Weitem wußte man nicht einmal wer Feind wer Freund war! Je länger sie zusahen, desto mehr erstaunten sie, es begann ihnen zu grusen vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen und alles scharf geladen; sie fanden, man müsse warten und zusehen, welchen Weg es gehe; wenn man da so auf's Gerathewohl zumarschiere, so könne man unter die Lätzen kommen. Kein Mensch war da, sie zu ordnen, zu begeistern, rasch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloser Blindheit geschlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichste Weise erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzlosen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen sie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Muth noch dato können, bei Neuenegg erfuhren sie es. Elsi ward es himmelangst, als man so müßig da stand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am besten wär's, wir gingen heim, wir richten da doch nichts aus." — Und wenn niemand zu Hülfe wolle, so gehe sie, wofür man denn bis hierher gekommen, sagte Elsi. Wenn sie nur den

kürzesten Weg über's Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Bursche, und die Masse verlassend eilten sie auf dem nächsten Weg Fraubrunnen zu. Als sie dort auf die Landstraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohne Gleichen. Mit Gewalt fast mußte sie sich drängen durch Bernersoldaten, die auf der Straße standen und müßig zusahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde sich schlug. Auf die wunderlichste Weise schlug man sich, schlug sich vereinzelt mit dem Feind oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel anzugreifen. Keiner unterstützte den Andern, höchstens wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verstehen, es sei auch noch da und harre des gleichen Schicksals. Das alles sah Elsi im Flug, und wenn die Soldaten, die sie mit Püffen nicht schonte, schimpften und ihr zuriefen, sie solle heimgehen und Flachs spinnen, so sagte sie, wenn sie da stünden wie die Tröpfe, so müßte das Weibervolk voran um das Vaterland zu retten, und wenn sie was nütz wären, so gingen sie vorwärts und hülfen den Andern. Elsi hatte vom Moos weg eine große Linde gesehen und bei derselben sah sie den Rauch von Kanonen, dort mußte ihr Christen sein, dorthin eilte sie mit aller Hast. Als sie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald fünfhundert Jahren die Gugler schlugen, donnerten die Kanonen noch, aber Elsi sah, wie rechts zwischen Straße und Moos, vom Rande des Raines gedeckt, Reiter daher gesprengt kamen wie der Nordwind, fremdländisch anzusehen. „Franzosen! Franzosen!" rief Elsi, so laut sie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten was sie wollten, sie wollten die Batterie, welche ihnen lästig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug', lenkten sie, sobald sie unter ihr waren, auf die Straße herauf und stürzten sich auf die Kanoniere. Diese ohne nähere Bedeckung, suchten zwischen ihren Kanonen sich zu vertheidigen, aber einer nach

dem andern fiel. Einen Einzigen sah Elsi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte; es wahr ihr Christen. „Christen! Christen! wehre dich, ich komme!" schrie Elsi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Christen, sah seine Elsi, sank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwischen den Kanonen nieder. Elsi stürzte mit der Wuth einer Löwin auf die Franzosen ein, diese riefen ihr Pardon zu, aber Elsi hörte nichts, rannte mit ihrer Sabel den ersten vom Pferde, rannte an, was zwischen ihr und Christen war, verwundete Pferde und Menschen; da fuhren zischende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang sich durch und erst zwischen den Kanonen fiel es zusammen. Vor ihr lag Christen. „O Christen, lebst du noch?" rief Elsi mit dem Tode auf den Lippen. Christen wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht, die blutige Hand reichte er ihr und Hand in Hand gingen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden. Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod, die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schicksal, und so oft sie dasselbe erzählten wurden sie wehmüthig und sagten, wenn sie gewußt hätten was beide einander wären, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langem Fragen.

Der Notar in der Falle.

Erschien zuerst in „Elsässische Neujahrsblätter“ 1848.



Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schoos, d. h. im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebst, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge, allgemein ist bloß, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich sehr jung; thun sie es nicht, so müssen sie von Morgens früh bis Abends spät schrecklich viel Flüssiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen sie als Ehemänner die doppelte Portion sich ein, wahrscheinlich damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deßwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf

die schönen Häuser that man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn sie sich essen und trinken ließ oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich um's Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren spazieren, da werden auch die hölzernsten warm, der Liebe Gold wird flüssig und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern spazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delikate Fische oder sonst was Gutes in Aussicht steht.

In diesem Städtchen lebte ein Mädchen Namens Luise. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luise, nicht weniger liebte sie die Natur zum Spazierengehn, aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte keiner, flüssig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch schien, wie sehr der junge Herr auch schwitzte. Ach, dem schönen Herzen voll Liebe entsprach Luisens Aeußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenstecken, noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder roth wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eben eigentlich gar nichts; sie war eben eins von den unglücklichen Wesen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches, die man wieder vergißt, wie oft man sie sieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen sie einschlagen können in ein ander Herz und daran sich festhalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen sie vorbeifahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, sie floß accurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen ist, soll es zum obern oder zum untern Thor hinaus. Zudem redete Luise noch leise, daß wer nicht haarscharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr konversiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als

förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's gescheidt, im ersten Fall war es also besser; man verstand es nicht; zudem war es ihr oft, als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hintersäßin, hatte also keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald noch eine Pflanzstelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Ansehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins; wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich bündig und wurde noch bestätigt durch Luisens sehr einfache Kleidung und das Versäumen zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum Besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber

keine, welche bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: „O Gute, ich habe gefunden!“ Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als sie die Schlange in den Apfel beißen sah, daß es sie nicht leben ließ, bis sie ebenfalls hineingebissen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde so wunderlich wird, wenn es Andere was essen sieht und es hat selbsten nichts und wie es nicht ruht, bis es selbst auch zu etwas gekommen. Ja unsere humanen Juristen, welchen Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen, beweisen ja, daß nichts ansteckender sei und Laster pflanzender, als wenn man jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, statt abgeschreckt zu werden, die Lust an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laster begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juristen treiben es wohl gut; wenn sie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juristen, so nimmt es uns wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonstriren und plädiren werden. Wird man nun nach den Juristen unter einem Galgen galgensüchtig, was meint man, was muß erst an einer Hochzeit die ledige Mannschaft werden? Faktum ist auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten sich machen, blasirte Hagestolze zu schmachten anfangen, Spröde aufschauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher ist es, absonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt — gewöhnlich kommt sie auf den Fußspitzen und schlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn sie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe und am Ende doch erzählt, wie sie spazieren gegangen und was er gesagt und was sie gesagt und wie es dann weiter gegangen und wie sie jetzt einen Geliebten

hätte, einer, wie keiner noch gewesen, und wie sie jetzt glücklich sei wie im Himmel, und dazu sich die Augen wischt, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und spricht: Ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßtest wie! Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann fast die Thränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: „So, so, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich bist. Per se kennst du ihn besser, er wird nicht sein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, ist, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz isolirt, alleine in der Welt!“ Dann weint sie ganz bitterlich, aller Trost ist umsonst, wie die Freundin auch zuspricht, sie solle sich doch nicht desoliren, sie bleibe da und ihre Freundschaft solle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten sie sich sehen; es wäre doch sonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben sollte, ein so eng Herz hätte sie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin schon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, sondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Person darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menschen nicht blos compagnien-, sondern regimenterweise Platz haben. Habe erst eine Anekdote der Art von einem alten Pferde gelesen. Ist ein Roßherz so weit, wie weit muß erst ein menschlich Herz sein und zwar ein junges, welches noch elastisch, nicht verknöchert ist! Aber die Freundin tröstet umsonst, Luise weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und sagt, sie müsse gehen, sie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach da weint Luise noch bitterlicher, ihr Lebtag hat sie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn sie in verschiedener Gesellschaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. „Ach, das Luise ist doch herzgut,“ sagt die Freundin, „ich wußte gar

nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn's verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheirathen wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen wohin."

Aber Luise dachte weder an die Freundin noch an die Spendvögtin und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schoos legen konnte, aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieses nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. „Ach, will mich denn niemand lieben und meinte ich es doch so gut, ach und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern Alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich keinen, ich muß allein bleiben, niemand hat mich lieb. Ai, ai!" So jammert Luise, hält die Hand auf's Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch, stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehnmal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auserwählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht: he nun so dann, wenn sie nicht mehr Verstand haben, so ist es ihnen zu gönnen, wenn sie so recht getäuscht werden, lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laster der Freundin her und schloß weinerlich; wie doch der arme Mensch sie daure, der meine, er kriege einen Tugendspiegel und habe die schrecklichste Sündenbüchse auf Erden. Wenn sie nur jemand wüßte, sie ließe ihn im Vertrauen warnen, es sei doch nicht recht, wenn man seinen Nächsten in's Unglück rennen sehe und gebe ihm keinen Wink. Von diesem allem sagte Luise nichts,

sie dachte nur: Will mich denn keiner lieben? und wenn sie unter die Leute kam, so schien sie noch farbloser, redete noch leiser, und, wie gesagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, sind eben nicht förderlich, Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte sie nur noch eine Freundin, denn, wie gesagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Aussicht auf Erden kannten sie nicht, als die Aussicht, Spendvögtin, Seimeisterin, Seckelmeisterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für diese Aussichten schwärmten sie förmlich, während sie die Aussicht auf dem Riesen sehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort sich findet. Auf dem Faulhorn ist ein Wirthshaus, die Aussicht aber dumm; man sehe ja nur Berge, die könnten sie vom Haus aus auch sehen und eigentlich wüßten sie nicht, was man an den Bergen sehe. Genau besehen sei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine schöne Promenade, auf welcher Herren und Damen spazieren gingen, viel besser. Wegen den Herren wollten sie nun nichts sagen, aber wo viele Damen und Töchter spazierten, absonderlich wenn Fremde da seien, sehe man allewil Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das Einem zu denken gebe, erstlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte und zweitens, wie schön es Einem stehen müßte, so kalkulirten sie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlspruch der alten Garde: die Garde stirbt, ergibt sich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, sie hatte von je für die Aussicht Vögtin oder gar Meisterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, stark geschwärmt, aber fruchtlos, war indessen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt sich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Diese Hoffnung ließ sie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem schönen Sonntage Nachmittags — in den Hundstagen war es —

ging an ihrer Seite ein hölzernes Subjekt in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amt mit großen Aussichten. Julie schrie begreiflich nicht Furio, sie ließ brennen, was brennen wollte, ihr Herz und des Subjekts Herz, beide zusammen gaben eine artige Flamme. In diesen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und räthig Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luise, ihr zu verkünden, wessen ihr Herz voll war. Wie da Luise weinte und trostlos war, kann man sich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, fast hätte sie mit geweint, sie zeigte die herzlichste Theilnahme, las in den hintersten Winkeln die Trostgründe zusammen. Zwischen durch entrannen ihr Bruchstücke ihrer Aussichten und Gedanken, ob sie sich am Hochzeitstage schwarz oder weiß kleiden solle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenstrauß in der Hand oder angeheftet. Endlich schloß Julie, da alle Trostgründe bei Luise nicht anschlagen wollten: „Du mußt dabei sein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten, meine Brautführerin zu sein. Mein Fritz hat mir gesagt, es müßte glänzend zugehn an unserer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es sein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat gestern sich nicht alles ergeben mögen, und immer kam jemand dazwischen, hing sich an uns, wenn unsere Herzen im besten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen meinen Fritz, den Spitzbuben — das hölzerne Subjekt."

Luisens Thränen versiegten nicht auf der Stelle, aber doch schneller als man hätte erwarten sollen. Wie nach einem Gewitterregen wächst und blüht, was noch wachsen und blühen kann, so wuchs aus Luisens Thränen eine Freude auf, die sie noch nie gehabt, die Freude Brautjungfer sein zu können. Ganz wonniglich warm rieselte es in ihrem Herzen, wenn sie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre sie selbsten Braut, Brautführerin war die gute Luise auch

noch nie gewesen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an sie, andere wollten ihr die Kosten nicht verursachen, fürchteten, sie möchte gar zu armselig erscheinen und die Leute sagen: ob keine miserablere Brautführerin zu finden gewesen, das Hochzeitpaar müsse auch nichts Besonderes sein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zusammen wünschten die und jenen in Berührung zu bringen, Bekanntschaft zu vermitteln. Wo war dazu bessere Gelegenheit und wann die Herzen günstiger gestimmt als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn sie, nachdem sie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zusammen geführt, diese vom Pfarrer eingesegnet, Arm in Arm die Kirche verlassen, sich nun gegenseitig die Arme geben, Paar um Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: da wäre es doch wunderlich, wenn sie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigstens als halbe Ehepaare sich vorkämen. Luise hatte nie daran gedacht, daß sie auch Brautführerin sein könnte, nun jetzt einmal war sie erkoren, es war, als ob ihr ein Licht angezündet sei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieses Licht, das da erschien in der Finsterniß, leuchteten, den Funken folgen, welche aufstiegen von diesem Lichte Raketen gleich und wunderherrlich schwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luise dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber fast kriegte sie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte sie zu beobachten, würde in ihren Augen ein süßes seliges Träumen gelesen, gesehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen sei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luise und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: „Aber Luise, was hast auch, keinen Kreuzer bist mehr werth, vergissest alles unter den Händen. Ich glaube bald,

es fehle dir im Hirn und werdest ganz einfältig, das Gescheidtest warest ohnehin nie;" so redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Ursache von Luisens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geschichte, wie sie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luisens Herz zitterte mit freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäste, welche am Abend vor demselben stark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke sagten: „Wenn wir morgen nur schönes Wetter haben, aber es wird kaum sein." Allerdings machte der Himmel trübe Miene und alle Regenzeichen waren so sichtlich da, daß man vergeblich gegen sie ein Auge zuzudrücken versuchte. Luise dachte weder an Barometer noch an Regen noch an Sonnenschein, das kümmerte sie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geschlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgestanden aus Angst wegen Luisens Vergeßlichkeit, sie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte sie gesagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. „Marei," sagte sie zu der Magd, „geh mit, sonst läuft sie zum Bernthor statt zum andern und wart' bis sie wirklich in der Kutsche sitzt, sonst setzt sie sich hinten auf's Brett oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen soll, das weiß der himmlische Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht so mager wärest, so hättest müssen zu Ader lassen, und bessert es nicht, so muß es mir wenigstens geschröpft sein." Der Regen kam bachweise vom Himmel, aber das kümmerte Luise hell nichts; so tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marschirt, als Luise an diesem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Gesichter, und so mancher, als kam, sagte: es regnet. Bei jedem ging das Werweisen von Neuem an, ob es den ganzen Tag reg-

nen oder am Mittag oder am Abend das Wetter sich aufheitern werde. Luise allein hatte heute zum ersten Male etwas Ausgezeichnetes, sie machte ein glückliches Gesicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beständig wenn sie reden wollte mit den Füßen, als setzte sie zum Tanzen oder Hüpfen an, und sagte gewöhnlich, das Wetter dünke sie nicht so schlimm und sei man einmal in der Kutsche, so merke man es nicht, regne es oder scheine die Sonne. Da trat ein schön geputzter Herr an sie und sagte: es sei schön von ihr, daß sie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, sei man eigentlich viel heimeliger beisammen. Es freue ihn ihre Bekanntschaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu sein. Ach Gott! wie dies Wort Luise durchzuckte, und wie sie plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht sah, welches dieses Wort gesagt hatte! Es war ein schönes, glattes Gesicht, roth und weiß, mit blauen Augen, langer Nase, süßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas schamhaft unter der langen Nase durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur steif, spitz standen die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten sich aus langer Uebung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter-Subjekt in einer Amtschreiberei auf dem Lande gewesen, hatte sich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeschwungen und wollte sich als solcher in dem Städtchen setzen, wo sein Freund einstweilen noch Substitut, sogenanntes Subjekt war. Es schien Luise, als hätte sie solche Holdseligkeit und Schönheit noch nie in einer Menschengestalt vereinigt gesehen, sie fand kaum den Muth zur Antwort, lispelte sie endlich noch einmal so leise, als sie sonst zu reden gewohnt war. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Athmen ward ihr schwer. Endlich, eine Stunde später als angesagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden

ausgestäubt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde geflucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subjekt, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lang mit dem Kamm versäumt und schließlich ob dem Wichsen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten sie ihr Angesicht nicht wieder ändern, waren konservativer als viele Menschen. Das gute Subjekt weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte konservative Wesen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radikal ist, ihn dreht, je nachdem von oben geblasen wird, und die Stiefel bleiben konservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anlässen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kutschen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachhilft, fluchend, man versprenge ihm den Kasten, findet am Ende doch jedes sein Plätzchen und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet jedes gern und die zarteste Tochter schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schoose sitzt. Ja währschafte Töchter nehmen freiwillig schmächtige Freundinnen auf den Schoos, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht wie eine Häringstonne, desto mehr rühmt man, wie heimelig man sich befinde und wie man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben, vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; es dünke sie, ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. B'sunderbar wohl stehe Pfeife oder Cigare einem männlichen Gesichte. Was das kostet, bis in dieser

Presse die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben. Was das für ein Winden und Biegen und Strecken ist, und ohne weibliche Nachhülfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, so ist noch kein Feuerzeug da, und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat gesehen, wer mal dabei gewesen ist.

Am Ende geht es uns in diesem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang, er scheint sich allmählig zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt ist es uns sogar leid, wenn wir an Ort und Stelle sind und wieder ausgepackt werden sollen. Das ist nun wieder mit Beschwerden verbunden, indessen alle Glieder sind ganz geblieben, sogar die Haut, und wenn sie schon starke Eindrücke empfangen hat, wer sagt uns, daß starke Eindrücke immer unangenehm sind? Freilich, die Garderobe der Damen ist nicht mehr ganz so frisch, sieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergesichter. Indessen die Damen geben schon nicht mehr so viel darauf, sie sind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedecket unendlich viele Falten, und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luise neben dem Notar gesessen, die ganze Fahrt war ihr ein himmlischer Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott tausend Jahre wie ein Augenblick sein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zusammengeflossen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß jedermann. Es ist der zweite Aufzug des Schauspiels, welches beim Einsteigen aufgeführt wurde, es ist eine respektive Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühstück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigrist würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm gespendete Trinkgeld sein würde,

ihn zurückhielte. In der Kirche ging's ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer schuld sind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Bisonochsen, Elephanten, ja Rhinozerosse und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen so streng er mag: weder Giraffen, noch Rhinozerosse, noch Elephanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kam, und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren selige Thränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen steifen Hals und gab genau Acht, ob alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passire, daß er hintendrein sagen könne: die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu Leide thun und dessen Baueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestand sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen ein Gsätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun, alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeistes und hölzerne Subjekte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in seiner unaus-

sprechlichen Holdseligkeit, verbeugte sich, so schön er konnte, nahm Luise nicht bloß untern Arm, sondern auch unter seinen Regenschirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war schön und was das für Gedanken gab! aber nicht bloß das war schön, sondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luise nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, sondern er leitete sie sogar auf die besten Stellen des Weges; er hielt sie nicht bloß nicht unter der Traufe seines Regenschirmes, sondern er gab sich wirklich Mühe sie trocken zu erhalten, so daß seine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettstreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notar mit so schönen Manieren und Redensarten führte, daß Luise ein Mal über das andere denken mußte, die werde er bloß von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angst und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen sammt dem Regenschirm als ein wirklicher Engel. Zwischen der Kirche und dem Essen ist für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht, was miteinander machen, besonders wenn man früh aufgestanden und der unterdrückte Schlaf seine Rechte geltend macht wie ein ungestümer Unterthan. Ach! und es schien keine heiße Sonne, in welcher man spazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß sich zu helfen, man spielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Versteckens im ganzen Hause, man amüsirte sich herrlich, absonderlich Luise, welche der Notar immer sorglichst begleitete, sie schützte, die besten Verstecke zu finden wußte, und alles so zart, so zart, daß Luise immerfort denken mußte: Ach, das ist Einer, das ist Einer!

Ach und das: Ach, das ist Einer, das ist Einer! mußte Luise selben Tages sich noch viel hundertmal wiederholen. So artig und so zart war noch nie Einer neben ihr gesessen als der Notar, und noch nie hatte Einer so artig und so

zart für alle ihre Bedürfnisse gesorgt. Luise konnte ihm gar nichts abschlagen, aß noch einmal so viel als sie sonst pflegte und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maaß. Dies hatte den glücklichen Erfolg, daß Luisens Stimme sich kräftigte, so daß der Notar sie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verstand. Nun erst ging die Seligkeit an, d. h. Gespräche, sinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundsätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luise nie gesehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freisinnig-feurig, und so freisinnig-feurig wie er war wollte er die ganze Welt machen, dann erst sei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion sei das Höchste, aber ganz freisinnig müsse sie sein; wenn sie nicht freisinnig sei, so sei sie das Unglück der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter. Das habe man erfahren und jetzt wolle man die Menschen glücklich machen und nicht bloß einige, sondern alle, alle. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" so rief der Notar begeistert und Luise wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eifersüchtig geworden auf die Welt, mit welcher sie einen Kuß theilen sollte, homöopathischen Küssen früge sie nicht viel nach, würde sie gesagt haben. Luise war nicht so, sie war ganz glücklich mit ihrem Tausendmillionstel-Theilchenkuß und seufzte: Ach, welch herrlicher Mensch, für eine bessere Welt geboren! Und als es erst an's Tanzen ging, wie war es da Luise! Es war ihr, wenn sie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether schwebten. Er ragte über sie empor, trug den Kopf nach hinten und schloß halb die Augen, wie ein Engel, der in seliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungestört konnte Luise zu ihm aufsehen, ungestört trinken die Wonne seines Anblickes; er sah es nicht, er störte sie nicht, sie konnte träumen wie der Boden weiche und sie auf Fittigen leise schwebten zu den Sternen empor, die in seligen Räumen wohnen. Aber alles nimmt ein Ende auf der Welt, der

glücklichste Tag verrinnt dem unglücklichsten gleich. So ging es auch diesem Tage, die Geiger mußten verstummen vor dem Fluchen der Kutscher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne in's Teufelsnamen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren und das ist manchmal das Schönste von allem, der Punkt auf dem I. Die Herzen sind weich geworden, die Sehnsucht ist groß geworden, die Zungen lösen sich, mit traulichen Geständnissen macht man sich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutscher nachkam und in die finstern Kasten kroch, ach, wo es so heimelig war, wo das Gemüth sich entfalten konnte so schön als es war, so traulich es wollte, die Hände sich drücken konnten, die Herzen sich finden, ungehört und ungesehen von Allen welche es nichts anging. Alles war so recht wie es sein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung, diese unterlag leider dem Zeitgeiste, war nicht sentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurstig, sondern patriotisch und freisinnig. Es wurde gesungen und zwar stark, daß man das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder" und: „Laßt die Fahnen wehen," das sind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürstig machen und schlachtensüchtig. Paff, Paff! jagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verschnaufen Pausen machen mußte, so brach der Muth in Prosa aus und absonderlich der Notar erzählte von seinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte, und wie er sich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerstoßen ließe, als sich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, so stelle er sich an einen Baum und schlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, so lade er Flinten und Pistolen mit den Füßen und schieße fort wie's Wetter oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; so könne

man ganze Regimenter sprengen. Er legte eine Gesinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luise ganz kalt den Rücken auflief, daß sie ausrief einmal über das andere: „O nein doch, ach nein doch, schweiget doch, es wird mir weh!“ Sie sah ihren schönen Notar schon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jesuiten oder eines Oestreichers stecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieser patriotischen Begeisterung ging jede Privatstimmung unter, wie billig, und diese Begeisterung war so hartnäckig und schwunghaft, daß sie nicht verflog, als man aus dem Wagen stieg, sondern daß sie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luise durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luisen, wie er das Vaterland liebe, was er schon alles für dasselbe gethan und noch thun wolle, wenn dasselbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank sei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle fest darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er sich besinnen. „Ach, welch herrliche Gesinnung und wie selten in unsern Tagen!“ seufzte Luise. „Sie ist häufiger, als man glaubt,“ sagte der Notar. „Ich will nicht sagen, daß ganz so wie ich Viele sind, aber unter den Freisinnigen ist im Allgemeinen eine herrliche Gesinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man schon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, so darf man doch erwarten, daß es nach und nach geschieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden.“ „Ach wie edel,“ sagte Luise, „oft wird das nicht mehr geschehen, wir leben ja in einer so schönen Zeit.“ „Man kann nicht wissen,“ sagte der Notar, „aber es ist nicht alles, wie es sein sollte; es steht mancher hoch, er that nicht die Hälfte was ich für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich selbst durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall ist, das wird man gedacht haben. Wenn man

mich nöthig hat, wird man mich schon finden.“ „Ach wie bescheiden,“ sagte Luise, „wenn doch Alle so wären!“ Da standen sie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar sich noch gebührend über die Freude ausgelassen, Luisens Bekanntschaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgesprochen, das Vergnügen zu haben, sie fortzusetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin sich hören, welche heftig schalt über das späte Nachhausekommen. Luise erschrack, der Abschied verwirrte sich, die lieben Worte blieben ihr im Halse stecken, und ehe sie wußte, wie es geschah, war der Notar verschwunden und sie stand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die schönsten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luise.

Tage vergehen, aber sie hinterlassen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, sondern ein eigenes Leben erhalten, wachsen und als Frucht ein neues eigenthümliches Dasein bilden. Luise schwelgte die ersten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages sie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erschien, wissen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem bestimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, so strebt es darüber hinaus, es nimmt ihn's wunder, wie es jenseits desselben aussehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luisens Natur. Als sie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, so gleichsam das Gitter hinter dem Paradiese, nahm es sie wunder, was hinter dem Gitter stehe, d. h. was geschehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luise das Gitter nur ganz wenig, ganz leise auf, das kaum das Näschen durchmochte, setzte schüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieser Anfang einmal gemacht ist, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen accurat wie Mahomet seinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn sie sich unterstünden Bilder zu machen. Diese Bilder,

drohte er ihnen, würden als Schatten sie verfolgen, sich an ihre Fersen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe lassen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, absonderlich von Notarien oder selbst bloßen Subjekten, machen diese Bilder fest darin und beschauen sie alle Tage, so werden diese Bilder das Herz schwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu sein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als sein eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, es würde ihr schon bessern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitreise. Luise war ganz schwermüthig, mußte immer strenger an ihn denken, und wenn sie am strengsten an ihn dachte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach. Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig, es schicke sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war sie nach und nach von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen und zwar ganz solide mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als acht Tage hatten sie sich in der Haupt-

stadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntschaften hat, welche ihn versicherten, daß er nicht länger bloßes Subjekt bleiben, sondern die erste beste Stelle, welche brav eintrage, erhalten solle. Sie könnten sich ganz bestimmt darauf verlassen, die Herren hätten es ihr selbst in die Hand versprochen und sie hätte versprechen müssen, dieselben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn sie hinaus zu ihnen kämen; sie wollten wissen, ob die junge Frau Fische backen und Mehlsuppen machen könnte. Es seien gar scharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die sorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war so voll Freude und Hoffnung, daß es Luise viele Mühe kostete, das Gespräch so unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und so unverfänglich als möglich merken zu lassen, was das für ein herrlicher Mensch sei; sie glaube nicht, daß es zwei von dieser Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie schalkhaft und sagte: „Luise, nimm dich in Acht, der sagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Ansprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, sagt, der Notar habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf diese Weise am besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. Er sei gar fest mit den Grundsätzen, der Notar, sagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundsätzen was machen könne.“ So speiste Julie die arme Luise ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, so kriegte Fritz, der Spitzbube, eine sehr schöne Stelle, wurde aus einem Subjekt Präsident oder noch mehr und mußte über Hals und Kopf mit seiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwischen Luise und dem Notar vollständig abgebrochen, Luise trostlos. Den Notar im

Herzen ward sie nicht los. Derselbe ward ungestümer und plagte sie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luisen Alles in Allem sein. Die arme Luise, wie sie sich auch Mühe gab, kam nie zum Glück, mit dem Notar zusammenzutreffen, sie sah ihn höchstens zuweilen von ferne und von hinten. Wie sehr dies sie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward sie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungestümer. Sie hatte keine Freundin, welcher sie sich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte sie sogar ihre Seufzer verbergen. Diese war ohnehin sehr unzufrieden wegen Luisens Vergeßlichkeit, klagte, es sei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernst darauf, daß Luise, wenn nicht zu Ader so doch schröpfen lasse. Die Spitalvögtin mißrieth dies sehr. Sie sagte, ein Fall wie der, daß man Personen von diesem Aussehen geschröpft, sei ihr nicht vorgekommen, das könnte sie ja tödten. Sie habe augenscheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, sie wäre sonst nicht so blaß; sie wette, Luise habe die Auszehrung oder gar die galoppirende Bleichsucht. Da wäre nichts besser als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei sein, möchte ab diesem oder jenem Bocksbart ein absonderlich Trinken sein. Die Frau Seimeisterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Kost der Frau Spendvögtin sei nicht gut für Luise, die sollte nicht bloß Kaffee trinken, sondern tüchtig Fleisch essen, Brat- und andere Würste, gebratene Kartoffeln, kurz so was Währschaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege sicherlich im Magen, und wenn alle Glieder schwach würden, so wüßte sie nicht, warum nicht auch das Hirn schwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, schlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Consultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, so blieb Luise einstweilen mit Schröpfen und Bocksbart verschont.

Diese Uneinigkeit kam Luise sehr zu statten, sonst hätte

sich an ihr das Sprüchwort erwahren können: viele Köche versalzen den Brei und viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie deß Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen sollen, welche die Meisterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte schlimm kommen können. Luise war krank, aber sie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte sie nicht, und doch trieb sie der Instinkt der Selbsterhaltung, Heilmittel zu suchen. Dieser Instinkt geht zuweilen über alle Doktoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das schärfste verboten hat, kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erstaunen von männiglich weicht die Krankheit und gesund wird der Mensch. Solcher Instinkt stellt sich aber zumeist nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Krisis naht, das Leben des Menschen in der Schwebe ist. So war es wirklich auch mit Luise, sie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil sie nie eine blendende Erscheinung gewesen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luise es noch gemacht hätte, wenn sie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, gesagt hätte: „Marei, willst mir einen Gefallen thun, aber versprechen, keinem Sterbens-Menschen was davon zu sagen?" „Ja, wenn ich kann und es sich mir schickt, warum nicht, ja freilich," antwortete Marei. „Du weißt, Tante geht diesen Nachmittag zur Frau Seckelmeisterin, aber ich darf dir nicht sagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht," stotterte Luise. „Pah," sagte Marei, „thut nicht dumm und scheut euch nicht; wenn ihr wüßtet, was ich mein Lebtag schon alles gehört habe, ihr machtet nicht so lange Flausen." „Aber willst es dann niemanden sagen?" fragte Luise. „Ei nun so dann: wenn du diesen Morgen in die Metzg gehst, so geh doch zum Notar Stößli, er hat seine Schreibstube hinten am Waschhaus, und sage ihm, ich lasse meine Complimente vermelden und ihn ersuchen, diesen Nachmittag zu mir zu kommen, es sei wegen Geschäften;

wenn ich wohl wäre, so wäre ich zu ihm gekommen.“ „Das kann ich machen,“ sagte Marei trocken. Verdammt wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim sei. Wie aber Luise zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern sie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Bescheid brachte, ob er komme oder nicht! Er lasse sein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwischen komme, sich einstellen, brachte Marei zurück. „Er hat mich gefragt, was er machen solle. Was sollte ich ihm sagen? Ich wisse es nicht, habe ich ihm gesagt; was habe ich anders sollen?“ erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umsonst. Luise seufzte nur, ward bleich und roth und Marei mußte brummend sich schieben. Beim Mittagessen brachte Luise keinen Bissen hinunter, so daß es der Frau Spendvögtin angst wurde. „Ich ließe der Frau Seckelmeisterin absagen,“ sagte sie, wenn ich ihnen nicht die Parthie verderben würde. Aber gewiß muß ernstlich dazu gethan sein. Sie mögen sagen, was sie wollen, sicher wäre Schröpfen am besten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörst, gehe und sage dem Doktor Habicht: ich lasse das Compliment vermelden und morgen solle er kommen, wenn er könne.“ Luise protestirte umsonst. Es werde schon bessern, sagte sie, es sei nur vorübergehend u. s. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte sich so in das Thema, daß es Luise katzangst wurde, die Tante vergesse die Frau Seckelmeisterin und die Parthie Boston, treffe mit Notar Stößli unter der Hausthüre zusammen und frage barsch: was wollt ihr hier? Nun, diese Angst ging glücklich vorüber, Tante segelte ab und zwar mit geschwellten Segeln; die Andern saßen sicher bereits hinter dem Spieltische, denn schon hatte es ein Uhr geschlagen. Die Spendvögtin wußte, welches scharfe Gericht von Vorwürfen über solch unverantwort-

liche Verspätung sich ergoß. Kaum war diese Angst gehoben und die Tante verschwunden, kam Luise die Angst vor dem Erscheinen des Notars und zwar so heftig, daß sie zu ersticken meinte und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste eine zweicentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am stärksten plumpste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme versagte Luisen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Thüre und ein schönes Gesicht schob sich durch die Spalte, eine schöne Figur kam nach und leibhaftig stand Notar Stößli vor Luise, verbeugte sich zierlich und fragte, womit er dienen könne oder ob er etwa ungelegen komme. „Nein," hauchte Luise, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte endlich: „Ihr seht, ich bin krank!" Mit schönen Redensarten drückte der Notar sein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe," hauchte Luise und Herr Stößli mußte sich ganz nahe setzen, um zu verstehen, was Luise hauchte. „Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieses machen, ich habe mein Lebtag kein Testament gesehen und weiß nicht, wie eins aussieht. Da habe ich gedacht, ich könnte euch fragen, ihr wüßtet es am besten. Zu euch hätte ich das Zutrauen, mehr als zu jemanden sonst. Tante soll nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist." Erschöpft schwieg Luise und dienstfertig, nachdem er noch einmal erst sein Bedauern, daß sie so unwohl sei und dann seine Hoffnung, daß sie doch nicht so unwohl sei, als sie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzusetzen und wie ein Testament beschaffen sein müsse, um gültig zu sein. Das sei keine schwere Sache, sagte er; wenn man einmal wisse, wie man disponi-

ren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, das sei für die Zeugen und den Testator äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme Einem das Eine oder das Andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notar wußte, daß, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testiren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: „Ach, wie gut ihr doch seid, aber diese Mühe darf ich euch nicht machen!“ „Ei warum nicht?“ sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nöthige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur so oberflächlich hingeworfen: „Jetzt muß ein Haupterbe sein,“ mahnte Herr Stößli. „Tante Spendvögtin,“ sagte Luise. „Und jetzt allfällige Vergabungen.“ „Julie, meiner Freundin, mein Haus,“ stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mir nicht von Vermögen gesagt. „Meinem Küher den Berg.“ „Wie heißt der Berg?“ fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen nach

seiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit zweitausend Gulden. Man müsse sich immer in Acht nehmen, sagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit setze; dadurch könnten fatale Geschichten entstehen. „Die Tante weiß, was ich habe," antwortete Luise. Ganz ehrerbietig sagte Herr Stößli: „So, so! Wir wollen hoffen, das alles sei nicht nöthig, Jungfer Luise erhole sich wieder," setzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn sie wolle, sagte er, so wolle er ihr den Entwurf da lassen; sie könne ihn übersehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm später diktiren. Wann es Jungfer Luise gelegen sei, daß er wiederkomme? Luise bestimmte den Tag, am selben war die Tante bei der Seckelmeisterin, und sie dankte herzlich Herrn Stößli für seine Gefälligkeit, stand auf, wie sehr er auch bat, doch ja sich zu schonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettstreit, welcher sie um vieles näher brachte, stattfand, wie weit die Höflichkeit gehen solle. So rosig und süß im Gemüthe war es Luise noch nie gewesen; was sie im Herzen getragen, war nun vor ihr gesessen ganz freundlich und herzig und wollte wiederkommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte sehr ernsthafte Mienen, war zerstreut, rechnete zu Hause allerlei, sein Subjekt wußte nicht was, schüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu sehen sonst nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeisterin war und er Luise besuchen konnte. Er fand sie viel besser als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, schien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute sichtlich Herrn Stößli, gut wußte er seine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den

Tag zu legen, schob selbst das Berathen seines Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit so interessant aus, daß sie unbemerkt vorüber rauschte wie im Himmel. Das nächste Mal, als Herr Stößli wiederkam, war man schon ganz heimelig, aber Luise hustete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger und in Luisen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Witz, und zu seinem Erstaunen fand Herr Stößli sie tief gebildet, nicht bloß so oberflächlich. Sie sprach von Grundsätzen und Bildung, hatte die besten Bücher gelesen, sogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herrn Stößli fast Hören und Sehen verging. Eine solche Bildung, eine so innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden gegenüber einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luisens Hand ergriff, als er sich zärtlichst vor ihr beugte, als er sagte: „Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht. Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit versteht. Jetzt, wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheiden Loos mit mir theilt. Luise — ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich euch kennen lernte, mein unglücklichster werden?!" Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wischte die Augen, mit der andern Hand drückte er zärtlich Luisens Hand. Luise entzog ihm ihre Hand nicht und mit der andern griff sie auch zum Schnupftuch, aber wischte sich nicht bloß die Augen, sondern begann zu weinen ganz erbärmlich. Herr Stößli war sehr erschrocken und im Ungewissen, was das bedeuten solle;

er tröstete, er drückte, er schlang den Arm um sie, so zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luise fort und zwar immer erbärmlicher, daß es fast krampfhaft wurde und sie nach Luft schnappen mußte.

Endlich kam sie zu Worten und schluchzte, sie sei ein armer Tropf. Niemand liebe sie ihretwegen, sondern bloß, wenn man meine, sie hätte Geld. Sie wisse wohl, sie sei nicht hübsch, nicht jung, sie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es so wohl mit den Menschen. Das thue ihr so weh, daß es niemand gut mit ihr meine, niemand sie selbst liebe. Das sei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt so weh thue. Da wischte Herr Notar Stößli noch einmal so kräftig und heftig seine Augen und sagte: solch Mißtrauen werde sie doch nicht in ihn setzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erst jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; diese liebe er, mit dieser wolle er durch's Leben gehen, sie solle ihm Belohnung sein für seine Verdienste um's Vaterland. Ihr vertrauend sein hohes Streben, wisse er, sie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufschließen die Falten seines Herzens und werde von ihr verstanden werden. Nein, solchen Verdacht solle sie nicht haben, es sei schrecklich; er versichere sie, so gewiß er Notar sei, an's Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, sie hätte es nicht. Er hätte Verdienst und Aussichten, welche ihn gar nicht auf's Geld sehen ließen, er könne eine Frau ernähren standesgemäß und Kinder erziehen. „Aber, und wenn ich kein Geld hätte?" fragte Luise kleinlaut. „O bitte, bitte, kein Wort mehr," sagte Herr Stößli, „es beleidigt mich! Was denkt ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Aristokraten, wir fragen nach Geist, nicht nach Geld, darum sind wir auch die Herren der Zeit, denn der Geist ist es, der die Welt überwindet!" rief er pathetisch aus. Da that sich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit

zornigem Gesicht und sagte: „So! wer seid ihr und was habt ihr da zu thun?" Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notar faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. „Verzeiht, Frau Spendvögtin," sagte er, „es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, eure werthe Bekanntschaft zu machen." „Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid ihr?" wiederholte die Spendvögtin. „Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher sein Büreau hinter dem Waschhaus hat." „Was hat der da zu thun?" fragte Frau Spendvögtin. „Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung, sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung giebt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen." „Seid ihr ein Narr oder meint ihr, ich sei einer, oder seid ihr gar ein Komödiant? In's Haus zu fallen, wie der Teufel durch's Kamin und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch? ist das die neue Mode, der Zeitgeist?" eiferte die Tante. „Tante! Tante!" sagte endlich Luise, „es ist der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie." „Ja," sagte Herr Stößli, „und hörte dort so viel Gutes von Jungfer Luise und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war um ihre Hand anzuhalten, und habe so viel Hoffnung, wenn Luisens zweite Mutter mir nicht abgeneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich nicht verstoßen wird." „Warum nicht gar heirathen!" fuhr Tante auf, „und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche siebenmal in den Keller geht, und wenn sie unten ist, nicht mehr weiß, was sie holen solle. Ja wolle, heirathen!" „Tante," sagte Luise, „erst gestern sagtest du,

es hätte mi rauffallend gebessert.“ „Frau Spendvögtin,“ sagte Herr Stößli, der Gefahr witterte, „ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens wenn ich nicht irre, ist Jungfer Luise majorenn.“ „Ihr seid ein dummer Mensch! Meint ihr, ich wolle Einsprache machen? Ich rede ja euretwegen. Was wollt ihr mit so einer kranken, vergeßlichen Frau und was soll Luise mit einem Mann, wo nicht viel Rares sein muß, weil er keine andere bekommt, hier einschleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt sein muß, so erzwängt's, aber ich will nicht geplagt sein, mich laßt in Ruhe.“ „O Frau Spendvögtin,“ sagte Herr Stößli, „wenn ich Jungfer Luise habe, so frage ich niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu sorgen, daß sie niemand weiter zu plagen braucht.“ „Selb ist eben noch zu untersuchen,“ sagte Frau Spendvögtin. Da legte sich Luise zwischen die Hadernden, besänftigte die Tante, welche hauptsächlich das Unerwartete in Harnisch gebracht hatte, daß sie endlich zum Bescheid kam, man solle sehen, in einigen Tagen könne er den Bescheid holen. Herr Stößli ließ sich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man sein Geheimniß bewahren möchte. Der Mensch hatte sehr Angst, es könnte ihm etwas dazwischen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigsten, er wußte wohl warum, sollte sie doch die Haupterbin sein. Er war daher schon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn sie hatte nichts Böses von ihm vernommen. Er sei arbeitsam, hieß es, weniger ausschweifend als Andere, werde seinen Weg machen. Dagegen war Luise wieder schüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie schlug die Augen nieder, hustete viel und redete leise, leise wie Windeshauch.

Desto feuriger und pressirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt

selig sei nicht einer von den Geduldigsten gewesen; aber so hätte er doch nie gethan, dachte sie. Indessen konnte sie nicht sagen, daß ihr dieses so übel gefiel; sie dachte, wenn dies neue Mode sei, so sei es eine von denen, welche sie sich am Ende noch gefallen ließe, wenn es sein müßte. Sie redete von Luisens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man sonst an einer Spendvögtin gewohnt ist. Luise war seltsam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünscht, das glüht vor Lust und Freude und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszustrecken wagt. Aber Notar Stößli setzte nicht ab, setzte Leib und Leben ein für die Reinheit seiner Liebe und daß es Luisens Seele sei, ihre Bildung und Grundsätze, welche seine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luise oder sterben! Wir fragen, wer hätte da widerstehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luise so mörderisch und grausam, den Tod eines Menschen zu wollen und noch dazu eines so schönen und gutgesinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie sagte ja, und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor sich ihr Zittern und Beben, sie war glücklich, sie glaubte an seine reine schöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem sollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli selbst, bis in die Ellbogen schien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, sie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu schaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger, und wenn es irgend zuläßig gewesen wäre, er hätte Luise noch selben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn kopuliren müssen. Je größer das Glück, desto größer sei die Angst es zu verlieren, das sei verzeihlich, sagte er. Ja, ja, sagte Frau Spendvögtin, sie begreife es; ihr Spendvogt selig sei jedoch nie so ungeduldig gewesen, es seien aber damals auch noch nicht so schlechte Leute gewesen wie jetzt. Herr

Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu bestellen, und dreimal brauche es nicht zu geschehen; er habe Bekanntschaften, welche sich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispensation zu verschaffen. Alles, was man dagegen sagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüssig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luise mußte sich fügen, mußte sich verkünden lassen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luisens Heimathsgemeinde besorgen; der Notar sorgte für Dispensation und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf stand und für was sie sorgen sollte. „Was der Narr eigentlich an Luise sieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, so könnte er eine lange Nase kriegen,“ das dachte sie. Begreiflich machte diese Heirath großes Aufsehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geschah, ging das Reden an, und so lange selben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge sich noch regte, ward die Luise und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr oder hineingesprengt worden. Die Sage geht, am selben Sonntag, an welchem Luise aufgeboten worden, sei manche Garderobe gemustert worden unter dem kurzen Selbstgespräch: „He nun so denn, wenn die noch Einen bekommen, so ist für mich die Hoffnung nicht verloren, ich bin doch noch eine Andere als die. Ich muß frisch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wissen möchte ich, was die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut.“

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an: „Was zum †... kommt dich an, was siehst du an diesem vermilbeten Käslein? bist verhext worden?“ und wie es Fragen dieser Art die Menge giebt. Dann machte Herr Stößli ein fein Gesicht und lächelte höhnisch. Jeder

hätte seinen eigenen Geschmack, sagte er, und gerade die gefalle ihm und keine Andere, sie sei häuslich und arbeitsam und er hätte Freunde genug, welche durch ihre schönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und seidenen Röcken. Die verstehe die Haushaltung und werde nicht begehren an jeder Parthie zu sein, und wenn sie schon nicht sieben seidene Röcke hätte, würde sie doch zufrieden sein. Wenn die Freundinnen sich an Luise machten, so fanden sie diese im Glücke schwimmend, und wenn sie Aufschluß begehrten: „Aber Luise, sag doch um Gotteswillen, wie hat das sich gemacht? was brachte euch zusammen? was sagte er und was sagtest du?" so gaben Luisens Antworten nicht genügenden Aufschluß. Sie seien zusammen an Juliens Hochzeit gewesen, sagte Luise, daher die Bekanntschaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli sie auserkoren, das begreife sie selbst nicht, sie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und sich schämen über das unverdiente Glück. Wenn sie mit Schämen zu solchem Glück käme, dachte manche, welche diese Antwort vernahm, so wollte sie noch heute anfangen sich zu schämen und zwar bis in's blutige Herz hinein und bis in den tiefsten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn zwei zusammenkommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, oder er kriecht herum und säet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Disteln das Liebefeld steht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umsonst, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli seine Luise und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn sie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren sie Alle noch gleich glücklich, ja Luise schöner, als sie in ihrem Leben je gewesen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr so oft gesagt, daß sie sein Ein und Alles, sein Leben und seine Freude sei, daß in dem guten Mädchen ein gewisses

Selbstbewußtsein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, sichern Blick und festere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man sie ansah, erst jetzt sah man, daß ihr Gesicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht so üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luise war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe sie die Kunst lernte. Hörte man sie reden, so war Sinn in ihren Worten, worüber nicht bloß die Spendvögtin erstaunte, sondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und sonst nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man sagt immer, Lebloses könne der Mensch nicht beleben, sondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luise belebt hatte. Hatte er nicht Ursache stolz zu sein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke stand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, sie hatten ein sehr gut Mittagessen, bekamen eine billige Zeche und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derselbe ein braver Herr gewesen und allen Leuten lieb und so ein Lustiger, G'späßlein habe keiner gewußt wie er; wie sie Alle so sein sollten, aber nicht mehr so seien, absonderlich jetzt. Der Tag verrann, sie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Gesellschaft gewesen wäre, wo es so oft geschieht, daß je größer die Gesellschaft ist, desto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anständige Behausung herstellen konnte, — bisher hatte er nur eine Schreibstube gehabt und Kost und Logis in einem Wirthshause — so hatte Tante Spendvögtin, zum heillosen Aerger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einstweilen und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte sie Augen, in welchen jeder, der diese Schrift versteht,

lesen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich schuld, wäre ich nicht gewesen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte sie auf Reisen, darum waren sie auch ungestört und Herr Stößli besuchte sein Büreau nicht, sondern war ebenfalls daheim. Als sie am folgenden Morgen gefrühstückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Parthie in ihre Apartements sich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häusern, namentlich in den englischen Sitte ist, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen und welches Kraut am nöthigsten zu brauchen sei, das junge Ehepaar in seine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an seinen Ort zu thun, sagte Herr Stößli, der das Büreau aufgeschlossen hatte und Schubfächer musterte: „Apropos, Taueli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo hast den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit die Hausbücher in Ordnung zu bringen.“ Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luise hatte schon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran bestmöglichst in den Hintergrund geschoben, sich immer damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut wie die gemeinen Notarien und andere Menschen, er habe eine zu edle Seele und sei viel zu hoch gesinnt, er habe es ja selbst gesagt. Als aber jetzt die Frage so plötzlich kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie nicht erstarket gewesen wäre und zwar auffallend für so kurze Zeit. „O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe und ein Testament ist ja nicht mehr nöthig.“ „Das wohl,“ sagte Notar Stößli. „Es ist mir nur um eine Uebersicht zu haben, du kannst mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen ich muß auch dem Vogt schreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte sich schon lange rühren sollen. Aber auf dem Lande nimmt man so was kaltblütig und das Rechnunggeben wird ihm nicht pressiren. Enfin, man

kann ihm Beine machen! Komm, sitz, Schatzeli, und gieb mir an, was du weißt." „Aber Stößli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, so siehst du dann, was es ist." „Du gut's Traueli, bist immer viel zu bescheiden, ein Vermögen, wo Effekten wie Häuser und Berge vorkommen, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wie viel Kühe sömmert der Küher auf dem Berge oder wintert er sogar noch auf demselben?" Da nahm sich Luise zusammen, einmal müsse es doch sein, dachte sie.

„Ich habe weder Haus noch Berg," sagte sie. „Wa — was?" stotterte Notar Stößli. „Das wird nicht sein, hast es mir ja selbst gesagt!" „Ja," sagte Luise, „aber nicht im Ernste. Du sagtest, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament thun müsse. Ich durfte es nicht abschlagen und schämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und, weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir schon öfters sagen, aber dann kam immer etwas dazwischen und am Ende dachte ich, du hättest es vergessen, und so vergaß ich es auch." „Was vergessen, meinst, solches vergesse man? Also zum Narren gehalten hast du mich, hineingesprengt!" schrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halse stecken blieb und er fast erstickt wäre. „Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es sicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luise, und wie oft hast du mir nicht gesagt, du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich sehen könnte, wie lieb ich dir sei und daß du mich nicht wegem Geld nähmest. Jetzt sei doch auch nicht bös, du hast einen schönen Verdienst, ich habe nicht nichts und Tante Spendvögtin ist ja so gut!" „Also hineingesprengt hast du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefan-

gen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt; ein sauber Weibsbild bist, heute noch laß ich mich scheiden und zwar wegem Vaterland," schrie Stößli, der Vaterlandsfreund. „Das ist wahr, lieb warst du mir und zu sterben glaubte ich," schluchzte Luise. „Es war mir, wenn ich dich nur sehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne sterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu lassen wegen einem Testament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gotteswillen. Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen besser als eine Magd, du sollst dich dein Lebtag nicht reuig werden, sollst glücklich sein." „Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Pest!" schrie Stößli; „bin blamirt für mein Lebtag und mit meinen Aussichten ist es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren sind! Lasse mich fangen wie ein Esel und von wem!" Er war schrecklich in seinem Zorn, Notar Stößli, fast wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und sagte: „Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er seine Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh sie einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dies Luise noch nicht recht."

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie ihn endlich faßte, wußte sie lange nicht, sollte sie schelten oder lachen. „Du abscheulich Mädchen du, was stellst du an? wie konnte dir das in Sinn kommen? schämtest dich nicht? Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich so versessen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan, aber mit Speck fängt man die Mäuse. Konnte das Pressiren nicht begreifen, aber gedacht wird er haben, er wolle dich sichern, ehe der Tod oder sonst jemand dich ihm wegschnappe. So, und mich um's Haupterb bringen

wollte er. Eine saubere Geschichte ist das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen?“ So redete die Spendvögtin und die Andern redeten auch und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden“ des Herrn Stößli. „Wollte mich doch besinnen; geschehenen Dingen soll man z'best reden,“ sagte die Frau Spendvögtin. „Eher an den Tod hätte ich gedacht, als daß Luise so was einfiele, aber stille Wasser sind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kukuk klug. Aber d'Sach ist jetzt so und drum würde ich mich drein schicken, so bös ist es eigentlich nicht gegangen.“ Nun setzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heirathen wollen um zu erben oder doch um's Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld sei Luise nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin sei sie wie selten eine, wie es scheine viel gesunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Kredit. Luise werde alles aufbieten, ihn glücklich zu machen und sie wolle auch ein Einsehen thun. Herr Stößli war zu sehr Notar, als daß ihn diese Rede nicht hätte zu Verstand bringen sollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu kapituliren und zwar nicht unter gar erschwerenden Bestimmungen, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luise, welche es schmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli so schnell abgewischt zu sehen und begreifen zu müssen, daß nicht sie, sondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptsache gewesen, begriff doch auch, daß sie die erste Schuld an der Geschichte trage und gut machen müsse mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die

Wolken grollen, aber es ging viel besser als man hätte glauben sollen, ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmählig ein. Herr Stößli nahm zu an Kredit, Luise an der Fähigkeit, sich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre, daß Luise, wenn sie fragt: „Bin ich dir auch lieb?“ immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland!“

Die Schlachtfelder.

Erschien zuerst in der Basler Weihnachtsgabe 1845.

Am Himmel war ein schöner Tag, viel Staub war auf Erden, Menschenmassen wirbelten den Staub auf, störten seine Ruhe, er aber setzte sich in die Augen, trübte den Himmel. Große Massen blieben auf großem Felde stehen und Einige aus ihnen traten vor und thaten lange Reden von denen, welche auf diesem Felde moderten, und dann redeten sie noch länger von denen, die auf diesem Felde standen, und manchmal wußte man nicht recht, wie sie von den Einen auf die Andern kamen, und was die Einen gethan und was die Andern thun sollten. Die aber, welche nicht redeten, wurden ungeduldig und durstig, an's Trinken und den Schatten unter den langen Zelten dachten sie mehr, als an die Helden da unten; die langen Reden hatten ihnen das Andenken an sie vertrieben. Endlich lief die letzte Rede aus, die Menge aber dem Schatten und dem Essen zu, wo schon Viele vorangegangen waren zum großen Aerger der Nachkommenden. Als man saß, aß und trank, da kam nach und nach die Behaglichkeit, und aus der Behaglichkeit wickelte sich allmählig die Begeisterung und schwoll gewaltig an unter Essen und Trinken, machte die Reden wieder flüssig und Trinksprüche donnerten aus allen Ecken wie Kanonendonner in der Schlacht, und hintendrein schollen die herzbrechenden Töne der Menge,

so gleichsam Generalsalven der Massen. Jetzt senkte sich eine erhabene Stimmung über das Volk, jeder fühlte sich ein Held, und der Muth trat zu den Augen aus kuraschirt in's Feld hinaus, wo kein Feind war, wenn aber einer dagewesen wäre, so hätte man erfahren, was aus Muth und Feind geworden wäre.

Aber je herrlicher es ging, desto wehlicher ward mir um's Herz. Thränen drangen mir herauf aus der Seele tiefunterstem Grunde, und die Toaste und das Getöse schnitten mir schmerzlich durch die Nerven, und vor meinen Augen flimmerten seltsame Gebilde. Es war mir, als stünden draußen vor den Zelten die Helden, welche die Schlacht geschlagen und schauten mit wunderlichen Augen über die Enkel hin, die so muthig thaten, so hoch sich vermaßen, und aus den funkelnden Geisteraugen drangen unnennbare Schauer auf mich ein. Sie jagten mich durch den Zauberkreis der Helden, den ich blindlings durchbrach, der mit unaussprechlichem und doch leisem Geprassel sich mir öffnete, und hinter mir drein prasselten neue Toaste und jagten meine wehmüthige Seele, verfolgenden Schatten oder gespenstigen Jagdhunden gleich, durch Busch und Feld, durch Stadt und Dorf, bis ich ein einsames Plätzchen fand, wohin kein streifend Päärchen mich verfolgte, keine Töne zu hören waren als das Säufeln des Windes in des Kastanienbaumes schwerem Laube. Mauern umfaßten den stillen Ort, wo ich auf kleinem Hügel in kühlem Schatten saß; es war auch ein Schlachtfeld, ein Schlachtfeld, das Tausende von Kämpfern verschlungen hatte und noch Tausende verschlingen wird — es war ein Kirchhof. Hier ruhen nicht bloß die Opfer einer blutigen Stunde, von menschlichen Waffen durch ebenbürtigen Feind besiegt, hier ruhen reihenweise aufeinander Geschlecht um Geschlecht seit Jahrhunderten; hier ruhen die Kämpfer mit dem Leben durch den Tod besiegt. Wie tapfer und wie feig Einer gefochten, der Tod streckte ihn nieder zur beliebigen Stunde.

Es war heilige, geweihte Erde, auf welcher ich saß. Zu manchem Gebilde muß die Erde dienen, muß den Leib spenden dem scheußlichen Wurm und der lieblichen Blume, muß die Materie geben zum hölzernen Klotze und zum Leibe des vernünftigen Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Die Erde aber, welche dem Menschen gedient zur sichtbaren Hülle, ist geheiliget, geweiht vor jeder andern Erde, soll nicht mehr erniedrigt werden zu gemeinem Dienste, darf höchstens noch Blumen kleiden, als die sichtbaren Zeugen, daß verklärt der Erde entsteigen werde, was dunkel und unscheinbar in sie versenket ward. Darum, wenn Gott den Geist der Menschen wieder zu sich rufet, wird die Hülle aus Erde hierher gebracht, als wie in heiligen Raum, und durch Mauern gesondert von der Erde, die gemeinen Gebilden nur dienet.

Es ist selten ein Mensch, den nicht ein eigenes Gefühl anwandelt, wenn er in diese Mauern schreitet, der nicht mit einer Art heiliger Scheu seinen Fuß auf die Asche setzet, die einst im Gebilde des Menschen so hoch gewürdigt worden, so herrlich sich dargestellt hatte. Wie mancher Kämpfer hatte wohl seine sterbliche Hülle geben müssen, damit der kleine Hügel sich bilde, auf dem tiefsinnend ich saß! Ach, es ist so wenig, was von dem Sterblichen bleibt: eine Hand voll Asche, sagt der Dichter, und die Hand braucht nicht einmal groß zu sein, welche sie fasset. Bleibt aber nichts als die Hand voll Asche? hinterlassen Tausende der Kämpfer nichts, als einen kleinen Hügel, den mit zwei Schritten ein Mensch übersteigt?

So sann ich und vor mir thürmte neben dem kleinen Hügel ein mächtiger Berg sich auf und schwindelnd saß ich oben auf dessen Spitze, und dieser Berg war mein, war vielen Andern noch, und ich hatte bis dahin von diesem Berge nichts gewußt, und wie mir geht es tausend und aber tausend gedankenlosen Sterblichen. Ich sah, daß nicht nur jedes Geschlecht Großes hinterlassen, sondern auch jeder Kämpfer, der

Feige wie der Tapfere, etwas Gutes oder etwas Böses, etwas Erkämpftes oder etwas Versäumtes, etwas Erfundenes oder etwas Zerstörtes, Thaten in der Welt, Eindrücke in den Seelen: aus dieser Hinterlassenschaft wuchs der Berg empor. Und je mehr ich diesen Berg in's Auge faßte, desto ungeheurer ward er, sein Fuß deckte die Erde, seine Spitze strebte zur Sonne, und jeder, der da lebte, hatte seinen Theil daran, es war das Erbgut des lebenden Geschlechts, und jeder, der da gestorben war, auch wenn sein Name mit ihm zu Grabe gesenket war, hatte zum Berge, dem Erbgute der Lebendigen, seinen Theil beigefüget, so gewiß sein Leib, zu Staube geworden, um ein Häufchen den Staub der Erde vermehrt hatte.

Was wir haben in Haus und Herz, was wir sind vor Gott und Menschen, was wir brauchen in Feld und Holz, in Küche und Keller, es ist das Meiste und Beste von frühern Geschlechtern her, es sind ihre Erfahrungen und Erfindungen, ihre Erwerbungen und ihre Entdeckungen, die uns zu gute kommen, auf die wir abstellen, um zu Höherem und Besserem zu gelangen. So hat jeder Lebende Theil an der ungeheuren Erbschaft und wer nicht krank ist an tollem Uebermuth, danket denen da unten für die Mühen, deren Früchte wir ernten in so reicher Fülle. Wie ich dieses dankbar dachte in demüthigem Gemüthe, und wie wir nichts wären ohne die, welche uns vorangegangen, gedachte ich derer, die zunächst vor mir gewesen, und als ob diese alsobald aus den Gräbern entstünden, war es mir.

Vor mein geistiges Auge trat mir die holdselige Mutter, die meine innere Welt mir gebaut, ihr Sehnen und Ahnen, ihr Träumen und Trachten mir zum Erbe gemacht hatte, aus deren freundlichen Blicken, welche sie versenket hatte in mein Herz, lebendigen Sonnenstrahlen gleich, die schönsten Freuden, die reinsten Stunden mir entsprossen waren. Und neben sie trat der feste Vater, der mir den Ernst vererbt, der mit dem Heili-

gen nicht spielt, keine leichte Achsel hat für irgend eine Pflicht, die Demuth, die nie scheinen will was man nicht ist, immer mehr thut als Einem zugetraut wird, die Treue, die nie nach Dingen trachtet, welche über Vermögen sind, dem Uebernommenen aber obliegt mit der ganzen Innigkeit der Seele, mit der Kraft, welche nicht im Lohn der Welt ihre Nahrung hat, sondern im Bewußtsein des Kindes Gottes, der seine Liebe, sein Thun auch nicht misset nach der Menschen Dank und Lohn. So hatten sie unschätzbare Schätze mir hinterlassen und dazu noch manches, um deßwillen die Menschen reich mich nannten. Ich war ein dankbares Kind gewesen, die kleinste Schuld, welche sie hinterlassen, hatte ich getilget, die geringste Verpflichtung gelöset, hatte ihnen bei vielen Armen ein dankbares Andenken zu stiften versucht, mit schönen Tafeln ihre Gräber gezieret und so oft mein Mund Gelegenheit hatte, legte ich Zeugniß ab, daß ich den Eltern alles zu verdanken hätte, denn wenn ich selbst auch vieles errungen, wer war es, der die Kraft dazu mir gepflegt, zur Ausübung mir den Sinn gegeben?

Doch war es mir, als seien ihre Züge überschattet von einem düstern Wölkchen, als läge eine Bitte in ihrem verklärten Auge. Ich mühte mich um deren Verständniß, aber lange ging es mir nicht auf. Ich hatte alles ausgerichtet, was sie mir anbefohlen, alle Schulden getilget, welche sie hinterlassen. Alle? Hatte ich nicht eine doppelte Erbschaft angetreten, Schulden waren bei der einen, keine bei der andern? Hatte ich nicht eine geistige Schuld ererbet, die zu tilgen war, hatten die Eltern nicht auch in Schwachheit ausgesäet was zu jäten war? So dachte ich und auf der Seligen Angesicht ging es wie eine Sonne auf und eine Liebe strahlte zu mir hin wie ich sie nie empfunden. Da erkannte ich, daß ich ihre Bitte verstanden und Schwächen tauchten auf, die ich von Vater und Mutter ererbet, die ich um ihretwillen fast lieb gehabt, die ich ihrer Sühnung opfern mußte.

Und wie ich einmal das Verständniß hatte, sah ich noch außer mir des Mehreren, welches sie hinterlassen, das zu tilgen, das zu sühnen war. Genoß ich das Gute, so hatte ich zu tilgen ihre Schulden mit dem Gut, das ich in Besitz genommen, nicht leiblich bloß, geistig auch. Es war mir, als weihe dieser Gedanke mich ein zum heiligen Priester, der zu opfern hätte zur Sühnung der Todten, aber nicht todtes Geld, nicht unschuldige Thiere, sondern ein Streben in heißer Liebe, das Unkraut zu tilgen, welches im großen Weltenacker die Gestorbenen hinterlassen. Und ist dieser Glaube etwa neu? Haben nicht unsere katholischen Brüder auch den Glauben, daß die Ueberlebenden sühnen müßten die Vorangegangenen, und versuchen mit Messen die schuldigen Seelen zu lösen aus ihrer Pein? An die Kraft der Messen glauben wir nicht und mit Recht, mit Geld löset man Seelen nicht, tilget geistige Schulden nicht, aber sollte ein Ausreißen des Unkrautes, eine abgehauene Hand, die Aergerniß gab, ein Streben im Geiste und in der Wahrheit, das Böse zum Guten zu wenden, keine Sühnung sein, kein heilig eigenthümlich Priesterthum?

Wie sich dieses mir klar und heiß stellte vor das innere Auge, so drängten um Vater und Mutter sich Tausende von Geistern, Schaaren walleten daher wie aus dem Boden herauf, das letztvergangene Geschlecht voran und in tiefem Hintergrunde reihten sich frühere Geschlechter auf, und sie nickten Alle mir freudig zu, umflossen mich. Es deuteten mir die Nächsten auf die Sünden des vergangenen Geschlechts, auf Unkraut, welches mir zur Hand lag, auf Thorheiten, welche in meiner Seele waren, auf Richtungen, welche vom Uebel waren. Und Väter kamen und gaben mir Botschaften an ihre Söhne, und Mütter sagten mir, wessen ihre Töchter gedenken sollten auf ihren Gräbern, was sie zu thun hätten zur Sühnung ihrer Seelen. Und manches trugen sie mir auf, an das ich nie gedacht, und manches, daß das Herz mir bebte in der Brust. Und wenn sie mich gebeten hatten, so

sagten sie: „Wenn ihr Lebendigen uns sühnet, die ihr Priester der Todten seid, dann vermögen wir eurer in Liebe zu gedenken in des Vaters Reich."

Diese Worte waren mir erst wie eine dunkle Kohle, aber vom Hauche des Geistes angeweht, erglimmte sie, bis die Kohle zum strahlenden Sterne ward.

„Gedenke mein, wenn du in deines Vaters Reich kommst," hatte der Schächer gebeten; „heute sollst du in meinem Reich sein," hatte der Herr ihm geantwortet.

Gedenken wohl die, welche im Herrn sterben, wenn sie in des Vaters Reich kommen, derer, welche hier im Leben mit ihnen gelitten und gestritten und ihre Rechtfertigung versuchen nach Vermögen?

Da war es, als ob dieser klar gewordene Gedanke neue Freude gösse über die vergangenen Geschlechter, und von ihnen her erglänzte mir die Antwort: „Gedenket unserer in eurem Schalten und Walten, euer Leben sei unsere Sühnung, dann wollen wir eurer gedenken beim Vater mit Bitten und Flehen, euer Lohn soll Gnade und Segen sein, unsere Seligkeit soll eure Heiligung sein." Und diese Antwort ward in meiner Hand zum Schlüssel, mit diesem Schlüssel öffnete ich den Himmel, und ich sah, wie vom Throne des Unsichtbaren Gnaden und Segen in vollen Strömen flossen auf die Bitten der Seligen über die, welche in wahrer Treue der Hinterlassenen Asche bauten.

Diesen Schlüssel wollte ich legen in andere Hände, damit sie auch schauten in diese Herrlichkeit zur Zerknirschung, aus welcher die Bekehrung wächst. Aber der klare Himmel ward ihnen zu trübem Nebel, der Schlüssel ein zuckender Blitz im Sonnenlicht, ein zweischneidend Schwert, das durch die Seele fährt. Das waren die, welche das ererbte Böse bauten, zerstörten das ererbte Gut, welche das Erbtheil täglich kleinerten, die Schuld muthwillig mehrten, Unkraut pflegten und säeten, mit frevler Hand Hohn streuten dem ver-

gangenen Geschlechte, Gift mischten für das kommende, den Himmel verachteten, die Erde verhunzten; das waren die Kinder, welche die Eltern verachteten, die Söhne, welche sich vor Götzen wälzten, die Töchter, welche sich selbst anbeteten. Diesen Allen ward der Schlüssel in ihren Händen zur Schlange, aus der Schlange aber wollten sie einen Grabstein machen und ihn decken auf meine Träume, wollten die Schlange zur Geisel machen, wollten mit ihr die treuen Söhne und Töchter jagen in ihre Gräber. Aber sie vermochten es nicht. Das Bewußtsein, daß wir nichts wären ohne die Gestorbenen, nichts als nackte Wilde in düstern Sümpfen und Wildnissen, unsere Seele selbst Sumpf und Wildniß, wollte nicht erlöschen, in unsern Seelen flammte die Treue immer höher auf und in den Herzen brannte die Liebe immer heller, und Treue und Liebe trachteten zu tilgen unsere Verpflichtung durch Sühnung der Gestorbenen. Sünde ward uns der tolle Uebermuth des gegenwärtigen Geschlechtes, und von den Lebendigen schlang sich ein Band durch den offenen Himmel um die Seligen, und das Grab war keine Kluft mehr, der Tod war eine Thüre, und wie die Lebendigen für die Todten opferten im Geiste und in der Wahrheit zur Sühnung des gepflanzten Bösen, des versäumten Guten, so gedachten die Todten der Lebendigen beim Vater in wahren Treuen, in geläuterter Liebe, baten um den Geist der Kraft für ihre Kinder.

Wenn in enger Hütte ein armes Mütterchen im Sterben liegt, und ein Kind nach dem andern kommt, es hat Bescheid erhalten, das gute Mütterchen wolle fort und möchte noch Abschied nehmen für diese Welt, so bringt das eine einen Lebkuchen mit, ein weißes Brödchen das andere, das dritte einen Wecken, das vierte eine Halbe guten Wein. Vom besten hatte es gefordert für eine Sterbende; daß der Wirth ihm dennoch halb Gurzeler hineingelassen, weil er weder Lebenden noch Sterbenden ein gutes Tröpflein gönnte, das wußte es nicht. So kommen sie Alle mit etwas Gutem und weinen und

möchten dem Mütterchen noch ein Zeichen der Liebe thun, und jedes bittet: „Ach Müetti, nimm doch von Meinem, vom Brödchen, es ist so weiß; vom Wecken, er ist so lind, vom Lebkuchen, er ist so mürbe, vom Wein, er ist so gut,“ und das Fünfte, bei welchem die Mutter wohnet, stehet auch dabei mit trübem Trank in der Hand und will mit blechernem Löffel die trockenen Lippen netzen. Aber das Müetti will von allem nichts mehr, es schüttelt das matte Haupt; schon ist ihm der Tod zum Herzen gestiegen, nur in den Augen ist noch Leben, da leuchtet die Liebe gar innig noch und warm und von einem zum andern sehen die Augen bis auch sie der Tod erreichet, mit seinem Dunkel sie überschattet, mit seiner Hand sie bricht. Dann bricht bei den fünf armen Kindern der innigste Jammer aus: eins lehnt oben an's Hauptkissen sich, das andere birgt an der Fußstätte sein weinend Auge; die andern lehnen sich an Tisch und Schrank, die morschen Pfosten wanken. Laut ertönen die Klagen, sie hätten jetzt kein Müetti mehr, hätten nichts ihm noch thun können, kein Brösmeli hätte es genommen von ihren Liebesgaben, und ferner könnten sie nichts mehr für ihn's thun und thätens doch so gerne, das g'muhe sie so sehr. Kein Müetti hätten sie mehr, das an sie sinne, an sie denke, das drücke das Herz ihnen ab. Aber habt ihr denn vergessen, ihr lieben Kinder, daß die Mutter gegangen ist in des Vaters Reich, daß die arme Mutter jetzt eine reiche Mutter geworden ist in des Vaters Herrlichkeit, daß sie dort eurer Liebe gedenken wird, die ihr ihr in der letzten Stunde erwiesen, beim Geber alles Guten, daß sie eure Heilige sein wird? Sie hat auf Erden euch keinen irdischen Schatz hinterlassen, aber rund sind die Batzen, sie kommen und schwinden man weiß nicht wie, und wo Gottes Segen nicht ist, da klebet der Fluch daran und verderbet Leib und Seele in die Hölle. Sie aber hat ihr Leben an den Schatz im Himmel gesetzet, ist zur Heiligen ihrer Kinder geworden, speiset und tränket

ihre Seelen zum ewigen Leben, zieht mit Macht und Kraft sie nach oben.

Lachet nicht, lieben Leute! Ehedem gaben große Städte großes Geld für einen einzigen Heiligen, lebten glücklich im Glauben an seine Macht und Kraft, seinen Schutz und seine Fürbitte. Den Glauben an solche Heilige und ihre Macht haben wir von uns gethan und mit Recht. Aber wer will den Glauben uns wehren, daß fromme Eltern ihrer Kinder gedenken können beim Vater, Schutzengel und Fürbitter ihnen sein können, sobald die Kinder ihre Priester auf Erden werden und zu sühnen trachten die hinterlassene Schuld? Darum liebe arme Kinder weinet wohl, aber tröstet euch, wenn eure Mutter schon nicht mehr gegessen hat von Wecken oder Brödchen, ihr könnet ihr doch noch wohlthun im Himmel, sie hat sicher etwas zur Sühnung euch hinterlassen, in euch oder außer euch. Denket nach, sühnet es, dann freut sie sich und gedenket eurer beim Vater. Und wäre es nicht herrlich, wenn auf diese Weise jede Hütte zum Heiligthum würde, in welchem man opfert alles hinterlassene Böse zur Sühnung der Geister, jeder Sterbende zum Heiligen, der der Seinen gedenket in des Vaters Reich.

Ein König liegt im Sterben in königlichem Palaste, seine Hand hält das Scepter nicht mehr, entfallen ist seinem Haupte die Krone; zu den Füßen seines Sohnes sind Scepter und Krone gerollt. „Der König ist todt!" heult das Hofgesindel, und mit dem andern Athemzuge jauchzet das gleiche Gesindel: „Es lebe der König!" und fällt vor dessen Füße. Vor dem jungen Könige flammt die Herrlichkeit der Welt auf, sein ist das Reich. Aber wer gedenket seiner in des Vaters Reich, und was hat jetzt die Seele des alten Königs von der vergangenen Herrlichkeit, wenn diese nun zum Unkraute wird und das Unkraut schlingt sich wuchernd um Sohn und Volk, und keine Hand reißt es aus, kein treues Herz bringt Sühnopfer? Auch der junge König wird sterben, seine Herrlichkeit

verwelken, Scepter und Krone ihm entrollen, was wartet dann sein, wenn das Hofgesindel wieder jauchzet: „Der König ist todt!" und hat niemand sein gedacht in des Vaters Reich und niemand wird an sein Sühnen denken auf Erden? Wäre es nicht seine größte Herrlichkeit, wenn sein Väter oben, wo Könige nicht mehr als Bettler sind, ihm eine Stätte bereitete, und wenn der Sohn auch dem Vater Sühnopfer brächte in weisem christlichen Sinne?

Wäre es nicht herrlich, wenn Paläste und Hütten heilige Stätten würden und die aus ihnen scheidenden Könige und Bettler zu Heiligen sich verklärten, die Zurückbleibenden aber das heilige, königliche Priesterthum verwalteten? Und ist's nicht traurig, daß Könige und Bettler gewöhnlich an solche Dinge am wenigsten denken, daß so oft der Hudel und der Höchste schon auf Erden auf gleicher Stufe stehen, in gleichem Kothe sich wälzen, nur mit verschiedenem Anstande, daß beide ihr Erbrecht an's gleiche Linsengericht tauschen, nur mit dem Unterschiede, daß der eine es länger kocht und anders und mit andern Löffeln es ißt als der andere.

So stiegen Gedanken und Bilder vor meinem innern Auge auf und nieder und ganz hatte ich vergessen, daß ich an ein großes Fest gekommen, und ich kam mir vor wie ein Priester, der allein in geheimnißvoller Einsamkeit zu seinem heiligen Werke sich rüstet; da rief mich plötzlich kühl und kalt eine Stimme wach, eine Stimme aus der Wüste. Aber die Wüste lag nicht außer mir, sie lag in mir, und die Stimme war mein Verstand, der meine Seele wach rufen wollte aus diesen Träumen, mir sagen wollte, diese Träume seien nichts Anderes als alter Aberglaube und führten nirgends anders hin als in längst abgestreifte Irrthümer. Die Lebendigen sollten sorgen für die Lebendigen, höchstens für die, welche nach ihnen in's Leben kämen; die Todten sollten wir todt sein lassen, ein Mehreres sei vom Bösen. Aber meine Seele ließ sich nicht erschrecken, lehnte gegen den Verstand sich auf mit manch

bedeutendem Grunde. Das eben sei ein Unglück, sagte sie, daß der Verstand der Verständigen keinen Unterschied zu machen wisse zwischen frommem Glauben und Aberglauben, zwischen süßem Ahnen und steifen Lehrsätzen, zwischen heiligem Thun und hohlen Ceremonien. Sie fragte: ob es für Kinder wohl etwas Innigeres geben könne als den Glauben, daß sie den Eltern noch nach ihrem Tode vergelten, Liebs und Guts ihnen erweisen könnten, als der Glaube, daß die Eltern ihrer in Liebe gedächten an des Vaters Throne, wie der Herr des armen Schächers gedachte, als er in sein Reich kam. Sie fragte: ob so gefaßt der Glaube, daß die Lebendigen die Priester der Todten wären, die Todten aber die Heiligen der Lebendigen, Eintrag thäte dem wahren Christenthum, ob es nicht vielmehr eine Blume sei, entsprossen dem innersten Wesen des Christenthums, umweht mit seinem süßesten Dufte. So stritt meine Seele und behauptete noch, es stünde um manchen Menschen besser, ja es stände um's ganze gegenwärtige Geschlecht besser, wenn dasselbe der Todten mehr gedächte, seiner Schulden, seiner Verpflichtungen gegen dieselbigen.

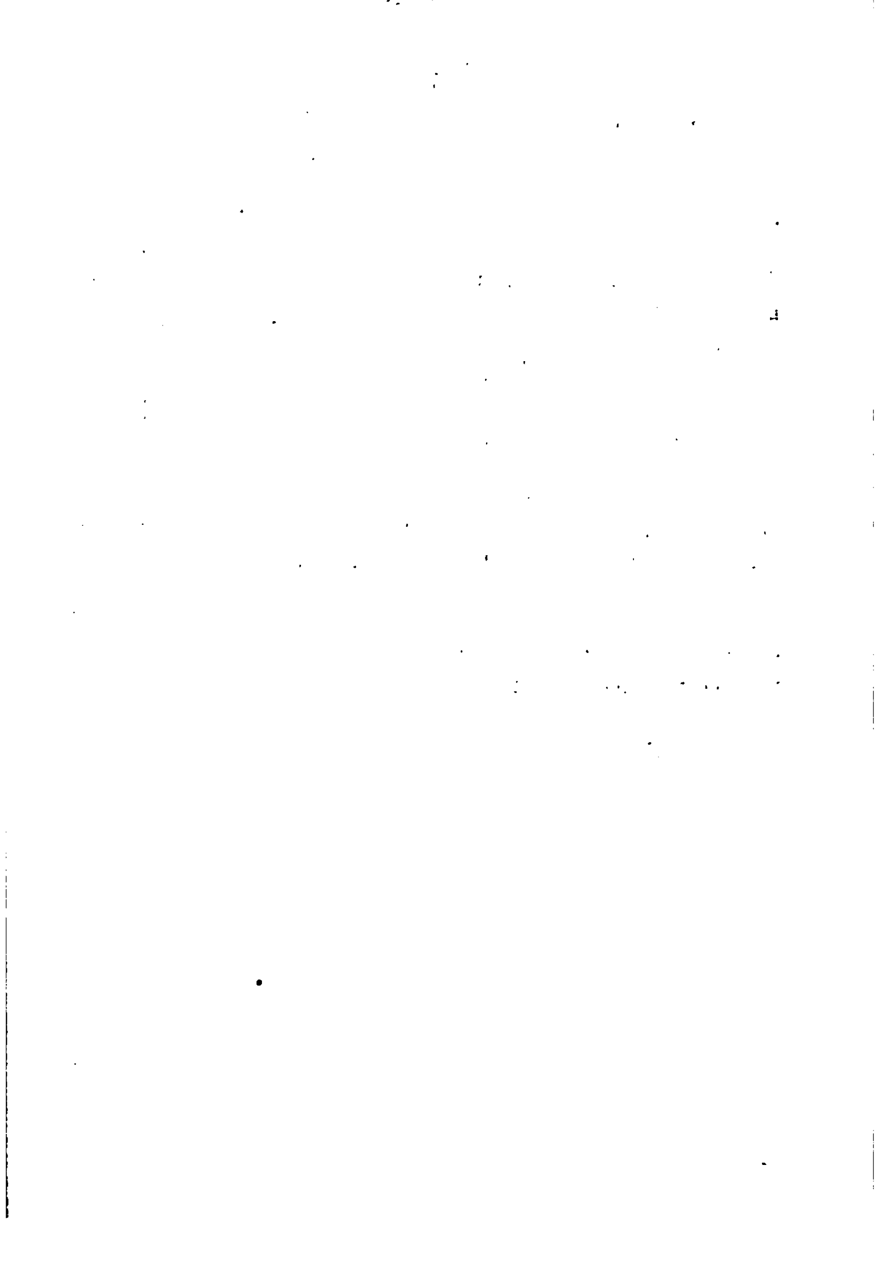
Und wenn wir ein Geschlecht erzögen, ein übermüthiges, ein zerstörungssüchtiges, aber ohne schaffende Kraft, ein hohles, aufgeblasenes: so geschähe es bloß deßwegen, weil es von uns gelernt, die Vergangenheit verachten und ihre Schätze, ihre Hinterlassenschaft genießen, als thäte es einen Gottslohn, weil wir ihm predigen mit Wort und That: die Vergangenheit sei ein Unglück, die Gegenwart ein Elend, die Zukunft die goldene Zeit und es das auserwählte Geschlecht im himmlischen Jerusalem.

Meine Seele behauptete, kein Reformirter sei weniger reformirt, wenn er eine Sühnung der Todten versuche, ein frommes Gedenken glaube; unsere Kirche wäre um nichts weniger reformirt, wenn sie der Kämpfer gedenken würde, die auf den nimmersatten Schlachtfeldern ruhen, Geschlecht um Geschlecht vom Tode besiegt, wenn sie die Kirchhöfe ehren

würde, wo die durch den Menschen geweihte Erde, abgesondert von der gemeinen Erde, dem gemeinen irdischen Dienste entzogen sei, höchstens Blumen kleiden soll, als Andenken der Heiligen im Himmel, als Pfänder und Zeugnisse, daß sie unserer gedächten droben in dem Maaße, als wir sie sühnten hienieden.

Dagegen erhob sich gewaltig mein Verstand, aber Staubwolken wirbelten auf und kamen ihm in den Hals, eine Janitscharen-Musik donnerte ihn nieder; Massen stürmten daher, Hüte flogen, Fahnen flatterten, Lieder knatterten, neugierige Augen entdeckten mich, fuhren auf mich zu wie Hunde auf den Hasen, den sie lange gesucht und endlich im Versatz gefunden. Ich mußte auf; Menschen, Staub und Töne umwogten, umhüllten mich, wickelten mich ein, daß alles Denken unterging, und in Töne, Staub und Menschen versank der Rest des Tages mir, wie die Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlechte — bewußtlos.

Aber bewußtlos schwand mir nicht, was ich auf den Gräbern geträumet, und damit es auch Andern in's Bewußtsein komme, habe ich was ich geträumet in Worte gefaßt.



Das Lisebethli.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1845.



Man klagt so viel über Verdorbenheit und Verschrobenheit der Dienstmädchen in großen Städten und mit Recht, aber die gleiche Verdorbenheit und Verschrobenheit ist auch in den Dörfern; man findet sie allenthalben, wo der Sinn der Kinder durch Haus und Schule nur auf das Aeußere gestellt, fein oder grob das sinnliche Begehren in ihnen geweckt und genährt wird.

Nachstehender Brief, dessen Original in des Verfassers Händen ist, leistet den Beweis.

„P.

Durch diese par Zieleten thue ich Euch kunt, seit Ihr von der Gütigkeit und bringet mir Kleider ein Gorsche mit Guldkrallen und Silberigkittelhäft, und denn noch Leinigstrümpf, und ich war so wohl wie ein Vogel im Hirsch, ich habe einen guten Meister, aber ich habe manchmal Verdruß, aber dennoch lasse ich es zu einem Ohr ein und zu dem andern aus, ich erwarte Euch auf den 23. dies monats, daß Ihr bis zu den Hüten beym Düscher wollen wir zusammenkommen, ich kann einstweilen nicht Heim kommen und ich habe nie Langezeit gehabt, ich buhle stark um die Buben, wenn ich einen Schatz habe, so will ich es Euch zu wissen thun, der Studer sagt zu

mir, ich werde bald nach Hause kommen, aber nein ich komme nicht nach Hause, wenn ich gesund bleibe, es gefällt mir das weder im Deutschland und weiters weiß ich nicht zu schreiben ich bin gesund und wohl ich hoffe daß dieser Brief Euch gesund und wohl antrift, wie er mich verlassen thut, ich grüße Euch alle freundlich.

Elisabeth B."

Dieses Mädchen, welches so schreiben konnte, ist das älteste von sechs Geschwistern, das Kind sehr armer Eltern, die kein Geld haben zu Brod und Erdäpfeln für die übrigen fünf unerzogenen Kinder, geschweige denn zu hoffährtigen Kleidern für das Kind, welches jetzt den Eltern helfen sollte. Das Kind weiß dieses sehr wohl. Im Frühjahr 1842 unterwiesen, blieb es bis im Mai 1843 bei seinen Eltern, es kannte also ihre Armuth und konnte wissen, daß dieselbe im Juli gleichen Jahres nicht abgenommen. Dieses Mädchen war, als es daheim fortging, zu faul sich selbst zu reinigen, es hatte Läuse, behändigte an einem Orte, wo es über Nacht war, wahrscheinlich im Verschuß, ein Paar Strümpfe und ließ dafür eben Läuse zurück.

Der vorstehende Brief ist ein eigentliches Meisterstück, ein klassischer Brief, denn schärfer, bündiger hätte kein Gelehrter in der Welt die Hauptlaster, die bodenlose Verdorbenheit einer gewissen Klasse von Mägden bezeichnen können und hätte er ein dickleibig Buch geschrieben, als dieses thörichte Mädchen in dem kurzen Brief es thut. Wir wollen auf den bündigen Inhalt so kurz als möglich aufmerksam zu machen suchen.

Vor allem steckt dem Mädchen Hoffahrt im Kopfe: silberne Kittelhäft will das Dirnchen, das Läuse hat, und seinen armen Eltern, denen es helfen sollte, muthet es an, sie ihm zu kaufen, nebst einem Gorsche mit goldenen Korallen.

Ist es nun nicht hauptsächlich dieses Laster, welches die

Löhne, wie groß sie sein mögen, aufzehrt? Die Magd will, der Freiheit und Gleichheit wegen, der Frau, der Tochter des Hauses es gleichthun, das soll glitzern und glänzen vom Tüfel. Natürlich vermag sie es nicht mit ächtem Metall; Silber und Gold, da ist alles falsch an ihr, Neusilber und Mösch; vermag es nicht mit solidem Zeug, da ist alles halbseiden, halbbauelig, kurz halbbatzig, ist e Vesper u e Fürabe, dure, ehe man daran sinnet. Darum ist diese halbbatzige, glitzerige Lumpentracht die theuerste, die es geben kann, und nicht nur, weil sie nichts werth ist, sondern nichts werth macht. Zu solchem Hudelzeug trägt man nicht Sorge, a bah, es ist nit d'r werth, we's dure ist, kauft me neus, d'Ell kost ume zehn Kreuzer, heißt's. So schleift man alles am Leibe herum, und während die Frau den Staat auszieht, wenn sie etwas machen will, drecket die Magd mit ihrem besten Zeug im Wüstesten herum, und Nähyere-Schlärpli pfoseln mit ihren ausgeschnittenen Sammetschühlene oder Pantoffeln in handhohem Koth herum, was zu ihrer übrigen Leibesbeschaffenheit sehr heilsam ist. Diese Hoffahrt ist ein verzehrendes Feuer, ein alles verschlingender Schlund; diese Hoffahrt verzehrt und verschlingt die Treue gegen die Meisterleute, die Treue gegen die Eltern. Wo die Hoffahrt einmal Meister ist, da ist nichts mehr sicher; stahl jenes Läusekind Strümpfe, so nimmt eine andere Bändel, eine dritte Geld, eine vierte Garn, eine fünfte Faden, kurz jede, was ihr unter die Hände kommt.

Am traurigsten aber ist das Verhalten gegen die Eltern; daß so ein erwachsenes Kind Stütze der Eltern sein solle, vergißt es durchaus, es verthut seinen Lohn, wie es kann und mag, an seine kindliche Schuldigkeit denkt es nicht, jedem bessern Gefühl ist es abgestorben, läßt Tschöpli machen auf Tschöpli, hängt Täschen um, blaue oder rothe, läßt Kappen machen mit Lätschen und steckt noch Blümeli dazu, strübelt sich auf wie ein Pfau und derweilen liegt der Vater der Gemeinde auf dem Halse, hat vielleicht kein einziges Paar Strümpfe, oder

es stirbt die Mutter auf die erbärmlichste Weise und gute Leute steuern für sie zusammen, und während die Mutter aus erbetteltem Gelde ein Süppli ißt, glitzert die Tochter in der Komödie und für solche Täschen ist keine Zucht! Noch andere geben nicht nur nichts, sondern sie saugen noch die Eltern aus, betteln ihnen ab oder stehlen ihnen, was sie erworben, und während die Eltern einen Trupp kleiner Kinder ernährt und durchgebracht, und wenn es auch manchmal kaum ging, es doch immer ging, werden sie jetzt durch die großen erzogenen Kinder um ihre Sache gebracht und es geht nicht mehr, denn nicht die Kräfte sind groß geworden, sondern die Lüste, die wollen Kittelhäfte und Guldkrallen, und wie manche thörichte Mutter bleibt das Brod und die Milch schuldig und wirft das vorräthige Geld in den unersättlichen Hoffahrtsrachen der Tochter!

Wenn nun dieser Teufel einmal in einem Kopfe regiert, was ist die nächste Folge? Der Mensch, in welchem er regiert, verliert allen Sinn für das, was er soll, hat keinen Ernst zur Arbeit, taugt zum Dienste nichts. Das Meitschi sagt, es habe einen guten Meister, aber manchmal Verdruß, aber dennoch lasse es es zu einem Ohr ein und zum andern aus. Das hätte es nicht besser sagen können. Der Meister, der das Täschli erst zwei Monate hatte, hatte noch Geduld mit ihm, b'richtete ihn's mit Manier, dachte, es ließe sich vielleicht etwas aus ihm machen, aber das Täschli nahm das nicht so auf, etwas Rechtes zu werden, etwas zu lernen lag weit außerhalb seinen Gedanken; jede Mahnung machte ihn's böse und es scherte sich nichts darum, trieb es, wie es ihm in Sinn kam und der Meister konnte sagen was er wollte, so machte das Meitschi was es wollte.

Ist nun dieses nicht wiederum ein Gegenstand von tausend Klagen über Hirnlosigkeit, Widerwillen zum Dienst, über nichts hören, nichts schmöcken, alles vergessen, und wenn man hundert Mal b'richtet, wenn man nicht hinten und vorne sei,

so sei nichts gemacht, es sei immer eins ein ärgerer Schlarp als das andere, begehre nichts zu lernen, sei im Stande, Einem zu sagen, so mache es es nicht, es sei anders gewohnt und einen neuen Brauch wolle es nicht anfangen. Und auf der andern Seite klagen die Diensten über den Verdruß, den sie hätten, über ewiges Käre und Branze vom Morgen früh bis Abends spät, und wenn man meine, es sei hinten aus, so fange es wieder von vorne an, man müsse sich wehren, d's bös Maul ahänke syg d's best, wenn mes es paar Mal tha heig, so gute's. So weit war freilich jenes Mädchen noch nicht, aber es brauchte nichts als ein paar Monate oder eine gute Freundin, welche ihm erzählte, wie sie es gemacht, um es so weit zu bringen. Natürlich, wenn ein Dienstbote nichts als nur das thut, was ihm befohlen wird, so muß man entweder die Sache zu Grunde gehen lassen oder aber alle Tage es wieder sagen; dies heißen Einem solche Täschli Kären, Zanken, Aeken, Branzen, und wer ist schuld daran? die Liederlichkeit solcher Täschlene! Oder sollen die Meisterleute von jeder Täsche sich in ihrem Hause den Brauch machen lassen? Hierin liegt die Schuld des häufigen Wechsels, namentlich in Städten; das Lisebethli, welches sich Emilie nennen läßt, läßt alles zu einem Ohr ein, zum andern aus, läßt alles hinter sich gehen, begehrt am Ende auf wie ein Häftlimönsch und streicht sich weiters und bleibt ein Schlarp und trägt aus dem Leben nichts davon als Hudlen am Leib und ein böses Mundstück an der Seele.

Wo nun aber Hoffahrt ist und Dienstüberdruß, da muß auch ein Ziel sein, ein Zweck, um desswillen man hoffährtig ist, den man mit der Hoffahrt erreichen will; darüber drückt sich obbemeldetes Täschli so aus, daß es nicht bündiger hätte geschehen können; es sagt also: Ich buhle stark um die Buben, wenn ich einen Schatz habe, so will ich es euch zu wissen thun. Da sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: erstlich die Sache selbst und zweitens die Schamlosigkeit, mit welcher

unser Läusemeitschi derselben sich rühmt und zwar gegen die Eltern selbst. Dieses Buhlen ist der Krebs der armen Klasse. Daß Mädchen empfänglich sind für die Liebe, ist eine alte Sache, aber das Buhlen um die Buben das ist eine neue Sache, diese h....hafte Anlässigkeit, mit der sie in allen Winkeln herumfahren, bis sie Einen aufgegabelt und herumgeschriffen haben; hat derselbe auch weder ganze Schuhe noch ein gewaschenes Hemd, es ist ihnen gleichgültig, aber er hat ein Schnäuzchen, dann sind sie selig. So fahren die armen Trücher herum mit schönen Halstüchlene am Kopf und Schlärplene an den Beinen, fahren herum zwischen Tag und Nacht, wie die Fledermäuse, ohne Unterlaß, bis sie die Fecken verbrannt haben, ihr Lebtag im Kothe kriechen müssen. Sie wenden nicht bloß ihr Geld an die Kleider, sie hängen es auf die nichtswürdigste Weise Burschen an, fremden Handwerksschlingeln und andern, zahlen ihnen Wein, locken sie mit gestohlenen oder gekauften Sachen und blähen und brüsten sich in dieser Buhlzeit, daß es eine grausenhafte Sache ist. Denn das treiben sie nicht im Verborgenen, das treiben sie öffentlich, und je wüster sie es treiben, desto mehr meinen sie sich. Daß sie buhlen, dessen haben sie kein Hehl, und wenn sie einen Schatz erbuhlet, dann wollen sie es sagen, dann müssen es die Eltern, dann müssen es Alle wissen. So sagt ein siebzehn Jahre altes Meitschi. Und wie geberden die sich wohl, von denen es dieses gelernt, und wie wird es sich geberden, wenn es siebenundzwanzig Jahre alt sein wird? Von Sittlichkeit, von Religiosität ist keine Spur da; von diesen Dingen hat es seinen Eltern nichts zu sagen, nichts davon, ob es bete annoch, ob es noch denke an seinen Gott. Was sollte es auch davon schreiben, daran denkt es längst nicht mehr, seine Sinnlichkeit hat alles, alles verschlungen, die Buben sind sein Gott, das Buhlen um sie ist seine Religion. Was soll aus solchen Mädchen werden? Erst giebt es H.... aus ihnen, Diebinnen, dann Mütter, aber was für welche,

endlich alte Bettlerinnen, böse Räf, voll Läuse und voll Lumpen. Burgstaller sagte: So wenig als der liebe Gott aus einem im Dreck zertretenen Hudel ein weißes, reines Kleid macht, ebenso wenig wird aus einem verbuhlten Mädchen eine brave, fromme Mutter.

Thäte es nun nicht Noth, daß man über solche Verdorbenheit ferm und fest sich aussprechen, sie zu züchtigen sich die Hände bieten möchte? Wenn es so fortgeht, so werden die Dienstboten den Meisterleuten Meister, sie halten zusammen, von den Meisterleuten ist einer wider den andern, und das Heft, welches sie in Händen haben, die Zeugnisse, wird gar zu leicht zu des Dolches Spitze, namentlich wenn Landjäger und sonstige Herren und Beamtete gute Freunde der Mägde, die Buben, um die sie mit Glück gebuhlt, sind. Mit Lohn und Zubehörde kann und soll man nicht kargen, aber dann soll auch christliche Sitte in jedem Hause herrschen und ein jedes Haus die Bedeutung erhalten, welche es in einem christlichen Staate haben soll; demoralisirte Häuser sind zum bedeutenden Theil an demoralisirten Diensten schuld und manchmal noch im dritten und vierten Geschlecht.

Allerdings darf Eines auch nicht vergessen werden. Wo Eine eine Meisterfrau sein will, da muß sie auch eine Meisterin sein und zwar nicht bloß etwa auf dem Guitarli oder mit Pantöffelibrodire, sondern in dem, was sie regieren und was sie befehlen will. Da nun hat die neue Welt eine gewaltige Sünde auf dem Buckel und nicht etwa nur die Stadtwelt, sondern das Uebel hat sich schon weit auf's Land hinausgefressen, ja tief in manchen Graben hinein. Es giebt allerdings in der Stadt Töchterli, welche meinen, man pflanze das Erbsenmuß, es wachse in großen Kabisköpfen, und solche, denen man Meerrettig für Artefüsi und Sillery für Muskatnuß verkaufen könnte. Aber es giebt auch Fygebitzlein auf dem Lande, die z. B., wenn sie küchlen wollen, Dinger machen, von denen man nicht weiß, gehören sie in's Thierreich unter

die Vierfüßigen oder in's Pflanzenreich unter die Kriechenden, die Küchli machen, daß, wenn man eine Zwiebelschweize daran macht, man sie ohne Mühe für ungestielte Kroten essen kann, oder die, wenn sie einmal eine Reisbrühe kochen wollen, den Reis roh in eine Schüssel thun und kochendes Wasser darüber anrichten, wie man eine Mehlbrühe über eingeschnittenes Brod schüttet. Es giebt halt an allen Orten Fygebitzlein, denen man eigentlich Fazzenetleni sagen sollte.

Da liegen auch große Fehler; diese sind nie nur an einem Orte, und allenthalben sollte das Haus des Weibes Heiligthum sein und es die Hohepriesterin in demselben.

Aus Lisebethli's Stammbuch.

Lisebethli war ein wohlleibiges Mädchen, bald Kindermagd, bald Kammermagd, gab sich auch mit dem Buhlen ab und zwar zumeist mit Handwerksburschen, hatte, wie es gegenwärtig Mode ist, ein Stammbuch; aus diesem Einiges:

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen,
Laura, Laura, mein!

Adieß, und das schön' Bern vergeß ih nit. Leb ewig wohl, und wenn ich wieder komme, so vergiß mich nit!

Dein Konrad Säbeli, tailleur.

Am Sonntag, am Sonntag,
Geht Jeder mit der Seinen,
Und wenn es etwa Prügel giebt,
So geht's mit Schemelbeinen.
Courage, Blamage!

Schneiderblut, lustig Blut,
Schönes Schni Schna Schneiderblut,
Reiten auf dem bunten Bock
Ueber Stock, über Block,
Lustig Blut, Schneiderblut,
Schönes Schni Schna, la la la, la la la,
Schönes, flinkes Schni Schna Schneiderblut!

Da hast Etwas, du Treulose, aber einem Schneider geht ein Sattler nicht nach. Das vergiß nicht, dich aber will vergessen Dein abgestandener

Christoph Bärenblut, der Nassauer.

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm und Geist um Geist sich windet
Und Seel' in Seele sich ergießt.

Ja, Lise, du, mein Seel, denke an die Promenade, denke an den Tanz bei Weiermannshaus und vergiß nicht deinen ewigen Sebastian Trümpi, Kaminfeger.

Die Lieb' versüßet jede Plage,
Ihr opfert jede Kreatur,
Sie würzet unsre Lebenstage,
Sie wirkt im Kreise der Natur;
Ihr hoher Zweck zeigt deutlich an,
Nichts Edleres sei als Weib und Mann;
Denn Mann und Weib
Und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an.

Aber wenn ich nur d's Geld wieder hätt, d's Mensch könnt sy, wo nes wett! Das schön Liedel vergiß nit und liebe immer zu Deinen getreuen

Georg Glasaug, den Schweinfurter.

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe, leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

Ach, Lise, ja, du hast mein Herz und ich den Schmerz, und das blaue Tuch verlier mir nicht, einen Gulden und dreißig Kreuzer hat es gekostet!

Charles Sauerkraut, Bürstenbinder.

Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!
Vom Ost die Segel schwellen, Fridolin!
Was ich jetzt fern muß singen, Fridolin!
Einst wird es näher klingen, Fridolin!
Ein Jahr ist bald vorbei;
Meine Lieder bring ich wieder
Und mit ihnen meine Treu. Rosabella Fridolin.

Aber was du noch wissen mußt, daß du mich betrogen und angeschmiert hast, du Saukopf du!

Sämeli Büderich, Schweinmetzger.

Der Teufel, daß ich daniedersank!
Wie werden die polnischen Lanzen,
Wie werden die Schwerter bei anderm Klang
Den Schlachtenreigen nun tanzen?

Wohl stand ich so oft, wohl stand ich so oft,
Umbraust von grimmigen Wettern,

Und habe gehofft, und habe gehofft
In befreite Lüfte zu schmettern.

Ich habe gehofft, wenn der blutige Tod
Auf sausenden Kugeln geflogen;
Gehofft, wenn er donnernd um mich gedroht,
Gehofft, und hab' mich betrogen.

Daß die Seele leichter von hinnen zieht,
Kameraden, seid jetzo beschworen!
Nehmt meine Trompete und blast mir das Lied:
Noch ist Polen nicht verloren!

Ja, Schatz mein, von hier da weg, da muß ich, muß nach Frankreich 'nein, aber weine dich nicht todt, den Kameraden habe ich dich anbefohlen. Und wenn ich wiederkomme, da wollen wir sehen, und wenn du die Maulharmonika treibst, die ich dir gemacht, so gedenke an

Georg Schwänzli, blasender Instrumentenmacher.

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

Inhalt.



Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Achter Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Zweiter Band.

Inhalt.



Kurt von Koppigen.

Erschien zuerst im Schweizer. Unterhaltungsblatt 1844.

Die Gestalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt sich das Menschenherz für und für. Es wechseln über dem Schooße der Erde die Jahreszeiten, aber es wandelt sich nicht der Schooß der Erde. Lieblich ist's im weichen, warmen Frühlingswehen, aber wer des Eises gewohnt ist, sehnt nach des Nordpols eisigen Winden sich. Wer gewohnt ist an milde Sitten, an ein weichlich Leben, den schaudert vor der Rauhheit vergangener Zeiten; wer in jenen Zeiten gelebt, den würde, in unsere Zeit versetzt, der Ekel tödten, gleich dem Fische des Meeres das süße Wasser. So hat Gott es geordnet, der Mensch wird es nicht ändern. Aber Gott will auch, daß der Mensch betrachte die vergangenen Zeiten; nicht als Eintagsfliege ohne Zukunft hat Gott den Menschen geschaffen, und wer die ihm geordnete Zukunft genießen will, muß sich dazu stärken an der Vergangenheit. Wie jede Jahreszeit ihre Vorzüge hat und ihre Einflüsse, so jede Zeit im Weltenlauf. Aus den vergangenen Zeiten soll der Mensch das Gute nehmen und damit bessern sich und seine Zeit, mit dem Schlimmen jener Zeiten soll er Frieden und Genügen bringen in's alte Herz, welches von Natur weder Frieden noch Genügen hat, welches alle Tage geführt werden muß an den Born der Zufriedenheit, aus welchem die Freude an Gottes

Ordnung quillt und der Dank für jede gute Gabe, die kommt aus der gesegneten Hand, welche sich öffnet zur geeigneten Zeit und speiset und tränket Alles was da lebt auf geeignete Weise.

Vor sechshundert Jahren war es anders als jetzt im Schweizerlande. Da war es wild nicht bloß in den Bergen, sondern auch im ebenen Lande; gering war der Anbau, gering dessen Ertrag, desto größer war der Wald, desto zahlreicher die Gewässer, von denen man oft nicht wußte, sollte man See oder Sumpf, Bach oder Fluß sie heißen. Viel Wild war in den Wäldern, mächtige Fische in den Gewässern; wer Herr sei im Lande, der Mensch oder das Thier, schien nicht entschieden, denn eben so oft als der Mensch des Thieres Lager zerstörte, zerstörte das Wild des Menschen Anbau. Düstere Thürme waren zerstreut durch's Land, sie ragten aus den schwarzen Tannen heraus und über sie empor wie greise Helden aus niederm Volke. Breit wie eine Henne über ihren Küchlein lag hier und da ein Kloster im Thale ruhig und gutmüthig, höher schienen die Bäume, grüner das Gras in seiner Nähe. Heitere Gehöfte, wie sie jetzt blitzen mit ihren hellen Fenstern Stunden weit über das Land herein, sah man wenig oder keine in niedrigern Lande, mehr in Wald und Sumpf als im Hause lebte damals der Mensch. Damm wandte man auch wenig Sorgfalt auf des Hauses Ausstattung oder gar Verzierung. Bäurinnen wohnten schlechter als heute Bettlerinnen; wenn Edelfrauen es gehabt hätten in ihren kahlen, kalten Schlößchen wie heutzutage Bäurinnen auf ihren reichen Gehöften, sie wären von Königinnen beneidet worden. Damals ging es einfach zu: Gold und Silber war wenig im Schweizerlande; die Dienstmägde von jetzt haben vielleicht mehr Seide am Leibe, als damals zu finden gewesen wäre im ganzen Lande.

Im schönen weiten Aarthale, nicht weit davon wo es von der wilden Emme fast rechtwinklig durchschnitten wird,

5.

da wo jetzt das reiche Dorf Koppigen steht im Bernbiet, stand damals, wo jetzt noch auf dem Hügel, der Bühl genannt, Spuren zu sehen sind, ein kleines Schlößchen. Von Koppigen hießen die Edeln, welchen es gehörte. Die Gegend war nicht im Glanze wie jetzt; gar mancher Kraft war noch keine Schranke gezogen, zerstörend konnte sie walten nach Belieben. Keine Dämme faßten die Emme ein und hinderten sie ihr Bett zu verlassen, rechts und links lustwandelnd durch die Fluren. Ihr beliebtester Spaziergang war rechts bei Kirchberg vorbei über die weiten Felder gegen Koppigen hin, den großen Sümpfen und kleinen Seen zu, welche noch jetzt zwischen Koppigen und der Aare liegen. Spärlich bewohnt war diese Gegend und sehr arm waren die Bewohner, arm wie die Edeln im Schlößchen.

Dieses arme Schlößchen war nebst der Emme auch eine Ursache von der Armuth der Gegend. Es glich einem alten offenen Schaden, welcher die gesunden Säfte eines Körpers verzehrt, dem Wirbel im Strome, der alles an sich reißt was in seinen Bereich kommt. Wir sind gar weit von der Ungerechtigkeit entfernt, dieses Schlößchen einem Krebsschaden zu vergleichen, eben weil es ein Schlößchen war. Wir wissen zu wohl, daß in jenen Zeiten viele Schlösser der süßen Quelle glichen, welche die Umgegend befruchtet, den müden Wanderer erquickt, der Magnet ist, welcher die Anwohner zieht, nicht um sie zu verzehren, sondern um sie zu laben. Klöster und Schlösser waren sehr oft in jener Zeit, was jetzt noch die Oasen sind in den afrikanischen Wüsten.

Aber in Koppigen war es anders: die Herren von Koppigen waren ein angesehenes Geschlecht, aber seit Jahren waren sie um so ärmer geworden, je vornehmer sie sich dünkten. Schöne stattliche Männer waren die Herren von Koppigen. Schon damals fiel es den Menschen bei, sich durch Heirathen zu heben und ihre persönlichen Vorzüge so gleichsam als Einsatz in dem verwegenen Spiel geltend zu machen.

So heiratheten die stattlichen Männer in vornehme Familien, erhielten zur Mitgift hohen Stolz, vornehme Angewöhnungen, und Verwandte, welche sie gebrauchten, wenn es ihnen kommod war, hinterher dann thaten als hätten sie sie nicht gebraucht. Es giebt keine gefährlichere Stellung auf Gottes Erde, als den Kopf gen Himmel zu strecken, während man nichts unter den Füßen hat. Hochmuth zieht die Hoffahrt nach, hinterher kommt die Armuth; wo diese drei in einem Menschen oder einem Geschlechte hausen, da ist ein gefährlich Dabeisein, ehedem wie jetzt. Hoffahrt und Hochmuth schämen sich begreiflich der Armuth, greifen zu allen Mitteln, um, wenn auch nicht reich zu werden, so doch die Armuth zu verdecken. Je nach Stand und Zeit wird List und Gewalt versucht, doch zumeist umsonst; während man Andere arm macht, wird man selbst alle Tage ärmer, hochmüthiger und verachteter. Die Schwierigkeit reich zu werden wird zur Unmöglichkeit, in Schmach und Noth geht der Mensch oder die Familie unter. Dies ist die Geschichte von tausend und abermal tausend Familien oder Menschen. Auf diesen Wegen wandelten eben auch die Herren von Koppigen.

Im wilden Leben war die Familie zusammengeschmolzen; zur Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, lebten im Schlößchen nur noch Mutter und Sohn, jung war der Vater erschlagen worden, als er eine Heerde Kühe rauben wollte. Grimhilde hieß die Frau von Koppigen, und nie paßten Name und Person besser zusammen als bei ihr. Sie war eine Gräfin gewesen aus vornehmem Hause und hatte den Herrn von Koppigen geheirathet, weil sie nicht fromm genug war für ein Kloster und den Grundsatz hatte: wenn sie keinen reichen Mann kriegen könne, so nehme sie einen armen, denn einer sei jedenfalls besser als gar keiner. Als sie diesen Grundsatz in's Werk setzte, war sie zu sehr vernünftigen Jahren gekommen. Der wilde Koppiger auf seinem magern Rosse, der sich an ihr Haus zu klammern suchte wie ein in den Strom Ge-

fallener an einen Weidenzweig, fand erst Gnade in ihren Augen, als alle Hoffnung auf was Besseres durchaus verschwunden war. Von je böser als schön, hatte sie jetzt borstige gerade herausstehende Haare um den Mund, wie sie bei den Katzen üblich sind. Sie war lang und hager, hatte schwarze stechende Augen, eine krumme Nase, hätte eine Stimme, welche tönte wie Peitschenhiebe, und wenn sie ging machte sie Schritte, als wolle sie über den Schloßgraben springen. Sie besaß von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr als den Hochmuth, desto greller trug sie ihn zur Schau; ihren Zorn, daß sie nichts Anderes hatte, ließ sie an allem aus, was in den Bereich ihrer langen Arme kam, sie war fürchterlich unbarmherzig. Zu ihrem Schlößlein gehörte ein kleines Gebiet, auf welchem eigene Leute wohnten, aber spärlich, wie auf magerm Äckerlein dünn die Halme stehen. Es hat eine eigenthümliche Bewandniß mit Land und Leuten: beide wollen weich gepflegt, freigebig genährt sein, dann gedeihen sie üppig, dann ist ihr Ertrag ein reicher; unter einer harten Hand verkümmern sie, jemehr man von ihnen begehrt, desto weniger geben sie: der ausgesogene Acker giebt keine Ernte, ausgesogene Leute zahlen keine Steuern, und wenn der Acker keine Ernte giebt, geht der Zehnten von selbsten ein. Der Ertrag steht also im umgekehrten Verhältniß mit dem Bedarf; je nöthiger Einer wird, desto weniger wird ihm, der ärmste Bauer, welcher das Geld am nöthigsten hätte, hat zumeist den magersten Hof, der nichts abträgt. Es liegt hierin eine große staatswirthschaftliche Lehre, welche beachtet werden sollte, aber es ist noch immer so, daß den Unmündigen offenbar wird, was den Weisen der Welt verborgen bleibt. Je nöthiger die Herren von Koppigen wurden, desto mehr sogen sie ihre Leute aus; wenn sie selbst nichts mehr hatten, nahmen sie das erste beste was sie fanden. So geschah es, daß Pferde und Kühe Raritäten wurden im Koppiger Gebiete. Wenn nun aber der Bauer kein Vieh mehr hat, was helfen ihm da Aecker,

und wenn der Bauer seine Aecker nicht mehr baut, was helfen dann dem Junker Zehnten und Bodenzinse.

So hatten die Herren von Koppigen gewirthschaftet, unter Frau Grimhilde war es nicht besser. Wie gesagt, hatte Frau Grimhilde nichts mitgebracht als großen Hochmuth und etwas Weniges an Schmuck und Kleidern. Sie rechnete viel auf ihre Familie, trieb einstweilen Hoffahrt so viel und so lange sie konnte, schonte nichts, hätte gerne den großen Grafen von Buchegg, Burgdorf und andern es gleich gethan. Als ihr Mann vom wilden Küher erschlagen worden, erfuhr sie, wie viel Rechnungen werth sind, welche eine vornehme Tochter, die arm geheirathet hat, auf ihre Familie macht. Man ist glücklich, sie vergessen zu können, braucht alle Mittel, ihr die Erinnerungen an ihre Familie zu vertreiben. So ward Koppigen durch Frau Grimhilde ärmer als es je gewesen war, ihre Kostbarkeiten waren dahin, Zufluß von Außen kam ihr nicht; Hunger litt sie freilich nicht: Wald und Wasser waren bevölkerter als jetzt. Schon damals belebte die Forelle die klaren Bäche und größer und mächtiger als jetzt. Der Lachs stieg zur Laichzeit die Bäche herauf, hellen Kies suchend für seine Nachkommenschaft; der schwerfällige Karpfe, der glatte Aal und manche andere gemeinere Fischart lebten in dem Gewässer. Das Wildschwein fand sich häufiger als jetzt der Hase; in Rudeln strich das Reh durch den Wald, weidete auf den Fluren; stolze Hirsche brachen durch die Büsche, schwammen durch die Flüsse, verschwanden, wenn Hunde an sie setzten, in des Juras dunklen Klüften. An Wild und Fischen hatte also Frau Grimhilde nicht Mangel, auch das Holz, sie zu kochen, brauchte sie nicht zu sparen. Auch war sie nicht gezwungen, selbst zu fischen und zu jagen, das that Jürg, der Knecht, der einzige dienstbare Geist, welcher ihr übrig geblieben war. Früher war er Geselle des Ritters gewesen, seither Alles in Allem geworden: Burgvogt, Jägermeister, Fischverwalter, Erzieher, Waffenmeister, und wenn

sie eine Kuh hatten, so war er es, der sie fütterte und molk.

In Kurt, dem Junker, wuchs ihm ein immer tüchtigerer Gehülfe zu. Kurt war ein Kind der freien Luft, gutmüthig von Natur, aber nichts als Jäger und Fischer fast von der Mutter Brust weg; was er mit List und Gewalt erbeuten konnte war sein, Beute zu machen so viel möglich ward ihm zur Religion, eine andere hatte er nicht. Von Schreiben und Rechnen wußte er nichts, es waren damals noch keine Schulmeister in Koppigen. Kurt war Jürgens Freude, dagegen der Gegenstand von der Mutter Schelten; zerfallen mit der ganzen Welt, goß sie die Galle darüber über die nächste Umgebung aus wie üblich. Wie einem armen Weibe Erdäpfelsuppe lästig wird, wenn es drei Mal im Tage Erdäpfelsuppe essen soll, so hatte es Frau Grimhilde mit Fischen und Wildpret. Der arme Junker Kurt mochte seiner Mutter bringen was er wollte, den fettesten Rehbock, den schönsten Salm, die Mutter schalt ihn aus. Der leibeigene Junge konnte seiner Mutter das Gleiche bringen trotz allen adeligen Rechten, denn wo keine Gewalt mehr ist, da hören auch alle Rechte auf. Kurt hätte Lust gehabt gegen seine Mutter sich zu empören, aber das war eine gewaltige Frau; erst beugte er sich ihrem Arm, später ihrem Geiste, sie regierte ihn wie ein Bärenführer seine Bären: sie knurren wohl und tanzen doch. Dagegen ward Jürg sein Freund. Derselbe liebte ihn als den Sohn seines Herrn, behandelte ihn mit dem Respekt eines Knechtes und unterrichtete Kurt in allem was er liebte und stärkte ihn täglich im Glauben, daß erlaubt sei alles, wozu man gelangen könne mit List oder Gewalt. Dieser Unterricht bewährte sich als sehr naturgemäß; Kurt faßte ihn mit der größten Leichtigkeit und übte sich darin mit der größten Freudigkeit. Es entwickelte sich in ihm ein gewaltiger Körperbau, er wagte sich täglich an gefährlichere Thiere, dem Wildschwein ward sein Spieß gefährlich, dem Bären ging er nicht mehr aus

dem Wege, aber freundliche Worte erbeutete er desswegen von seiner Mutter nicht.

Eines Tages hatte man in Koppigen eine seltene Erscheinung: ein Hausirer stand unterm Thore und bot seine Waare feil, Schmucksachen für hohe und niedere Weiber. Frau Grimhilde besah sich die Herrlichkeiten mit funkelnden Augen, und als sie sich endlich von ihnen losreißen mußte, weil sie kein Geld hatte, schossen ihre Augen tödtliche Blitze. Als der Hausirer die leeren Hände und die glühenden Augen sah, machte er, daß er fortkam, dachte, da sei er zum letzten Male gewesen. Er hatte Recht, doch nicht so wie er es meinte, denn nicht lange ging's, kam Kurt mit dem ganzen Kram des Hausirers wieder zum Thore herein. Er hatte der Mutter Gier gesehen und gedacht, wenn je, so sei jetzt die Gelegenheit ihr Freude zu machen und gute Worte abzugewinnen, und im nächsten Busche erschoß er mit der Armbrust den Hausirer. Er hatte Recht gehabt, die Mutter hatte Freude, lobte ihn, es war ihr, als breche ein junger Tag für sie an, an welchem sich verwirklichen würden ihre bereits verblichenen Träume von Glanz und Reichthum. Für sie waren die Tage des geselligen Verkehrs, wo man sich gerne schmückt, gerne prangt mit seiner Leibesgestalt, vorüber und die Tage waren Frau Grimhilde gekommen, wo der Mensch gerne das Sammeln beginnt in immer ängstlicherer Hast, als ob er Leib und Seele vom Tode freikaufen könnte. Sie verschloß daher die neuen Schätze in alte Truhen, welche seit undenklichen Zeiten leer gestanden, ermunterte zum entschiedenen Fortschritt auf der begonnenen Laufbahn. Jürg war damit vollkommen einverstanden; auch ihm war durch Kurts unerwartete Heldenthat ein Licht aufgegangen; ein neues Leben mit seinen alten Knochen zu beginnen, hoffte auch er. Die allergrößte Freude hatte jedoch Kurt selbst; hatte er es doch einmal der Mutter recht gemacht, hatte er doch jetzt den Anfang gemacht, mächtig und reich zu werden! Von Gewissens-

bissen war begreiflich keine Rede, List und Gewalt üben war ja sein Gottesdienst!

Die Ausführung hatte jedoch ihre Schwierigkeit: die Gegend um Koppigen war arm und öde, doch liefen zwei Straßen nicht ferne dabei vorbei. Die eine etwa eine Stunde entfernt, führte von Burgdorf in's Aargau, die andere, viel näher noch bei Koppigen, von Burgdorf auf Solothurn. Diese Straßen waren nicht unbesucht, manch reicher Fang ließ darauf sich thun, aber das Ding war gefährlich. Den Grafen im Lande war an der Sicherheit der Straßen viel gelegen, sie hatten den Nutzen davon, und wenn auf denselben geraubt werden mußte, wollten sie es selbst thun; nun ist's kitzelig Mächtigen in's Handwerk zu greifen. Wäre es bekannt geworden, der junge Koppigen mache die Straße unsicher, sein Leben wäre verfallen gewesen, sein Schlößlein geschleift worden, und seine Mutter hätte zusehen können, wo sie einen ruhigen Platz zum Sterben finde. Kurt hatte auch kein schnelles Roß, um zu erscheinen und zu verschwinden wie ein Blitz; er mußte wie ein gemeiner Räuber zu Fuß sich versuchen. Das that denn auch der wilde Junge mit Lust und Geschick; anfangs begleitete ihn wohl der alte Jürg, half ihm aus oder führte die Verfolger auf falsche Fährte, aber allmählig ward ihm dieses Leben zu Fuße beschwerlich. Frau Grimhilde entbehrte ihn nicht gerne, dem raschen Kurt war der Alte oft zu langsam, daß er je länger je lieber allein ging. Er wäre ein schöner Jägerjunge gewesen, an welchem selbst Diana, die heidnische Göttin der Jagd, Freude gehabt, wenn sie noch gelebt hätte, wenn er manierlich geschoren und gewaschen gewesen wäre, aber absichtlich geschwärzt und von Natur behaart glich er eher einem Waldteufel als einem Menschen. So strich er mehr als halbwild Tage, Wochen herum, bis er Beute fand zum Heimbringen. Er trieb sich zwischen Solothurn und Büren, zwischen Solothurn und dem Aargau, zwischen dem Aargau und Burgdorf herum,

konnte alle Wildwege durch Wald und Sumpf, aber spärlich war doch seine Beute; das Beste durfte er nie fassen, weil nach dem Werth der Waare dieselbe bewacht und beschirmt war. Er wagte sich wohl an zwei, sprang, wenn der erste vom Bolzen der Armbrust fiel, auf den zweiten mit der Keule ein, aber zu solchem fand die Gelegenheit sich selten, und oft bei der größten Gefahr war die Beute am kleinsten. Damals war gar viel herrenloses Gesindel im Lande, das unstät lebte und so gut als möglich vom Raube. Mit solchem mußte Kurt bekannt werden; er wurde es zuerst mit dem Speer in der Hand, als ein halbes Dutzend wilder Gesellen aus einem Busche sprangen, um mit ihm eine von ihm erlegte Beute zu theilen. Aber wie Gleiches und Gleiches sich gerne gesellt, wurde bald der Friede vermittelt und gute Bekanntschaft gemacht.

Das Leben in der neuen Genossenschaft machte Kurt glücklich, gefiel ihm unendlich; nun hatte er Zeugen seiner Heldenthaten, die hoch zu rühmen wußten, was er vollbrachte, und gar sehr vervielfältigten sich die Gelegenheiten zu denselben, da mit Mehreren mehr zu unternehmen war und weit in der Runde ihnen alles verkundschaftet wurde. Dann ward in Klüften und Wäldern reich getafelt, mit wilden Dirnen ein wildes Spiel getrieben und war man dessen satt, mit den Männern um die Beute gewürfelt. Das war ein ander Leben im weiten Wald bei lustigen Dirnen, als im engen Schlößlein zu Koppigen bei der keifenden Mutter; darum sah man ihn auch immer seltener im engen Schlößlein.

Diesem hätte Frau Grimhilde eben so viel nicht nachgefragt, aber Kurt kam auch mit immer leereren Händen; das war, was ihr Kurt's Leben mißfallen ließ. Er wurde in der Theilung betrogen und verlor am Ende noch in dem doppelten Spiele das Wenige, was ihm zugefallen war; darum hatte sie ihn nicht zum gemeinen Räuber gerathen lassen, wo sie nichts hatte davon und Kurt auch nichts, als die einfür-

mige Aussicht auf einen simplen Galgen. Auch Jürg, dem Knecht, war dieses Leben nicht recht, so hatte er es doch nicht gemeint, als er anfänglich dazu die Hand bot; er war einer der Knechte, welche am Hause hängen fast eben so sehr als am Herrn, welche alles dran setzen, des Hauses Glanz zu mehren, seinen Verfall zu wenden. Im Räuberleben sah er nichts Unrechtes, aber da hatte es der Vater doch anders getrieben als der Sohn, nicht als ein Buschschleicher, sondern auf ritterliche Weise zu Roß mit Schwert und Lanze und er, Jürge, hintendrein, nicht viel geringer anzusehen als der Ritter selbst. Daß das Schloß zu Koppigen nichts Besseres werden solle als eine gemeine Räuberhöhle, in die und aus welcher man leise zu Fuße schlich, wie die Maus aus ihrem Loche, so hatte er es sich nicht gedacht, das wollte nicht in seinen alten Kopf. Frau Grimhilde schalt, Jürg bat, aber nun hatte Kurt seinen Kopf und keinen Glauben zu Mutter und Knecht. Das neue Leben in der wilden Gesellschaft gefiel ihm allzu wohl, ein lustigeres hatte er nicht erlebt, was fragte er der Zukunft nach, da er so lustig lebte, was fragte er Koppigen nach, da es so lustig war im weiten grünen Walde! Je mehr man ihn mit solchem Gerede plagte, desto weniger kam er heim, es ging ehedem accurat wie heute.

Es kam der Herbst und mit ihm ein Markt zu Solothurn. Dort wohnte von je ein lustiges Volk, welches sein wahres Leben mehr außerhalb des Hauses als im Hause selbst hatte, lieber Gast war, als Gäste hatte, darum, wer lustig leben wollte, im lustigen Solothurn zahlreich an den Märkten sich fand, wo man die weiten Herbergen voll Lustbarkeit und Solothurner fand. Begreiflich waren für Kurt und seine Freunde solche Tage, was Schweinemetzgen für Krähen ist im Winter. Von weitem her kommen die schwarzen Vögel geflogen, sobald ein Schwein zu seufzen und zu schreien beginnt; von weitem sperren sie die Schnäbel auf nach Schweinefleisch und Blut. Mit den Männern kommen die Dirnen gezogen,

die jungen als Lockvögel, die alten als Spürhunde, durch den Markt streifen sie, wie die Schwalben fliegen durch die Luft nach Beute. Da findet sich viel Gesindel zusammen, wie von allen Winden zusammengetragen, und kennt sich von weitem. Da giebt es viele Concurrenz, findet sich alte Liebe, entsteht neuer Haß; was man des Tags gemeinsam erbeutet, zerstört man des Nachts in wildem Streite. Kurt war auch dort, verließ aber bald die Stadt. Bestmöglichst hatte er sich unkenntlich gemacht, doch sah er bekannte Augen, welchen er ebenfalls bekannt vorzukommen schien. Zudem ärgerte ihn das fremde Gesindel aus dem Buchsgau herauf und von den Ufern der Ergolz her. Dasselbe war vertraut mit seinen Bekannten, behandelte ihn aber gröblich und schnöde. Kurt hatte noch nicht die Weise der Erfahrenen, welche sich alsbald und unmittelbar Respekt zu verschaffen wissen. Ihm schien, seine alten Freunde thäten nicht das Gehörige, ihm zum Respekt zu verhelfen. Zudem schienen ihm ihre Dirnen dem Bangah, so hießen die von der Ergolz her ihr jeweiliges Haupt, überflüssige Aufmerksamkeit zu erweisen. Es war ein Bursche von schlüpfrigem Ansehen mit weitem Maul und schlechten Gliedern. Kurt hätte ihn gerne zwischen seine Finger genommen, denn ihn plagte Eifersucht von allen Sorten, aber Solothurn war zu nahe bei Koppigen, sein Incognito durfte er nicht gefährden.

Mißmuthig marschirte er nach Subigen, wo sie zwischen Wald und Sumpf eine sichere Stätte hatten, wohin nach der Abrede zunächst die Beute des Marktes geschleppt werden sollte. Groll in wildem Gemüthe kommt gar gewaltig in Gährung in der Einsamkeit, rumpelt und poltert dumpf wie eine Gewitterwolke am fernen Horizont, bis er endlich los kracht und Feuer speit. Nach und nach fanden sich einzelne Glieder ihrer Bande ein; da Kurt mürrisch that, thaten sie ebenfalls nicht höflich mit ihm. Dies hielt Kurt für absichtliche Verhöhnung, für eine allgemeine Verschwörung gegen sich.

Als es dunkel ward, schlüpften Dirnen herbei, hinter ihnen her der Bangah und hinter dem Bangah eine ansehnliche Portion Wein, um welche er des Pfaffen Köchin zu Kriegsstetten erleichtert hatte. Nun kam Feuer in's Pulverfaß. Wegen Kurt's Unliebenswürdigkeit und anfechtigem Wesen und weil am Ende Gleiches und Gleiches zusammenhält, die Niederen nicht ungern die Gelegenheit ergreifen, sich zusammenzuthun gegen einen Höheren, wenn auch nur für Augenblicke, waren Alle gegen ihn, erst mit Worten, dann handgreiflich, bis Kurt das Bewußtsein schwand. Als er wieder zu sich selbst kam, war es Tag, einsam um ihn, er wußte lange nicht, war er auf Erden oder des Teufels. Ganz natürlich schienen ihm Busch und Bäume, aber Kopf und Glieder brannten ihn mit dem Feuer, mit welchem nach dem Glauben, welchen Kurt oft verlacht, der Teufel die ihm Zugefallenen brennen soll. Curios dünkte ihm, daß er einsam sei. Wär's die Hölle, dachte er, müßten Viele da sein, der Bangah namentlich, ein viel gräulicherer Sünder als er. Da kam es ihm endlich, daß er noch im Subiger Walde sei, aber zum Tode matt und daß Wunden ihn brannten, als wäre höllisches Feuer darin. Nach und nach kam ihm das Gedächtniß wieder; neu loderte in ihm der Zorn auf, ein Glück war's, daß er an niemand ihn auslassen konnte, aber für immer schwur er der alten Gesellschaft ab, schwur ihr Rache nach seinen Kräften. Der Durst trieb ihn auf, mühsam schleppte er sich zu einem der vielen Bäche, stärkte sich und wusch sich rein. Er mußte heim, doch nicht gern kam er mit leeren Händen, und daß man seinen Antheil an der Beute ihm nicht hatte liegen lassen, versteht sich. Kurt knurrte wohl gegen die Mutter, aber innerlich hatte er doch großen Respekt vor ihr. Wenn die Mutter ein räs resolut Weib ist, ihre Zunge zu handhaben weiß in Hohn und Zorn wie einen zweischneidenden Dolch, so hat ein Sohn, wie stark und wild er auch wird, Furcht und Bangen vor der Mutter. Es ist seltsam und doch

so, daß man die Gewalt über die Söhne viel öfter bei den Müttern als bei den Vätern findet.

Es war Herbst, die Fastnachtszeit des Wildes im Walde, denn da schüttelt ihnen die milde Hand, welche sich aufthut jeglicher Kreatur, wahre Herrenfressen von der mächtigen Eiche und der rothbelaubten Buche, die ein Aussehen hat wie ein alter Ritter, der sein Antlitz täglich von früh bis spät mit Rheinwein feucht erhalten hat. Auch that sich das Wild gütlich in Laub und Gras. Zahlreich, fast wie die Heuschrecken, flatterten die wilden Tauben in den reichbehängten Aesten, und kühn und trotzig führten die alten Schweine die jungen spazieren unter die wohlbekannten großgeästeten Bäume. So wild Kurt war, so leise konnte er gleiten durch der Wälder Schatten, wenn er etwas beschleichen wollte. Ein altes Schwein that mit einem Rudel Jungen unter einer großen Buche sich gütlich. Kurt's Speer warf ein Thier nieder, über dem Geräusch erschrack der Haufe, rannte weiter, die Alte mit. Daß ein Junges fehle, merkte sie nicht.

Kurt war von je nicht gewohnt, nach Gränzsteinen sich umzusehen, in seiner gegenwärtigen Stimmung that er es vollends nicht; daß er in des Herrn von Halten Gebiet war und zunächst seinem Schlößlein, achtete er nicht. Der Herr von Halten war ein ehrbarer Mann, aber so eine Art von Nachthaube, wie man heutzutage sagen würde, er dachte nicht viel, that nicht viel, aß und trank desto mehr und so gut wie er es haben konnte, doch war er leider auch bloß gleichsam vornehm, aber nicht reich. Seine zahlreichste Habe waren neun Töchterlein, die um so vornehmer thaten, je ärmer sie wurden, und um so spröder sich geberdeten, je lieber sie einen Mann gehabt. Sie waren nicht so arm wie die von Koppigen, sie hatten noch Pferde und Kühe, sie spotteten daher grimmig über die von Koppigen, und doch wäre unter allen Neun vielleicht nicht eine zu finden gewesen, welche es verschmäht hätte, Frau von Koppigen zu werden; daß es keine

ward, lag bloß daran, daß Kurt nicht von ferne daran dachte, eine Frau zu nehmen. Sie waren auch im Walde, lasen ebenfalls Buchnüsse zusammen, um Oel zu pressen zu ihren Lämplein, welche sie brennen mußten zur Winterszeit in ihrem dunkeln Schlößlein, das noch heutzutage zu sehen ist.

In diese hinein lief Kurt unversehens mit dem jungen Schweine auf der Achsel. Es ging den Fräulein fast wie dem alten Schweine und seinen Jungen, sie wollten davon laufen, als sie den Burschen erblickten, so wild und wüst anzusehen. Aber alsbald sahen sie, daß es Kurt ging wie ihnen, daß er lieber einige hundert Schritte weiter wäre als mitten unter ihnen. Denn so viel hatte er doch von einem Rittersohn, daß er sich schämte unter den benachbarten Fräulein zu erscheinen in solchem Aufzug wie ein Räuber und als Wilddieb. Trotzig und stumm ging er vorüber, sie aber höhnten hinter ihm her, manch bitteres Wort kam bis zu seinem Ohre, klebte sich an seine Seele einer Klette gleich, welche man nicht wieder los werden kann. Es juckte ihm die Hand den Speer unter die Fräulein zu werfen, wie früher unter die Schweine, doch hatte er so viel Verstand, dem Gelüste zu wehren, denn so viel Macht hatte der Herr von Halten noch, daß er einen solchen Frevel blutig und mit der Zerstörung von Koppigen hätte rächen können.

Aber jetzt kam ihm, was Jürg und die Mutter ihm längst gesagt hatten, es war als hätte man ihm ganz andere Augen eingesetzt. Er begriff, wie nichtsnutzig ein Bursche sei, der von Gesindel, von einem Bangah sich mußte schlagen, von Weibern höhnen lassen, was ein Leben sei in solcher Schmach und wie weit es führe, wenn man zur Noth als Beute vieler Tage ein junges Schwein nach Hause bringe. Und als er nun heim kam, die Mutter ihn schalt, Jürg ärgerlich und traurig sich von ihm wandte, da ward Kurt gar elend im Gemüthe, fast wäre ihm das Weinen gekommen, er verdrückte es wohl, aber da saß es innerlich. Wie finstere Wolken am

Himmel jagen und streiten, bis endlich ein Gewitter sich geballt hat und losbricht, so stürmten seine Gedanken durch die Seele, bis der Entschluß sich festgestellt, ein anderes Leben zu versuchen, ein ritterliches, so weit es ihm möglich, um auf dieser Bahn wieder zu Geld und Ehren zu kommen. Als er einmal recht wußte was er wollte, theilte er es Jürgen mit. Der hatte große Freude, zog die Schleußen seines Gedächtnisses auf und erzählte Tage lang von alten Heldenthaten, von Ehren und Reichthümern, von Schlössern und Turnieren, von Kriegslisten und Fräulein.

Was Kurt des Tags gehört, träumte er des Nachts und erwachte am Morgen mit heißem Verlangen auszuführen, was er geträumt. Mit großem Eifer schleppten sie aus allen Winkeln altes Rüstzeug zusammen, feilten und nagelten, bis sie so gleichsam eine neue Rüstung hatten, putzten einen verrosteten Schild neu auf und schliffen ein altes Schwert. Wenn Kurt zur Uebung diese Rüstung getragen hatte, den Tag über mit dem Schwerte Aeste von den Bäumen gehauen und Jürg mit einer Axt tapfer auf den Schild gehämmert hatte, so hatte Kurt des Nachts um so wildere Träume, fuhr als ein großer Kriegsheld in der Welt herum, baute ein großes Schloß und im Schloß ein tiefes schauerliches Verließ, in das Verließ warf er alle neun Fräulein von Halten und fütterte sie ihr Lebenlang mit alten Buchnüssen und schwarzen Eicheln.

Das waren so kurzweilige Mittel, einen langen Winter zu verkürzen, daß mancher laichende Lachs mit dem Leben wieder zur Aar und von da weiter kam, statt in Koppigen verspeist zu werden, mancher Eber die nächsten Eicheln noch erlebte und Wölfe ungestraft brüllten in der Nähe.

Endlich dämmerte der Frühling, die günstige Zeit dem Glück entgegenzureiten nahte. Der Junker war fertig genagelt und gefeilt, sogar ziemlich eingehauen, nur eins fehlte um auszureiten und welches in der That für jemand, der

ausreiten will, von ziemlicher Bedeutung ist, ein Pferd nämlich. Vor alten Zeiten waren Pferde in Koppigen gewesen, aber längst den Weg alles Fleisches gegangen, andere zu kaufen hatte man kein Geld, sie zu stehlen war die Gefahr größer als bis dahin das Bedürfniß. Jetzt war das Bedürfniß da, und wenn Kurt gleich mit dem Raub weiter ritt in die weite Welt hinaus, die Gefahr nicht groß. Jetzt war Noth an Mann, jetzt mußte eins gestohlen werden, ohne Roß konnte begreiflich der Junker nicht ausreiten die Welt zu erobern. Guter Rath war theuer, denn zum Pferdestehlen war die Zeit gar zu ungünstig. Bekanntlich stiehlt man Pferde am leichtesten von der Weide, aus wohlverwahrten Ställen, aber in aller Stille einen Hengst zu bringen von bekannten Stuten weg und mit unbekannten Händen ist ein vermessenes Stücklein.

Gern hätte Jürg für seinen Zögling einen rechten Staatshengst gehabt, einen Ausbund mit Brüllen, Schlagen und Beißen, aber solche Hengste sind eben schwer zu stehlen, noch schwerer zu reiten, und in diesem war leider Kurt kein Ausbund. Lange spionirte Jürg im Lande herum nach etwas Dienlichem für einen armen Junker, stöberte endlich einen Klosterhengst auf, welchem bei einem Klostermeier das Gnadenbrod gegeben wurde, der es sicher zu haben glaubte, dort sein Leben in Ruhe verbringen zu können. Es ist aber halt alles ungewiß in der Welt, wie sicher man sich auch gestellt glaubt.

In einer dunkeln stürmischen Nacht verschwand der Hengst aus des Meiers Stall, der Meier ließ sich nie ausreden, daß nicht der Teufel den Hengst geholt. Ohne Brüllen und Beißen hätte der sich nicht abführen lassen von menschlichen Händen, behauptete der Meier. Der Meier dachte nicht an seinen Klosterschlaf, der so dick war wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel zu Jerusalem und sieben Mal dicker als der Schlaf des Holofernes, der bekanntlich auch erst merkte

was Trumpf war, als Judith ihm den Kopf bereits vom Halse gestohlen hatte.

Nun war Kurts Abreise unvermeidlich. Der alte Hengst brüllte gar gewaltiglich, als man ihn in Koppigen installiren wollte, erregte dadurch Aufsehen ringsum. Unter den Erlenstöcken hervor schossen die Wasserhühner, streckten neugierig ihre Hälse über das Wasser empor, die Enten flogen auf mit schwerem Flügelschlag und schossen einem entfernten Wasser zu. Die Rehe sprangen auf und horchten mit zitternden Beinchen, was die ungewohnten Töne zu bedeuten hätten, das wilde Schwein grunzte zornig, daß in seinem Revier ein neues Schwein ihn's störe. Zwei alte Jagdhunde aber sprangen auf, heulten gar herzinniglich und wedelten auf das zärtlichste mit ihren kurzen Schwänzen über die heimeligen, so lange nicht gehörten Töne, welche sie an die Herrlichkeit vergangener Tage erinnerten.

Doch nicht bloß Hühner und Rehe kamen in Verlegenheit und in Zorn das wilde Schwein, denn zorniger als das Schwein ward die alte Grimhilde und verlegener als Reh und Huhn Jürg und Kurt. Zornig war Grimhilde, als sie sah, daß es Ernst war mit Kurts Einfall in die Welt. Sie hatte es wie viele Eltern, sie betrachtete die Kräfte, welche sie genährt und erzogen als ihr Eigenthum, über welches sie allein verfügen, allein es nutzen konnte. Wenn Kurt fortging, wie sollte sie es machen können? Mit ihm entwich aus dem Hause die rüstige Kraft, was sollte sie beginnen allein mit dem alten Jürgen? Der schaffte ihr kaum genug Nahrung, geschweige daß er ihr Beiträge lieferte für ihre Truhen, wie sie sich deren von Kurt zu erfreuen gehabt. Früher, als Kurts Fahrt bloß so ein Gedanke oder wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt eine Idee war, fand sie dieselbe beides, prächtig und zeitmäßig, jetzt, da sie in Wirklichkeit treten, verkörpert werden, ihre Selbstsucht Opfer bringen sollte, empörte sich der kurze Sinn, welcher gerne beim

Alten wohnt, welcher alle Tage das Gewohnte haben will. Da schrie sie als ob man sie am Messer hätte. Es ging halt nicht anders als es oft geht, daß, was von weitem prächtig, in der Nähe häßlich ist, daß herrliche Ideen und Theorien in der Ausführung abscheulich werden oder auch wiederum nur abscheulich scheinen.

So belferte Grimhilde gar bitterlich und doch war nicht dieses Belfern der Hauptgrund der Verlegenheit der beiden Andern. Man war dessen gewohnt, Jürg sagte, sie hätte es immer so gemacht und doch niemanden jemals Plätzen damit abgesprengt. Aber es ging ihnen wie der Grimhilde, sie erfuhren, daß einen Gedanken fassen und denselben ausführen zwei ganz verschiedene Dinge sind. Wohin sollte Kurt reiten und zu wem? Sie fühlten jetzt, was eine Menge Eltern nicht denken, sondern erst fühlen, wenn sie ihre Kinder in die Welt schicken wollen, den Mangel an ehrbarer gewichtiger Bekanntschaft nämlich. Kommode wäre es gewesen, wenn er so geradezu auf einen Edelsitz hätte reiten und sagen können: „Bon jour mit einander! ich bin der Kurt von Koppigen, Vater und Mutter lassen grüßen und sagen, es wäre ihnen anständig, wenn ihr mich eine Weile behieltet und mir in der Welt forthülfet; ich bin ein tüchtig Stück Mensch, gereuen wird es euch nicht." Aber das konnte leider Kurt nicht, sein Name war keine Empfehlung, sein Vater gestorben, seine Mutter aller Bekanntschaft abgestorben, weil eben Alle diesen Namen lieber gar nicht mehr hörten. Sie konnten also keinen Hafen in's Auge fassen, in welchem Kurt zu landen hätte, sie hatten bloß die Wahl zwischen den vier Weltgegenden, die sind weit, aber eben das war's, was sie in Verlegenheit setzte.

Damals war es eine schöne Zeit für junge und alte Freibolde oder Freischärler, wie man sie jetzt nennen würde, für Leute, welche im Recht des Stärkeren ihr Heil suchten und ein Leben auf Kosten Anderer. Einst war kein König in Israel, jeder that, was ihm wohlgefiel, so steht's geschrie-

ben, ungefähr so war es damals in Deutschland. Kein Kaiser war da, welcher Ordnung hielt, jeder lebte, so lange es ging, auf eigene Faust.

Kaiser Friedrich war ein hochgesinnter Mann und gewaltiger Held gewesen, aber über seiner Zeit und seinen Kräften lag, was er wollte. Den Papst wollte er unter dem Kaiser, die Kirche unter dem Reiche haben, wollte über alle Fürstenkronen die kaiserliche setzen und in des Kaisers Hand die Kräfte sämmtlicher Fürsten Deutschlands vereinigen. Mit Kühnheit und Kraft rang er nach diesem Ziele. Aber wie ein edles Pferd durch Wespen und Hornissen zu Tode gehetzt werden kann, so kann der größte Held kleineren Feinden erliegen, wenn sie ihn unablässig hetzen, nimmer zur Ruhe kommen lassen. Für solche Feinde sorgten die Päpste, wandelten sogar in solche des Kaisers Söhne um, brannten in Deutschland das Feuer des Aufruhrs an, wenn der Kaiser in Italien war; eilte derselbe nach Deutschland, so stand alsbald Italien in Flammen. Nach dem Höchsten strebte Friedrich und erreichte Weniges, kaum einen ruhigen Tod, kaum ein geweihtes Grab.

Nach seinem Tode ging es wild und frei zu in Deutschland, d. h. es ging drunter und drüber, überall Streit und Fehde, keiner mächtig genug, die losgelassenen Kräfte zu binden und Frieden zu machen. Wem das Schicksal wollte, wer das Fischen im Trüben verstand, dem konnte leicht ein prächtiger Fang gelingen. Im Westen dagegen war mehr Zucht und Ordnung, war ein geregeltes Leben. Die Städte übten ihre Macht, Ordnung war das Element ihres Gedeihens. In Berns Bärenklauen zu kommen, war nicht gerathen. Freiburg sorgte ebenfalls für Sicherheit nach seinen Kräften, und des Landes große Grafen mußten einigermaßen auf Ordnung halten um der Städte willen. Nach langem Bedenken kalkulirte daher Jürg, der Weg nach Osten, dem freien Deutschland zu, möchte am sichersten und schnellsten zu Geld und Ehren führen; das Land hinunter sollte Kurt also reiten, so-

bald vorüber war die Fastenzeit sammt dem Osterfeste. Nicht daß sie sich um die Fasten kümmerten, sie aßen das ganze Jahr durch, was sie hatten und zwar ohne Dispens, ebenso wenig um Ostern. Sie bedurften keinen Erlöser, da sie keine andere Sünde kannten, als einen Fang sich entgehen zu lassen, den sie hätten machen sollen; da sie geschickte Leute waren, so begingen sie diese Sünde selten, und geschah es einmal, so machten sie dieselbe alsbald durch verdoppelte Anstrengung wieder gut. Ostern bezeichnete ihnen bloß den Frühlingsanfang. Schon glaubte Frau Grimhilde, der Plan sei aufgegeben, und ärgerte sich bitterlich über den Hengst, der sie gefährde und nichts nütze.

Ein schöner Aprilmorgen war es, als Kurt eine doppelte Portion Hafermuß, zu welchem der Hafer nicht auf ihren Feldern gewachsen war, verzehrte, ein gewaltig Stück Fleisch verschlang, denn er wußte nicht, wann er wieder zum Essen kam; Jürg sattelte ihm den Hengst, es war der Tag des Aufbruches. Als er gegessen hatte, im Nothfalle für einige Tage, kündete er der Mutter seine Abfahrt an. Potz blind blau, wie loderte die Frau, spie Feuer und Flammen und sagte, wer Meister sei im Schlößchen. Kurt der Gewaltige schlotterte und wäre daheim geblieben, aber Jürg war nicht auf den Kopf gefallen, er sagte, sein erschlagener Herr wolle es, daß Kurt fortreite, er sehe ihn täglich im Stalle. Wenn die Frau es verhindere, so müsse sie sich gefaßt machen, was geschehe, er für sich wolle keine Schuld haben, aber wenn er was zu rathen hätte, so solle Kurt machen, daß er fortkomme; Frau Grimhilde war nun nicht die, welche von ihrem Willen alsbald abstand, welche zugab, sie fürchte sich vor irgend einem Mann, sei es ein Lebendiger oder ein Todter. Indessen brauchte sie nicht Gewalt, schlug die Thore nicht zu, ließ Kurt ungefährdet ziehen. Als sie ihn so stolz zu Rosse sah, sah, wie seine mächtige Gestalt fast das Thor füllte, da kamen plötzlich mütterliche Gefühle über sie; wenn er nicht wiederkommen

würde, dachte sie, und heiß schoß es ihr in die Augen. Unglücklicherweise hüpfte ein alter Rabe ihr um die Füße, der ward zum Sündenbock, erhielt einen Fußtritt, der ihn lähmte; denn wenn eine Grimhilde weich wird, so folgt alsbald der Zorn, und herhalten muß, wer zuerst in Schußweite kommt.

Als hoch zu Roß der große Kurt durch's enge Thörchen ritt, schwellte Stolz seine breite Brust, stolz sah Jürg ihm nach, stolz fast wie ein Schneider, wenn er an einem Löwen des Tages die Arbeit seiner Hände bewundert. Was werden sie draußen dazu sagen, wie wird die Welt sich wundern und nach dem Meister fragen? Accurat das Gleiche dachte auch Jürg. Verwundert schauten die Bewohner der verfallenen Hütten ihrem aufgeputzten Junker nach, wie wilde Katzen schlüpften nackte Kinder durch die Gebüsche, um zu erkunden, was das zu bedeuten hätte und wohin er wolle. Bei Kurt blieb der Stolz nicht lange das vorherrschende Gefühl. Sicher und wohlgemuth schritt er über die Erde, strich durch die Wälder, dürftig bedeckt, die Keule auf der Achsel, Bogen oder Speer in der Hand. Aber unheimlich ward es ihm auf dem alten Klosterhengst, die Lanze am Bügel, und unwohl in der steifen, starren, eisernen Rüstung. Wild und scheu ritt er langsam und mühsam das Land hinab und studirte im Schweiße seines Angesichts an der Lösung der Frage: was um sein Glück in der Welt zu machen zweckdienlicher sei, den Ersten, welcher ihm begegne, zu spießen oder demüthig ihn um Dienst zu bitten. Anfänger sind oft pedantisch und handeln gern nach vorgefaßten Grundsätzen, also entweder oder: entweder spießen oder entweder bitten. Erfahrene ziehen Umstände und Gelegenheit zu Rathe. Das Auftreten in der großen Welt hat immer seine Schwierigkeiten, wie keck sich Einer auch geberden mag in gewohnter engerer Umgebung. Gegenwärtig weiß man jungen Leuten die Sache ungemein zu erleichtern, man schickt sie ein Jahr in's Weltschland oder thut sie ein halbes Jahr in eine Schreibstube, muntert sie zu einem

Schnauz auf und giebt ihnen einen Hakenstock in die Hand, Stiefel an die Füße, dann kommt die Keckheit von selbst und im Ueberfluß, wie Schilf im Sumpfe.

Das Land von Koppigen bis Seeberg war ihm so bekannt wie das Koppiger Schlößchen. Wenn er es früher durchstreifte, erwartete er nichts Besonderes als einen fetten Rehbock oder gar einen Hirsch, aber jetzt hoch zu Roß, abenteuerlich aufgeputzt, erwartete er auch absonderliche Abenteuer, etwas ganz Neues. Mit der größten Spannung rückte er Schritt vor Schritt vor, in weiter Ferne glaubte er die seltsamsten Töne zu hören, Töne, wie sie noch kein Mensch gehört, in der Nähe aber war alles accurat wie sonst. Wald und Wild und Wasser und sonst nichts.

Endlich erblickte er durch Buchen die Burg von Seeberg, wo ein armer Junker hauste mit einer halbwilden Familie. Er stellte die Lanze hoch, riß am Hengst herum, machte sich gewaltig im Sattel, hoffte von oben her angeblasen und eingeladen zu werden als unbekannter Ritter und sich dann zu zeigen als der ihnen wohlbekannte wilde Koppiger Junker. Aber still blieb es oben, wahrscheinlich war der Junker weder neugierig, noch hatte er überflüssigen Proviant, vielleicht auch hatte sein Weib Kopfweh oder Zahnweh oder war sonst nicht in gastlicher Stimmung. Er mußte fürbas und war ärgerlich.

Als er bald darauf das Schlößlein des Edelknechts von Denz sah, dachte er an Jürgens väterlichen Rath, nicht blöde zu sein, sondern kühn zu klopfen an's erste beste Thor, ehe der Hunger ihm über den Kopf wachse. Dessen hatte es zwar noch keine Gefahr, so weit von heim war er nicht, aber wußte er, was zwischen hier und dem nächsten Thore ihm begegnen konnte und wann er wieder zum Essen kam? Der Hengst mußte ähnliche Gedanken wie sein Reiter haben, er hob höher seine alten Beine, stieß ein fröhliches Gewieher aus, was dem Junker das Hornen vor verschlossenem Thore ersparte, denn als er zu selbigem kam, war es offen, im Hofe der Burgherr

bereit zu freundlichem Empfang. Der Edelknecht von Denz gehörte freilich zum niedrigsten Adel, aber er hatte etwas, welches schon damals nicht unangenehm war, er hatte bedeutende Güter und drei schöne Töchter. Er war ein munterer lustiger Mann, früher ein wackerer Haudegen, jetzt ein tapferer Trinker. Er brauchte die Sorgen sich nicht über das Haupt wachsen zu lassen, hatte Freude, wenn jemand kam und mit ihm trank, kam niemand, so trank er alleine oder suchte wackere Zecher auf, gleichviel, fand er sie in Burgen oder Klöstern.

Von Kurt hatte er allerlei munkeln gehört, denn wenn schon nicht alles an die Sonne kommt, so geschieht doch wenig unter der Sonne, von dem man nicht Wind hat. Als er nun auch Kurts Schild, das Koppiger Zeichen, erkannte, wußte er, wen er vor sich hatte, und als er ihn so seltsam ausstaffirt auf seinem steifen Hengste sah und in Verlegenheit, wie und auf welcher Seite er herunter sollte, da lachte er gar herzlich. Kurt wußte nicht, wie er es nehmen solle und ob etwa der Fall eingetreten sei, nach dem Spieß zu greifen und mit dem Spießen den Anfang zu machen. Kurt war ein gewaltiger Bengel und hübscher als häßlich, wenn er gesäubert gewesen und angezogen wie bräuchlich. Aber struppicht sah er aus dem alten Zeug heraus, wußte nicht, was mit seinen Gliedern machen, er glich eher einem jungen Waldthier als einem ehrbaren Menschen. Der alte Herr ließ Kurt nicht zur Lanze kommen, sondern ihm vom Pferde helfen und führte ihn freundlich zur Halle. Eine Halle von damals war bekanntlich kein Salon von heute, indessen sah die von Denz doch anders aus als die von Koppigen. Alles was Kurt darin sah, kam ihm überschwenglich üppig und reich vor. Wein wie hier hatte er noch keinen getrunken, von wegen der Herr von Denz pflanzte ihn nicht selbst an der ersten besten Halde, sondern ließ ihn sich kommen vom Rheine her, vom Leman her, kurz allenthalben her, wo er was Gutes wußte und die Wege fahrbar

waren. In den Speisen war mehr Gewürz, als Frau Grimhilde in einem Jahre verbrauchte; die drei Töchter dagegen waren Mädchen accurat wie man sie noch frisch im Gebirge und im Lande findet, dieweil wohl alle Moden wechseln, Mieder bald kurz, bald lang, die größten Narrheiten bald hinten, bald vorn gesehen werden, die menschliche Natur dagegen die gleiche bleibt trotz allen Constitutionen und Schulmeistern. Kurt gefiel ihnen und doch saß ihnen der Spott in allen Zügen, sie schossen sich Blicke, sie kicherten, sie lachten ihn aus fast offenbar, kurz sie trieben es, wie noch heutzutage junge Mädchen es treiben, welche durch keine ernste Zucht in Schranken gehalten werden. Zu einer solchen nun war der gute Herr nicht geschickt, die Mutter ihnen frühe gestorben, sie hatte mit ihrem Mann treuherzig gezecht, bis sie die Zeche mit dem Leben bezahlen mußte.

Kurt mußte Bericht geben so gut er konnte, denn das Kichern von Mädchen ist einem jungen Redner nicht förderlich, von der Ursache seiner Erscheinung und seinem Vorhaben. Der alte Herr schüttelte bei seiner besseren Erfahrung den Kopf und sagte: „Du guter Junge meinst, das Glück sei gleich einer Wildsau, du brauchest nichts als mit dem Speer zu werfen, so stecke es daran.“ Er bot ihm an, einige Zeit bei ihm zu bleiben, unterdessen wolle er ihm einen tüchtigen Waffenmeister suchen, der ihn zurüste zu einem tüchtigen Kämpfer.

Der junge Herr nahm begreiflich solche Reden schief, das Kichern der Mädchen noch schiefer; der schöne Wein, den er trank, als wäre er Schattenseite an der Glarner Seite gewachsen, da wo Schiefern und Schabzieger geboren werden, machte ihn am allerschiefsten, denn er machte eine Postur wie ein Schiff, welches nur auf eine Seite geladen hat, und dazu brauste ihm ein Muth durch die Adern, daß er mit seiner Lanze auf den Riesen Goliath losgefahren wäre. Er war also nicht zu halten, sondern pressirte fort und dachte bei sich, wenn er 'mal zurückkehre als vornehmer Ritter, so wolle er es den Mädchen eintreiben, daß sie seiner gedenken sollten.

Er hatte also bereits zwei Mädchenrudel auf dem Kerbholz zur einstigen Abrechnung. So ging es sicher schon manchem jungen ungeleckten Junker, und sicher mancher kriegte mehr als ein Dutzend auf das Kerbholz, ehe er standesgemäß geleckt war. Der Junker von Denz hintersinnete sich deswegen nicht, er war nicht von denen einer, welche meinen, sie müßten alles erzwingen, sondern von denen einer, welche sich gleichmüthig drein schicken, wenn Andere was erzwingen. Er dachte bloß, er hätte Ursache Gott zu danken, daß er nicht des Junkers Nase sei, die werde was zu leiden haben in der Welt draußen, und wenn er sie 'mal halb heimbringe, so habe er von großem Glück zu sagen.

Das setzte aber noch was ab, ehe Kurt, der Schiefe, auf seinem Hengste saß und denselben zum Thore hinaus hatte. Dem Hengst hatte es hier gefallen; wahrscheinlich meinte er, für seine alten Beine sei die Tagereise hinlänglich groß gewesen, er drehte sich immer wieder dem Stalle zu statt dem Thore, und lautes Lachen vom Thurme her begleitete jedesmal des Hengstes sinniges Streben. Kurt ward immer zorniger, der Hengst immer eigensinniger; der Ausgang des Kampfes wäre bei Kurt's Ungeübtheit nicht zweifelhaft gewesen, aber der alte Herr fühlte Erbarmen, Knechte bugsirten Roß und und Reiter zum Thore hinaus und machten es zu. Da begriff endlich der Hengst woran er war und zottelte mißmuthig weiter St. Urban zu, welches der Herr von Denz ihm zur Nachtherberge angerathen hatte. St. Urban war ein junges Kloster, aber bereits ein reiches; reich war es begabt worden, lag in der korn-, wild- und fischreichsten Gegend der Schweiz, noch jetzt wachsen um dasselbe herum die schönsten Edelkrebse von der Welt.

Das Kloster war zwei gute Stunden von Denz, der Weg führte durch Wald und Sumpf, hie und da glitzerte ein kleiner See durch das junge Laub. Der Herr von Denz war der Mönche guter Freund, jagte und tafelte oft mit

ihnen und nicht zu ihrem Schaden, er hatte eine offene Hand, war kein Schmarotzer und gehörte nicht zu den Strauchdieben, welche das Brandschatzen von Wittwen, Waisen, Klöstern für eine Ehre halten und davon leben. Fast hätte Kurt diesen Nachmittag ein Abenteuer erlebt: eine wilde Jagd stob an ihm vorüber mit Hollah und Hussasa; wahrscheinlich war es der Herr von Aarwangen mit seinen Gesellen. Die Letzten im Zuge, Stallbuben vermuthlich, spotteten im Vorbeifliegen des unbehülflichen, schwerfälligen Reiters; waren aber längst entschwunden, als Kurt die Lanze eingelegt, den Hengst in mühseligen Trab gesetzt hatte, überflüssige Bewegung schien derselbe nicht zu lieben; um so mehr wunderte sich Kurt, als er bald darauf den Kopf aufwarf, die Nase hoch in die Lüfte hielt, in fröhliches Gewieher ausbrach und einen stattlichen Galopp anschlug. Der alte Bursche hatte das Kloster gewittert und geberdete sich fast wie ein Hund, welcher in ferner Haft gehalten sich losgerissen hat und die Nähe seines Herrn wittert. Die Mönche empfingen Kurt gastlich, warteten gut ihm auf mit Speise, Trank und Rath; sie riethen ihm, gen Zürich sich zu wenden, die Stadt liege mit ihren Nachbarn in beständiger Fehde, auf beiden Seiten sei Hülfe willkommen, Sold und Beute reich. Die guten Aussichten machten Kurt früh munter, hellgemuth und wohlgenährt wollte er zu Pferde weiter. Der Hengst aber war anderer Meinung, wollte nicht vom Flecke, that wie wüthend mit Bocken, Beißen, Schlagen; er zeigte viel Gesinnung, weder mit Liebe noch mit Gewalt brachte man ihm eine andere Meinung bei, er hatte seinen Beruf erkannt, er begriff wo er hingehöre, da wollte er bleiben lebendig oder todt. Voll Zorn und ohne Rath stand Kurt da; die Knechte lachten, sie riethen auf den wahren Grund und hatten ihre Freude dran. Die Mönche waren gute und verständige Menschen, sie begriffen, daß Kurt nicht den gleichen Beruf zum Kloster hatte wie der Hengst und es denn doch ein grober Zwang gewesen wäre, wenn

man ihm denselben aufgedrungen hätte; sie schenkten ihm einen tüchtigen Klepper, damit er in die Welt hinaus seinem Berufe nachreiten könne. Der Klepper paßte auch besser zu Kurt als der steife Hengst; er war Stall und Kloster satt, trug rasch und gern den Junker in's Freie, und der Junker fand sich alle Tage besser im Sattel zurecht, fand aber keine Abenteuer und leer den Weg. Hie und da stießen ihm Gestalten auf, welche ihm verdächtige Blicke zuwarfen oder scheu huschten über den Weg; er begriff gleich was sie trieben, ihn gelüstete oft vom Klepper zu springen und mit ihnen zu laufen. Das war doch ganz ein ander Leben im grünen Walde, auf keinen Weg beschränkt, durch kein Gesetz gebunden ein freies Leben zu führen, als so umher zu traben, hie und da vor einer Burg zu harren, lange umsonst, bis endlich ein graues Gesicht den Bescheid brachte, der Ritter sei nicht zu Hause und in seiner Abwesenheit öffne sich die Burg nicht, so am Hungertuche nagen oder vorlieb nehmen zu müssen, was Landleute aus gutem Willen gaben, ungefähr wie heutzutage die gemeinsten Bettler.

So ritt er mehrere Tage am gleichen Stück, welches man jetzt in einem Tage durchreiten kann. Damals waren noch keine obrigkeitlichen Wegknechte und keine obrigkeitlichen Ingenieure, von denen die letztern immer für neue Straßen sorgen, die erstern zuweilen für die alten, und wenn man auch politische Parteien hatte, so war es doch noch keiner in Sinn gekommen, die Vaterlandsliebe in der Straßenliebe zu verkörpern und im Glanze derselben in aller Stille sich zu mästen.

So war Kurt gezogen, bis an einem heißen Mittage er in einer Herberge hörte, selben Abend noch werde er zu Zürich am Thore sein, ohne daß er scharf zu reiten brauche. Das machte ihm denn doch bange; seit er in der Welt war, fühlte er, daß das Präsentiren eben nicht seine starke Seite sei; er sann vor der Herberge, wo er über Mittag eingeritten, ernst-

lich über die Rede nach, welche er zu Zürich am Thore halten wolle, denn er hatte gehört, sein Glück dort hänge hauptsächlich von seiner Rede ab. Reden sei dort die gangbarste Münze.

Ungewohnte Arbeit macht durstig; der Krug mit Züricher Rebensaft wurde Kurt mehr als einmal gefüllt, über dem letzten schlief er ein, wahrscheinlich in der Hoffnung, da er die rechte Rede nicht ersinnen konnte, eine zu träumen, eine Kunst, welche wirklich im Stande wäre, manchem Rednertalent beträchtlich auf die Beine zu helfen. Er träumte wirklich, aber leider keine Rede, er hatte aber auch keine nöthig; er träumte von einem großen schwarzen Eber, er sah ihn durch die Büsche brechen, er streckte ihm den Speer entgegen, der Speer glitt ab, Kurt glitt aus, mit seinen Hauern hieb der Eber Kurt in die Seite; er fuhr auf und vor ihm hielt auf hohem Rosse ein stolzer Ritter, der ihn mit der Lanze etwas unsanft geweckt hatte. Kurt verstand sonst nicht Spaß und hätte ein solch Wecken sich gern verbeten, aber er war zu verblüfft dazu und gab knurrigen Bescheid auf die gestellten Fragen. Als der Ritter vernommen, wer der große Bursche sei und was er da wolle, was Kurt auch ohne Rückhalt sagte, lud der Ritter ihn ein mit ihm zu reiten, wo er ein besseres Leben und reichere Beute fände, denn er sei der Freiherr von Regensperg. Gerade der war Zürichs mächtigster und kühnster Feind.

Solchen Reichthum und prächtigen Haushalt hatte Kurt nie gesehen, wie er ihn in Regensperg fand. Da war des Herrn von Denz Wohnsitz Bettlerwerk dagegen, ein solch bewegtes Leben hatte er sich kaum geträumt: Jagden, Fehden, Besuche wechselten jeden Tag, und wenn irgendwie eine ruhige Beschäftigung vorgenommen wurde, so war es eine in der Halle hinter dem Humpen, wobei es oft laut genug herging. So lustig und wild bewegt hier das Leben war, hatte Kurt doch ein böses Sein. Mehr in der Wildniß als unter Menschen hatte er gelebt, war wild und scheu oder mißtrauisch wie ein Gemsbock aus den Walliser Bergen. Solche Gems-

böcke wissen ihre Hörner zu brauchen, wehe dem Jäger, der sie reizt, nicht tödtet, ihnen nicht ausweichen kann. Der Freiherr hatte Kurt's Tüchtigkeit theilweise erkannt und bald ganz erprobt; wie selten Einer verband er Kraft und Schlauheit, in seinem Bereiche nämlich: er konnte durch den Wald huschen fast wie ein Indianer, aber auch einrennen wie ein Urochse. Er brauchte ihn oft als Kundschafter, hatte ihn gerne in seinem Begleit. Das wäre schön gewesen, aber es dünkte Kurt doch, dabei komme er zu nichts oder vielleicht erst, wenn er graue Haare hätte. Die Ungeduld unserer Jungen, welche ihren Dienst gerne als Feldherren anfangen oder wenigstens als Brigadiers, war auch beim Junker von Koppigen, kam eben aus Mangel an Bildung. Daneben lebte er wie Hund und Katze mit dem jüngern Theile der Dienerschaft des Freiherrn; um die Gunst des Herrn beneideten sie ihn, und weil er Necken nicht vertrug, neckten sie ihn beständig wie es üblich und bräuchlich ist bis dato. Es ist, als ob die Welt den Teufel im Leibe habe, was wahrscheinlich auch sein wird: was Einer nicht mag, das muß er haben, wenn Einer nicht kann pfeifen hören, so wird ihm gepfiffen, und wenn Einer nicht Spaß versteht, so wird ihm dessen desto mehr aufgetischt. Nun war es freilich nicht ungefährlich mit Kurt zu sehr zu spielen; er hatte Tatzen wie ein junger Löwe und schlug alsbald drein wie ein junger Löwe. Aber bald wußte man sich zu sichern, ließ sich nicht in seine Nähe, bald hetzte man die Gefolge von Gästen an ihn, welche dann mit ihm sich lustig machten, bald schlug ihm ein Alter auf die Tatzen, wenn er die Krallen zu tief einschlagen wollte. So kam er fast immer zu kurz, wie man zu sagen pflegt, und gewann nichts als Zorn und Beulen. Bis Einer sich eingefügt hat in der Welt, kostet es ihn viel und gewinnen thut er nichts, und mancher wird sein Lebtag nie eingefügt. Lehrgeld muß bezahlt werden in der Welt, so lange die Welt besteht und wenn auch alle Zölle aufgehoben werden; Lehrgeld ent-

weder beim Antritt der Lehrzeit oder nach Verlauf derseben, je früher man es zahlt, desto wohlfeiler kommt man weg.

Wäre dieses nicht gewesen, so hätte es Kurt vielleicht doch nach und nach zu Regensperg gefallen. Das war ein prächtig Leben mit Jagen und Reiten, Essen und Trinken und Kämpfen nach Belieben; da erst lernte Kurt fest sitzen auf dem Roß und jegliche Kampfesweise mit jeglicher Waffe. Rasch ward er bei seiner großen Kraft und mitgebrachten Behendigkeit einer der Besten im Waffenspiel, aber dadurch nicht besserer Laune, und seine Verträglichkeit nahm nicht zu. Eines Tages hatte der Freiherr ihn mit noch einem ausgesandt, sich auf die Lauer zu legen und einen Zug der Züricher auszukundschaften. Hans von Melligen hieß der Andere, war Kurt's Nebenbuhler in allem bis an's Verhältniß zu den Andern. Hans war beliebt, hatte Einfluß, von ihm aus gingen die meisten Neckereien, welche Kurt erdulden mußte. Kurt haßte ihn daher bitterlich, konnte ihm aber wenig anhaben, da Hans neben der eigenen Waffenfertigkeit noch im Schutze der Andern stand.

Keiner von beiden kam nach Regensperg zurück; man glaubte sie aufgefangen von den Zürichern, später fand man Hans erschlagen, Kurt blieb verschwunden, was aus ihm geworden, vernahm man in Regensperg nimmer. Hans hatte Kurt geneckt mit spöttischen Worten; Kurt, im Wortgefecht unbehülflich, hatte mit dem Schwerte geantwortet und Hans erschlagen. Begreiflich konnte Kurt nicht nach Regensperg zurück, sondern ritt wild und zornig in's Weite, traf auf einen Reiter, warf diesen ohne Complimente über den Haufen. Dieser, welchem Aehnliches schon öfter begegnet sein und der in der Welt so viel erfahren haben mochte, daß er blutigen Streit lieber vermied als suchte, versuchte keinen Widerstand, gab auch nicht zornige Worte, sondern setzte sich an des Weges Rand, lud Kurt ein, sich neben ihn in's Gras zu setzen und Bescheid zu thun aus einer großen Flasche, welche er am

Sattel hängen hatte. Der Reiter, welcher seinen Fall so kaltblütig nahm, hatte ein altes verwittertes Gesicht, in welchem trotz seiner Wildheit ein Zug von Gutmüthigkeit nicht zu verkennen war. Er gehörte zu den Gesellen, welche ihr Leben lang einem guten Schicke nachziehen und ihn nie machen, weil sie jedem Genusse sich hingeben, sie sind Knechte des Augenblicks, werden daher nie Herren ihres Lebens, erreichen nie das vorgesetzte Ziel. Er hatte in der halben Welt herumgefochten, aber nichts davongebracht als Wunden und manchmal eine volle Flasche, aus welcher er soeben Kurt zutrank. Kurt hatte anfangs gute Lust, ihm diese Gastlichkeit mit einem guten Lanzenstoß zu vergelten, weil er in seinem mißtrauischen Wesen diesen heitern Gleichmuth für Spott hielt, that aber endlich doch Bescheid, setzte sich neben den Alten, aber mit lockerm Dolche, er hoffte Rath zu finden, den er eben nicht hatte.

Die Flasche war noch nicht zu Ende, als Kurt bereits Vertrauen gefaßt, dem Alten erzählt hatte, wo er gewesen, was er gethan und wie er jetzt nicht wisse, wo aus. Der Alte war auf den Herrendienst, wo man sein Blut vergieße, während die Herren die Beute machen, nicht gut zu sprechen; er suchte begreiflich die Ursache seiner Lage und seiner Unzufriedenheit, wie andere Gelehrte auch, nicht bei sich, sondern anderswo und bei Andern. Er hatte den Glauben gefaßt, selbstständig komme er am weitesten, aber ein tüchtiger Gehülfe hatte ihm gefehlt, das Glück hatte ihm einen zugeführt. Als er Kurt vorschlug, selbst die Herren zu spielen und Krieg zu führen auf eigene Faust, fand er bei demselben Anklang und Beifall. Kurt war das Beugen unter einen Herrn, die Fessel eines fremden Willens, äußerst peinlich gewesen; seine alte Freiheit kam ihm vor, wie Adam und Eva das Paradies vorgekommen sein mag, wenn sie auf dem verfluchten Acker schwitzten. Er erzählte seinem Gefährten, Uli von Gütsch, was er früher getrieben, wie er gewandt sei im Handwerk

und viel erbeutet, obgleich er es nur ganz gemein und zu Fuße getrieben; jetzt, wie sie es treiben wollten auf ritterliche Art so gleichsam, werde die Beute noch viel reicher sein, meinte Kurt. Uli von Gütsch schüttelte den Kopf und war nicht so hoffnungsvoll. Allweg sei es das Beste, was sie vornehmen könnten, aber ganz richtig sei das Ding nicht und viel gefährlicher, als ganz gemeine Räuberei, meinte er. Die adeligen Herren, sagte er, hätten es mit dem Wegelagern wie mit der Jagd: beide seien erlaubt, aber in ihrem Revier ihnen allein und niemand Anderen, und wen sie in ihrem Revier über Jagd oder Raub ergriffen, den hingen sie an den ersten Baum oder schmiedeten ihn fest auf einen Hirsch. Man müsse klug und vorsichtig sein, sagte er, und nie verzweifeln, auch wenn man die Schlinge schon am Halse habe, er rede aus Erfahrung; gehe aber endlich einmal die Schlinge zu im Ernste, so geschehe, was doch einmal geschehen müsse, ob endlich einen Tag früher oder einen Tag später.

Man sieht, Uli von Gütsch hatte viel Gesinnung und nicht bloß viel, sondern auch die wahre für dieses Handwerk. Uli von Gütsch hatte aber nicht bloß viel Gesinnung, sondern auch viele Kenntnisse; die sind allezeit was werth, wenn man sie recht zu gebrauchen weiß. Uli von Gütsch kannte nämlich Stege und Wege weit um in der Runde, kannte Schluchten und Höhlen, kannte die Zeichen der meisten Herren, hatte nicht unbedeutende Bekanntschaften unter dem niedrigsten Volke.

Im Gebiete der Reuß, von Luzern weg bis sie in die Aare läuft, oder weiter hinauf der Wigger zu trieben sie ihr Handwerk, doch immer so, daß sie es an Fremden ausübten oder wenn an Einheimischen, doch an Herrschaften, denen sie sich überlegen glaubten; des niedern Volkes schonten sie sorgfältig, ja sie brachten manch Stück Geld in arme Hütten, theilten mit Hungrigen gute Bissen, daher wandte sich ihnen die Theilnahme zu und die Lust, welche immer im Niedrigen entsteht, wenn der Höhere gefährdet wird. Dagegen suchten

sie verdächtig zu machen die Herren und trieben ihre Streiche bald in des einen, bald in des andern Namen. Nun ist wohl nichts unangenehmer, als wenn man von solchen Stücklein nichts haben soll als den bösen Namen; wer nicht muß, läßt solches sich nicht in Frieden gefallen. Anfänglich jedoch griff jeder der Herren nach dem Unrechten, den Herren wurden die Haare zusammengeknüpft; diese wußten, wie viel jedem zu trauen war, darum nahm einer den andern in Verdacht, lauerte ihm auf und trieb es ihm ein. Indessen verständigten sie sich schneller, als es Kurt und Uli lieb war.

Der letztere meinte, erfahren in der Welt, sie sollten sich einen Patron auf der Welt gewinnen, wie Fromme nach einem solchen in dem Himmel trachteten. Das sei eine leichte Sache, meinte er, er wüßte keinen, der gegen einen Theil der Beute sie in seinem Gebiete nicht sicher ließe, wenn sie ihm Namen und Gebiet ruhig ließen. Aber Kurt wollte das nicht, er wollte frei sein und thun, was ihm beliebte; selb war von je ein gefährlich Handwerk; länger als üblich konnten sie es treiben, weil sie in den Hütten natürliche Verbündete hatten. Das machte sie sicher, sie verließen den Schauplatz ihrer Thaten nicht, wie Klugheit sonst gerathen hätte. In dieser Gegend hatte der Freiherr von Eschenbach große Güter, war ein großer Herr und selten daheim, wie heutzutage auch die kleinen Herren zu thun pflegen; er lebte hier und dort bei großen Herren, deren Freund und Rath er war. Der weilte unerwartet einige Zeit im Aargau, vernahm, was auch unter seinem Wappen getrieben worden und bot nun große Jagd, wie man hie und da auf Wölfe und Wildschweine anstellt, auf in aller Stille, um die fremden Schnapphähne zu fangen.

Kurt und Uli hatten eben im Gebiete des Eschenbach einen Züricher Metzger überritten, waren mit seinem Gelde thalaufwärts geritten und saßen in der armseligen Hütte eines Freundes, harrten des Essens und zählten die Beute, als ein junges Mägdlein geschlichen kam und sagte, der Eschenbach

biete seine Leute auf, sende Boten aus an seine Freunde, jagen wolle er auf die unbekannten Räuber, bis er sie hätte; wissen wolle er, wer sie seien. Sie hielten Kriegsrath, glaubten die Gegend um das Städtchen Zofingen am sichersten, indem man dort am wenigsten sie suche. Sie hatten dort sich nicht versündigt, die Bürger waren handliche Leute, selbst die Bürgerinnen sehr kriegerisch, liebten beiderseits Speise und Trank, und wer ihnen irgendwie in der Sonne stand, lief Gefahr, um seinen Schatten zu kommen. Alsbald machten sie sich auf, zogen fürbas und hofften, namentlich in den Klüften, Sümpfen, Wäldern, welche zwischen Zofingen und St. Urban lagen, sichere Ruhe zu finden. Zu Fuße gehend, die Pferde, um sie auf den schlechten Pfaden zu schonen, hinter sich, waren sie ihrem Ziele nahe gekommen, bogen bei Tagesanbruch um eine Waldecke, als plötzlich ihre Pferde hellauf wieherten und es lebendig ward im Gebüsche.

Es waren die Zofinger, welche von der Jagd gehört und gerne wissen wollten, wie sie gemeint sei, was dabei herauskomme, dabei Spectakel liebten und ihren Weibern gerne was Neues erzählten. Was Neues, das wußten die Zofinger damals schon, ist bei Weibern was ein Blitzableiter bei Gewittern. Sie hatten ein Zunftessen gehabt, waren bei einander gewesen, daher ihr Aufbruch so rasch, daß sie auf dem Anstand lagen fast ehe die Jagd begonnen. Flinke Gesellen hatten den alten Uli von Gütsch niedergeworfen, ehe er auf's Pferd kam; er ward gebunden und im Triumph gegen Zofingen geschleppt als was Neues, so alt er auch war. Er aber verlor seinen heitern Muth nicht, er hatte Gesinnung, wie er redete, so war's ihm auch; er hielt eben dafür, daß nicht jede Schlinge zugehe, welche man bereits am Halse habe (wahrscheinlich hatte er sich lange um Luzern herum aufgehalten, wo es eben heutzutage noch so geht, mit der Schlinge das Ding so zweifelhaft ist), und gehe sie einmal zu, so werde es so haben sein müssen. Er reizte nicht, aber antwortete heiter auf die

zornigen Vorwürfe, entwaffnete dadurch die Zornigen, und ehe man mit ihm in Zofingen Spectakel machte, hatten Alle, wenn er ihnen auch nicht lieb geworden, Erbarmen mit ihm und er wurde nicht gehangen, wenigstens in Zofingen nicht. Kurt, rascher und hinter Hans, der den Wegweiser machte, war im Sattel, ehe Zofinger Hände, welche nicht mehr gerne lassen, was sie einmal in den Fingern haben, ihn faßten, und stob instinktmäßig, ohne an Hans von Gütsch zu denken, von dannen. Es kam ihm wohl, daß er nicht auf einem alten Klosterhengst saß und reiten konnte; sein freiherrlicher Gaul ließ die bürgerlichen Verfolger bald hinter sich, war über Hergiswyl hinaus im Umsehen. Da konnte Kurt, da kein Hufschlag mehr hinter ihm hörbar war, das Thier wieder zu Athem kommen lassen, während er selbst seine Gedanken sammelte. Uli von Gütsch hatte ihm oft erzählt von seinem besten Freunde, der ein Mordkerl gewesen und jetzt Einsiedler oder Waldbruder sei. Lahm gehauen habe er den blöden Leib mit einer frommen Kutte bedeckt; er lebe jetzt von seiner Schlauheit und der Menschen Dummheit, wie früher von seiner Kraft und Anderer Schwäche. Er hatte ihm oft erzählt, welche lustige Tage er bei dem Waldbruder verlebt habe in dessen düsterer Hütte, welche in der Nähe von Willisau lag; wie derselbe Schabernack getrieben mit den Menschen, ihren Aberglauben ausgebeutet und gerade bei denen am meisten, welche keinen zu haben glaubten und sich für weise hielten. Diesen Waldbruder aufzusuchen, beschloß Kurt, bei ihm konnte er entweder sich bergen oder guten Rath finden, wo Schutz und Schirm für ihn sei.

Wer aufgewachsen ist in Feld und Wald, findet sich ungefragt und ungeführt leichter zurecht, als ein schönes, zartes Stadtkind mit einem Plane in der Hand und hundert Anweisungen in der Tasche. Kurt ritt durch Schluchten und Thäler, fand sich immer besser zurecht, sah endlich vor sich des Waldbruders Klause oder Höhle, sie war wie die meisten beides.

Vor derselben saß der Einsiedler, neben ihm eine Frau; sie legte ihm von einem mächtigen Schinken vor, er aber trank ihr zu aus einem ansehnlichen Kruge, in welchem schwerlich Wasser war. Vertieft in ihre Arbeit hörten sie Kurt's Nahen nicht, bis Fliehen oder Verbergen unmöglich war. Die Frau merkte Kurt zuerst. „Jesus Maria!" schrie sie, sprang auf und ward kreideweiß. Der Waldbruder war nicht so erschrockener Natur, Geistesgegenwart besaß er selbst für Leute seines Schlages in beträchtlichem Maaße; gelassen sah er über seinen Krug weg und sein geübtes Auge erkannte alsbald des Fremdlings Natur. „Frau Gertrude," sagte er, „seid nur ruhig und sitzet wieder ab; euer Herr, der Pfarrer von Zell, hat euch nicht zu einem Sündenwerk ausgesandt, darob ihr Furcht haben müsset, sondern einen Kranken und durch langes Fasten Matten zu stärken. Esset und trinket nur ruhig, auf frommen Wegen seid ihr müde geworden; Stärkung bedürft auch ihr zum Heimgange. — Du aber, Junge," wandte er sich nun zu Kurt, „gieb Bericht, was du willst und wer dich gesandt! Für wessen Seele soll ich beten, wen gesund machen, ein krankes Kalb oder einen lahmen Hund?" „Uli von Gütsch läßt euch grüßen, er ist's, der mich hergewiesen hat," antwortete Kurt.

Diese Antwort gab des Waldbruders Kaltblütigkeit einen Stoß, denn diese Art von Bekanntschaften brachte er doch nicht gerne zur Kenntniß von des Pfarrers Köchin; er stellte daher das Fragen ein, hieß Kurt sein Roß abzäumen, sich hersetzen und Theil nehmen an ihren Stärkungen. Wahrscheinlich rechnete der Waldbruder darauf, die Köchin werde alsbald vor dem Burschen mit dem verwilderten Angesichte die Flucht nehmen, allein er verrechnete sich, er kannte die Schnapphähne besser als die Köchinnen; es schien ordentlich, als werde die Köchin breiter auf ihrem Sitze, als lasse sie sich recht wohlig auseinander; sie spitzte erst das vierzigjährige Mäulchen, that zimpferlich, machte dann Witze, neigte sich zur Traulichkeit,

kurz, that accurat wie eine heutige Köchin, welche im entschiedenen Fortschritt begriffen ist. Der Waldbruder brauchte alle seine Kunst, die Beiden aus einander zu halten, und da sie immer größeres Gefallen an einander zu finden schienen, suchte er die Köchin zum Aufbruch zu stimmen. Es lasse sich zu einem Wetter an, sagte er; wer heute noch weiter wolle, dem wäre Eile zu rathen. Wenn er nach Zell wolle, sagte die Köchin zu Kurt, so wolle sie ihm den Weg zeigen. Es kam ihr wahrscheinlich sehr angenehm vor, mit Kurt spazieren zu gehen. Kurt hätte wider das Spazierengehen und die Köchin so weit nichts gehabt, aber den Weg nach Zell begehrte er einstweilen nicht kennen zu lernen; derselbe führte durch das offene Land, und von dort konnte man schnurstracks auch nach Zofingen. Er nahm daher das Anerbieten der Köchin kühl auf, sagte kurz (denn wenn er auch eingehauen war, so war er doch nicht gehobelt), nach Zell begehre er nicht, das Wetter fürchte er nicht, einstweilen sei ihm wohl da. Die Antwort machte die Köchin ebenfalls kühl. „Nichts für ungut für das Anerbieten, jeder macht's wie ihm beliebt," sagte sie, grüßte kalt den Waldbruder, accurat wie eine beleidigte Schönheit es thut, welche sich hintangesetzt glaubt und es einzutreiben gedenkt, und ging ab.

Dem Waldbruder machte diese Mißstimmung offenbar keinen Kummer, er schien der Mittel zur Versöhnung sicher zu sein; er wandte sich rasch zu Kurt und fragte nach seines Freundes Bestellung. Kurt erzählte und fragte um Rath. Diese Frage schien dem Waldbruder ungleich bedenklicher als der Köchin Stimmung; nachdem er genau gefragt, wo sie überfallen, ob er gesehen worden und wie weit verfolgt, sagte er endlich: „Mußt weiter reiten, hier bist du nicht sicher; die Herren werden das Aeußerste aufbieten, auch dich zu fangen, denn jeder will den Verdacht von sich abwälzen, als sei er euer Hehler und Bundesgenosse. Ich hörte von euerm Treiben, glaubte, es treibe dies unter der Hand einer der Herren auf seine Rechnung, dachte

nicht daran, daß Uli von Gütsch, der alte Fuchs, so was Tolles unternehme und sämmtlichen Herrschaften in's Handwerk pfusche, wo sämmtliche nichts eifriger thun werden als es ihm legen. Ein Glück für ihn ist, daß er in der Zofinger Hände gefallen, die treiben viel, doch nicht Straßenraub, haben also nicht Ursache zum Brodneid, und Uli wird sich aus ihrer Schlinge schwatzen, vielleicht gar in ihren Dienst hinein. Um so rachsüchtiger werden sie dich verfolgen, vor ihrem Zorne vermag ich dich nicht zu schützen; vor einem Heiligen wie ich haben die Herren keinen Respekt, ihr Interesse ist ihr Gott; vor den Bauern wärest du sicher hier, bei ihnen findet sich der wahre Glaube noch. Und doch heile ich den Herren ihr Vieh umsonst, bereite ihnen manchen Trank umsonst, aber da ist keine Dankbarkeit; wären die Bauern nicht, ich müßte verhungern. Aber eben daß die Bauern es so gut mit mir meinen, bringt die Pfaffen gegen mich auf, aus Brodneid predigen sie gegen mich, daß die Wände krachen, heißen mich einen Wolf im Schafpelze, einen unsaubern Heiligen und hetzen die Herren gegen mich. Ach Gott! wenn sie erst alles wüßten was ich kriege und wer es bringt, die würden noch ganz anders predigen, und je ärger sie predigen, desto mehr läuft das Volk mir zu, desto williger bringt es mir seine Gaben. Aber eben desswegen muß ich mich desto mehr hüten, daß die Pfaffen nichts Bestimmtes an mich bringen und vor die Herren, bei welchen weder Glaube noch Dankbarkeit ist; hätten sie einmal eine sichere Handhabe, dann gute Nacht, Waldbruder! Iß, trink und höre, wo Sicherheit ist für dich; reite so viel du kannst den Bach hinauf, sonst an dessen Ufern, dann da, wo er aus der Erde bricht, rechts über den Berg, so kommst du in ein langes Thal, dieses reitest du hinauf; zu oberst, wo es sich zu schließen scheint, die Berge ihre Füße zusammenstrecken in's Thal wie ein Rudel Mädchen ihre Füße in eine Badewanne, da steht ein Kirchlein und über demselben eine starke Burg; wenn du dich sputest, bist du dort, ehe

die Sonne untergeht. In der Burg wohnt der beste Ritter im Lande, ein Mann für dich, des Tags zu Roß, des Nachts, wenn Ruhe ist und kein Streich ob Handen, ein tapferer Zecher; er hat ein gutes Herz, aber Federlesens macht er nicht, sondern was ihm wohlgefällt. Macht Einer ihn böse, so zertritt er ihn, gelüstet ihn was, so greift er zu; wer ihm ruhig läßt und nichts hat, welches ihm wohlgefällt, den läßt er auch ruhig und wer ihm es treffen kann oder gar Hülfe ihm leistet, der hat bei ihm das beste Leben und sonst was er will. Barthli von Luthernau, du hast schon von ihm gehört, ist Land ab Land auf gefürchteter als der Teufel, an ihn wagt sich niemand, und wo er erscheint, da werden alle Herzen steif vor Angst: die Welt hat es ihm schlecht gemacht, jetzt treibt er ihr es ein. Er war nicht reich, doch seine starke Burg und reichen Vettern, welche keine Kinder hatten, berechtigten ihn lustig zu leben, als wäre er schon reich und sollte es nicht erst werden. Er borgte von den Vettern, dachte begreiflich nicht an's Wiedergeben, das wäre ja dumm gewesen und eine unnöthige Mühe, da ja einmal alles sein war; er suchte im Gegentheil die Schuld täglich größer zu machen. Die Vettern wurden zäher, wollten Vetter Barthli nicht immer begreifen, ihre Hände nicht mehr öffnen nach seinem Belieben. Aber Barthli achtete sich wenig, dachte auch, mit solch alten Knaben mache man nicht viel Federlesens, ritt bei ihnen ein mit vielen Leuten, siedelte sich da an als wär's für die Ewigkeit, bis sie froh waren, ihre Truhen zu öffnen und ihm zu geben was er begehrte. Die Vettern waren griesgrämliche Leute, konnten keinen Spaß verstehen, fingen an den Vetter zu hassen, sich immer schlechter gegen ihn zu benehmen, gegen den leiblichen Vetter. Dieser züchtete sie wie recht und billig immer schärfer ihrer schlechten Gesinnungen wegen; da kam, statt daß sie sich gebessert und den Vetter zu versöhnen gesucht, der Teufel vollends über sie, sie vergabeten all ihre Habe, Land, Leute, Gülten zu Bau und Aufschwung des

Klosters St. Urban. Das war schlecht, daher begreiflich Ritter Barthli gar nicht recht; er bot Himmel und Hölle auf gegen diese Vergabung, aber niemand wollte ihm zu seinem Recht verhelfen: geschrieben sei geschrieben, hieß es überall. Da hob er seine Faust auf, drohte von Luzern bis St. Urban das Land zu verheeren, aber man spottete ihn aus und forderte zu allem noch die alten Schulden ein. Darüber ist er wüthend mit Recht, will nun selbst Schulden eintreiben und nehmen was ihm gehört, wie billig, und fehdet nun das Kloster, welches von niederträchtigen Herren, die den Barthli hassen wegen seiner Mannheit, begünstigt wird ohne Unterlaß. In den nächsten Tagen versucht er wieder was, wozu er tüchtige Leute braucht; du wirst ihm willkommen sein, sage nur, Jost im Tobel habe dich gesandt." Kurt war durch sein Handwerk mißtrauisch, es fiel ihm auf, daß Jost im Tobel, der erst noch so bitter über die Herren gesprochen, ihn jetzt zu einem Herrn senden wollte, er sagte: „Warum soll ich das Thal aufreiten, um zu einem der Herren zu kommen? ich erspare mir Mühe, wenn ich sie hier erwarte." „Du jagst auf falscher Fährte," sagte der Waldbruder; „es ist nicht ein Herr wie der andere Herr und nicht ein Pfaff wie der andere Pfaff; wie in allen Regeln Ausnahmen sind, so sind auch in allen Ständen Solche, welche nicht auf der gleichen Saite geigen, nicht zu den Andern zu gehören scheinen und um desswillen bitterlich angefeindet werden von den Andern. So ist der von Luthern rundum von allen Edeln gehaßt, wie alle Pfaffen rundum mich hassen, von wegen wir leben beide auf eigene Faust, und was die Hauptsache ist, wir leben beide wohl dabei, besser als die Andern, welche nach dem allgemeinen Brauch leben Einer wie der Andere, wie eine Gans der andern nachwatschelt, wie die erste vorwatschelt. Sieh', darum sind ich und der von Luthern Freunde, weil wir auf der gleichen Fährte jagen; jeder macht was er kann, lebt so gut als möglich nach dieser Regel und fragt den Andern nichts nach,

begreifst?“ Kurt begriff, hatte aber doch gegen den neuen Herrendienst viel einzuwenden. Er sei ihm nicht entlaufen, um ihn von vornen wieder anzufangen, sagte er. Jost setzte ihm auseinander, wie zwischen allen Dingen ein Unterschied sei; so sei ein Unterschied zwischen Kurt, welcher zum Freiherrn von Regensperg gekommen, und dem Kurt, welcher zu Barthli von Luthernau komme; der erste Kurt sei ein blöder Junge gewesen, der zweite Kurt ein derber Kerl mit Haar um's Maul. Der Freiherr sei halt ein Herr gewesen mit Dienern und einem vornehmen Haushalt, Barthli sei ein Mann, habe Gesellen und einen Haushalt, wo es sich ein Jeder so bequem mache als er könne, und zwischen Kamerad und Knecht sei eben ein großer Unterschied. Als der Waldbruder glaubte, Kurt habe seine Vorlesung hinlänglich begriffen, trieb er Kurt fort; es sei hohe Zeit, sagte er; rasch müsse er machen, daß er fortkomme, sei er einmal über dem Berg, könne er langsam weiter. Dort treffe er ein Haus, richte er seinen Gruß aus, kriege er was er begehre.

Kurt zögerte, bis es ihn selbst dünkte, er wittere in der Weite Roß und Reiter. Sobald derselbe fort war, kreuzte sich der Waldbruder, räumte alles Verdächtige weg, zog Weiden z'weg zum Flechten und sang ein geistlich Lied, d. h. eins mit geistlicher Weise aber sehr ungeistlichen Worten. Nicht lange saß er so, hörte man schon einzelne Hörnerstöße, hörte zerstreute Reiter zusammensprengen, dann geraden Wegs die Schlucht herauf dem Waldbruder zustürmen. Der saß da wie der heilige Feierabend, als ob ihm die ganze Welt nichts anginge, sang und flocht, daß es herzbrechend war und als ob er sein Lebtag nichts Anderes gethan hätte. Die Reiter hatten offenbar nicht großen Respekt vor ihm, der Waldbruder indessen den sichern Takt, daß er sein Verzücktsein und Redestehen so gut zu mischen wußte, daß er nichts verrieth, weder sich noch Kurt, und doch jeder Gewaltthätigkeit entging. Es blieb bei Drohungen und unehrerbietigen Titeln, beides störte

den Waldbruder nicht am Korben; Drohungen thaten nicht weh und auf Titel hielt er nichts, er war gar nicht ehrsüchtig. Sie suchten und fanden nichts, sie thaten wie Hunde, welche einen Hasen im Versatz verloren, welche ein Jäger immer auf's neue den Ring schlagen läßt; sie kriegten Langeweile, setzten endlich ab Einer nach dem Andern, und wenn Einer anfängt, geht es nicht lange, bis der Letzte abzieht.

Unbelästigt ritt Kurt über den Berg bis zu dem Hause, welches ihm Jost empfohlen hatte oder dem er so gleichsam empfohlen worden war. Es war vor mehr als sechshundert Jahren, als dieses Kurt begegnete, aber curios ist es, er geberdete sich damals schon accurat wie dato ein sogenannt gebildeter, vielleicht vornehmer, selbst fürstlicher Europäer, der vom Vicekönig von Egypten oder irgend etwelchem Machthaber oder sonst irgend welcher potenzirten Person Empfehlungen hat in Egypten oder Italien. Man kann lesen in ihren Reiseberichten, wie sie den Leuten in die Häuser fallen wie Heuschrecken über's Land, die Leute aus dem Schlafe pochen und poltern wie Janitscharen mit einem Firman des Sultans, sich es bequem im Hause machen, daß die Besitzer kaum mehr Platz darin haben, Speisen und Getränke auf die unanständigste Weise beschnüffeln, ehe sie solche genießen, wie verwöhnte Hunde ein Stück Brod, und dann hinterher dem erstaunten Europa erzählen, nach was der Wein gerochen und ob das Fleisch zäh gewesen oder nicht zäh. Daß es Kurt so machte, soll uns nicht wundern, er machte nicht Anspruch ein Gentleman zu sein und war nicht im Weltschland gewesen, sondern umgekehrt im Züribiet. Er stellte sein Roß an den besten Platz im Stalle, setzte sich auf die beste Stelle am Heerde und ließ sich traktiren, und die Leute ließen es sich gefallen und thaten das Möglichste, accurat wie man es noch heutzutage mit den modernen Reisenden macht, welche, nach allerneuesten Berichten, im Morgenlande als die eilfte Plage angesehen werden. Die guten Leute fürchteten Unge-

legenheit, sie kannten Jost's Verbindungen, wußten auch nicht, wie weit Kurt noch kommen und es erzählen könnte (vom Drucken war bekanntlich damals noch nicht die Rede), wenn sie ihm nicht das Beste aus Keller und Küche gegeben, der Wein nach was gerochen, das Fleisch zäh gewesen. Kurt hatte alle Ursache zufrieden zu sein; wohl gepflegt ritt er endlich weiter und Abend ward's, als er vor sich das Kirchlein von Luthern sah und über demselben die alte graue Burg.

Es war ein wildes Bergthal, doch sah man an den Thalwänden gute Gehöfte; rar waren die Kühe nicht im Thale, Barthli stahl keine aus dem Thale, aber manche außerhalb demselben gestohlene Kuh lief darin herum. Die Burg stand offen, der Ritter von Luthern fürchtete keinen Ueberfall, es wohnte kein Mensch im Thale, der, wenn er was Verdächtiges bemerkt, es dem Ritter nicht alsbald gemeldet hätte, denn sie hatten Alle Antheil an seinem Raube, und wenn seine Hand schon hart war, so wohnte es sich doch sicher unter derselben. Wild sah es im Hofe aus, aus einer offenen Thüre flog eben ein Knecht heraus wie der Stein von der Schleuder, kroch dann weiter winselnd und heulend. Fluchend kam ein gewaltiger Mann nach und hätte wahrscheinlich noch nachgebessert und vollends zerschlagen was der Knecht noch Ganzes an sich hatte, wenn ihm nicht Kurts fremde Erscheinung in die Augen gefallen wäre. Es war der Ritter in eigener Person, der mit selbsteigener Hand einem Knechte, der Pferde mit Fußtritten mißhandelte, Verstand gegen die Thiere einbläute. Der Ritter von Luthernau war ein Mann wie eine Eiche, schon hatte es ihm auf den Schädel geschneit, aber heiß rann doch das Blut unter der weißen Decke und heißer am Abend als am Morgen, wie es übrigens noch heutzutage bei vielen Edeln und Unedeln der Fall sein soll. Fast war's, als wollte er den Rest seines Zornes an Kurt auslassen; barsch fuhr er ihn an, was er da wolle. Doch Kurt

war nicht erschrockener Natur: er bringe einen Gruß von Jost im Tobel, sagte er.

Das Losungswort zog, ein heller Schein flog über des Ritters dunkeles Gesicht, er führte Kurt in die Halle, wo auf dem Tische Essen und Trinken die Fülle stand und zwar den ganzen Tag. Wer etwas mochte oder sonst nichts zu thun hatte, setzte sich an den Tisch, besondere Eßstunde war keine. Er hatte, wie es schien, durch Kurt eine Botschaft erwartet, auch das Begehren um Dienst war ihm nicht unangenehm, jedoch vergaß er besondere Vorsicht nicht. Schon damals war es Sitte, jemanden, an den man offen nicht kommen konnte, einen falschen Freund in den Busen zu schieben, der dann mit Verrath vollbringt, was Gewalt nicht vermochte. Indessen Kurt bestand gut im Examen und gewann des Ritters Vertrauen. Derselbe kannte Uli von Gütsch wohl und war dessen Freund gewesen, war auch ein Feind derer, die des Ritters Feinde waren. Zudem hatte derselbe Kurts Vater wohl gekannt und mit ihm manchen Streich verübt. Als Kurt sich als des Vertrauens würdig ausgewiesen, vernahm er, daß morgen schon ein Auszug vorbereitet sei, des Klosters Gebiet zu plündern und zu verbrennen, was brennen wollte. Barthli hatte Lust das Kloster selbst zu zerstören, indessen war es zur selben Zeit etwas bedenklich, Hand an geweihte Mauern zu legen, das Ding konnte schwere Folgen haben.

Früh ward es lebendig in der Burg zu Luthern. Die Leute schienen aus dem Boden heraus zu wachsen, waren in Wetter und Krieg gehärtet und gestählt und gar heiteren Muthes, sie hofften auf reiche Beute. Das Wort „Beute" hat seinen schönen Klang behalten bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterschied, daß das moderne Bewußtsein sich des Raubens und Stehlens schämt, es indessen doch thut und je mehr je lieber, hinterdrein es dann abläugnet, gedruckt und ungedruckt mit moderner Unverschämtheit. Der Ritter wäre gern durch Wald und Berg gebrochen nach Ettiswyl,

Huttwyl, Rohrbach u. s. w. das reiche Thal hinab, welches die Langeten bewässert. Aber dort wohnten viele Edle, Freunde des neuen Klosters, absonderlich auch die Edlen von Madiswyl. Alle hätte er aufgejagt, auf seine Fährte gezogen, und viele Hunde sind bekanntlich des Hasen Tod. Er zog daher östlich, das Thal abwärts, Großdietwyl und Altbüren zu. Mancher Freund gesellte sich zu ihm auf dem Wege, und als er seine angeschwollene Schaar übersah, drängte es ihn, an St. Urban selbst sich zu versuchen, mit einem kühnen Streich all dem Ding ein Ende zu machen. Er wußte, daß einer seiner Vettern dort sich aufhielt, konnte er den als Geißel in seine Hände bekommen, so hatte er von den Folgen des Ueberfalls nicht viel zu fürchten. Er hielt, zog Kunde ein, aber sie gefiel ihm nicht; er vernahm, daß viele Edle mit Gefolge im Kloster sich aufhielten, daß noch mehr erwartet würden, ein Ueberfall also nicht räthlich sei. Er bog links in's waldige Gebirge, durch dasselbe konnte er unbemerkt bis gegen die reichen Langenthaler Höfe ziehen, dieselben plündern und auf der dortigen Straße vielleicht einen reichen Fang thun, Einen schnappen, der nach dem Kloster wollte.

In Langenthal ruhte die ländliche Arbeit, das Vieh war eingetrieben, das Gesinde heimgekehrt, die Mutter kochte, die Töchter kämmten ihre Haare, was von jeher in Langenthal stark getrieben wurde, nicht allein wegen der Hoffahrt, sondern wegen der Kurzweil. Ob dem Kämmen glitt die Zeit vorüber, ganz gleich wie durch die Finger die Haare, und je glatter die Haare glitten, desto rascher lief ihnen auch die Zeit vorüber. Die Nacht dämmerte herauf, leise nahte sich im Schatten der Nacht der Schlaf den Augen der Menschen, machte aber heute nicht gute Geschäfte. Es wollte ihm niemand warten, es war eine ungewohnte seltsame Unruhe auf der Straße, auf der berühmten Kastenstraße, welche schon zu der Römer Zeiten den Osten Helvetiens mit dem Westen verbunden haben soll.

Eine große Weinfuhr für das Kloster war am selben Abend durch den Ort gekommen; zur selben Zeit war eine Weinfuhre ein Ereigniß, selbst in Langenthal, wo sonst von Zeit zu Zeit etwas Merkwürdiges vorkam. Wahrscheinlich waren aber damals noch seltener als die Weinfuhren die Weinreisenden, welche der Sage nach gegenwärtig vor Langenthal sich oft aufstauen wie in Paris die Menschenmenge vor dem Theater, wenn die Rachel spielt, so daß die Eingänge zu klein, die Menge derer, welche hinein wollen, zu groß ist. Weder das Straßenpflaster, noch die Straßenbeleuchtung, für welche in jüngster Zeit ein löblicher Gemeinderath eine selten gewordene Prämie erhalten hat, waren damals in Langenthal zu der Vollkommenheit gekommen, in welcher man sie jetzt findet. Zwei Weinwagen blieben stecken, an dem einen brach die hintere Achse, am andern die Deichsel, mit aller Mühe konnte man sie nicht flott machen, sie mußten in Langenthal zurückgelassen werden. Nun lebte damals in Langenthal eine große Familie, zu welcher fast die ganze Einwohnerschaft gehörte, die wahrscheinlich ausgestorben sein wird, Namens Durstig, sie hatte die Eigenthümlichkeit, daß sie den Wein mehr liebte als das Wasser. Zwei Weinwagen auf offener Straße eine ganze Nacht durch war ein nie erlebtes Ereigniß. Da Langenthal zum Kloster gehörte, die Wagen auf des Klosters Grund und Boden standen, so war die Bedeckung mit den andern Wagen nach dem Kloster gezogen, nur die Fuhrleute blieben bei den Wagen zurück, blieben aber nicht alleine.

Von allen Seiten trappete es heran, jeder wollte die merkwürdigen Wagen sehen, und wer sie einmal ansah, dem ging es wie der Eva im Paradies. Als sie den Apfel einmal recht angesehen, konnte sie auch nicht mehr davon los, bis sie drein gebissen. Man stand um die Wagen her, rieth über die Größe der Fässer, die Güte des Weines, und je mehr man rieth, desto zahlreicher ward die Familie Durstig um

die Wagen herum. Gut wäre es doch, sagte endlich Einer, wenn Einige die Nacht über bei den Wagen wachen würden, die Uebrigen könnten nach Hause gehen. Er werde meinen, sagte eine Frau, er sei alleine klug und niemand merke, warum sie nach Hause sollten; Einem recht, dem Andern billig: wenn er über den Wein wolle, so wolle sie auch daran; übrigens sei Versuchen erlaubt, wenn die Herren da wären, sie schlügen selbst eins der Fässer auf; man könne es ja auch machen wie die Fuhrleute, mit Wasser wieder zufüllen, so merke ja niemand etwas.

Ist man einmal mit dem Rathe so weit, so ist die Ausführung auch nicht mehr fern; man bohrte vorsichtig an, und vorsichtig ließ man anfangs nur wenig heraus, damit der Abgang oder das Wasser im Weine nicht gemerkt werde. So wie man bohrte, war Alles nach Trinkgeschirren davon gestoben, und jetzt stob Alles heran wie Tauben auf einen Hanfacker, den soeben der Säemann verlassen. Das Gedränge um die Wagen wurde groß, jeder wollte seinen Theil, und hatte er ihn, so wollte er noch einen. Die Weiber zeichneten sich durch gewaltiges Schlucken aus; hatte ein Weib einmal ein Geschirr am Maul, so war es, als ob sie zusammenwüchsen, und von einander brachte sie keine irdische Macht mehr, so lange ein Tropfen von einem in's andere rann. Ein Loch in einem Faß genügte nicht mehr, ein zweites entstand, man wußte nicht wie, und befriedigte noch lange nicht das immer wachsende Bedürfniß der immer größer werdenden Familie Durstig. Die Unmöglichkeit die Sache zu vertuschen ward immer klarer, ward auch begriffen und rasch der Entschluß gefaßt, den sämmtlichen Wein sich zuzueignen, Wagen und Fässer bei Seite zu bringen und dann zu sagen, der wilde Barthli sei gekommen und hätte sie geholt. Um die Lüge glaubwürdiger zu machen, könne man ein altes Scheuerlein anzünden, Lärm machen und Botschaft in's Kloster senden, so ward gerathen.

Ein altes Sprüchwort sagt: Der Teufel ist ein Schelm, und wenn man vom Wolfe spricht, so ist er meistens nah. Kaum hatte man die Ausführung jenes Rathes begonnen, so hörte man Lärm von der Bergseite her, und kaum hatten die Köpfe dorthin sich gedreht, erhob sich wildes Geschrei von der andern Seite. Pferde hörte man sprengen, in vollem Lauf brauste eine Schaar die Straße herauf, voran auf schwarzem Roß ein Ritter, schwarz gerüstet. „Der Barthli! der Barthli!" fuhr wie ein Schrei aus Aller Mund, und erschrocken, wie wenn unter leichtsinniger trunkener Menge der grausame Teufel plötzlich erscheint, stob wie Spreu im Winde die Menge auseinander, es bebten Aller Glieder und vergangen war Allen der Durst; an Widerstand dachte niemand, selbst für gehörige Flucht fehlte den Meisten der Verstand, sie liefen wie bei einem Brande das Vieh in's Feuer, dem Feinde blind in die Hände. Der Ritter von Luthern wußte seine Dispositionen zu machen so gut als heutzutage in ähnlichen Fällen ein Husarengeneral. Wie das Wetter von allen Seiten zugleich war er über den Ort gekommen, mit seinen Rossen dem Menschenknäuel zugesprengt, den er zu so ungewohnter Zeit auf der Straße sah; es konnten Feinde sein, zu seinem Empfang gerüstet. Erst als derselbe auseinanderstob wie ein Haufen dürrer Blätter, in welche der Wind weht, sah er die beladenen Wagen, erkannte er den unerwarteten, aber um so willkommeneren Fund. Barthli wird den Livius kaum gelesen haben, wußte darum nicht, wie es dem Hannibal in Capua ging, erlaubte seiner Bande, während man aus allen Gehöften das Vieh zusammentrieb, das Werthvollste zur Hand nahm, kurz eine tüchtige Plünderung kundig betrieb, zu trinken nach Belieben, was sie denn auch that und zwar eifrig, und je eifriger sie dieses Geschäft betrieb, desto mehr beliebte es ihr.

Die Hauptfuhre war in St. Urban glücklich angekommen und mit großen Freuden empfangen worden. Die glückliche Ankunft war ein Ereigniß im Kloster; wenn sie schon nicht

empfangen wurde mit großem Gepränge wie eine kostbare Reliquie, so war doch die Freude um so inniger und besonders bei den vielen Edlen, welche wirklich in's Kloster eingeritten waren. Wer das Fest nicht kannte, welchem ihr Einritt galt, hätte geglaubt, wie ein Bauer seine Freunde zu einem Wurstmahl ladet, so hätten die Klosterherren ihre Freunde geladen den Wein zu begrüßen und zu kosten. So war es nun nicht, aber deßwegen war die Freude nicht weniger herzlich, das Kosten nicht weniger gründlich. Während diese Proben gemacht wurden, war dem Abt Bericht erstattet worden und namentlich, daß zwei Fuder in Langenthal zurückgeblieben seien. Der Abt war ein sehr kluger Mann, kannte seine Leute und namentlich die Familie Durstig in Langenthal, er wußte, daß diese, wenn sie Wein in der Nähe hatten, nicht mehr wußten was sie thaten, wie auch eine Koppel Jagdhunde, welche einen Hasen in die Nase kriegen, blindlings in's Gebüsch sich stürzen. Darum sandte der Abt zwei seiner besten Leute nach Langenthal, Wache und Ordnung zu halten. Diese, nur ihren Auftrag im Auge, geriethen im Walde gegen Langenthal hin unter des Ritters Bande, wurden aber nicht erkannt; der eine schlich sich sogleich zurück Barthli's Nähe zu melden, während der andere das Weitere zu erspähen suchte. Der Abt machte auf den ersten Bericht nicht unnöthigen Lärm, sondern ließ bloß in aller Stille rüsten, was bei solcher Lage üblich ist, und spähen um's Kloster herum, ob etwa ein Ueberfall bereitet werde. Bald brachte der zweite Bote die Nachricht, es gelte Langenthal, so eben breche der wilde Ritter dort ein und werde sich wohl säumen bei der unerwarteten Beute. Die Herren und Brüder waren eben in der allerlustigsten Laune, noch nicht schwerfällig, sondern in dem Tempo, wo man gerne etwas Tolles treibt oder Händel sucht. Diesmal behielt der Abt den Bericht nicht für sich, sondern theilte ihn den Herren mit, und wie eine Flamme in eine Tonne voll Branntwein fiel

die Nachricht unter sie. In wildem Jubel fuhr Alles auf und ohne Rath war Alles einig, dem Barthli über den Hals zu kommen so schnell als möglich. Manch Klosterbruder gesellte sich den Herren bei, fuhr kundiger in eine Rüstung als aus der Klosterkutte, und als er in der Rüstung war, glich er dem besten Ritter, und als er zu Roß war, hätte keine Seele ihn für einen Mönch gehalten. Er war wahrscheinlich auch länger Ritter gewesen als Mönch. Müde der Welt hatte er Ruhe gesucht im Kloster, hatte begraben geglaubt den alten Menschen, und siehe, da erwachte er wieder bei der ersten Gelegenheit mit der alten Lust. Selten mag wohl eine lustigere, muthigere Schaar, so eben recht in der Stimmung zu einem wilden Strauße, aus einer Klosterpforte geritten sein. An Zahl waren sie dem Barthli weit überlegen, an Kunde und Kraft standen Mehrere ihm nicht nach, und als sie Langenthal sich näherten, hatte der Instinkt des Handwerkes Stille gebracht in die wilden Haufen, sogar die Pferde schienen leiser aufzutreten, um so unerwarteter über den Feind zu kommen.

Unterdessen ging es lustig und laut zu in Langenthal, und ungestört in die Nähe zu kommen war eben keine Kunst. Des Ritters Leute schienen den Langenthalern verwandt und wirklich auch von der Familie Durstig zu sein, sie klebten an den Fässern wie Wespen an den Trauben, je mehr sie tranken, desto besser dünkte sie der Wein. Dem Ritter schien es Zeit aufzubrechen, aber seinen Leuten nicht, und diese waren gar seltsam zusammengewürfelt, gar lose die Bande, welche sie an den Ritter knüpften. Ihm schien die Sache nicht geheuer, er setzte sich zu Roß, mehr und mehr schien ihm, als höre er verdächtiges Getrappel; er mahnte, aber umsonst, er hieb ein Faß auseinander und erweckte mehr Wuth als Gehorsam. Da brauste es wieder die Straße herauf, es kam eine gewaltige Schaar in wildem Rosseslauf. Das begriffen Einige, warfen sich mit Kurt und dem Ritter dem Feinde

entgegen; der Ritter von Luthernau sah aber alsbald, daß die Macht zu groß sei, ein Hinhalten, bis die Trunkenen besonnen geworden, die Beute in Sicherheit sei, unmöglich; er wich aus dem Streite, welcher ihm zu unbedeutend war, um Leben oder Freiheit in ihm zu wagen, die Andern folgten ihm bis auf Kurt. Kurt, vom Weine aufgeregt, in den Jahren, wo man gerne in das was man thut die Seele legt, sah der Andern Rückzug nicht, stritt, als ob es ginge um's Himmelreich, fesselte den Streit mit seiner gewaltigen Leibeskraft. Die Feinde fochten anfangs nicht mit dem gleichen Ernste, den Tod suchten sie nicht bei solchen Straußen; wo wenig zu gewinnen war, ging man damals mit Manier mit einander um, fing gern lebendig Roß und Mann oder rettete Roß und Leben. Indessen war das Ding einem riesigen Klosterbruder endlich langweilig; er ritt Kurt an, fing dessen Schwerthieb mit wohlbeschlagener Keule auf, schmetterte sie dann gleich einem Blitzstrahl auf dessen Helm, daß er splitterte wie Glas, das Haupt sich beugte, die Glieder erschlafften, der ganze Körper bewußtlos zur Erde sank.

Dieser Schlag endete den Kampf, wie oft ein gewaltiger Donnerschlag der Schluß eines Gewitters ist. Die Verfolgung der Fliehenden dauerte noch fort, doch nicht lange, in der dunklen Nacht nützte sie nicht viel und war gefährlich. Der Ritter von Luthernau entkam glücklich, die Hitzigsten wendeten um und fanden die Behaglicheren um die Fässer geschaart und bemüht zu retten was zu retten war, d. h. vor allem zum eigenen Genuß, ob dann noch etwas für das Kloster übrig blieb, überließen sie der Vorsehung. Als die Langenthaler den Ausgang merkten, fanden sie sich auch wieder ein, vor allem war die Familie Durstig zahlreich auf dem Platze, rühmte sich ihrer Heldenthaten und wie sie dem Barthli heiß gemacht und wie sie ihm noch heißer gemacht hätten, wenn die Herren nicht selbst gekommen wären, so daß es wirklich ein himmelschreiendes Unglück für Langenthal

schien für ewige Zeiten, daß die Herren gekommen und die Heldenthaten der Einwohner, welche sie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben. Im Glück ist man nicht mißgünstig, man tröstete die guten Leute mit vollen Bechern und ein lustiger Morgen ging über den Ort auf, denn da war mancher, der zwei Sonnen am Himmel sah, viele noch dazu Mond und Sterne; die Glücklichsten merkten noch, daß er voll Geigen war, konnten kein Bein mehr feststellen, sondern liefen wie Sonne, Mond und Sterne rund um.

Als endlich der Wein nicht mehr laufen wollte, kamen Einigen die Gedanken wieder, sie mahnten zum Aufbruch; man suchte die Pferde, suchte überhaupt zusammen, was herum am Boden lag, fand so auch Kurt. Die Rüstung gefiel; an den Leib, der drinnen stak, dachte man nicht, glaubte ihn todt. Als man die Rüstung nahm, fand man noch Leben im Leibe, wußte nur nicht, was mit ihm machen, die Einen wollten ihn liegen lassen, Andere ihn mitnehmen, noch Andere ihn todtschlagen; da kam ein dicker Herr, der munter zu Roß und im Streit gewesen war, doch noch munterer beim Faß, jetzt waren ihm die Beine etwas schwach, die Augen hell dabei, er schien des Zustandes nicht ungewohnt; derselbe erkannte Kurt nach einigem Besehen, hatte Mitleid mit ihm, befahl zweien seiner Leute ihn aufzunehmen und heim nach Denz zu bringen. Es war der Alte von Denz, der dieses befahl; wahrscheinlich dachte er, in Denz sei er näher seiner Mutter, es möge gehen wie es wolle, dachte vielleicht, wenn er genese, habe er an ihm einen tapfern Gefährten beim Becher, dachte vielleicht auch gar nichts, sondern gehorchte einfach einem guten Triebe. Den Knechten, welche ihn heim geleiten sollten, war dies nicht genehm. Es ist allweg etwas ganz Anderes, einen Verwundeten geleiten, als lustig zechen in einem Kloster. Knechte eines schlechten Herrn hätten in der ersten halben Stunde ihn lebendig in einen der tiefen Teiche geworfen, welche an der Straße lagen, und hätten hinterdrein

dem Herrn etwas vorgelogen, entweder er sei ihnen gestohlen worden oder davon gelaufen; sie thaten das nicht, aber wenn er gestorben, wäre es ihnen sicher sehr recht gewesen, sie behandelten ihn nicht eben zart, sparten Stöße nicht, und wenn die Pferde traben wollten, so konnten sie. Sie wählten den längeren Weg über Herzogenbuchsee, um dort im Kloster Einkehr zu halten, ein tüchtig Frühstück einzunehmen, damit sie die Reise bis Denz, welches keine halbe Stunde von Herzogenbuchsee entfernt war, auszuhalten vermöchten.

So ward es Mittag, ehe sie nach Denz kamen, und Kurt war noch immer bewußtlos. Nach sicheren Nachrichten sollen schon damals Fräulein zuweilen der Langeweile unterworfen gewesen sein; sie verstanden freilich damals das Spinnen und Weben, vielleicht sogar das Nähen, sahen zu Milch und Eiern, zu Küche und Keller, was heutzutage nicht mehr Mode ist, zerlegten die Leute, welche ihnen vor die Augen kamen, welches dagegen in der Mode geblieben (es würde ein sehr curios Werk geben, wenn jemand zusammenstellen wollte was aus der Mode gekommen, was Mode geblieben und was neue Mode scheint, aber eigentlich eine uralte ist, nur mit einem neuen Mäntelchen); trotzdem hatten schon damals Fräulein Langeweile und sahen nach etwas Neuem aus, besonders wenn der Vater nicht zu Hause war. Freilich, das muß man sagen, sie hatten damals den Eugen Sue nicht, die Sand nicht, den Storch nicht, und wenn sie dieselben schon gehabt, hätte es mancher wenig geholfen, weil sie im Lesen keine Hexe war. Indessen Mädchen sind eben wunderlich, sie thun, als fehle ihnen etwas, und fragt man sie darnach, so wollen oder können sie es Einem nicht sagen. Die Fräulein von Denz machten von der Regel keine Ausnahme, es waren gute Kinder mit schönen Wangen und weiten Herzen, in welchen viel leerer Platz war, daher wahrscheinlich es ihnen so oft öde war um's Herz. So saßen sie auf ihrem Söller, sahen nach etwas Neuem aus, als die zwei Knechte mit Kurt langsam

ihrem Schlößlein zuritten; sie schrieen laut auf im Wahne, die Knechte brächten den Vater, liefen ihm entgegen, voran Agnes, die jüngste, ein Mädchen wie Milch und Blut, aber scheu wie ein Reh; sie stürzte auf den vermeintlichen Vater zu, umschlang ihn, wollte drücken ihr Haupt auf sein Haupt, aber ach, o, da war das Haupt nicht ein altes graues, sondern ein ganz junges; daß Agnes einen Gix ausließ, wird man begreiflich finden, daß Knechte und Schwestern lachten ebenfalls. Nun hatte glücklicherweise das junge Haupt die Augen zu, wußte nicht was mit ihm geschah, vor ihm brauchte sich also Agnes nicht zu schämen, vor den Andern fürchtete sie sich nicht, sie war wohl scheu wie ein Reh, konnte aber auch trotzig sein einer jungen Katze gleich; sie floh daher nicht, sondern als der erste Schreck vorüber war, nahm sie sich Kurts mit besonderer Sorgfalt an.

Für drei Mädchen, welche das ganze Jahr kaum jemand anders sahen als ihren alten Vater, einige säbelbeinige Knechte, dicke Mönche von Herzogenbuchsee, den Junker von Seeberg und seine rauhen Töchter, todte Hirsche und Wildschweine, war das Bringen eines ohnmächtigen Junkers ein Ereigniß. Geschniegelt und geschleckt war Kurt nicht, aber die Mädchen wußten auch nicht, was das war. Kurt war zum mächtigen Burschen herangereift, den man fast für einen Mann nehmen konnte; er hatte im Gesicht das Wilde und Trotzige, welches Jünglingen wohl ansteht und welches Mädchen mehr anzieht als der Magnet das Eisen, welches sie dagegen am Manne so schlecht leiden mögen und welches sich bei demselben allerdings verlieren und in ruhiges Selbstbewußtsein übergehen muß, wenn es dem Manne fürder wohl stehen soll. Das Wilde und Trotzige steht nämlich dem gereiften Manne grundschlecht, weil es von einer Gemüthsbeschaffenheit zeugt, welche schlechte Früchte tragen, irgendwie ausarten wird.

Wenn drei schöne rasche Mädchen einen Jüngling pflegen,

so muß es schlecht mit ihm stehen, wenn er sich nicht erholt und gesünder wird, als er je war, wenn nämlich nicht eine andere Krankheit über ihn kommt. Im ersten Augenblick, als er die Augen aufschlug, da entfuhr allen dreien ein halber Gix und fast wären sie davon geflohen wie Rehe, wenn ein Jäger das Feld betritt, auf welchem sie weiden. Indessen Rehe und Hasen machen wohl eine rasche Wendung, aber ehe sie wirklich davon laufen, thun sie noch einen Blick rückwärts, fassen die Gefahr in's Auge, ob es eigentlich eine sei oder keine. Gar oft nun drehen sie sich wieder um und bleiben, weil sie merken, daß das Ding nicht halb so gefährlich sei. Ungefähr so machten es auch die Fräulein von Denz; aber Kurt hatte so gar nichts Gefährliches, lag so matt und hülfsbedürftig da, daß sie sich nicht bloß umwandten, sondern leise näher traten und am Ende ganz zahm wurden, besonders die beiden älteren. Kurt war ein Jäger so rechter Art, der um der Jagd und nicht bloß eines Bratens oder einer Haut willen jagt. So ein rechter Jäger stellt lieber mit Lebensgefahr über Zinken und Zacken einer flüchtigen Gemse nach, als daß er eine fette Sau bequem im Lager abfängt. Nun, mit dem wirklichen Jagen auf den Beinen hatte es einstweilen noch gute Weile, denn der klösterliche Schlag war so gepfeffert und gesalzen gewesen, daß Kurt das Laufen einstweilen bleiben ließ, bloß seine Augen konnte er nachsenden, wenn er wollte.

Der alte Herr war nach dem Kloster zurückgeritten, that wegen Kurt seiner Andacht begreiflich keinen Abbruch; lebte er, so wußte er ihn daheim wohl versorgt; lebte er nicht mehr, so wäre es ja dumm gewesen, seinetwegen religiöse Pflichten zu beschränken. Als endlich allem ein Genüge gethan war, dem Leibe und der Seele, ritt der Junker von Denz mit den Andern nach Hause; der letzte, der aus dem Thore ritt, war er nicht, aber fast gar. Man muß sich jedoch nicht täuschen und glauben, wie Ungeweihte es oft thun, als ob solche Zusammenkünfte bloß stattfänden, um zu schlemmen und zu

prassen unter religiösem Scheine; zumeist geht dabei noch etwas Anderes vor, einem Zwecke wird nachgestrebt, freilich oft so, daß die Mehrzahl weder Zweck noch Streben merkt, aber willfährig die Hand bietet, den Zweck zu erreichen.

Den Herrn von Denz freute es wirklich, als er Kurt lebendig antraf und nicht todt und zwar mit raschen Beinen auf dem Wege der Besserung; nun hatte er jemand, zu dem er sich setzen, dem er erzählen konnte nach Herzenslust und der mit ihm trank, so lange er wollte. Daß Kurt ihn selten hörte, daß seine Augen immer spazieren gingen und der ganze Kurt mit ihnen und wohin sie gingen, das merkte der alte Herr nicht, er gehörte zu den schlechten Schulmeistern, welche wohlleben am Reden und sich nicht darum kümmern, höre jemand oder niemand ordentlich zu. Desto besser bemerkten die Sachlage die älteren Schwestern; sie hätten ihn alle gerne gehabt, wie es oft geht, wenn die Gelegenheiten rar sind und der Wille gut wäre. Kunigunde, die mittlere, war ein gutes Fräulein, sie hätte zwei Männer genommen, wenn es hätte sein müssen, wenn sie aber auch keinen bekam, hintersinnete sie sich deßwegen doch nicht, sie dachte, alles erzwingen könne man nicht, und fütterte die Hunde desto besser. Anders war es mit Brigitte, der ältesten. Dem Portrait, welches Moses von Laban's Tochter, der Lea, gemacht, glich sie nicht ganz, war ein handfest Mädchen, noch nicht im Schwabenalter, doch über zwanzig hinaus, verstand das Regieren wohl, nach ihrer Pfeife mußte alles tanzen, so daß sie glauben mußte, es müsse einem Manne wohl gehen und derselbe glücklich werden sonder Maaß, wenn er unter ihre Zucht und Regiment käme. Daneben hatte sie aristokratische Grundsätze und meinte wie Laban, daß der erste Mann der Aeltesten gebühre von Rechtswegen, so gut als dem ältesten Sohn des Königs der Thron des Königs. Brigitte glaubte sich also zur sicheren Hoffnung berechtigt und sah mit allerhöchstem Zorne, wie Kurt's Augen an der Agnes hängen blieben wie Fliegen im Honig, und wie

die scheue Agnes das wohl merkte, nach und nach zahmer wurde und wenn sie in Kurt's Nähe saß, fast nicht wegzubringen war, und hatte starken Verdacht, daß, wenn Brigitte und Kunigunde nicht zugegen waren, sie noch näher rückte, weit näher als nöthig war; das empörte sie, sie fand Kurt's Betragen schändlich, die Familienehre in Gefahr, ihren Ruf auf dem Spiele, zu dulden war das nimmermehr.

Es ist sehr curios, wie verschieden man eine Sache ansehen kann, je nachdem sie uns oder jemand anders angeht; hätte Kurt seine Augen an ihr hängen lassen und gerne gehabt, wenn sie neben ihm saß, je näher desto lieber, Brigitte hätte dieses nicht bloß prächtig, sondern sogar edel gefunden, denn war Kurt nicht eigentlich von Gott und Rechtswegen schuldig, die zu lieben, welche ihn geheilt, den Kopf ihm wieder zurecht gesetzt? jetzt da es Agnes anging, fand sie gerade das Gegentheil, Kurt's Betragen schlecht und schändlich. Sie trat zum Vater, als er einmal allein beim Becher saß, machte ein Gesicht wie ein Hofmarschall, der seinem König eine Verschwörung gegen dessen Leben eröffnen will, that den Mund auf, sagte dem Vater, Kurt stelle Agnes nach und Agnes laufe nicht davon, und erwartete nun, der Alte werde auffahren wie ein Pulverthurm, in den der Blitz geschlagen, aber sie täuschte sich, der Alte blieb sitzen, schmunzelte, trank mit großem Behagen Schluck um Schluck; Brigitte, im Wahn, der Vater habe sie nicht recht verstanden, malte ihm noch einmal die Gräuelthat vor mit gerungenen Händen und zehnmal ärger als vorher, und der Alte trank Schluck um Schluck den zweiten Becher leer und zehnmal behaglicher als den ersten. Der alte Herr besaß eine gutmüthige Natur, solche sind schwer zu hetzen, sie haben für das Meiste nicht bloß einen, sondern zwei Entschuldigungsgründe. Sein Lebtag hatte er nie gemeint, daß man jungen Leuten das Lieben verbieten oder wenn es einmal angegangen, es ausblasen könne wie eine Lampe, jetzt im Alter war er nicht dümmer geworden; aber er fühlte sein

Alter, kannte seine wilde Zeit, wußte wie nothwendig tüchtige Männer seinen Mädchen seien, wenn sie bei ihrer Sache bleiben sollten; Kurt war ihm gar nicht der Unrechte, sein Geschlecht war gut, sein Arm stark, und wenn er auch arm war, so hatte dies nicht viel zu bedeuten, da er stark und tapfer war; schwach und feig war damals, was jetzt Armsein bedeutet. Es freute also den alten Herrn, daß Hoffnung sich zeigte zur Erfüllung seines Wunsches. Er dachte, wenn einmal eine seiner Töchter an Mann gebracht sei, werde es den andern auch nicht fehlen. Schwestern bilden eine Art von Zauberring, das Brechen des Ringes ist das Schwerste, ist einmal das erste Stück heraus, bricht sich der Rest leicht in gesonderte Stücke; das überschlug der Junker von Denz behaglich in seinem Gemüthe, und wie man frisch gepflanzte Pflanzen begießt und einschlemmt, damit sie gehörig wurzeln und anwachsen, so goß auch er über die neuen jungen Gedanken Becher um Becher.

Brigitte redete sich heiser, brannte wie ein Schmelzofen und schloß endlich statt des Amens: „Und jetzt, Vater, willst du ihn in den Thurm werfen oder aus dem Thore jagen wie einen räudigen Hund?" „Einstweilen keins von beiden," sagte der alte Herr kaltblütig, „oder hättest du ihn etwa gerne selbst?" setzte er mit väterlicher Schalkhaftigkeit hinzu. Aber potz Blitz, das wäre dem alten Herrn fast übel bekommen: Brigitte fuhr z'weg wie eine angezündete Rakete, fuhr in die Kreuz und in die Quere und wenig fehlte, sie wäre dem alten Papa in's Gesicht gefahren; himmelschreiend jammerte sie: wenn die Mutter im Grabe wüßte, wie er gegen seine Kinder wäre, sie kehrte sich nicht bloß um im Grabe, sondern sie käme aus dem Grabe und drehte ihm den Hals um. „Brigge," sagte der Alte, „thue nicht so; daß Kurt dich nicht mag, bin ich nicht schuld. Weißt du einen Andern, der dich mag, so bring' mir ihn, ihr sollt meinen Segen haben, lieber heute schon als morgen."

Da machte Kurt noch größere Glotzaugen, sah damit den Alten ganz dumm an, bis ihm plötzlich ein Licht aufging. Es fiel ihm nämlich ein, der Alte könnte Agnes meinen, wenn er die heirathe, so sei sie eine Frau, reich könne sie der Alte machen, und Besseres könnte ihm nicht zu Theil werden auf der Welt. „Ja wohl," sagte er, „es fiele ihm so was bei, aber er wüßte nicht, was der Junker von Denz dazu sagen würde." „Wirst die Brigitte meinen, wie ich merke," schmunzelte der Alte; „die sollst du haben sammt vielem Segen und etwas Gut." Da machte Kurt schreckliche Glotzaugen, sah ganz dumm drein, endlich sagte er: eben die meine er nicht, möge sie nicht, weder reich noch arm. Das sei ihm leid, sagte der alte Herr, er hätte ihm gerne geholfen und Brigitte wäre eine gewesen für die alte Grimhilde. Einstweilen möchte er eine Frau für sich und nicht für die Mutter, sagte Kurt, da wäre ihm Agnes die rechte, eine andere möge er nicht. Da lachte der Herr und sagte: „Bist nicht so dumm als man glauben sollte, wenn ich das Auslesen hätte, wäre es mir auch so; für mich habe ich nichts dawider, hat man Mädchen, sind Tochtermänner ein nothwendiges Uebel. Die Hauptsache ist aber, was das Mädchen meint; zwingen thue ich es nicht; will es dich nicht, mußt du doch mit der Brigitte dir zu helfen suchen; der wäre es recht, denke ich, und sie ist die älteste." „Das sieht man," sagte Kurt, „aber ich denke, mit Agnes sei ich doch schneller richtig, sie sieht mich nicht so böse an wie die andere und giebt mir gute Worte, besonders wenn es niemand hört." Da lachte der Alte und meinte, es habe sich schon mancher mit den Mädchen getäuscht, und gerade die hätte ihn am liebsten genommen, welche ihm zehn Nägel spitziger als Katzenkrallen eingeschlagen; er solle die Agnes holen, sie werde nicht weit sein, sie könne es am besten selbst sagen, wie sie es meine. Kurt ging, doch etwas langsam, es machte ihm auf einmal bange, der Alte könnte Recht haben; den Anschein gewann es auch immer mehr, lange fand er das

Mädchen, welches vermuthlich seine Ohren nicht zu weit weg gehabt haben mochte, nicht; als er endlich als kundiger Jäger die Spur fand, floh es, er holte es nicht ein, verlor es wieder aus dem Gesichte. Als er endlich keuchend zum alten Herrn zurückkehrte, saß das flüchtige Reh neben demselben und geberdete sich, als ließe es sich nur mit der größten Gewalt halten. Die kleine Hexe hatte ihre Rolle nicht studirt, sie aber trefflich gespielt, was immer die Hauptsache ist, war geflohen mit Windeseile, hatte sich fangen lassen auf ganz natürliche Weise, denn ewig fliehen, was hätte das genützt? Sie konnte sich des Lachens kaum enthalten, als Kurt im Schweiße seines Angesichts daher polterte, that dabei um so nöthlicher, des Vaters Händen sich zu entwinden.

Kurt, der auf solches Spiel sich schlecht verstand, ward es angst, er glaubte, dem Mädchen sei es Ernst, der Vater habe Recht, es begehre ihn nicht. Er dachte, die Mädchen hätten es vielleicht mit ihren Herzen wie mit ihren Röcken; es haben nämlich fast alle Mädchen, auch die ärmsten zwei Röcke, einen zum Hausbrauch und einen zum Staate, so hätten sie vielleicht auch zwei Herzen, eins zum Lieben und eins zum Heirathen, dachte er. Es thun wirklich auch einige so, als möchten sie den Mann nicht zum Schatz, den Schatz nicht zum Manne, sind curiose Dinger, die Mädchen nämlich. Er stand da verblüfft und kein Wort kam ihm in den Mund, wie in großer Hitze kein Wasser in so manchen Brunnen. Der alte Junker mußte endlich reden und that es kurz: „Sieh," sagte er, „der da will dich zum Weibe, magst du ihn zum Manne?" „Das mache wie du willst," rief Agnes, riß sich los und war verschwunden. Kurt wollte ihr nach; „ist nicht nöthig," sagte der Vater: „Der Handel ist auf mich gestellt und also richtig. Aber vor der nimm dich in Acht, das ist eine Blitzhexe, in der mehr steckt als man denkt. Jetzt kannst gehen und es dem Mädchen sagen, wenn du es findest, wie ich entschieden." Man sagt, diesmal hätte Kurt schneller das

Mädchen gefunden, ohne Schweiß und Keuchen den Auftrag ausrichten können. Die abgemachte Sache, das fait accompli, ward alsobald eine bekannte. Kunigunde nahm es kaltblütig, sie sagte zu Agnes bloß, zu wenig Jahren sei viel Verstand nöthig, den wünsche sie ihnen beiderseitig von ganzem Herzen. Zu Brigitten, die ihr in einer wahren Sündfluth entgegenschwamm und zwar unter Blitz und Donner, sagte sie: „Thue nicht so, aus der Haut zu fahren wäre dumm, ist man einmal 'raus, kommt man nicht wieder hinein, und die Welt ist ja so groß und der Männer sind so viele." Aber in solchen Gemüthszuständen hilft bekanntlich Trost wenig und um so weniger, je vernünftiger er ist. Brigitte fuhr umher wie ein brüllender Löwe, der etwas sucht zum Verschlingen; sie schlug die Hunde, trat Katzen auf die Schwänze, schmiß Mägden das Habermuß in's Gesicht und wartete den andern mit Worten auf, an denen ein Haifisch erstickt wäre, welche Fischart doch bekanntlich einen sehr radicalen Schlund hat. Der Vater wollte trösten und sagte: sobald die Agnes aus dem Hause sei, wolle er ausreiten und reiten, bis er Einen finde, der auf den Kopf geschlagen oder gefallen sei; den lasse er heimbringen und den müsse sie haben trotz Hölle und Welt, sie solle darauf zählen; aber der Trost zog nicht, er roch nach Spott, schüttete Oel in's Feuer. Da sah denn der Junker, daß es ein einziges Mittel gebe, die ganz erwildete Brigitte einigermaßen zu stillen und Ruhe zu bringen in's Haus, nämlich die beiden Glücklichen aus dem Hause zu schaffen so schnell als möglich.

Weitläufige Geschichten gab es damals nicht, wenn jemand heirathen wollte; an drei Sonntagen hintereinander mußte man sich noch nicht aufbieten lassen; Schneiderinnen und Näherinnen waren damals noch nicht so hageldicht wie Nesseln an den Zäunen, man ließ nicht alle drei Tage die Röcke ändern und mit Weißzeug plagte man sich wenig, geschweige daß man die Hemden brodirt hätte hinten und vornen und

die Nachthäubchen garnirt mit Brüsseler Spitzen. Die befreundeten Mönche in Herzogenbuchsee segneten die Beiden ein, sobald der Junker wollte, und aus den gefüllten Schränken nahm man einen Rock von Großmutter oder Urgroßmutter, welcher am besten paßte, steckte die Agnes hinein, hängte ihr einiges Goldzeug um und die Braut war fix und fertig geschmückt und schrecklich glücklich in solchem Glanze. Ja damals ging es noch einfach zu!

Ein Einziges war dem Junker dabei nicht recht; eine Hochzeit ohne Hochzeitsfest, eine Hochzeit so gleichsam unter der Hand, bei welcher man den Jubel nicht zehn Stunden in der Runde hörte, nicht eine Stunde in der Runde alle Wege mit Glücklichen besäet fand, welche in seligen Träumen ihr Räuschchen verschliefen und der Stunde der Auferstehung harrten, wo in die Beine wieder Kraft kam den Leib zu tragen, eine so stille Hochzeit war unerhört, erschien ihm fast wie gottloser Gräuel; aber was sollte er mit der Brigitte anfangen, die herumfuhr wie eine eingeschlossene Hornisse an den Fenstern; wäre es ein stiller Jammer gewesen, verbunden mit etwelchem Seufzen und Stöhnen, mit welchem sie behaftet gewesen, so hätte sich das Ding wohl machen lassen; in einem Hinterstübchen hätte sie ihr Weh verbergen können, aber Brigitte hatte kein stilles Weh und ließ sich nicht einschließen; sie wäre unter den Gästen herumgefahren wie eine wüthende Katze, welcher man feurigen Schwamm unter den Schwanz gebunden. Bei einer splendiden Hochzeitsfeier hätte auch die Ueberraschung der Frau Grimhilde, auf welche der alte Junker sich sehr freute, gefährdet werden können. Die Koppiger Leute waren zu hungrig, als daß sie nicht den Hochzeitsduft in die Nase bekommen und nach Denz gezogen worden wären, hätten also ihren jungen Herrn erkennen müssen. Er verzichtete also, wenn auch ungern, auf ein großes Fest und begnügte sich mit einigen Mönchen von Herzogenbuchsee und einem wackern Schluck. Gleich am andern Morgen sollte der Zug

nach Koppigen losgehen mit möglichst großem Gefolge, eine stattliche Mitgift bei sich führend. Kurt hatte sich dieses anfangs ganz prächtig vorgestellt und sich sehr darauf gefreut, in Koppigen einzuziehen wie ein Fürst, mit einer schönen Frau, großem Reichthum, mit Kühen und Pferden, in strahlender Rüstung, reich geschmückt, wie der freigebige Schwiegervater den stattlichen Tochtermann selbst herausgeputzt hatte zur eigenen Ehre und Freude. Kurt hatte sich vorgestellt, für wen man ihn wohl nehmen möchte und was für Augen man endlich machen werde, wenn man in der fürstlichen Gestalt den Kurt erkenne, der vor zwei Jahren auf einem steifen Hengste und in der alten Rüstung mit den tiefen Rostgruben und den losen Bändern ausgeritten!

Nun aber, als es wirklich auf Koppigen losgehen sollte, fiel es ihm ein, wie es wohl in Koppigen aussehen möge und was Frau und Schwiegervater für Augen machen und dazu sagen werden. Es wurde ihm ganz blöde, wenn er so recht daran dachte. Was sollte er machen? Sollte er einen Boten senden, sich ankündigen lassen oder selbst voranreiten, um Anstalten zum gehörigen Empfang zu treffen? Aber womit Anstalten treffen, wenn niemand da ist, der sie macht, nichts da ist, womit man sie machen kann? Zudem wäre ihm auch die Freude der Ueberraschung verdorben, und er hatte sich das so schön gedacht, wie Jürg unter dem Thore stände, wackelnd mit grauem Haupte, die Mutter erst lange, lange Zähne mache, endlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlage, wie Jung und Alt aus jeder Hütte stürzen würde, die Herrlichkeiten zu bewundern: ihn voran auf stolzem Roß, hintendrein den reichen Troß. Darauf freute er sich, während es ihm bitterlich graute, ihre grenzenlose Armuth fremden Augen und der Diener Spott preiszugeben. Er hatte sich freilich nicht reicher gemacht, als er wirklich war, nicht von Gütern gefaselt, welche näher dem Monde als Koppigen lagen, wie es bis auf diesen Tag getrieben wird mit der gleichen Scham-

losigkeit und mit der gleichen Leichtgläubigkeit geglaubt. Aber so die rechte Vorstellung von ihrer Dürftigkeit hatte er ihnen doch nicht beigebracht, sie war ihm selbst nicht so eigentlich anschaulich; hatte er doch, so lange er daheim war, keinen Begriff gehabt, wie arm sie seien, ihm fehlte die rechte Vergleichung. Erst als er in die Welt kam und andere Burgen sah, erlebte, was dort tägliches Bedürfniß war, erst da merkte er, wie ihnen fast alles fehlte und wie arm sie seien.

Sein Schwiegervater sah diese innere Plage wohl und begriff sie; er kannte Koppigen besser als Kurt sich es dachte, ja als Kurt selbst. Frau Grimhilde war eine zornige Person, aber zorniger wallte ihr adelig Blut doch nie durch ihre Adern, als wenn ihr enges Gebiet durch fremde Jagd entweiht ward. Da sie nun niemanden hatte, welcher ihr die Frevler fing, um auf einen Hirsch sie zu schmieden oder mit schwerem Gelde zu büßen, so brauchte sie was sie hatte, die Zunge, schimpfte, so laut und lästerlich sie konnte, die Jäger aus. Diese, wenn es thunlich war, ritten so nahe sie konnten am Schlößchen vorbei und ergötzten sich an Frau Grimhildens Schelten, ungefähr wie noch heutzutage die liebe Schuljugend irgend einen bissigen Haushund oder wunderlichen Junggesellen oder bösen weiblichen Drachen haben muß, um sie zu necken und an ihrem Gekläffe sich zu ergötzen. Der lustige Junker, wenn auch kein Schuljunge mehr, war doch mehr als einmal bei solchen Streichen gewesen, hatte mit geübtem Auge das Elend sich angesehen, hatte noch viel von halbnackten Jungen vernommen, welche hungrig den Jägern nachstrichen und nach Brosamen schnappten, mit den Hunden sich darum stritten. Also die Armuth störte ihn nicht, aber so viel Bosheit hatte er im Leibe, daß er den Tochtermann nicht nur nicht tröstete, sondern sich sehr auf sein Gesicht und seine Verlegenheit freute.

Früh Morgens ward aufgebrochen, und nachdem man vier Stunden lang mit Wald und Sumpf gerungen, kam man

endlich auf einen Hügel und hatte Koppigen vor Augen. Das Schlößchen, obgleich von der Sonne beschienen, sah doch so grau, altersschwach und zusammengeschrumpft aus, daß Kurt, dem ein anderer Maaßstab in die Seele gewachsen war, nicht bloß Andern, sondern sich selbst gerne eingeredet hätte, das sei das alte Koppigen nicht, welches er verlassen; wenn sie sich nicht verirrt, so hätten böse Geister das frühere weggenommen und dieses verwitterte Krähennest an dessen Stelle gesetzt. Der Herr von Denz dagegen war wie mit Quecksilber ausgestopft; wer was blasen konnte, mußte blasen aus Leibeskräften, er hetzte und schlug die Hunde, daß sie heulten als käme die wilde Jagd gestoben; es war ein Höllenlärm, wie Frau Grimhilde noch keinen gehört hatte. Der wildeste Zorn fuhr ihr in den magern Leib über diese wilde vermessene Jagd auf ihrem Gebiete. Ihre ganze Leibwache rief sie zusammen: den grimmigen Jürg, der sich geberdete, als versuche er seinen Kopf in den rechten Schwung zu bringen, um ihn als Bombe in den Feind zu schleudern; ihre ganze Meute, bestehend aus zwei Hunden, von denen der eine blind war, der andere zahnlos; ein Junge, den sie in's Schlößchen genommen, Jürg zum Beistand, fehlte, wahrscheinlich war er um was Eßbares aus, woran man eben im Schlößchen bitterlich Mangel litt. Obgleich die tapferste Mannschaft fehlte, die anwesende ziemlich an Gebrechlichkeit litt, beschloß Grimhilde doch in gräßlichem Zorne, diesmal Ernst zu zeigen, wenn man sich näher wagen sollte. Kühn stellte sie die gesammelte Macht unter das offene Thor, und als mit Hollah! Hussah! und wildem Rüdengeheul der Zug näher kam, griff der grimmige Jürg nach einer Armbrust zum eisernen Gruße, aber leider konnten seine Hände sie nicht mehr spannen, und in Hast fand er den Haken nicht. Da brannte Frau Grimhilde ihre Kartätschen los, ganze Ladungen Schimpfwörter, doch umsonst. Unaufhaltsam, in immer lustigerem Geschnetter und Geheule, zog der Zug heran, bis endlich Grimhilde inne ward,

das sei keine Jagd, sondern was Anderes, aber was, das begriff sie natürlich nicht, dachte aber daran, wie Frauen wie Grimhilde gerne was Arges denken, man wolle sie höhnen und spottweise zum Imbiß bei ihr einreiten, um sich an ihrer Armuth und Verlegenheit zu ergötzen. Sie blieb im Thore stehen, während sie Jürg befahl, die Thorflügel loszumachen und zum Schließen bereit; aber sie hatte vergessen, daß der eine Flügel aus den Angeln gefallen und anderwärts verwendet worden war, der andere dagegen längst weder Schloß noch Riegel hatte. Dennoch blieb sie trotzig stehen; der alte Jürg zerrte auf's neue an der Armbrust, matt bellten die Hunde.

Da ritt der alte Herr dem Zuge voraus, und als Frau Grimhilde ihn erkannte, lud sie ihre Kanonen mit doppelter Ladung und überschüttete den Junker mit Lästerungen, daß die Engel im Himmel die Ohren zuhielten, denn sie haßte den von Denz wegen manchem Schabernack absonderlich. Was aber sollten hinter ihm die Saumrosse, die Karren, der Troß? sie faßte das nicht. Der lustige alte Junker begann nun eine seltsame Anrede; die Chronik hat sie nicht aufbewahrt, wir wissen nicht, enthielt sie was von einem verloren gegangenen und wiedergefundenen Kreuzfahrer oder einem verschlagenen und heimfahrenden Mohrenritter. Je mehr der Junker redete, desto weiter deckten sich die Zähne der alten Dame ab, so wie alte Klippen ihre Zacken dem Schiffer erst dann in ihrer Gefährlichkeit sichtbar machen, wenn er sein Schifflein über sie hintreibt.

Unterdessen brauchte Jürg statt des Maules seine Augen, musterte den seltsamen Zug, stieß endlich einen Fluch aus und trabte zu dem großen Ritter, welcher hinter dem alten Herrn und neben einem schönen Frauenbild zu Pferde saß; hinter Jürg her wackelten die beiden alten Hunde, schwenkten zärtlich hin und her ihre haarlosen Schwänze. Vor dem Reiter beugte sich Jürg in alterthümlichem Respekte, alle

Kräfte boten die Hunde auf, am wilden Rosse emporzustehen, jedoch vergeblich.

Das sah Frau Grimhilde, erkannte Kurt, und ihrer Kanone einen Ruck gebend fragte sie, ob er ein Narr geworden oder sonst was. Kurt sprang vom Rosse, grüßte die Mutter wie es sich ziemte, sagte, er bringe heim seine Beute aus der Welt, seine Frau und sonst noch was. Ein neues Leben solle nun in der Burg erstehen, und wie sie sich in der Jugend gewöhnt, solle sie es im Alter haben. Wenn es nur das sei, sagte Frau Grimhilde, so hätte er besser gethan, selbst voranzureiten und zu klopfen an's eigene Thor, statt erst dummen Lärm zu machen und hinterdrein einen solchen Narren zu senden. Anständig sei es vom Sohne nicht, die eigene Mutter entweder erschrecken oder zum Besten halten zu helfen.

Indessen trat sie doch unter dem Thore weg, in's Höfchen hinein konnte der Zug reiten. Das Höfchen war enge, faßte sie kaum, war hoch mit Gras bewachsen, denn da war nicht bloß niemand, der es ausriß, sondern leider sogar kein Geschöpf mehr, das Gras fraß, als zuweilen einer der alten Hunde, wenn es ihm gar zu wunderlich ward im Bauche. Außer Gras war nichts im Hofe, so wie sich in alten Küchenschäften, wo man nichts zum Kochen hat, auch nichts als Schimmel findet. Die Koppiger Bewohner hatten keine Ahnung, woher Kurt die schöne Frau bringe; im Eifer des Geredes hatte Kurt den Namen zu nennen vergessen, war überhaupt des Vorstellens nicht gewohnt. Jürg dachte an eine weiße Prinzessin aus dem Mohrenlande, träumte sich die Rosse begabt mit Gold und Edelsteinen und hintendrein einen Mohrenkönig, der ganze Schiffe voll derlei Zeug nachsende. Grimhilde dachte nicht ganz so weit, aber doch an was sehr Reiches und Vornehmes, nahm ihre gräfliche Haltung wieder zur Hand und führte ihre Gäste in des öden Schlößleins Halle.

Voran wie ungezogene Kinder stürzten des Herrn von Denz ungezogene Hunde, und ganz finster ward es im Ge-

mache; es war, als ob unzählige Vögel aufgestoben wären vor der Hunde Gebell, und doch hörte man kein Flattern, und auf einmal erscholl ein schreckliches Gepolter und alsbald ein noch viel schrecklicheres Geheul, eine viel größere Dunkelheit, es schien ein verzaubertes Gemach. Es war es aber nicht, es ging alles ganz natürlich zu. Seit Kurt fort war und die Hunde alt, hatte die Jagd auf Hochwild abgenommen, mit niedern Wilde mußten sie sich befassen, mit Vögeln allzumal, welche man in Netzen und Lätschen fangen kann und ausnehmen aus den Nestern. Der Kürze halber schüttete man die Federn auf Haufen in die Halle, bis man sie anderwärts gebrauchte; diese wurden von den Hunden aufgestöbert, gejagt, der Tisch, d. h. der Thorflügel, welcher im Hofe fehlte und hier auf schwachen Beinen stand, umgerannt, die Hunde erschreckt, getroffen, die Federn wilder durcheinander gewirbelt, so daß eine Weile man nicht wußte, wo man war und was das Alles zu bedeuten hatte. Verdutzt schwiegen die Hunde, allgemach setzte sich der Nebel, der seltsame Tisch ward wieder aufgerichtet, die Diener brachten die mitgebrachten eßbaren Dinge, denn dafür hatte der alte Herr, der in solchem äußerst klug und vorsichtig war, vortrefflich gesorgt, eben so an gutem Getränke es nicht fehlen lassen.

Die alte Dame ließ die Diener mit aller Grandezza gewähren, als ob es sie nichts angehe, als ob es sich von selbst verstehe, daß von niedern Wesen für sie gesorgt würde ohne ihr Zuthun. Agnes allein machte ganz curiose Augen, so arg hatte sie sich das Nest denn doch nicht vorgestellt, so entblößt von allem kein Schlößlein, so einem Drachen ähnlich kein altes Weib. Kurt war Agnes in's Herz gewachsen, aber wenn sie Koppigen gesehen hätte, ehe Kurt ihr Mann geworden, wer weiß, wer weiß, ob sie nicht den Kurt aus dem Herzen gerissen hätte, wie man böse Zähne aus dem Munde reißt.

Endlich, als das Getümmel schwieg und Ruhe war,

fragte Grimhilde ihren Sohn, woher er seine Frau bringe und aus welchem Geschlechte sie sei. Da trat der dicke Junker vor und sprach mit Salbung und großem Anstande: „Aus dem erlauchten Geschlechte derer von Denz ist sie und meine Tochter, von Denz kommt sie, will hier bleiben und eure Schwiegertochter sein, Frau Grimhilde. So sind wir beide unerwartet nahe Verwandte geworden, ich hoffe, es freut euch wie mich, und gute Freunde werden wir werden, eins dem andern aushelfen, ihr mir mit eurer Tapferkeit, ich euch mit Speise und Trank und was ihr sonst etwa nöthig haben mögt."

Potz himmelblau, was kriegte die Alte für ein Gesicht während der Rede ihres neuen Verwandten! Sie hatte schon manch wüstes Gesicht gemacht, aber so eins doch wirklich noch nie. Die Haare um's Maul rollten sich und zischten, als wären sie dem Feuer zu nahe gekommen, die Zähne deckten sich ab, wie man eine Batterie demaskirt und schienen sich vorzustrecken zu einem Anlaufe, die Augen spitzten sich zu, schienen zu Kugeln zu werden, dem Junker von Denz in's Gesicht fahren zu wollen. Das ganze Gesicht glich einer Bombe ehe sie zerplatzt, und wie die Bombe platzt, wenn sie lange genug gezischt hat um das Zündloch herum, so platzte es endlich auch, als der Junker schwieg, aus Grimhildens Gesicht und zwar grimmiglich. Blitz, Donner, Hagel, Sturm sprühten aus dem Gesichte und zwar stromweise wie bei einem Feuerwerke und alles durcheinander, und bald fuhren die Ströme über Kurt her, der in zwei Jahren zwei Stunden weit gekommen und nichts heimgebracht, als so eine und von dem da, der nur ein Edelknecht sei und daneben auch nichts werth und zu nichts tauglich, als alte Weiber zu plagen und mit Mönchen zu saufen, und seinen Töchtern, welche er Mönchen nicht geben könne, gerne abkäme zu rechter Zeit, und von diesen Töchtern habe er gerade die mitgebracht, welche ihm der Alte am liebsten angehängt, weil sie zu nichts tauge, ihn am meisten plage; die könne aber auch gleich wieder mar-

schiren, woher sie gekommen. – Kurz, die Alte blitzte und donnerte und zwar mit ganz andern Worten noch, daß es später Allen schien, das Fleisch sei verpfeffert, der Wein habe einen Schwefelgeruch und in der Halle führen die Blitze fort und fort hin und her.

Der Herr von Denz, durstig durch den langen Ritt, an Grimhildens Feuer gewöhnt, blieb kaltblütig, complimentirte die Dame an die zerbrechliche Tafel, legte vor und langte zu. Grimhildens Leib folgte unwillkürlich den Nöthigungen des alten Herrn, während die Seele fortwährend Feuer und Flamme sprühte. Jürg ward endlich die Mittelsperson; dieser freute sich gar sehr über den jungen Herrn, dessen Aeußeres seine Erwartungen übertraf, und Denz oder nicht Denz, wenn nur wieder was in's Haus kam und ein besseres Leben anfing. Was hatte sein alter Herr von eines Grafen Tochter gehabt? Am Ende kann man weder abbeißen von einem Titel, noch mit demselben die Löcher im Gewande flicken. Als dem alten Knaben nicht bloß Kuttlerugger, sondern wieder wirklicher guter Wein durch die Glieder floß, da schien die alte Kraft wieder zu glimmen, die Beine standen fest, der Kopf ebenfalls; er fragte und ließ sich seines Herrn Schicksale erzählen und kümmerte sich um seiner ungnädigen Herrin Gepülver nicht, er war es eben auch gewohnt.

Wie am Ende jedes Feuer ausgeht, der allergrößte Munitionskasten einen Boden hat, so hat man auch noch von keinem Weibe gehört, das nicht endlich einmal absetzen mußte, wie gut es das Schimpfen und Schelten auch konnte. So ist es hier auf der Welt, im Leben; drüben in der Ewigkeit da mag es wohl sein, daß es Weiber giebt, welche in alle Ewigkeit tschädern, schnädern, pülvern, aufbegehren, schimpfen und schelten müssen, daß ihre Zunge ganz feurig wird, aus ihrem Munde ein Rauch fährt wie aus dem Kamin eines Bäckers, wenn er seinen Backofen mit grünem Holze heizt. So ging es auch Grimhilde, die Lust zum Reden ging ihr

endlich aus, zudem nahm es sie wunder, was Kurt erlebt oder ob er wirklich nicht weiter als bis Denz gekommen, und überdies wurden durch Speise und Trank, die ihr durch den Mund in den Leib glitten, ihre Empfindungen sanfter und ihre Gefühle gemäßigter. Ist ja doch auch, freilich durchaus nicht zusammengezählt, kein Hund auf der Welt zu finden, wie bissig und hungrig er sein mag, der nach einem guten Fraße nicht ein gewisses Behagen spürt und menschenfreundlicher wird. So zog Grimhilde nach und nach die Zähne ein, und wenn sie sich schon nicht mit der Heirath des Sohnes versöhnte, so wurden ihre Ein- und Vorwürfe doch ganz sanft und milde. Heirathen hätte er nicht gebraucht, dafür hätte man ihn nicht fortgesandt, und dann nur so eine! Hätte er was gewonnen, hätte er heimkommen sollen damit, sie hätte ihm dann schon eine Frau suchen wollen und zwar eine ganz andere. Wo man nichts zu essen, nichts sich zu kleiden habe und kaum trocknen Raum für eine Person; was man da mit einer Schwiegertochter anfangen solle und noch dazu mit einer nur von Denz? sie frage. Aber dumm sei er sein Lebtag gewesen und dumm werde er bleiben!

Lautlos war die junge Frau geblieben, aber daß in ihr viel vorging, wird man begreifen. Freilich war man damals nicht so zimpferlich wie jetzt, dachte nicht alsbald an Krämpfe, aber geschaudert hatte Agnes doch, als sie die gränzenlose Armuth sah, von welcher sie sich wirklich keinen Begriff gemacht hatte; keine Hütte war ihr noch vorgekommen, in welcher man nichts, so gar nichts sah, nichts als eine Schwieger, welche des Teufels Großmutter zum Schweigen gebracht hätte. Wenn eine Schwiegertochter in ihrem neuen Wohnsitz gar nichts findet, als ein solch keifend Hausstück, so muß es ihr knapp um's Herz werden, keine rosenrothe Zukunft wird vor ihren Augen stehen, und hat sie Ideale gehabt, so werden dieselben nicht bloß zerrinnen, sondern zerplatzen. Ihr Vater theilte ihre Empfindungen nicht, er nahm die Alte und die

Armuth von der lustigen Seite, ergötzte sich ob beiden, und je greller die Armuth hervortrat, desto mehr hatte auch seine Gutmüthigkeit Raum zu helfen und zu spenden. Indessen, wer weiß, wenn er hätte dableiben müssen, nicht die Aussicht gehabt hätte Abends von dannen zu reiten, ob ihm alles so lustig vorgekommen, das Lachen nicht vergangen wäre. Man lacht im Vorbeireiten über gar manches, muß man dabei bleiben, findet man, daß dasselbe keine lächerliche Nase hat, sondern eine ganz andere.

Der Schwiegervater hatte bereits an Geräthen, Gewändern, Vorräthen ein Ansehnliches mitgebracht, womit man die alte Höhle etwas wohnlicher machen konnte; aber er sah wohl, daß da viel mehr noch nöthig sei und namentlich Bauleute, wenn die Menschen trocken wohnen und mit Sicherheit wieder etwas Vierbeiniges in den Ställen untergebracht werden sollte. Indessen tröstete er sich darüber leicht; dem Allem sei abzuhelfen, dachte er. Kurt hatte den schwersten Augenblick überstanden, es war leichter gegangen, als er sich gedacht; doch belästigte noch etwas sein Gemüth und zwar sehr. Wer etwa meint, es seien die Schauer, welche über Agnes' Seele fuhren, die er gesehen und mitempfinde, der würde sich sehr irren, die sah Kurt nicht. Kurt hatte ein herrliches Auge: den Aal sah er im Schlamm, das Rebhuhn im Grase, die Schnepfe im dürren Laub, das Wildschwein im Dickicht, aber in den Herzen der Menschen sah er hell nichts, und so wenig als er lesen konnte in einem Buche, eben so wenig konnte er die Gedanken der Menschen lesen, welche über die Gesichter der Menschen flogen, noch viel weniger die, welche bloß vorsichtig aus den Augen gucken oder tückisch lauern in den Winkeln des Mundes; da war allenthalben unleserliche Schrift für ihn, und wenn man ihm Brillen aufgesetzt hätte, er hätte nichts gesehen. Es giebt halt gar verschiedene Augen, aber wirklich kommod ist's, wenn man deren hat, welche sehen, was auf den Gesichtern vorgeht und im Grase und was sitzt in

des Herzens Grund und in des Teiches Schlamm; sie sind aber leider nicht zu kaufen, diese Augen, sie sind eine Gottesgabe.

Neben Kurt zu beiden Seiten saßen die alten treuen Hunde, die Gespielen seiner Jugend, freuten sich des Wiedersehens, wedelten ihrem Herrn den Willkomm zu nach Vermögen, ließen dann den Kopf sinken tief zwischen die Vorderbeine hinab, schlossen die Augen, thaten als studirten sie Wichtiges: Entdeckungen im Gebiete der Mechanik oder Chemie, Reden vor einer Kammer oder Combinationen in den Finanzen. Nach geraumer Weile ermannten sie sich, hoben den Kopf, als hätten sie das Gesuchte entdeckt, leckten dann einfach ihrem Herrn die Hand, setzten ihre Studien wieder fort. Was machen mit solchen alten Studenten, wie jagen mit diesen alten Thieren, die kaum mit dem alten Jürg Schritt halten konnten? Das lag Kurt im Gemüthe, und für das war nicht gesorgt. Hunde waren wohl da, aber nicht für ihn, wie Kurt wohl wußte; daß dieses ihn sehr plagen mußte, wird jeder fassen, der weiß, was Jagen ist, und wie es einem Jäger im Gemüthe ist, der alte Hunde hat. Der alte Herr hatte in diesem Fache bessere Augen als Kurt, er merkte alsbald, wo diesen der Schuh drücke; er hatte die Bosheit, diese alten Studenten zu preisen, ihre vergangenen Thaten zu rühmen, und was das für ein Jagen gewesen sein müsse mit ihnen, denn bessere Thiere seien ihm nicht vorgekommen.

Ach wie da dem Kurt das Herz aufging, und was er da dem Schwiegervater für Stücklein erzählte, welche er mit diesen Hunden vollbracht und wie er nirgends solche Hunde angetroffen. „Aber jetzt," sagte er und ward dabei förmlich gerührt, „aber jetzt, was soll ich mit ihnen, der eine thut jede Viertelstunde einen Schritt, unterdessen giebt der andere einen Laut von sich, dann erholen sich beide und thun so wieder einen Schritt und geben wieder einen Laut, und so soll ich jagen künftig!" Kurt zeigte offenbare Spuren oratorischen

Talentes, nach dem alten Sprichwort: es ist das Herz, welches beredt macht. „Da jage mit den jungen!" sagte der alte Herr. „Mußt nicht meinen, man könne immer die gleichen Hunde brauchen!" „Ja, wenn sich junge hätte," sagte Kurt. Das war die Spitze der Armuth, welche dem Herrn von Denz wirklich nicht mehr lächerlich vorkam, sondern in's Herz ging, denn das hätte er nicht gedacht, daß es ein Schlößchen in der Welt gebe, in welchem bloß zwei Hunde seien, beide mit haarlosen Schwänzen, von denen der eine in einer Viertelstunde einen Schritt thue, während der andere die gleiche Zeit brauche, einen Laut von sich zu lassen. Diese Armuth trieb ihn zum Aufbruch früher als er vielleicht sonst daran gedacht, denn ein solcher Mangel war unerträglich, dem mußte abgeholfen werden alsbald.

Der Tochter war es doch schwer um's Herz, als der Vater Abschied nahm und fortritt und sie allein blieb im öden Haus und mit der bösen Schwieger. Indessen an sentimentale Betrachtungen war Agnes nicht gewöhnt, sondern hatte im innersten Kerne ihres Wesens eine bedeutende Kraft, welche sich in das Nothwendige ergiebt, die Sachen nimmt wie sie sind, sie zu benutzen und zu gestalten sucht auf das beste. Sie packte ihre Sachen aus, ordnete sie so gut als möglich und mit geschickter Hand, welcher man es ansah, daß sie selbst angreifen konnte, und ehe der Tag zu Ende war, hatte Koppigen ein um viel besseres Aussehen erhalten, einem Bettler gleich, den man gehörig wäscht und reine Kleider ihm anzieht. Der Vater hielt aber auch Wort; am andern Morgen schon kamen Hunde und zwar treffliche, hintendrein und nach und nach das Andere.

Kurt liebte seine junge Frau sehr, aber seine Pflicht erforderte begreiflich, daß er nicht fortfuhr neben ihr zu sitzen; er mußte den Hausvater machen, für das Nothwendige sorgen, d. h. er mußte jagen mit den neuen Hunden. O, es ist schön, wenn Pflicht und Lust übereinstimmen, und stimmen sie

nicht überein, so hat man ein einfaches Mittel sie zu vereinen: man macht aus der Pflicht einen Mantel und hängt ihn der Lust um, und zwar um und um so daß gar kein Zipfel davon hervorguckt, dann wandelt man in der Pflicht und thut, was die Lust gelüstet. Da geht's gar lustig zu und öfter so als die Welt glaubt. Es war aber auch Kurt fast nicht zu verargen: erstlich war er ein Naturkind, und die Natur treibt ihre Kinder der Lust nach; die Cultur ist's, welche den Naturkindern ein Mäntelchen umhängt, und da Kurt zwei Jahre in der Welt gewesen war, so kam er eben zu einem Fetzen Cultur, aus welchem man diese Mäntelchen macht. Und wer einmal außerhalb der Kuhweide war, der wird von zwei Mächten getrieben: er will wiedersehen, er will sich wieder zeigen. Kurt wollte wiedersehen sein ganzes Jagdrevier, jeden Anstand, auf welchem er in der Dämmerung zu lauern pflegte, jedes Dickicht, in welchem er eine Sau gesehen, jede Wiese, über welche das Wild strich, jede Quelle, an welcher Reh und Hirsch sich fanden, die alten Weidenstöcke, wo die größten Forellen standen, die Plätze, wo die Lachse laichten, die Strömungen, wo die Raubfische in Netzen zu fangen waren, jede besondere Art zu ihrer besondern Zeit. Er mußte beobachten, ob das Wild die gleichen Gänge ging oder beim Wechsel des Holzes die Bahnen geändert, andere Richtungen genommen. Das Wild ist freiherrlich, macht sich seine Wege nach seiner Bequemlichkeit, nach dem das Holz aufwächst oder abgehauen wird, je nachdem das Unterholz sich ändert oder rundum die Cultur, denn es ist eben auch sehr empfänglich für die Cultur. Es ändert seine Wege ohne obrigkeitliche Bewilligung, denn es braucht zur Instandstellung seiner Wege auch keine obrigkeitlichen Wegknechte. Wie ein alter Student seine alten Lieder, so liebt ein alter Jäger seine alten Gänge, und jeder hat seine besonderen Stellen, wo ihm das Herz besonders schlägt und in die Augen ein besonderes Leben kommt.

Aber auch zeigen, wieder zeigen will man sich, besonders wenn man glaubt, es sei eine merkliche Veränderung an Einem vorgegangen. Kurt ritt an Halten gerne vorüber und sah auf die Fräulein herab mit souverainer Verachtung, weidete sich am Aerger, den sie haben müßten bei seinem Anblicke, wenn sie denken müßten, wie sie ihn ausgespottet und wie er sie jetzt verhöhnen könnte. Er ritt gerne nach Solothurn, labte sich an dem dortigen Gerede und wie man laut sich wunderte, wie der jetzt einem Grafen gleich geworden an Männlichkeit und Anstand, den man früher ganz anders gesehen. Je öfter er sich also zeigte, um zu zeigen, wer er jetzt sei, desto mehr schien es ihm, er erfülle eine Pflicht, die Pflicht, seinen und seines Geschlechtes Ruf herzustellen und wieder zu Ehren zu bringen.

Während auf diese Weise Kurt seiner Pflicht nachritt, lagen die beiden Damen zu Hause ihren Pflichten ob, jede wollte treu sein und jede war eifrig, aber jede auf ihre Weise. Sie bildeten gleichsam zwei Kammern: Frau Grimhilde die Pairskammer, Frau Agnes die Kammer der Gemeinen. Frau Grimhilde war eine geborene Gräfin, das öde Häuschen war das ihre sammt Grund und Boden. Frau Agnes war die Jüngere, bloß eines Edelknechts Tochter, hatte aber die Finanzen, und was in's Haus gebracht wurde, das schickte ihr Vater. Begreiflich nahm Frau Grimhilde das Hausrecht in Anspruch, die angestammte Würde, betrachtete die Sohnsfrau als einen Eindringling, die froh sein sollte, wenn man sie aus Gnaden duldete, nicht todtschlüge, behandelte sie als eine Magd und forderte dafür noch Dankbarkeit, weil sie doch dabei das Leben behielt. Frau Agnes dagegen war der Meinung, sie sei wohl aus Gottes Gnaden hier, aber nicht aus Frau Grimhildens Gnade. Kurt sei froh gewesen, sie zu erhalten, und Frau Grimhilde sollte froh sein, leben zu können aus ihrer Sache. Sie wollte niemanden was vorrücken, aber leben als eine Bettlerin und doch von ihrer Sache, das wolle sie nicht; sie meinte, sie könnte befehlen, wo sie ihre Sache

abgestellt wissen wolle, was die Bauleute bauen, was die Knechte thun sollten, wo man mit ihren Rossen pflügen und von welchem Samen man säen solle; meinte auch, sie verstände das und zwar besser als eine alte Frau, welche seit zwanzig Jahren keinen Pflug im Felde gehabt. Indessen, wenn Frau Grimhilde auch keinen Pflug im Felde gehabt, so führte sie doch eine Sprache in's Feld, welche durch Leib und Seele ging, und was sie befahl, das wußte sie durchzusetzen gleich einem alten türkischen Sultan.

Man kann sich daher das Leben vorstellen, welches die Beiden miteinander führten, und die süße Zärtlichkeit, welche zwischen ihnen herrschte. Das Zweikammersystem ist nur dann gut, wenn ein gutes Zünglein an der Waage ist und eine starke Hand die Waage hält. Diese Hand hätte eigentlich Kurt in's Feld führen sollen, er sollte des Hauses König sein, das Gleichgewicht herstellen und alle Kräfte einigen unter seinen Willen. Aber Kurt hatte eben ein eigenes Fach ergriffen, war zu sehr mit den auswärtigen Angelegenheiten behaftet, um das Ganze gehörig zu überwachen. Zudem hatte er Furcht vor seiner Mutter; eigentlich hatte er sich nie von ferne gegen sie aufgelehnt, geschweige daß er an's Emancipiren gedacht hätte. Es ist übrigens sehr merkwürdig, wie so oft ein altes Weib, dessen Glieder nur noch zusammengeleimt scheinen, eine unumschränkte Gewalt über baumstarke Söhne übt, und wie die Söhne sich derselben nicht entziehen dürfen, wie gerne sie sich auch entziehen möchten.

War Kurt einmal zur Seltenheit zu Hause, wenn eine Hündin Junge werfen wollte oder ein Pferd lahm geworden, und kam Agnes zu einem vertrauten Worte mit ihm, so klagte, weinte sie jämmerlich, machte alle Manöver, welche eine Frau in solchen Umständen macht, redete von Fortlaufen, wenn er seiner Mutter nicht den Marsch mache, oder schmollte, redete nicht nur nichts mit ihm, sondern ließ sich höchstens von hinten sehen. Das brachte Kurt in Verlegenheit und that ihm

weh, denn er war von Natur gutmüthig; er suchte seine Frau zu trösten, aber seine Beredtsamkeit in diesem Fache war wirklich nicht groß. Er wußte ihr wenig Anderes zu sagen, als er begreife nicht, was sie eigentlich immer zu klagen hätte, es hätte ihr doch niemand was gethan, und was sie wolle habe sie oder könne es nehmen. Es sei freilich wahr, seine Mutter rede viel, besonders in den langen Tagen, aber sie müsse es machen wie er, er lasse den Waldi, der niemanden beiße, auch bellen so lange und so viel er wolle; er wüßte nicht, warum seine Mutter nicht das gleiche Recht haben sollte, ihre Stimme zu gebrauchen. Ein andermal sagte er: „Mußt dich dulden, mußt warten lernen: sieh, wir Jäger müssen auch lauern, oft ganze Nächte umsonst, dir aber wird's nicht fehlen. Die Mutter ist alt und stirbt gewiß, und ist sie einmal todt, vergeht ihr Reden und Regieren von selbst, dann bist du Meister, kannst schalten und walten wie es dir gefällt.“ Solcher Trost schlägt bei einem klagenden, erzürnten Weibe nie gut an, sondern gießt Oel in's Feuer; zornige Weiber sind durchweg radicale Neu-Hegelianer, wollen keine Anweisung auf die Zukunft, sondern ein Handeln in der Gegenwart.

Zudem schien im letztern Troste Spott zu liegen, denn was er in Aussicht stellte, hatte einstweilen keine Wahrscheinlichkeit. Frau Grimhilde nahm sichtbarlich zu, zwar nicht an Gnade und Weisheit bei Gott und bei den Menschen, sondern am Fleische, verjüngte sich; seit sie wieder mit jemanden Tage lang schelten und keifen konnte, stärkte sie sich an Lunge, Leber, Herz, schien ein Fisch zu sein, der vom Trocknen wieder in's Wasser gekommen. Freilich mochte Speise und Trank, das behagliche Sein überhaupt auch etwas an ihrer Zunahme beitragen, was sie indessen nie eingestanden hatte, denn sie schimpfte von der Morgen- bis zur Abenddämmerung an einem Faden über das jetzige Leben, welches sie keinem Hunde gönnen möchte, und [rühmte, wie froh und glücklich sie früher

gelebt. Wenn dann zu solchen Reden die beiden Hunde bedenklich ihre grauen Häupter schüttelten, so bezog das Frau Grimhilde auf sich, bedachte nicht, daß die guten Hunde den ganzen Tag wackelten mit ihren Häuptern, und bedauerlich war es anzusehen, wie die alte Frau die alten Hunde mit der Peitsche züchtigte, daß sie laut heulend aus der Halle wackelten. Der alte Herr von Denz sandte viel nach Koppigen, aber wer es in Empfang nahm und damit handthirte, das kümmerte ihn nicht, und wenn ihm Agnes klagen wollte, wies er die Tochter an den Mann und sagte, er mische sich nicht gerne in fremde Hauswesen, er habe daheim ernstweilen an der Brigitte genug; übrigens solle sie es machen wie er, damit komme sie am besten fort, die Sache nicht gemüthlich nehmen, denken, es sei eine Krankheit, und gute Miene zum bösen Spiele machen, thun, als habe sie weder Augen noch Ohren, dabei brauchen was ihr wohlthue, nicht mehr machen als sie möge, ein besseres Leben gebe es ja nicht auf der Welt. Dieser väterliche Balsam war eben auch nicht heilsam für eine junge Frau, ihr wundes Herz wollte nicht heilen, und es würden wohl wenig junge Weiber auf der Welt zu finden gewesen sein, welche in den ersten Jahren der Ehe eine solche Schwiegermutter und solchen Trost dazu zu verwinden im Stande gewesen wären.

Die Weiber sind nicht alle gleichen Schlages, fast möchte man glauben, sie seien nicht von gleicher Materie; in einem Verhältniß wie Agnes war werden die einen gemüthlich zerrieben, in Thränen aufgelöst bald zu Staub und Asche, andere werden darin gehärtet wie Stahl und Eisen im Feuer, noch andere geläutert und verklärt dem Golde gleich. Zu welcher Sorte Agnes gehöre, wußte man lange nicht; sie würde für den kundigsten Fachmann schwer zur sortiren gewesen sein; sie war jung in's Leben getreten, ihr Gesicht, zart wie Milch und Blut, schien weich und schnell durchfurcht von Thränen, und eine Weile ging's, bis der innere feste Kern

sich zeigte, den das Leben nicht zerreibt, sondern härtet und polirt. In dem Maaße, als ihr Wesen fester ward, versiegten die Thränen, in gleichem Maaße wurde ihr Wille bestimmter, und was sie wollte, wußte sie zu sagen. Es war beinahe, als nehme Frau Grimhilde die Gestaltung ihrer Schwiegertochter mit Behagen wahr, ungefähr wie ein Metzger, der mit Freuden Sohlen an seinen Stiefeln bemerkt, welche sich nicht alsobald ablaufen, oder einen guten Stahl am Gürtel, der sich, er mag mit seinen Messern daran herumfahren wie er will, nicht alsobald abwetzen läßt. Eine, welche der Frau Schwiegermama förmlich die Stange hielt, ward natürlich Agnes nie, dazu fehlte ihr das Bösartige, Giftige, welches in Grimhilde hervorstach. Agnes war gemüthlich, barmherzig, konnte lieben, konnte geben, wozu Grimhilde nie fähig gewesen war; aber jemehr Agnes sich härtete, desto stärker gab es Feuer.

Daß es nicht angenehm ist, die Finger zwischen Stahl und Stein zu haben, ist jedem Kinde bekannt, aber noch etwas ganz Anderes ist's, zwischen Mutter und Frau zu stehen, wenn diese Feuer geben; nun hatte Kurt gewissermassen ein weiches Gemüth; wenn er ein Gesicht machte, daß eine siebenhundertjährige Eiche ein zartes Aussehen dagegen hatte, so war es eben nur, um darunter etwas Zartes zu verbergen, daß es niemand merke; wäre er ein rechter Holzbock gewesen, wie man zu sagen pflegt, so hätte das Weibergezänk ihn so wenig berührt, als das Mühlrad im Schlafe den Müller stört, kaltblütig hätte er sie tschädern lassen nach Belieben. Nun aber, weil er eben kein Klotz war, plagte ihn der ewige Krieg; es war ihm nichts peinlicher, als wenn er bald der einen, bald der andern Recht geben sollte, keine mit ihm zufrieden war, weil er sie nicht unbedingt im Recht fand, die Mutter ihn ausschimpfte, das Weib mit ihm schmollte. Die geistige Kraft, welche bei solcher Sachlage Ordnung schafft, hatte er nicht, er machte sich daher aus dem Staube,

nahm die Flucht, d. h. er war je länger je weniger daheim, sein Haus war seine Marterkammer. Das ist aber ein böses Mittel, das Fliehen, es hilft gar nichts und am Ende gehen dabei Mann und Haus zu Grunde, und trotzdem wird dieses Mittel so oft angewandt. Es war Kurt leid und bange, wenn er einmal einen Tag daheim sein sollte, sein Schlößchen kam ihm so eng und unheimlich vor, daß ihm der Wald im wildesten Schneesturme ein viel annuthigerer Aufenthalt war.

Doch hatte Koppigen ein anderes Aussehen gewonnen, die Thorflügel waren eingehängt, ordentliche Tische, wo man sie haben mußte, eine ziemliche Wirthschaft, ein anständiger Haushalt war wieder da, Vieh brüllte in den Ställen, bebaute Aecker gab es wieder, der Keller war nicht ganz leer, auch Speise für den morgigen Tag fand sich gewöhnlich vor, die Edelfrauen mußten nicht mehr mit eigenen Händen den Fischen das Genick eindrücken, die wilden Vögel rupfen und den Braten am Spieße drehen. Es war ein ordentlich wohnlich Haus geworden und doch war niemanden wohl darin, denn es sind nicht die Räume, welche ein Haus wohnlich und heimelig machen, der Hausgeist ist es, der dieses macht. Das war eben auch Ursache, warum der Herr von Denz nur selten einsprach, wenn er auch etwas im Keller fand, die Hunde nicht mehr die Tische umwarfen und eine ägyptische Finsterniß anrichteten in der Halle; er mochte das immerwährende Klagen auch nicht leiden, er glaubte auf der Welt zu sein um lustige Tage zu verbringen so viele er konnte, deren waren keine mehr in Koppigen zu finden. Selbst Kurt machte ihm ein grob Gesicht und gab ihm kein freundliches Wort; Kurt betrachtete nämlich sein Schicksal als ein unglückliches und den Schwiegervater als den Stifter desselben, denn die Menschen haben zuweilen sehr seltsame Ansichten; sein Schlößchen kam ihm alle Tage kleiner vor, seine Heirath alle Tage dümmer, er glaubte seine Bestimmung verfehlt zu haben, und

daran war eben der Alte die alleinige Ursache; Kurt glaubte sich eben berufen zu hohen Dingen, wenn er in der Welt geblieben wäre, weiß Gott, was er schon wäre; hätte ihn nur der Alte in Langenthal liegen lassen, so wäre er dort zu sich selbst gekommen, hätte das verfluchte Nest zu Denz nie gesehen, hätte ihn nur noch dort der Alte ziehen lassen, statt ihm eine Tochter anzuhängen, so wäre noch nichts versäumt gewesen, und weiß Gott, an welchem Hofe er jetzt wäre als Graf oder Freiherr.

So kalkulirte Kurt; er hätte noch jetzt gehen können, noch jetzt war daran nichts versäumt, aber es hieß ihn niemand gehen, zeigte ihm niemand den Weg und das mußte bei Kurt sein; zu welchen hohen Dingen er sich auch bestimmt glaubte, zu einem war er doch nicht bestimmt, sich nämlich selbst zu bestimmen, die bestimmende Kraft mußte außer ihm liegen. Er litt, wie man heutzutage sagen würde, grausam an Zerrissenheit, was er hatte, war ihm nicht recht, und was ihm recht gewesen wäre, das hatte er nicht, er dachte an hohe Dinge und that desto niedrigere. So fuhr er herum jagend, fischend, streitend, trinkend unter allerlei Volk, machte Bekanntschaften aller Art, vertrieb sich bei ihnen die Zeit je nach ihrer Weise, ob sie recht, schön, edel sei oder das Gegentheil, das kümmerte ihn nicht. Er spekulirte auf den Tod des Schwähers, hätte er einmal dessen Güter, stecke er die beiden Schwägerinnen in ein Kloster, wolle dann zeigen wer er sei und sich aufblasen im Lande, so kalkulirte er.

Spekulationen auf Schwägerinnen gerathen jedoch nicht immer, denn diese haben manchmal eigene Gedanken und spekuliren ganz anders als der Herr Schwager; als einmal die Agnes aus dem Hause war und man sah, wie freigebig der Alte Kurt auf die Beine half, so gefiel dies Andern auch, und in der Runde gab es so viele hungerige Junker, als es hungrige Fledermäuse im Frühjahre giebt. Ein Junker von Inkwyl faßte die Kunigunde, einer von Riedwyl nahm, was

übrig blieb, die Brigitte, setzte sich dafür so gleichsam zur Schadloshaltung in's Nest und blieb zu Denz. Wie das Kurt gefiel und daß es seine Zerrissenheit nicht heilte, kann man sich denken, aber er konnte es nicht ändern, er konnte bloß zerrissener werden, sein Loos immer unerträglicher finden, und je unerträglicher er sein Loos fand, desto unerträglicher ward er selbst.

Da starb der Herr von Denz und zwar gerne, denn seit er einen Tochtermann im Hause hatte, hatten seine Tage an Lustigkeit nicht zugenommen. Jetzt stürzten sich Alle auf das Erbe, jeder hätte am Ganzen zu wenig gehabt, man kann sich denken, wie ihm der dritte Theil des Ganzen vorkam. Wo viel zu wenig ist, entsteht desto mehr Streit; jetzt verficht man solchen Streit mit Advokaten, damals mit Schwert und Faust, beides kommt in Beziehung auf Gewinn auf eins heraus, der Unterschied ist bloß der, daß, während man ehemals mehr an Blut vergoß, jetzt desto mehr Galle überläuft, und man ist noch wohler dabei, wenn man etwas Blut verliert, als wenn man zu viel Galle in's Blut bekommt. Die Herren Schwäger rauften sich also mörderlich; Kurt und der von Inkwyl hielten begreiflich zusammen, wollten den von Riedwyl über's Nest hinauswerfen. Dieser ließ sich helfen durch den Herrn von Wangen, hatte Hülfe von seinen Brüdern, klopfte die Schwäger tapfer aus und machte Miene, selbst an ihre Schlösser hin zu wollen; sie suchten daher auch Hülfe, der von Flumenthal ward ihr Spießgeselle und einer von Alchenstorf. Der Streit zog sich in die Länge; an's Leben kam man einander nicht, schädigte einander desto mehr, stahl, verdarb einander so viel man konnte, ward darob allseitig arm; das Erbe ging darauf, nichts hatte man davon, als eben viel Haß und dadurch verbitterte Gemüther, denen nirgends wohl war als im Streit und wüstem Leben, Gemüther, welche für häusliches Glück gerade so empfänglich waren, als ein Gotteslästerer für Gottes Wort, und denen in ihren Häu-

sern so wohl war, als einem durstigen Saufbruder in einer Kirche.

Die Herren Schwäger hatten es fast wie die Hühner, welche sich erst die Federn ausrupfen, gerupft aber gute Freunde werden. Als an keinem von ihnen mehr etwas Besonderes zu rupfen war, wurden sie Bundesgenossen und kehrten ihre Schnäbel gegen Andere. Wie Spieler, jemehr sie verlieren, desto mehr wagen, das Verlorene wieder zu gewinnen, so wurden sie immer rücksichtsloser, wagten immer Wilderes, aber das Glück wollte ihnen nicht. Kurt besonders hatte eine unglückliche Hand, nicht bloß daß er immer am wenigsten erbeutete, wenn er auch am stärksten zuschlug, sondern auf ihn fiel immer der erste Verdacht, ihm wurde der größte Theil des Frevels zugeschoben; er hatte von Jugend auf einen anrüchigen Namen, und wo etwas gethan wird, dessen Urheber nicht offenkundig werden, schiebt man es ganz gelassen auf die Rechnung dessen, der bereits die größte und gröbste Rechnung hat. Es ist die menschliche Gesellschaft ein absonderliches Gebilde, eigentlich ein organisches Ganze. Wie ein lebenskräftiger Körper Krankheitsstoff absondert und ausstößt, langsam freilich oft, gerade so macht es die menschliche Gesellschaft unwillkürlich: sie schiebt das Faulende mehr und mehr hinaus, bis sie es endlich draußen hat und über Bord werfen kann. Besitzt ein Körper diese Kraft nicht mehr, vermag er den Krankheitsstoff nicht mehr zu verarbeiten, ihn zu entbinden, vermag das Gesunde sich nicht mehr Platz zu schaffen, da erkrankt dieser Leib mehr und mehr, das Gesunde wird vom Kranken verzehrt, der Zustand wird rettungslos, die Fäulniß erhält die Oberhand, löst bald das ganze Gebilde auf. Der höchste Grad der Corruption oder Verderbniß tritt ein, wenn dieser Zustand der Fäulniß als Gesundheit angesehen und ausgegeben, durch die Gesetzgebung legitim gemacht, sanktionirt, von Obrigkeitswegen allem Gesunden der Krieg gemacht und unter dem Scheine des Rechts durch Schufte am

Gerichte alles Gesunde zum Tode verurtheilt, aus dem Leben ausgestoßen wird.

Als Kurt lebte, war es eine wüste, wilde Zeit, indessen hatte die Gesundheit die Oberhand. Kurt ward mehr und mehr hinausgestoßen aus allen Kreisen, wo Recht und Ehrbarkeit etwas galten, kam daher immer mehr in das wüste wirre Treiben hinein, an dessen Ende der Schlund ist, dem alles verfällt, was ausgestoßen wird aus den gesunden Lebenskreisen. Als Kurt geheirathet hatte, heimgekehrt war als ritterlicher Junker, standen ihm die Burgen des hohen Adels offen, er ward dort nicht ungern gesehen seines einfachen tüchtigen Wesens wegen: jetzt hütete er sich eine zu betreten, er fürchtete die Bekanntschaft mit den tiefen Löchern in den Thürmen. Er trieb sich mit seinen Spießgesellen in verdächtigen Herbergen herum, zuweilen zog einer dem andern nach auf seine Burg, wenn man wußte, daß dort Vorrath war, und oft waren sie Alle verschwunden als wie von der Erde verwischt, und Tage lang hätte kein Mensch sagen können, ob sie noch lebten, geschweige wo sie lebten.

Ein solches Leben befördert begreiflich weder häusliches Glück noch häuslichen Wohlstand. Frau Grimhilde und Frau Agnes verstanden das Haushalten, doch mit dem Unterschiede, daß Frau Grimhilde bloß festhielt, was sie zwischen ihre fünf Finger bekam, während Frau Agnes zu schaffen, zu pflanzen, zu produciren wußte, würde man heutigen Tages sagen. Aber Halten und Schaffen half all nichts bei dem Treiben von Kurt; er machte wohl Raub und Beute, aber je mehr er raubte, desto ärmer ward er zu Hause, im Raube schien ein verzehrender Fluch zu liegen. Wie den Pferden das Ungeziefer folgt, das Blut ihnen absaugt, sie ihm nicht entrinnen mögen, wie rasch sie auch laufen, bei jedem neuen Walde zu den alten Bremsen, welche die Pferde mitgetragen, nachgezogen, immer neue Schaaren sich gesellen, so ging es auch unsern adeligen Strauchdieben. Sie trieben ihr Handwerk

wohl auf eigene Faust und für eigene Rechnung, aber wie den großen Raubthieren kleinere folgen, so waren sie umschlichen von gemeinem Diebsgesindel. Dasselbe stellte sich wohl dem Hunde gleich, der die vom Herrn benagten Knochen auffängt und für abgefallene Brosamen dankbar ist. Wenn sie schon für geleistete Dienste, namentlich für ihr Kundschaften, welches jedenfalls im Handwerk eine bedeutende Stelle einnimmt, wie man bei einer Meute Hunde durchaus einen oder zwei gute Aufstecher haben muß, wenn man ordentlich jagen will — keinen besondern Lohn forderten, keinen bestimmten Antheil an der Beute, so thaten sie sich dabei doch am gütlichsten, kriegten den besten Theil der Beute und, was die Hauptsache ist, behielten ihn auch. Es waren vor allem die Dirnen, welche um die adeligen Herren schwärmten, welchen der schönste Theil zufiel, denn an die Weiber daheim dachten die Herren schon damals oft nicht; es war das Verschleppen des geraubten Gutes, das Handeln und Schachern damit, welches einen andern Theil in ihre Hände brachte; den letzten Drittheil endlich erhielten sie ebenfalls, denn dieser wurde in ihren Herbergen verspielt, verschlemmt, verpraßt, und wenn alles verthan war, machten es die Herren, wie es der Löwe macht, wenn er hungrig ist und das letzte Thier gefressen: er geht auf's Neue auf Raub aus, legt am geeigneten Orte sich auf die Lauer.

Kurt's Handwerk trug also dem Hause nichts ein, aber er verschleppte auch noch aus dem Hause, was ihm dienlich war. Die besten Männer waren in seinen Lumpenfehden ihm erschlagen worden, Roß und Vieh dahingegangen, das Land wieder schlechter bearbeitet worden und immer schlechter, je mehr Menschen und Vieh fehlten.

Das neu auftauchende Elend brach Jürg sein altes Herz. Gegen Rauben und Morden hätte er durchaus nichts gehabt, im Gegentheil es von Herzen gern gesehen, wenn durch dasselbe des Hauses Glanz und Macht gehoben worden wäre. Nun,

da das Gegentheil stattfand, jede Aussicht auf Besserung verschwunden war, da der junge Herr kein Ohr mehr für ihn hatte, weil er sich ihm entwachsen glaubte und ihn für kindisch hielt, neigte er sein Haupt und wollte sterben. Darüber aber ward Frau Grimhilde gar grimmig böse, denn sie behauptete, dies sei baare Bosheit, er thue das nur der schlechten Frau, d. h. der Agnes zu Gefallen.

Der alte Jürg war nämlich der einzige, welcher aus angestammter Gewohnheit Grimhilde für die alte Rittersfrau hielt, ihr Achtung und Gehorsam zeigte. Das junge Geschlecht kannte sie bloß als die alte grimmige, aber arme Frau, hatte sich daher Agnes angeschlossen, welche nicht böse war und wenn sie schon nicht viel helfen konnte, doch den Willen zeigte zu helfen, wenn sie es hätte, und dieser Wille wird oft wie die Hülfe selbst geschätzt. Starb Jürg, war Grimhilde verlassen, stand allein; es war also sich nicht zu verwundern, daß sie dem alten Jürg sein Sterben so übel nahm. Jürg entschuldigte sich bestmöglichst, sagte, er wollte wohl selbst gerne länger leben, aber daran machen könne er nichts, müsse sich fügen, wenn der Tod komme. Er sei ein Tropf, sagte Frau Grimhilde, braute ihm Tränke, welche so herrlich rochen, daß tagelang weder Krähe noch Spatz sich auf dem Dache sehen ließen, brachte sie Jürg und trinken sollte sie der, und wenn er's thue, werde er sehen, was der Tod zu befehlen hätte. Der Alte gehorchte, wollte trinken, aber schon die Nase brachte er kaum zum Topf, es schüttelte ihn, als wenn er das kalte Fieber hätte; als er endlich den Mund daran hinzwängte, die Lippen an den Topf hing, fuhr er zurück, es drehte ihn um und um, es war, als ob man einen Handschuh umkehre. Da sehe er, sagte dann Frau Grimhilde, wie ihr Zeug angreife; in drei Tagen wäre er gesund, wenn er ihr zu Gefallen einmal einen Topf voll austrinken wollte. Wenn dann Jürg betheuerte, er brächte keinen Tropfen mehr über die Lippen, er fühle schon beim Riechen, wie seine Seele im Leibe herumfahre und ein

Loch suche, um daraus zu fahren, wie die Tauben, wenn ein Habicht oder Marder in den Taubenschlag kommt, so sagte Frau Grimhilde: „Wenn du das nicht willst, so mußt was Besseres haben,“ und braute noch etwas viel Verfluchteres, daß man hätte glauben sollen, sie wäre den Hexen, welche in Schottlands Haiden Tränke kochen, zu Gevatter gestanden oder hätte ihnen ein Kochbuch hinterlassen. Sie braute dann, daß die Fische aus dem Schloßgräblein sprangen und gerne Fürio und Mordio geschrien hätten, wenn sie einen Laut hätten von sich geben können, daß Frau Agnes mit den Kindern Reißaus nahm, hinterdrein die Mäuse und die Ratten und selbst die Kröten in den Kellern mannshoch an den Mauern hinaufsprangen. Sie selbst lebte wohl an solchen Gerüchen, von wegen ihre Nase war mit Sohlleder gefüttert; etwas Feineres drang nicht durch, während so etwas, von dem eine hundertjährige Kröte sagte, was Verfluchteres sei ihr noch nie vor die Nase gekommen und doch sei viel davor gewesen, ihr vorkam wie Rosenöl oder Jasmin. Der arme Jürg konnte sich nicht davonmachen, die Beine trugen ihn nicht mehr und seine Nase ertrug Grimhildens Lebenstrank ebenfalls nicht. Ein gehorsamer Knecht streckte er wohl die Hand nach dem Topfe aus, aber dann streckte er auch alle Glieder — und todt war er.

Die Bosheit, gerade jetzt zu sterben, wo er, wenn er einen einzigen Schluck hätte trinken wollen, lebenslang gesund geworden wäre, machte auf Grimhilde den tiefsten Eindruck. So weit, sagte Grimhilde, habe Agnes es getrieben, daß sie ihr den letzten Menschen, welchen sie gehabt, aufgewiesen und verführt, denn wenn sie nicht gewesen wäre, er hätte getrunken und liefe jetzt herum wie ein Zwanzigjähriger. Jetzt begehre sie auch nicht länger dabei zu sein, sie begehre nur noch Eins zu erleben: daß es nämlich der schlechten Frau gehe wie dem Jürg, daß sie an's Sterben käme, daß sie beide Hände nach solchem Tranke ausstrecke, mit Heulen und Zähneklappern

einen wünsche, um einen bitte, dann wolle sie einen brauen, einen noch viel kräftigern, daß das Laub im Walde sich entfärbe darob, dann wolle sie mit dem unter die Thüre kommen; da werde die junge Wüste (das Mensch, würde der moderne Ausdruck der Culturfüßigen sein) erst die eine Hand darnach ausstrecken, dann die andere auch, nach den Händen die Zunge, dann alles, was sie strecken könne. Da unter der Thüre wolle sie stehen bleiben, keinen Schritt thun, nicht vor-, nicht rückwärts, bis endlich alles gestreckt sei, wie sie es ihr schon lange gegönnt; dann wolle sie sich gerne auch legen und strecken, einmal werde es doch sein müssen, sei es gescheidt oder nicht, Einem recht oder nicht. So begehrte die alte Frau, gewesene Gräfin, auf, nahm sich durchaus nicht in Acht, wer es höre, selbst vor dem nicht, dessen Ohr offen ist über allen Menschenkindern, der die Haare zählt auf dem Haupte des Menschen, sie festigt oder ausfallen läßt nach seinem Belieben. Aber wie sie meinte, ging es nicht; ehe ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, ward sie zu den Vätern versammelt, welche ihre liebe Noth mit ihr gehabt haben werden. Der Zorn, daß Jürg ihr zum Trotz gestorben, Agnes ihr zum Trotz nicht sterbe, untergrub ihr felsenhartes Gebein, bis es zusammenbrach, fast möchte man sagen auseinanderfiel.

Kurt nahm dies kaltblütig, wie er überhaupt an allem, was im Hause vorging, gar kein Interesse hatte, weder am Tode der Mutter, noch an der Geburt eines Kindes; es war, als ob ihn dieses Alles nichts anginge. Es nahm ihn bloß ein Fund in Anspruch, welchen man bei Grimhildens Tode machte: eine Menge vergilbter, zusammengehäufter Dinge sonder Zahl und Namen, Sachen aus Kurts früherem Räuberleben, Sachen aus ihrer Jugend, Sachen, welche sie der Agnes abhanden gebracht, kurz, es mahnte ihre Hinterlassenschaft auffallend an das Nest eines alten Raben, der in einem öden, unbesuchten Thurme gehaust. Was etwas werth war, verschleppte Kurt, dem Haushalt kam es nicht zu Nutz; den

Frieden zwischen den Eheleuten förderte der Alten Tod nicht und störte ihn weiter nicht. Kurt hatte Gewohnheiten angenommen, welche über seine Natur gingen, und Agnes nahm es wie es war und gewöhnte sich Tag um Tag mehr, ihr Leben so zu ordnen, daß es ohne Kurt bestehen, wenn auch arm, so doch daß die Kinder darin fortkommen konnten.

Kurt hatte besonders mit beiden Schwägern und dem Junker zu Flumenthal und dem Junker von Landshut das Handwerk getrieben. Der Junker von Landshut hatte sein Schloß nicht da, wo das gegenwärtige Landshut steht, sondern auf dem linken Emmenufer, der Hammerschmiede von Gerlafingen gegenüber. Die Stelle, wo die Burg stand, welche ungefähr hundert Jahre später in einer Fehde mit Solothurn von den Bernern verwüstet wurde, sieht man noch in dichtem Walde in dem sogenannten Altisberg. Da, wo das heutige Landshut steht, jetzt ein stattliches Landhaus, aber in der alterthümlichen Form eines Schlößleins, umgeben von einem wasserreichen Burggraben, sah man nichts als einen öden Felsen in bebuschtem Sumpfe. Er sah fast aus wie ein alter Wartthurm, von welchem aus man eine weite Ebene, wie man in der westlichen Schweiz sie selten sieht, überluegen konnte. Diese Ebene war theilweise bebaut, ein bedeutender Theil mit Wald bewachsen, von großen Bächen durchzogen, zu beiden Seiten der Emme viel Sumpf, von welchem das sogenannte Fraubrunnenmoos noch jetzt ein stattlicher Rest ist.

Hinter diesem Felsen nördlich, muthmaßlich wo jetzt ein Sägewerk surrt und zischt, in Sumpf und Busch versteckt wie eine braune Schnepfe in braunem Laube, die selten ein Auge sieht, bis sie aufflattert dicht vor den Füßen, fand sich eine niedere aber umfangreiche Hütte oder Haus, wie man lieber will. Niemand hätte da eine menschliche Wohnung gesucht, und ungesucht auf sie zulaufen, war ein halbes Wunder, denn ein Zugang zu derselben hatte seinen Anfang im Bette der Emme, und der andere Zugang bildete einen Bach, welchen

man eine lange Strecke hinauf durchwaten oder reiten mußte, ehe man zum Hause kam. Wer am Tage auf dieselbe gelaufen wäre, hätte kaum etwas Verdächtiges an derselben gesehen, und wenn ihm die Größe derselben aufgefallen wäre, so war sie leicht dadurch zu erklären, daß mehrere Fischer in den äußerst fischreichen Wassern diesen trocknen Fleck sich auserlesen und darauf eine gemeinsame Wohnung sich erbaut. Im anderthalb Stunden entfernten Solothurn, in den vielen Klöstern darum herum, im Kloster Fraubrunnen war reicher Absatz für Fischer. Hätte jemand nachsehen wollen, ob es wirklich so sei, dem wäre es sehr schwer geworden, vielleicht unmöglich geblieben: die einzige Thüre der Hütte war immer fest verschlossen, und sehr oft hätte er stundenlang dran klopfen können, es hätte sie ihm niemand geöffnet; im günstigen Falle wäre sie endlich nach langem Warten aufgegangen, und froh wäre er sicherlich gewesen, er hätte nie geklopft. Wenn er scharfsichtig gewesen, so hätte er leicht wahrgenommen das Eigenthümliche, Unnennbare in jeglichem Gegenstande, welches sagt, da sei es nicht geheuer, er wäre plötzlich umgekehrt, aber zu spät schon, wenn sein Aeußeres irgend welche Beute versprochen hätte; ehe er sich versehen, wäre er niedergeschlagen gewesen oder in einen Bach geworfen und darin ertränkt.

Wer aber das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt hätte, wirklich hineinzukommen, hätte eine Bevölkerung gefunden, welche weder dem Umfang noch dem innern Raume entsprochen hätte, nämlich drei einzige Personen. Die Hauptperson war ein Mann, welcher groß gewesen wäre, hätte er nicht ein lahmes oder krummes Knie gehabt, so daß er nicht bloß stark hinkte, sondern gebeugt war, mehr als er dem Alter nach hätte sein sollen. Sein Haar, welches sehr schwarz gewesen, war noch nicht weiß, sondern bloß gespregelt, weiß und schwarz, seine Haut im Gesicht war fast schwarz, ob von Natur oder weil sie nie gewaschen ward, blieb schwer zu ergründen; wahrscheinlich griff beides ineinander. Das Vor-

derhaupt war kahl, stark gebogen, die Nase ebenfalls, ja das ganze Gesicht, selbst das Kinn schien zurückgekrümmt; unter der Nase stach der Mund hervor, seltsam bissig anzuschauen. Er redete zwar sehr viel, wenn er dazukam, doch ging es ihm schwerfällig von Handen, als ob es am Räderwerk fehle, nicht so war es beim Essen: der Mund war offenbar mehr zum Beißen als zum Reden eingerichtet. Es war eine Gestalt, zum Räuber geboren, eine von denen, in deren Nähe es Einem unheimlich wird, man unwillkürlich vom Gefühl beschlichen wird, man sei in der Nähe eines gefährlichen Thieres; ob es eine Schlange sei oder ein Tiger, weiß man nicht, aber ängstlich sieht man nach allen Seiten, von welcher es kommen wolle, und wenn nirgends was sich rührt, so bleibt das Auge haften auf dem Menschen, welcher da sitzt, als wenn dieser Mensch das Gebüsch wäre, aus welchem das wilde Thier brechen müsse. — Die zweite Person stellt eine Frau vor mit sieben Kröpfen rings um den Hals, schwammigem Gesicht, plumper Gestalt, Schweinsaugen im Gesichte, eine viereckige Nase darunter und darunter ein Maul weit geschlitzt und tief, fast hätte man ein einspännig Fuhrwerk darin wenden können. In solch widerwärtigen, viereckigen, schwammigen weiblichen Gestalten mit Schweinsaugen wohnt gewöhnlich eine grausame, erbarmungslose Seele. — Die dritte Person war schlank und hoch, gelblichblaß das Gesicht, Augen darin, von denen man selten recht wußte, wollten sie Feuer sprühen oder Thränen weinen, einen festgeschlossenen Mund unter einer geraden Nase. In der ganzen Person war etwas Fremdartiges, als ob sie als eine Art Meteorstein durch den Rauchfang herabgefahren wäre, und doch war es die Tochter des oben beschriebenen Ehepaares, welche mit ihren Eltern hier hauste und Fische verkaufte in Solothurn, wo man etwas Gutes von jeher liebte, besonders wenn es nicht viel kostete, und noch mehr liebte, wenn es gar nichts kostete.

Wenn irgend ein Platz in der lieben Eidgenossenschaft

(welche damals freilich noch keine war) zu einer Diebsherberge oder einem Lauerloche geeignet war, so mußte es dieser sein. Er hatte nichts Auffallendes und war doch schwer zu finden, und Unbekannte nahten nie unbemerkt und wunderselten ungestraft. Dagegen konnten die Befreundeten, mit Steg und Weg Bekannten entfliehen unbemerkt, wie sie nur wollten, aus dem weitläufigen Hause in Sumpf und Busch, gebaut mit Ausgängen, welche kein uneingeweihtes Auge sah, welche auf Wege führten, die jähen Tod brachten jedem, der mit ihnen nicht sehr genau bekannt war. Diese Stelle war ungefähr der Stelle gleich zu achten, auf welcher eine große Kreuzspinne sitzt, um gehörig alle Fliegen zu belauern und abzufangen, welche ihrem Netze sich nahen und hängen bleiben darin. Hier konnte man Kundschaft erwarten über alles, was von Bern nach Solothurn, von Solothurn nach Burgdorf, was den Gau hinabging und hinauf nach Biel und Büren. War die That vollbracht, stäubten die Gesellen auseinander wie Spreu, in welche der Wind fährt; die Verfolger wurden irre, die Spuren verloren sich. Geschah es wohl zur Seltenheit, daß hart auf den Fersen die Verfolger blieben, so sprang der Verfolgte vom Rosse, ließ frei es laufen, Roß und Reiter fanden bekannte Fährten durch Sumpf und Busch und am Ende ihre Herberge; die Verfolger versanken im Moor, verwickelten sich in die Büsche, in die für Pferde so schrecklichen Brombeersträuche und schätzten sich glücklich, wenn sie mit heiler Haut und ganzen Gliedern einen Ausweg fanden. Der Ort war zehnmal sicherer, als irgend eins ihrer Schlößlein; es war eine wahre Freistätte für die adeligen Räuber vor allem, dann aber auch für das bessere Lumpengesindel, d. h. die hübscheren Dirnen, die schlauesten Gaudiebe, die wildesten Räuber.

Sami der Alte, der Herbergvater, gab sich mit den auswärtigen Angelegenheiten wenig mehr ab, wegen seinem lahmen Knie machte er nicht mehr den Palmerston; er that, als

sei er der Junker unterthänigster Knecht, hätschelte sie, schmeichelte ihnen, dagegen war er des Lumpengesindels Freund nach dem Sprüchwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Wenn aber einer der Junker ihm nichts mehr eingebracht hätte oder gar lästig gewesen wäre, so hätte Sami ihn sich ohne Bedenken alsbald vom Halse geschafft, freilich auf seine Weise, d. h. durch andere Hände. Laut der Naturgeschichte fressen die bedeutenderen Thiere der gleichen Sorte sich sonst nicht, höchstens ein Schwein seine Ferkel und ein Kater die Kinder seiner Liebsten. Nun gehören die Menschen alle zu der gleichen Thiersorte, seien sie schwarz oder weiß, so gut als Schimmel und Rappen Pferde von der gleichen Sorte sind trotz der verschiedenen Farbe. Nur scheinen die Menschen durch die verschiedenen Stände in eben so viel verschiedene Thiersorten sich zu gliedern, von denen die eine die andere auszubeuten oder zu verzehren sucht. So steht der Arme gegen den Reichen und umgekehrt, der Vornehme gegen den Gemeinen und umgekehrt, die Herrschenden zu den Dienenden und wiederum umgekehrt. Und wenn schon namentlich ein Niederer einem Höheren sehr nahe steht, so gleichsam an seiner Brust zu liegen scheint, so werden doch bei gegebenen Fällen unter zehn acht den Höheren verrathen, ihn mit Fußtritten regaliren, an ihre Sorte sich wieder anschließen; ähnlich treibt es aber auch die höhere Sorte mit den unteren Sorten und opfert Stück um Stück derselben, besonders wenn das Standesinteresse mit in's Spiel kommt. Gelingt es auch einem aus den unteren, an die höheren sich anzukleben, dort festzuhalten, daß er Ihresgleichen scheint und als solcher wirklich auch behandelt wird, so wird es ihm doch nie vergessen, woher er gekommen; fort und fort muß er merken, daß man es ihm nicht vergessen, und bei der ersten Gelegenheit stößt man ihn wieder hinunter.

Wird der Mensch ein Christ, so gestalten die Verhältnisse freilich sich anders, aber das Christenthum war in dieser Hütte ein unbekanntes Ding. Desto mehr andere Dinge barg

diese Hütte; was alles, wußten nur die beiden Alten, vieles kannten des Wirths Genossen von der niederen Sorte, das wenigste die junkerlichen Räuber. Es war eine sehr geistreiche Einrichtung; man konnte da erscheinen und verschwinden, sein und nicht sein accurat wie in einem Zauberschlosse. Mit näherer Beschreibung desselben wollen wir uns jedoch nicht abgeben, sondern es der Einbildungskraft der geistreichen Leser überlassen, sich dasselbe selbst auszudenken. Weit und groß war die Küche, welche zugleich das Salon- oder Gesellschaftszimmer vorstellte; in der Mitte derselben, wie noch jetzt in uralten Häusern, war der Heerd, auf welchem das Feuer selten erlosch, und eben so selten war es, daß über demselben an eisernem Haken nicht ein Kessel hing, in welchem in saftiger, kräftiger Brühe Fleisch weichgekocht ward. Die Brühe war um so kräftiger und saftiger, da der Kessel nie ganz geleert wurde. Drohte das Fleisch zu weich zu werden, so zog man entweder das Holz unter dem Kessel weg und ließ bloß die Kohlen liegen oder man drehte ihn durch eine Vorrichtung bei Seite; durch diese Vorrichtung waren die Bewohner der Hütte vor der Ungeduld ihrer Gäste geschützt, die groß und grob war. Wer kam, hatte nicht auf das Essen zu warten, nahm etwas Langes und Spitziges zur Hand, gabelte damit ein währschaft Stück auf und steckte es an. Mit Geschmack und Geruch nahm man es begreiflich so genau nicht, wenn es nur gegen den Hunger gut war und das Herz vor dem Hinunterfallen schützte. Die Räuber waren eben keine Diplomaten, die nehmen es genauer, die warten gerne sieben Stunden, leiden gerne höllischen Hunger, wenn sie dann nur etwas Feines und Gutes kriegen, von wegen Diplomaten haben Geduld, haben sie aber auch nöthig. Für vorräthigen Wein mußte ebenfalls gesorgt sein; diesen tranken sie gerne so gut als möglich, hatten aber auch Kehlen, daß, wenn nicht besserer zu haben war, sie solchen tranken unbeschadet, den sie nicht in die Schuhe hätten schütten dürfen, weil es alsbald Löcher

gegeben hätte. Zu solcher Lauge kam es indessen selten; der Alte hatte eine Quelle, aus welcher bessere Sorten flossen. In einem besondern Verhältniß stand er mit einem Pater Kellermeister in einem Kloster zu Solothurn. In diesem Kloster aß man die allerbesten und schönsten Fische, so daß man auf einen Tauschhandel hätte schließen können. Wir glauben allerdings, es sei so was gewesen, aber nicht eigentlich zwischen Wein und Fischen, sondern Sami, der Fischer, verbarg dem Kellermeister Sünden und der Kellermeister vergab Sami Sünden, leisteten sich gegenseitig große Dienste, waren sich treu unverbrüchlich, von wegen einer hatte den andern in der Hand. Wenn Sami auch kein Christ war, wie vorhin gesagt wurde, so hatte er doch großen Respekt vor dem Teufel, zu dem wollte er lieber nicht. Er hatte einen großen und starken Glauben, aber nicht zu Gott, sondern an Zaubertränke und Zaubersprüche, und gerade wie er an derselben Macht und Kraft glaubte, glaubte er auch an den Pater Kellermeister, daß er den Teufel so gleichsam im Gütterli habe und Macht, ihn darin zu behalten oder ihn loszulassen und zwar auf wen er wolle, so gleichsam wie man einen Hund von dem Stricke läßt und ihn jemanden an die Beine hetzt.

Hinter dem Heerde nun, gegen den Hintergrund des Raumes hin stand ein großer Steintisch, man hätte ihn fast für einen Altar nehmen können; es war eigentlich auch einer, aber er trug die Opfer eines bösen Gottes. Hier wurden die Würfel geschüttelt und geworfen; was man gewonnen mit dem Einsatze seines Lebens, das ward hier auf die Würfel gesetzt, ward verloren, gewonnen, dann an Dirnen, welche sich immer einfanden nach einem Raube, so wie Bienen, welche sicherlich am Morgen dahin fliegen, wo Honigthau gefallen ist während der Nacht — verschleudert oder verschachert um nichts an das Gesindel, welches ihnen immer nachzog wie der Schweif dem Kometen. Schließlich erhob sich nicht selten ein

wilder Streit, es setzte Wunden und feucht von Blut ward die Küche. Die wildesten der Leidenschaften brausten hier, ungehemmt durch Sitte und Scham, wild durcheinander. Leidenschaften kennen weder Vater noch Mutter, machen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, sie kennen den eigenen Herrn nicht, drehen gerade ihm am liebsten den Hals um. Leidenschaften sind eben Geister des Abgrundes; heraufbeschworen aus dem Abgrunde, gelöst aus ihren Banden treiben sie Zerstörung rund um sich, zerstören das Haus, in welchem sie wohnen, den Körper, welcher sie beherberget, richten den eigenen Herrn zu Grunde, die Seele, welche sie heraufbeschworen aus den Tiefen; kehren erst wieder zurück in den Abgrund, wenn ihr Werk vollbracht ist, zerstören die Stätte, wo sie weilten, zerstören Leib und Seele dem, der sie herbergete.

In diesem wilden, wüsten, höllischen Treiben war Kurt der beste, ward aber immer zum Besten gehalten, er war der, welcher das Meiste that, das Wenigste davonbrachte, der Riese, den die Zwerge narrten. War Kurt der Sturmbock gewesen beim Raube, hatte er die Püffe, welche Allen galten, allein aufgefangen, so übervortheilten ihn seine Freunde auch bei der Theilung. War das vollbracht, trat man zum steinernen Altare, trieb das trügerische Würfelspiel, schwemmte es tapfer ein aus mächtigen Bechern. Der Junker von Flumenthal handhabte die Würfel künstlerisch, so daß sie ihm zu Diensten stehen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Der saubere Schwager von Inkwyl stand mit ihm im Bunde, half die Federn theilen, welche den Andern ausgerupft wurden. Blieb Kurt zuletzt noch etwas übrig außer dem Rausche, den er sich angetrunken, so borgte es ihm der Landshuter ab. Der war der Lüderlichste unter Allen, wenn Grade unter ihnen stattfanden, hatte Weib und einen Haufen Kinder daheim und in jedem Walde eine andere Dirne. Bei ihm zu Landshut war die Armuth noch viel größer als bei Kurt und oft der Hunger im Hause; Wald und Wasser waren nicht so reich als in

Koppigen, und des Landshuters Frau war keine Agnes, fand den Rath nicht in sich, und wenn jemand ihr einen gab, so wußte sie nicht, was damit machen, das ist fatal. Am meisten betrog Kurt der alte Sami und dessen Weib; sie kauften ihm die Beute ab, nicht um das halbe Geld, versteht sich, und immer wohlfeiler als allen Andern. Dafür aber waren sie auch gegen ihn ganz besonders unterthänig, krochen um ihn herum wie Hunde um ihres Herrn Füße; daraus schloß Kurt wie noch viele andere Junker bis auf den heutigen Tag auf ihre Gutmeinenheit und Ergebenheit, traute ihnen unbedingt. Wenn Kurt einmal hätte hören können, was hinter seinem Rücken über ihn gesprochen wurde, er wäre vielleicht andern Sinnes geworden, vielleicht auch nicht, denn Vorurtheile, die einmal fest gefaßt sind, sind zäher Natur, weichen sehr oft den unmittelbaren Eindrücken auf alle fünf Sinne nicht; aber Kurt hatte einen viel zu schweren Tritt, um je unbemerkt in die Nähe und hinter ein solches Gespräch zu kommen. So war Kurt ringsum verrathen und gerade von denen, welche er für seine Freunde hielt, und die, welche es im Grunde ihres Herzens allein gut mit ihm meinte, die floh er fast wie die Pest, sah sie oft mehrere Wochen lang nicht; so geht es ebenfalls noch oft in der Welt.

Frau Agnes hatte es um nichts besser, doch war sie eben nicht eine von denen, welche dem Unglück sich feig ergeben und bei der ersten Noth die Waffen strecken, sondern sie zog Hosen an und kämpfte im eigentlichen Sinne ritterlich. Ihren wenigen Leuten, welche sie besaß, war sie lieb, sie half wo sie konnte, und wenn jemand krank war, schmeckten ihm die Tränke viel besser, als die der alten Grimhilde; sie hatte auch gute Worte im Vorrath, welche um so besser wirkten, je ungewohnter sie waren, denn Frau Grimhilde hatte deren nie besessen. Daher stand man ihr auch bei nach Vermögen, so daß ihre Küche nie leer war, die Hände nie fehlten, wenn sie etwas brauchte, welches in ihrer Leute Bereich war. Es ging

also noch bei ihr ohne eigentliches Hungerleiden, in manchem Burgstall oder Schlößchen ging es zur selben Zeit viel elender zu; es war eben keine Zucht im Lande, dieweil kein rechter Kaiser war und jeder that, was ihm wohlgefiel. Solche Zuchtlosigkeit führt gar manchen Mann in's Unglück und bringt Noth und Elend in die Häuser, über die Familien, und bis hinein in's dritte und vierte Geschlecht reichen die Strafen, welche auf solche Unzucht folgen. Vor allem drückte Agnes Eins: sie konnte niemanden alles klagen, was sie drückte. Mit ihren Schwestern war sie verfeindet, mit Ebenbürtigen stand sie nicht in Verbindung und bei Untergebenen mochte sie mit Herzensergießungen sich nicht abgeben. Sie vermißte endlich recht sehr ihre Schwiegermutter, dieselbe hatte mit ihrem Keifen den Dienst geleistet, welchen der Wind den großen Wassern leistet, da er sie lebendig erhält durch die Bewegung, in welche er sie bringt, und ließ sie 'mal mit Keifen nach, so konnte sie mit ihr reden, konnte ihr klagen, konnte sie fragen; sie stellte doch noch jemanden vor, der Antheil an ihr nahm und mit dem sie von des Hauses Nutzen und Schaden reden konnte. Wenn Weiber über etwas reden können, ist's immer ein großer Trost für sie, es wird ihnen um das Herz, als sei die Sache schon halb gemacht.

Der Winter war wieder gekommen über das Land herb und streng. Der Winter war für Frau Agnes keine schlimme Zeit. Das Holz brauchte sie nicht zu kaufen für achtzehn Franken das Klafter, und in solchen Wintern war um Koppigen herum bei den warmen Quellen, welche nie einfroren, Wild genug und zwar Hornvieh und Federvieh, über deren größere Nützlichkeit jüngst im Canton Bern sich ein sehr spitziger Krieg erhoben hat. Für damalige adelige Strauchreiter war es eine schlimme Zeit, eine Art von Fastenzeit. Im Winter und bei den damaligen heillosen Verbindungsmitteln stockte der Verkehr. Fuhren waren nicht auf den Straßen, Wanderer selten und noch seltener solche, bei denen etwas zu

erjagen war. Im Winter zudem sind Fährten sicherer zu verfolgen, wenn jemand Lust zur Jagd hat, Wildschweinen und räuberischen Junkern ist's möglich auf's Fell zu kommen. Die Herren lebten also sehr knapp und mißmuthige Gesichter machten sie in ihrem Räuberschloß. Im Kessel war zwar immer Fleisch und eine dicke Brühe darum, der Wein war auch noch nicht ausgegangen, aber zu verdienen war nichts, es waren eben schlechte Zeiten, wie man zu sagen pflegt. Märkte gab es nicht, sie mußten sich an Meierhöfe machen oder Klosterhäuser, aber dabei setzten sie sich der größten Gefahr aus, denn wenn das Volk gegen sie in Harnisch kam, so waren sie alsbald verrathen und ausgekundschaftet. So kam Weihnacht heran, aber in dichte Nebel gehüllt, wie sie üblich sind in wasserreichen Gegenden. Die Sonne scheint erloschen, nur noch ein Funke derselben scheint zu kleben am Ende des Dochts. Was man Tag nennt, ist Dämmerung, der Nebel ist so dicht, daß man glaubt, ihn nicht bloß mit Löffeln schöpfen, sondern mit Messern schneiden zu können.

In der Hütte sah es aus wie üblich. Das Feuer brannte, auf demselben saß der Kessel, neben demselben die Alte und machte ein böses Gesicht. Die Herren waren gegenwärtig nicht einträgliche Gäste, forderten viel und brachten wenig. Sie hatte wie gesagt von Natur eins, welches bereits böse genug gewesen wäre, sie machte es aber jetzt mit Absicht viel böser noch und ließ es so recht leuchten im Scheine des Feuers einer ihr gegenüber sitzenden Figur. Diese schien lang zu sein, streckte magere Beine aus, hatte ein schmal Gesicht, einen spitzen Bart, eine hohe Stirne, weil sie bis in die Mitte des Kopfes, wo keine Haare mehr waren, zu gehen schien; das ganze Gesicht hatte etwas Spitzbübisches, doch sah man an der Kleidung und den Sporen an seinen Füßen, daß er nicht zum ganz gemeinen Lumpengesindel gehöre, sondern zum herrschaftlichen: es war der Flumenthaler Junker, der schäbigste von Allen, der keine Beute zu machen wußte und zu Neste trug.

Er plünderte die Andern, ließ sich aber durch Sami und seine Gesellen nicht plündern. Er war der Dirne erster Liebhaber gewesen, hatte sie aber nie durch Geschenke verderbt, darum war ihre erste Liebe nicht bloß erkaltet, sondern in Haß übergegangen. Ueberdies saß er am meisten in der Hütte, aß das Beste aus dem Kessel, trank Wein für drei, ließ es sich behagen am warmen Feuer, während die Andern nach einem Stück Wild trachteten oder nach einer Beute schnappten draußen in hartem Frost und unter Preisgebung ihres Leibes. Ihren Haß zeigte ihm die Dirne auch unverhohlen, höhnte bitter sein Nichtsthun, sein Zehren von anderer Beute, sprach offen von seinen Betrügereien und übrigen Schlechtigkeiten, aber das kümmerte ihn nichts, er behandelte die Dirne, wie man einen Hund behandelt, welchem die Zähne ausgebrochen sind. Heiter war also die Gesellschaft in der Hütte eben nicht, und langsam schien die Zeit zu schleichen, und immer öfter sah die Dirne nach, ob niemand kommen wolle.

Der Erste, welcher die Gesellschaft vermehrte, war der alte Sami. Bart und Haare starrten voll weißen Reifes, und noch weiter als sonst bog sich die Nase vor aus dem gekrümmten Gesichte. Er war dem Fischfang obgelegen, brachte einen schweren Lachs oder Salm, wie man sie in dieser Gegend nennt, heim, den er mit dem Ger geworfen, und prächtige Forellen, welche er in eigenthümlichen Netzen, welche man Wartlef nennt, in der Nähe ihrer Laichgruben gefangen hatte. Obschon die Beute gut war, war doch seine Laune schlecht, denn das Fischen in dieser Jahreszeit war eine kalte Sache und Sami nicht mehr in den Jahren, in denen man sich aus der Kälte nichts macht. Ueberdem mochte er denken, bei der schmalen Beute und den vielen und hungrigen Gästen trügen ihm die Fische eben nicht sonderlich viel ein. Mürrisch that er dem Flumenthaler, der ihm seinen Becher reichte, Bescheid: er wolle nehmen, während noch da sei, der

Wein werde hier, wenn es nicht anders komme, bald eine rare Sache sein, setzte er hinzu.

Der Flumenthaler ließ sich durch diese Bemerkung weder in seinem Trinken noch in seinem Behagen stören, doch ward ihm nachgerade die Zeit auch lang, da keiner der Spießgesellen kommen wollte und die Nacht in der Hütte die draußen einbrechende Abenddämmerung verkündete. Unheimlicher noch ward es drinnen, giftiger flogen die Worte hin und her. Es schien ein verlorner Tag werden zu sollen, der nichts brachte als aus den Herzen herauf auf die Zunge den allerbittersten Bodensatz. Endlich wieherte draußen ein Roß; vorsichtig öffnete der Alte. Draußen stand Kurt weiß von Schnee, und quer über das Roß schien nackt und todt ein Mensch zu hängen. Da ward der Alte noch giftiger und fragte, ob sie nichts mehr zu fangen wüßten als Leichen und ob sie fürohin mit Menschenfleisch ihren Hunger stillen müßten. Da ließ Kurt den vermeintlichen Leichnam vom Pferde rutschen, dem Alten vor die Füße purzeln, daß der, obgleich sonst nicht erschrockener Natur, weit in die Hütte zurückfuhr. Der Flumenthaler kam herbei und da fand es sich, daß es kein Mensch, sondern ein abgestochenes, großes zahmes Schwein war. Nun gab es Spaß und einige Sonnenblicke fuhren über die Gesichter. Kurt erzählte, wie der Landshuter, der Inkwyler und er hungrig umhergeritten seien, ohne etwas aufzustechen. Schon seien sie räthig geworden, beim Pfaffen zu Kriegsstetten einzusprechen und ihm mit guter Manier zu Ader zu lassen. Da er zwar sehr herrschsüchtig sei und gewaltthätig, jedoch seine bedenklich schwachen Seiten hätte, hätten sie gedacht, sie könnten dies probiren ohne große Gefahr. Schon hatten sie ihr Vorhaben in's Werk gesetzt, als ihnen der reiche Müller von Subigen in die Hände fuhr, er wollte mit zwei schweren Müllerschweinen und viel Mehl von allen Sorten nach Solothurn. Wohl war der Pfaff von Subigen sein ordinärer Beichtiger. Aber so ein Müller von Subigen hatte

so viel Gelegenheit zu extraordinären Sünden, daß er alle Jahre um Weihnachten in die Stadt fuhr und dort bei den Kapuzinern gründlichen Ablaß suchte. Er wollte seiner Sache sicher sein und sie nicht so ungefähr haben, denn sagte er, schlechter würde sich im Fegefeuer niemand ausnehmen, als ein weißer Müller, denn bis er schwarz gebrannt wäre, wie die Andern von Natur seien, müßte er Höllenqualen leiden. Dem Dinge wollte er also zuvorkommen und sorgte freigebig dafür. Sie warfen ihn also nieder, was ein schwer Stück Arbeit war, fanden bei ihm noch einen schweren Beutel, in welchem Geld war, machten sich damit fort, verscharrten im Walde was sie nicht auf ihren Pferden fortschleppen konnten, und suchten auf verschiedenen Wegen ihre Herberge, wo also Kurt der erste wer, die Andern kamen jedoch bald nach. Nun, es war also der Tag nicht eitel gewesen, sondern etwas zum Theilen da, was alsbald zur Hand genommen, doch nicht ohne Zank vollbracht ward.

Manch hartes Wort mußte der Flumenthaler hören über seine Faulenzerei am warmen Feuer, schuldig blieb er die Gegenrede nicht, sondern warf ihnen vor, daß sie die Abrede nicht gehalten, er sie an dem bestimmten Orte nicht gefunden, nicht in der Irre habe umherreiten wollen, sich zum Besten halten lassen u. s. w. In Zorn hinein redeten sie sich, im Zorn aßen sie, was unterdessen bereitet war, im Zorn traten sie an den Tisch zum Spiel. Da verging der Zorn erst nicht, sondern ward alle Augenblicke heißer, denn beim Spiele ging es wie üblich, dem Flumenthaler zu Gunsten fielen fort und fort die Würfel. Bald war der größte Theil der baaren Beute sein, und je zorniger Kurt ward, desto höhnischer grinste der Flumenthaler ihn an; sein spitzer Bart schien boshaft geradeaus zu stehen und in zwei Hälften gesondert Rübchen zu schaben.

Da fuhr Kurt der Zorn in's Haupt wie eine Feuerflamme durch ein Strohdach, er faßte den steinernen Krug, der neben

ihm stand und warf ihn nach des Flumenthalers spöttischem Gesichte. Diesem hätte sein Lebtag kein Zahn mehr weh gethan, wenn der Krug sein Ziel erreicht, aber mit Kurt so gut bekannt als mit seinen Würfeln, war er auf seiner Hut, beugte aus und stieß mit dem Dolche nach dem auf ihn einstürzenden Kurt, aber traf ihn eben auch nicht. Ein plötzlicher Stoß von der Seite her ließ ihn taumeln weit durch die Hütte hin, daß er Mühe hatte auf den Beinen zu bleiben. Die Dirne hatte das gethan, sie sah den Streit voraus und rüstete sich dafür zu sorgen, daß der Vortheil nicht auf des Flumenthalers Seite sei, wie es bei seiner Tücke und Kurts Ungestüm schon mehr als ein Mal der Fall gewesen war. Kurt, einmal im Zorne ein wüthender Löwe, wollte ihn fassen mit seinen gewaltigen Händen, hätte ihn erwürgt damit. Da warfen sich die Andern dazwischen, wollten mitteln wahrscheinlich. Aber niemand stiftet leichter Streit als halbtrunkene Vermittler. Schwerter wurden blank, Hiebe wurden gewechselt, gebrüllt ward von allen Seiten, mit einem Feuerbrand fuhr die Dirne unter die Streitenden, dem Flumenthaler nach dem Gesichte, der hielt den Dolch entgegen, Blut floß, Leben wären entflohen, denn die Vermittler waren die zornigsten Streiter geworden. Der Alte fuhr mit einem langen Ger daher, als er das Blut seiner Tochter sah.

Da krachte es über ihnen und mitten unter sie hinein stürzte plötzlich ein dunkler Körper. Wohl, da fuhren sie auseinander, wie Funken aus glühendem Eisen fahren von der Schmiede schwerem Hammer getroffen, oder wie schwatzende Weiber auseinander fahren würden, wenn mitten unter sie eine Bombe fiele. Das hereingeplatzte Wesen war wie zu einem Klumpen gerollt am Boden, accurat wie es der Teufel machen soll, wenn er wie vom Himmel herab unter die Leute fällt und sich den ausersieht, mit welchem er davon fahren will. Es war auch keiner unter ihnen, der ihn nicht für den Teufel gehalten hätte. Das Plötzliche ist es, was herauf-

sprengt das Eigenthümliche in den Tiefen der Seelen, und dies ist bei den Ruchlosesten und scheinbar Ungläubigsten zumeist der dickste Aberglaube.

„Sami, dein Dach mußt' neu machen, es hält ja keine Krähe mehr, geschweige einen Menschen," so sprach endlich das dunkle Wesen mit kläglicher Stimme und rieb sich die Beine. Da erhob sich ein lautes Gelächter rings aus allen Ecken der Hütte, wohin die Erschrockenen sich geflüchtet, sie erkannten die Stimme des vermeintlichen Teufels, sie gehörte Xaveri, dem Erzschelm. Lachend und spottend umringten sie den gefallenen Teufel und Lachen und Spotten wollte nicht enden, bis Xaveri endlich zornig ward und sagte: Es sei ihm leid, daß er hier lauter Narren finde, er wolle weisere Leute suchen, um ihnen die Nachricht, welche er habe, mitzutheilen. Potz Kukuk, wie rasch verstummte das Gelächter, näher drängte sich jeder, das Wichtige zu vernehmen, und Wein und Zorn und Angst, alles war verschwunden und nur der Raubinstinkt streckte die Fühlfäden aller fünf Sinne aus als wie die fünf Finger, um die wichtige Nachricht zu hören.

„Heute war ich in Solothurn," sprach Xaveri, „um einigen Fräulein, welche gerne Männer hätten, zu weissagen, ob sie welche bekämen und was für welche? Das wäre ein gut Geschäft, sie geben was sie haben, wenn man ihnen sagt, sie kriegten einen, haben aber leider nicht eben viel zu geben. Hatte dann bei einem Domherrn viel zu thun, er hat Hühneraugen, die Köchin Hühner, diese Hühner mußte ich das Legen lehren, welches sie bisher nicht konnten trotz Hafer und Grütze, welche an ihnen nicht gespart wurden. Die Köchin war sehr beschäftigt, ich wußte lange nicht warum, vernahm endlich, es würde diesen Abend ein Zug von geistlichen Herren und einigen reichen Familien von Solothurn nach Fraubrunnen aufbrechen, um dort die Weihnacht würdig zu feiern, den Dienst der Kirche zu versehen und die verwandten Schwestern, Fräulein aus den vornehmen Geschlechtern, zu besuchen. Da

wäre Beute, dachte ich, das Beste, was jeder hat, zieht er an und mit leeren Händen geht keiner. Ich forschte nach dem Geleite und vernahm, daß es nur aus einigen Klosterknechten bestehen solle, mehr zum Dienste als zum Schutze, denn an Gefahr auf dem kurzen Wege in befreundetem Lande denkt niemand. Da mache ich mich auf die Beine, renne her, es euch anzusagen zu rechter Zeit, klopfe, pfeife draußen, niemand hört mich, drinnen ist höllischer Lärm und Geschrei. Da krieche ich auf's Dach, will runter sehen und rufen, aber wie ich oben bin, bricht es ein; glücklicherweise bin ich nicht in den Kessel gefallen zum andern Fleisch; geschunden bin ich wohl, doch lieber geschunden als gesotten. Aber jetzt thut Eile noth, wenn ihr was wagen wollt."

Wie die Katze vor dem Mäuseloch hatten die Bewohner der Hütte die Ohren gespitzt bei diesem Bericht. Zorn und Rausch waren verflogen wie abgejagten Hunden die Müdigkeit, wenn eine frische Fährte ihnen unerwartet vor die Nase kommt. Verwandelt wie durch ein Zauberwort war auf einmal das Leben in der Hütte. Die Weibsbilder mußten in den sogenannten Stall, der eigentlich mehr ein Loch war als ein Stall; keinem vernünftigen Menschen wäre eingefallen dort Pferde zu suchen, aber eben das wollte man, als man ihn einrichtete. Die Männer aber setzten sich um's Feuer, suchten neue Stärkung im Kessel und hielten Rath in aller Besonnenheit. Man sah, es war nicht die erste derartige Berathung, sie war rasch und kurz; alsbald war der Nagel auf den Kopf getroffen, zu Deputirten in erster oder zweiter Kammer oder gar zu schweizerischen Tagsatzungsgesandten hätten sie durchaus nicht getaugt. Es wäre beiläufig gesagt sehr wünschenswerth, man würde, um den Werth einer Rede zu bestimmen, vom bisherigen Längenmaaße abgehen und wieder die Schwere zum Schätzungsmittel nehmen, mit Centnern wägen statt mit Klaftern messen.

Der fürchterliche Nebel, in welchem man am hellen Tage nicht drei Schritte vor sich sah, machte die Nacht undurch-

dringlich, war eine bessere Deckung als Wald oder Berg. So konnten sie zum Ueberfall eine freie Stelle wählen, wo sie im Fall der Noth nach allen Seiten auseinanderstäuben und ihren Schlupfwinkeln zureiten konnten auf ihnen Allen bekannten Wegen durch Emme, Busch und Sumpf, denn zwischen ihrer Hütte und der Straße von Solothurn nach Fraubrunnen floß die Emme, welche in dieser Jahreszeit leicht zu durchreiten war, wenn man die Gelegenheit kannte, aber halsbrechend, besonders in Nacht und Nebel, für Unbekannte. Die passendste Stelle zum Ueberfall schien ihnen unterhalb Bätterkinden zu sein, im ebenen Lande, auf freier Haide, wo man einen Ueberfall am wenigsten erwartete, der Zug dann doch am leichtesten, von allen Seiten zu fassen war und ringsum der Weg zur Flucht oder Rückzug offen.

Der beste Rath ward rasch und einstimmig angenommen. Diese Strauchritter, welche sich kurz zuvor ans Leben wollten, machten sich nicht muthwillig Opposition, nur um sich selbst geltend zu machen; was dem Zweck am besten diente, das entschied. Waren halt weder Advokaten noch sonstige Schreiber. So einstimmig waren die Pferde nicht; allen, das des Flumenthaler ausgenommen, welches geschont war und Ruhe gehabt, war der nächtliche Ritt zuwider, sie sträubten sich gegen neues Satteln und Zäumen, die Junker mußten selbst dazu sehen und ihre selbsteigene Autorität gebrauchen. Dieser unterzogen sich denn auch die Thiere, wenn auch mißmuthig, ließen sich aus dem Loche ziehen, wenn auch langsam, als ob sie bei jedem Beine, welches sie heben sollten, erst überdächten, ob sie eigentlich wollten oder ob sie nicht wollten.

Solothurn, die uralte Stadt, war von je hoch berühmt wegen vielen Dingen, berühmt wegen Fabrikation von Schwefelholz und Vogelkräzen, wegen Gottseligkeit und Frömmigkeit, wegen Fastenspeisen und Lustigkeit, wegen Treuherzigkeit und Behaglichkeit. Essen that man, was man hatte und je besser desto lieber, trinken ebenso, und wenn man im Zweifel stand,

ob man hinreichend habe für sich, begehrte man keinen fremden Gast; die Erfahrung hatte sie zu der Erkenntniß gebracht, daß bloß Selbstessen fett mache. Man fastete dort nie länger als man mußte; hatte man selbst nichts, suchte man was anderwärts, am liebsten was Gutes; Fasttage liebte man mehr als Arbeitstage, und bei hinreichenden Schnecken zu dienlichem Sauerkraut, ellenlangen Forellen, tellergroßen Fröschen und Krebsen wie alte Katzen hätte man sich eine Verlängerung der Osterfasten gefallen lassen.

Fraubrunnen war ein junges Frauenkloster, lag in der Mitte zwischen Bern und Solothurn, drei Stunden von jedem Orte entfernt, gehörte nicht zum strengsten Orden; aus den vornehmsten Familien beider Städte stammten die meisten Nonnen. Das Kloster lag in einer lieblichen und reichen Gegend, noch jetzt berühmt durch Korn und Stiere, Schnepfen und Fische, Reb- und andere Hühner. Mit beiden Städten war das Kloster in steter Verbindung, in freundschaftlicher und kirchlicher, denn zu feierlichem, würdigen Gottesdienste an großen Festen, wie Weihnachten z. B., bedurfte es auswärtiger Hülfe, in sich hatte es die Mittel nicht. Doch neigte sich das Kloster mehr nach Solothurn hin, hatte mit dieser Stadt den stärkeren Verkehr.

In Solothurn war von je der südliche Sinn, welcher große Kirchlichkeit nicht bloß, sondern auch große zeitweise Zerknirschung mit heiterem Weltsinn und fleischlichen Genüssen auf wunderbare Weise zu vereinigen weiß. Diese wunderbare Mischung fand schon damals in Klöstern und namentlich in weiblichen statt. Der Kampf des Fleisches mit dem Geiste wird bestehen, so lange die Erde in ihren Angeln geht, und eben so lange wird die Vermittlung zwischen beiden gesucht, nach welcher ein inniges Sehnen ist. Die wahre Vermittlung geschieht durch Christus im Inwendigen, daß der neue Mensch aufersteht, die Zügel führt, dem alten Menschen seine angebornen Rechte läßt, aber keine mehr. Die falsche Ver-

mittlung hat der Teufel in die Welt gesetzt, um abzulenken von der wahren; es ist eine äußere durch Ceremonien, äußern Dienst, zeitweise Züchtigung des Fleisches. Je größer diese Buße wird oder scheint, desto mehr wird dem Fleische zeitweise gestattet, desto kräftiger macht es seine Rechte geltend, weil es der Bezahlung sich gewiß glaubt. Diese Vermittlung hatte sich auch in manchem Kloster festgesetzt und thronte dort sichtbarlich und fiel, als in einem Orte auf Viele zusammengedrängt, weithin in die Augen. Wahre Christen nahmen von je an dieser Vermittlung und solchen Klöstern, welche dieser Vermittlung sichtbare Repräsentanten waren, welche thaten, als entsagten sie der Welt, jedoch nur, um sie desto besser und sicherer zu genießen, ihr Aergerniß.

Einem großen Theile der Welt waren damals solche Klöster willkommen; man fand dort die Vermittlung, welche der weltliche Sinn liebt und ein unerleuchtet Gewissen befriedigt. Wenn der Mensch zum Selbstgötzen wird, dann scheint ihm jede Vermittlung unnöthig, ja ein Majestätsverbrechen gegen seine Selbstherrlichkeit, dann haßt er alle Klöster, in welchen irgend eine Vermittlung, sei es die wahre, sei es die falsche, sichtbarlich oder gleichsam personificirt in die Welt hineintritt, ja Steine hebt man auf gegen den hohen Vermittler selbst und will ihn steinigen mitten in dem, was seines Vaters ist. Seltsam war zur selben Zeit die Welt voll Furcht und Lust, voll Andacht und Wildheit, daher hoch beliebt die äußere Vermittlung. Wir wollen nun nicht sagen, die Berner seien der ächten Vermittlung mehr zugethan gewesen als die Solothurner, und die Welt sei weniger mächtig über sie gewesen, sondern bloß das wollen wir sagen, daß die Berner für Wünsche der Klosterfrauen weniger Sinn gehabt, der Ehrgeiz war mächtig in ihnen, und in dessen Dienste ging ihnen Anstrengung über Genuß, sie entschuldigten sich daher gar zu oft bei anderweitigen Ansprüchen mit Mangel an Zeit und wichtigen Geschäften; freilich war es selbst dazumal bloßer

Vorwand, indem sie an einem bequemen Behagen viel wohler lebten, als an einem Genusse, der etwelche Bewegung erforderte. Der Berner, welcher nach dem fünfzigsten Jahre noch den Narren mit Tanzen macht, ist ein rarer Vogel und muß stark blonde Haare haben.

Wenn an andern Orten im Lande der Nebel einem Erbsmues gleicht, so ist er in Solothurn accurat wie eine Chocoladecreme, Geruch und Geschmack ausgenommen. Ein solcher Nebel ist keiner Reise förderlich, sondern macht schwerfällig, legt sich wie Blei über jede Bewegung, lähmte sogar die Köchinnen, welche die Vorräthe bereiteten, welche die edlen Herren mitzunehmen gedachten. Es war nämlich nicht ein Ritt hungriger Ritter, welche wie Heuschrecken über ein Kloster herfallen wollten und, einmal eingebrochen, nicht abzogen, bis der letzte Bissen gegessen, der letzte Tropfen aus dem Keller getrunken war. Es waren geistliche Väter und leibliche Verwandte, welche den jungen Schwestern Geschenke aus der Welt bringen und ihnen nicht lästig fallen wollten, denn wie gesagt das Kloster war jung, hatte zu leben, war aber nicht reich, wurde es erst später. Als man in den dichten Nebel vor die Thüre kam und abreiten wollte, trat noch mancher ältliche Herr zurück, versah sich mit währschafteren Tüchern, doppelten Pelzen und versäumte darob sich länger als er dachte. Ohnehin gehts, wenn Viele zusammen reisen und Alle dem Letzten warten wollen, oft eine Ewigkeit, bis endlich dieser Letzte da ist und vom Lande gestoßen werden kann.

Endlich waren die dicken Herren alle auf ihre Pferde gekugelt; die mageren saßen längst oben und thaten ungeduldig, mochten nicht erwarten, bis sie als Nebelspalter voraufreiten konnten. Einige Mütter und einige Brüder, welche Schwestern im Kloster hatten, schlossen sich an, und hinterdrein kamen einige Saumrosse und zuletzt einige Knechte, bewaffnet wie bräuchlich. An Gefahr dachte man übrigens wie

gesagt durchaus nicht, wenn auch Alle, die geistlichen Herren nicht ausgenommen, bewaffnet waren. Wer nichts hatte sich zu wehren, mußte darhalten vor allen Andern, so war es schon damals; freilich sagte man damals ebenfalls auch schon: „Wehr' dich nicht, es schickt sich nicht!“ So war es finster geworden in Solothurn, ehe man abritt. Gasbeleuchtung hatte man damals noch nicht in Solothurn, indessen war die Straßenbeleuchtung gut wie jetzt, wenn der Mond schien, und noch besser, wenn die Sonne schien, aber wenn der Nebel ist wie ein Wollhut und Nacht dazu, was helfen da Laternen, und wären es Pariser? Mit Noth fand man die Brücke über die Aar, die Aar selbst sah man nicht, hörte sie bloß rauschen.

Da hielt man jenseits, die Knechte mußten die Fackeln anbrennen, die Herren stärkten sich durch einen tüchtigen Schluck bei der Herberge innerhalb dem Thore; die Damen nahmen zwei Schlücke, freilich etwas kleinere, sie vertrugen die Schlücke schon damals recht gut, begreiflich: es ist kein Boden, welcher so viel Nasses schluckt und so leicht verbrennt, wenn das Nasse fehlt, als der Kalkboden, aus welchem bekanntlich die Solothurner gewachsen sind. Es war eine merkwürdige (romantische würde man heutzutage sagen) Fahrt: ungefähr drei Dutzend Reiter von allen Arten, mehr als ein halbes Dutzend Fackeln, rabenschwarz die Nacht, so weit die Fackeln den Nebel nicht blutroth färbten, voll weißen Reifes die sonst schwarzen Tannen, hie und da rosenroth angehaucht von blutroth gefärbtem Nebel, dazu viel Lachens und Schwatzens, hie und da ein lauter Aufschrei, wenn ein Pferd einen Satz that, ohne daß ein Mensch wußte warum, und dann Allen einfiel, wie die Pferde gewahrten, was den Menschen verborgen bleibe. So zogen sie durch den langen wüsten Wald Hügel ab Hügel auf, waren in Lohn, ehe sie daran dachten, und ließen sich von dem gastfreien Pfarrherrn, der sie erwartete und über dem Warten fast erfroren war, treff-

lich erquicken. Dann ging's unter manchem Stolpern den zähen Berg ab durch's sumpfige Thal hinauf in den schauerlichen Altisberg, in dem verirrte Römer schlummern sollen den Tag über und Nachts den Weg suchen nach dem schönen Lande Italien hin, ohne ihn finden zu können. Suchen und immer suchen zu müssen, ohne je finden zu können, ist schauerlich. Allen ward es unheimlich, und dichtgedrängt ritten sie; die Römer ließen sie in Ruhe, sie kamen glücklich aus dem Walde, glücklich über die Brücke des trügerischen Moosbachs, Limpach genannt, wahrscheinlich Lehmbach ursprünglich, da hier Lehm und Lehmart überall die Hauptrolle spielt in den Aeckern und in den Herzen.

Im freien Lande schwand das Bangen, und rascher ging es dem sich nahenden Ziele zu; seltsam glühte der Nebel, es war, als wenn der Straße entlang derselbe zu Gestalten sich geballt, welche lautlos hielten und gleichsam Spalier bildeten, wie Soldaten an der Straße, durch welche der König zur Messe schreitet. Plötzlich fährt ein gellender Pfiff durch den Nebel, fährt Mann und Roß durch Mark und Bein, lebendig wird der Nebel, wilde Gestalten zu Fuß und zu Roß werfen sich von allen Seiten über den Zug, werfen die Reitenden von den Rossen, ehe sie sich aus den warmen Gewändern gewickelt, die Waffen blank gemacht oder die Pferde gewendet, das Heil in der Flucht gesucht. Wenigen gelang diese, fast der ganze Zug war zusammengeworfen, ehe man ein Vater Unser hätte beten können; auf die Niedergeworfenen warfen sich die Plünderer, wälzten sich mit den Widerstandleistenden am Boden; Geschrei und Fluchen, schlagende Pferde und blutroth glimmende Fackeln, welche besonnen die Räuber brennend erhielten, es war ein wildes gräuliches Bild. In der Mitte dieses Bildes war ein grimmiger Kampf: wild schlugen die Reiter, wild bäumten die Pferde sich, Jammergeschrei ringsum von den von wilden Hufen Getretenen, Geschlagenen. Zwei wilde kampfgewohnte Junker hatten ihre

Mütter geleitet, wollten ihre Schwestern besuchen; Gibeli hieß der eine, Gäbeli der andere. Der Anprall hatte sie nicht niedergeworfen, an Flucht dachten sie nicht, ihre Schwerter hatten sie freibekommen, gebrauchten sie mit Macht, und mehr als eine der seltsamen Gestalten, welche aus dem Boden hervorgewachsen, aus dem Nebel geballt schien, sank heulend zusammen. Kurt und der Landshuter ließen die Beute, warfen sich ihnen entgegen, während die Andern die Tenne fegten und in Sicherheit brachten, was sie errafft. Der Kampf war hart, die Junker waren keine Milchbärte, schienen im Feuer gehärtet, waren gut gerüstet, machten den beiden Strauchrittern heißes Blut, heiß rauchte es aus mancher Wunde in die kalte Winternacht hinein; zweifelhaft war das Ende. Da floh windschnell der Flumenthaler, der Fliehende gegen Fraubrunnen hin verfolgt hatte, vorüber, rief dem Landshuter was zu, führte im Vorüberjagen einen scharfen Hieb, traf Kurt statt einen Junker und verschwand im Nebel. Der Landshuter hob sich hoch in den Bügeln, schmetterte sein Schwert mit aller Kraft auf seines Gegners Haupt, daß dasselbe betäubt sich bog bis auf den Sattelknopf herab, sprengte dann dem Flumenthaler nach der Emme zu. Vom Flumenthaler getroffen, doch nicht schwer, war Kurt plötzlich zwei Gegnern gegenüber allein; da erfaßte ihn eine ungeheure Wuth, was in der Hütte so rasch erloschen, loderte jetzt doppelt so wild wieder auf; er hieb sich frei, stürmte den Andern nach in den Nebel hinein. Sobald die Waffen schwiegen, hörte er von Fraubrunnen her wilden Rosseslauf einer ganzen Schaar schon ganz nahe; da erst ward ihm klar des Flumenthalers Verrath, der ihn den Feinden in die Hände liefern wollte. Tief in seines Rosses Leib fuhren seine Sporen, und ehe sie an der Emme waren, hatte er die Andern erreicht, hieb den Flumenthaler vom Rosse, stürzte sich auf den Landshuter, aber hinter ihnen schnaubten Rosse, die Sorge für ihre Sicherheit trieb sie auseinander und über die Emme.

Es waren nämlich in Fraubrunnen mehrere Edle aus der Umgegend eingeritten, um bei dem glänzenden Gottesdienste im Kloster die heilige Nacht zu feiern; auch von Bern waren einige gekommen ihren Verwandten zu Lieb und Ehre. Als die von Solothurn immer nicht kamen, als es längst Nacht geworden war, bangte man, es möchte ihnen etwas zugestoßen sein, und die Herren wurden räthig, ihnen entgegenzureiten. Daß die Gegend unsicher sei, war zwar bekannt, aber daß die Strauchreiter die Tollkühnheit haben sollten, über einen solchen Zug herzufallen, daran dachte man nicht.

Bei allzulangem Ausbleiben von Freunden entsteht ein allgemeines Bangen, und in hunderterlei Gestalten stellt sich das Unglück dar, welches ihnen, wie man glaubt, begegnet sein muß, bis sie wohlbehalten vor Einem stehen oder von etwas betroffen, an das man eben gar nicht gedacht. In der kalten Winternacht ritten die Herren scharf, und gut war's, denn noch waren sie oberhalb Bätterkinden, als die Flüchtlinge sie ansprengten und Kunde brachten vom Ueberfall. Da spornten sie die Rosse zum schnellsten Lauf, verjagten die Räuber, und wer der Gegend in etwas kundig war, jagte dem Geräusche der Fliehenden nach; sie fingen jedoch niemanden, denn die Räuber kannten die Gegend doch noch besser, und bei Nacht und Nebel durch Sumpf und Busch, Fluß und Wald Fliehende verfolgen, ist ein schlimmes Unternehmen, welches man aufgiebt sobald man kann. Da die Verfolger so nahe hinter ihnen waren, ritt Kurt um der allgemeinen Sicherheit willen nicht auf die Hütte zu, sondern hielt sich rechts weiter hinauf. Die Rache kochte in seinem Herzen, blutig sollte sie sein, das nahm er sich vor, und noch in dieser Nacht wollte er sie vollziehen.

Die verfolgenden Feinde blieben zurück; Kurt ließ ab vom harten Jagen, und in dem Maaße, als sein Hengst langsamer ging, kühlte sich sein Blut ab, kehrte die Besonnenheit zurück, rascher als vielleicht vor einigen Jahren noch.

Aber es bringen allgemach die Jahre dem Menschen, der nicht ganz hirnlos ist, die Besonnenheit, welche die Kräfte wiegt und den Erfolg ermißt. Es war ja möglich, daß Hinterhalt gelegt, die Hütte gesucht, gefunden, umstellt wurde, und war das Alles nicht, was sollte er allein unter den Andern, allein, wo Alles gegen ihn, niemand für ihn sein würde? Denn wenn schon das Gesindel, welches sich sicherlich auch einfand, ihm am besten wollte, weil es den größten Nutzen von ihm zog, so würde es doch in diesem Falle es mit der Mehrzahl gehalten haben, wie üblich damals und jetzt. Müde und wundenmatt nahm er sich vor heimzukehren und einen andern Tag zur Rache zu erwarten.

So ritt Kurt langsam über das Feld, auf welchem jetzt Utzenstorf so unendlich lang sich ausstreckt, ritt dem Walde zu, hinter welchem sein Schlößlein lag. Je langsamer er ritt, vor Verfolgung sicher und um das Roß zu schonen, desto schneller wirbelten ihm die Gedanken, welche ihm sonst so langsam kamen und gingen, durch den Kopf. Die Rache brütete Pläne, der Stolz des Geschlechtes stieg in ihm auf, die Scham, daß er nichts anderes geworden als ein Räuber, dazu die Stichscheibe der Andern regte sich; die Frage: und jetzt was willst du? stand wie ein schwarzes Gespenst vor ihm in dem dicken schaurigen Nebel. In seine Gedanken versunken, ließ er sein Roß nach Belieben schreiten durch Nebel und Schnee, und da auf dem weiten Felde keine besondern Merkmale standen, welche anzeigten, ob man weiter oben oder weiter unten sei, so kam er viel weiter unten an den Wald, als es sonst zu geschehen pflegte, gerade unten an dem einzigen Hügel, welcher auf dem großen Felde und am Walde liegt, der Willenrain geheißen; an demselben merkte er, wo er war. Er hielt nun aufwärts südöstlich, ritt zwischen mächtigen Eichen dem Bachtelenbrunnen zu, wollte unten an der Bürglen durch den nächsten Weg nach Koppigen. Daß es die heilige Nacht war, daran dachte er schon nicht mehr, viele

Gedanken auf ein Mal barg er in seinem Kopfe nicht; hätte er noch daran gedacht, er hätte sicherlich den Bachtelenbrunnen und Bürglen gemieden, denn daß es dort in der heiligen Nacht nicht geheuer war, das war ihm gar wohl bekannt. Es war eine rohe wilde Zeit, roh und wild war zumeist, was im Leben sich zeigte, daneben mochten wohl in vielen Herzen herrliche Gefühle blühen, der Friede Gottes sich wölben, ein hehrer Geist durch viele Häuser wehen, denn große Thaten sah man hie und da in's Leben treten, die einen tiefen Grund haben mußten, nur von hoher Kraft geboren waren. Roh wie seine Zeit war Kurt: das Zeichen des Kreuzes machte er wohl in Nothfällen, aber dessen Bedeutung kannte er kaum; an den Teufel glaubte er ebenfalls, wie wir gesehen, und aus diesen beiden Stücken allein mochte seine Religion bestanden haben.

Im Walde herrschte ein schauriges, unsichtbares Leben: über den Eichen schwirrte mit ihrem gräulichen Rufe die Wiggle, es rauschte in den Büschen, wilde Schweine schnauften vorüber, hungrige Wölfe heulten durch die Nacht, jagende Füchse kläfften langsam und furchtsam hier und dort. Kurt achtete nicht darauf, es waren ihm gewohnte Dinge; an irgend einen Fang dachte er nicht, er war zu abgespannt dazu. Matt und vorsichtig schritt sein Hengst durch den Wald, seit ihn die Sporen nicht mehr trieben; er hatte einen gar zu strengen Tag gehabt.

Auf einmal begann er unruhig zu werden, warf hoch auf den Kopf, drängte zur Seite, schnoberte gar wunderlich in die Nacht hinein, zuckte zusammen mit dem ganzen Leibe, weckte Kurt, daß er achtsam ward, fest in den Sattel sich setzte und mit Kunst und Gewalt das Roß zusammennahm und vorwärts drängte. Anfangs glaubte Kurt ein wildes Thier in der Nähe, vor welchem das Roß scheute, aber von einem solchen war nichts zu merken, es erfolgte kein Angriff, er hörte kein verdächtiges Geräusch, und doch je weiter er in den Wald hineinkam, desto heftiger schlotterte das Roß, drängte rückwärts,

bäumte sich, drehte sich rundum auf den Hinterbeinen. So etwas hatte Kurt nie erlebt; er brachte sein Roß mit Angst und Noth hinaus bis auf den Platz, in dessen Mitte der Bachtelenbrunnen quillt, und ward dabei selbst angesteckt von des Rosses Angst und Beben. Es war ein gar vortreffliches Roß von edlem Blute, ein vielbewährtes, das einzige Geschöpf, welches Kurt ordentlich am Herzen lag und dem er seine Aufmerksamkeit schenkte; draußen auf dem Platze stellte es seine Beine vorwärts, stemmte sie mit aller Gewalt gegen den Boden, als ob sie wurzeln sollten in demselben, nicht Sporn, nicht Schlag, nicht Fluch brachten es mehr weiter.

Es wurde Kurt nicht geheuer im Sattel, er spähte, ob nicht etwas im Wege liege: ein grimmiger Wolf, ein todter Mensch oder sonst ein Wesen, welches Pferde scheuen. Er spähte umsonst; blank war der Schnee und stille war es hier, keine Eule ließ ihren Ruf ertönen, kein Wolf heulte durch die Nacht; da schien es ihm, als verdichte sich vor ihm der Nebel zur schwarzen Wand und langsam klaffe diese wieder auseinander, es wölbe sich ein ungeheures Thor, hinter demselben sei grause Finsterniß, ein unendlicher Abgrund. In dieser Finsterniß begann es zu brausen und zu toben, und näher und näher tobte es, wie aus des Berges Bauch der Bergstrom tobt. Es war, als rolle aus dem Abgrund herauf ein fürchterlicher Knäuel wirrer Töne, im Heranrollen entwirrten die Töne sich, Hundegeheul erscholl, Jagdgeschrei wüthender Jäger, des Waldes Thiere alle heulten durcheinander wie in Todesangst. Wie der Blitz durch den Himmel fährt, der Gedanke durch die Seele, vom Auge in's Herz hinab die Angst, brauste durch's schwarze Thor auf ihn ein die wilde, die wüthende Jagd; gräßlich schrie sein Hengst auf, wandte sich in wüthendem Jagen zur Flucht.

Da schien es Kurt, er schrumpfe mit seinem Rosse zu einem Thiere zusammen, es war ihm, als sei er das Wild geworden, hinter ihm her rase die wilde, die wüthende Jagd;

war er zum Schwein, war er zum Hirsch geworden, er wußte es nicht, aber jedes Haar auf seinem Felle sträubte sich, jedes Haar ward zum Auge, und jedes der tausend und tausend Augen schickte Todesangst und Höllenpein in's Herz hinein; jedes Auge sah andere Gräuel, eigene Schrecknisse, jedes füllte das Herz mit unsäglicher Angst, trieb zu schnellerem Laufe. Hinter sich her sah Kurt die schrecklichen Jäger, sah ihre Augen voll hundertjähriger Gluth, Flammen aus hundertjährigen Bärten, sah sie Speere schwingen, Bogen spannen, sah hinter ihnen drein, schwarz wie die Nacht, den Herrn der Jagd. Nacht war sein Roß, sein Gesicht, ein glühender Ofen, war einer schwarzen Wolke zerrissener Schooß, der Strahlengarben sprüht auf die bebende Erde. Kurt an den Fersen saßen die Hunde mit Höllengeheul und Menschengesichtern zahllos, gräßlich, und mit seinen zahllosen Augen sah er jeden Hund, jeden Zug in allen Gesichtern, und er kannte sie alle. An seinen Fersen zunächst hing sein Vater, ein schrecklicher Wolfshund mit blutigem Maule, mit diesem um die Wette schnappte nach ihm eine wüthende Dogge, der Kopf eines Krokodils saß auf ihrem Rumpfe, aber er wußte, es war sein Großvater; nebenbei jagten schäumend und zähnefletschend Großmutter und Mutter, die schreckliche Grimhilde, hinterdrein die Ahnen allzumal, die Verwandten alle in großen Schaaren, verstorbene Freunde, Bekannte mit grausem Geheul und aufgesperrtem Rachen, ein schreckliches Höllenheer. Rings in Busch und Wald sah er hundert und aber hundert Gesichter und die Gesichter kannte er alle. Es waren die Gesichter Aller, welchen er Leid zugefügt im Leben, sie geschlagen, niedergeworfen, beraubt, erschlagen; Alle jauchzten zur wilden Jagd, riefen: Hatz, Hatz! Ho Sassa! Ho Sassa! und gellend jauchzte vor Allen und klatschte und hetzte ein mageres gelbes Gesicht, und Kurt kannte es wohl: es war das Gesicht des Hausirers, des ersten Menschen, den er meuchlerisch erschlagen. Wilder heulte dann die Meute ihm nach, gieriger stürmten

die Hunde auf ihn ein, hieben in sein Fleisch die Zähne; aus Busch und Wald brachen andere Thiere, verrannten ihm den Weg, bäumten sich ihm entgegen, und er kannte auch diese Thiere: es waren Rosse, welche er mißhandelt, grausam hatte hinschmachten lassen oder muthwillig sie verstümmelt; es waren zahllose Thiere des Waldes, denen er unnöthig Pein verursacht, dem erlaubten Tode unnöthige Marter beigefügt. Ja die Vögel des Himmels, welchen er boshaft die Nester zerstört, muthwillig sie geängstigt und gelähmt, umflatterten sein Haupt, schlugen mit den Flügeln ihm in's Gesicht, suchten ihn zu blenden; ja die Thiere der Tiefen: Fische, Frösche, Aale, Schlangen, die er schrecklich zu Tode hatte schmachten lassen, wälzten sich auf seinen Weg, drängten sich unter seine Füße, damit er gleite, falle, den Höllenhunden zur Beute werde. Immer grimmiger ward die Jagd, immer höllischer heulten die Hunde, wüthender, näher brausten hinter ihm her die Jäger, wilder, zorniger umdrängten ihn die Thiere von allen Sorten, und in den Büschen mehrten sich immer noch die Gesichter, riefen hitziger, jauchzender ihr Hatz und Huß, ihr Ho Sassa! Ho Sassa! in die rasende Meute.

Kurt kannte den Wald, der zur höllischen Wildbahn geworden, gar wohl, war er doch kaum eine halbe Stunde von Koppigen und keine Ecke darin, in welcher er nicht irgend ein ein Jagdstücklein verübt hätte. Den Wald war er hinaufgetrieben worden auf der Utzenstörfer Seite bald durch lichtere Waldung, bald durch das dichteste Gebüsch; war er in einer Lichtung, so bog er in's Gebüsch, im Glauben, es hemme die Jagd, aber weder Wald noch Busch hielt das wilde Heer auf, keine Hemmung war für die schrecklich luftigen Gestalten. Als er oben im Walde war, wo das Feld gegen Kirchberg hin wieder beginnt, da wandte er sich, und wie der Fuchs, hart gedrängt, seinen Bau sucht, um vor den nachjagenden Hunden sich zu sichern, so strebte Kurt instinktmäßig nach der Waldseite gegen Koppigen hin in seiner Todesangst. Immer

blutiger umbrauste ihn die wilde Jagd, in die Ohren hatten sich Mutter und Großmutter verbissen, hinten schlug der Vater seine Zähne ein, die ganze Verwandtschaft hing sich in sein Fleisch; da konnte er nicht mehr fort, er war gestellt, heran brausten die schrecklichen Jäger, voran der Ritter auf dem Rosse der Nacht mit dem Gesichte flammend wie Höllengluth. Der Ritter stieß ihm den Speer in den Nacken, er fühlte, wie sein Leben durchschnitten war, der Knoten zerhauen, der die Seele festhielt im Leibe. Aber er starb doch nicht, Höllenschmerz fluthete ihm durch Mark und Bein; Glied um Glied zischte, und wie abgebrannt durch höllisches Feuer fiel es vom Körper, schien ein eigenes Leben zu erhalten, zu einem besondern Wesen sich zu gestalten, und als die Glieder alle abgefallen waren, da traf ihn der Reiter auf dem schwarzen Rosse mit grimmigem Peitschenschlage, daß ein Wehgeheul ihm aus dem Munde fuhr. Plötzlich war er zum Hunde geworden, zum alleinigen Hunde der Jagd, zum Höllenhunde; die andern Hunde waren verschwunden oder saßen hoch zu Roß unter den Jägern.

Nun brauste auf ihn Jagdgeschrei mit Hollah nnd Hussassa, mit Speer und Peitsche hetzten sie den einzigen Hund zur neuen wilden, wüsten Jagd; mit gräßlichem Geheule jagte er dem Gewilde nach, das vor ihm dahin stob. Es waren seine eigenen Glieder, zu seinem Weibe und Kindern hatten sie sich gestaltet, sein eigen Weib und seine Kinder waren es, die er jagte als Höllenhund mit gräßlichem Geheule; weinend und schreiend liefen, purzelten sie vor ihm her, er hinter ihnen her mit höllischem Geheule, hinter ihm her die schrecklichen Jäger, mit Peitsche und Speer ihn treibend zur schrecklichen Jagd, zum fürchterlichsten Geheule. Näher und näher kam der Hund dem Gewilde, markdurchdringender ward dessen Gewimmer, und grimmiger und glühender trieben ihren Hund die Jäger zu immer rascherem Laufe, zu immer gräßlicherem Geheule, immer wehlicher tönte des

Wildes Gewimmer, immer näher kam der Hund. Zurück hinter den andern blieb das jüngste der Kinder, schrie immer wehlicher, herzdurchschneidender, je näher der grause Hund ihm kam; der Hund zögerte, hemmte den Lauf. Da, Funken sprühend, fuhren der schrecklichen Jäger glühende Peitschen ihm in's Fleisch, laut aufheulend, daß stundenweit die Menschen aus dem Schlafe fuhren, streckten seine Glieder sich zu weitem Sprunge, ein Wehschrei des Kindes durchschnitt die Lüfte bis hinauf zum Himmel. Da wandte die Mutter sich um, riß auf ihren Arm das Kind, floh den Kindern voraus in gedoppelter Eile weiter, nach ihren Kräften flohen die Kinder ihr nach. Da ward wieder das jüngste der andern das letzte, der Zwischenraum zwischen den vordern immer größer, der Raum zwischen dem schrecklichen Verfolger immer kleiner, immer herzzerreißender des Kindes Gewimmer, immer gräßlicher des nachjagenden Vaters Höllengeheul; die glühenden Zähne im schwarzbraunen Rachen wuchsen dem Kinde nach, immer wilder hinterdrein die Jäger, zorniger sausten die Peitschen. In der Hölle Grimm und Angst schnappte er auf, nach dem Kinde fuhren seine Zähne; ein Schrei, der den Reif von den Bäumen schüttelte, das Wild aus den Lagern jagte, die Fische in den tiefsten Grund, rief der Mutter; sie warf sich zurück und auf den zweiten Arm das Kind, warf sich wieder voraus in gedoppelter Hast. Aber wieder blieb der Kinder eins hinter dem andern, lauter und lauter, herzzerreißender tönte dessen Wehgeschrei, höllischer fuhren in Fleisch und Bein die Peitschen dem Hunde, je näher dessen Schnauze dem Kinde kam, schon klaffte sie dicht hinter demselben weit auseinander; ein gräßlicher Nothschrei entfuhr dem Kinde, mit glühenden Speeren stachelten die Jäger den Hund, er sprang ein auf das Kind, aber er faßte es nicht. Vor ihm stand die Mutter, welche die beiden Kinder abgeworfen, fuhr ihm mit dem Arme in den Rachen, hielt mit nackter Hand seine glühende Zunge fest. Da floß es weich, kühl und leise ihm

durch die Glieder, der Brand erlosch, ein süßes Mattsein, wie dem Müden vor dem Schlafe, kam über ihn; matt schlug er die Augen auf und es war, als stünde nicht mehr seine Agnes, sondern ein hehres Frauenbild vor ihm in himmlischer Schöne, von blondem Lockenhaar umwallt wie von einem goldenen Mantel. Alsbald sanken ihm die Augen wieder zu, er streckte die Glieder; Nacht ward es über seine Seele, es war ihm, als stürze er in eine Kluft, stürze immer fort, aber um das Ende des Sturzes wußte er nicht mehr, sein Bewußtsein war ausgehaucht.

Wie es doch verschieden zugeht in der Welt in der gleichen Stunde! Wie feierlich geht es wohl zu in der heiligen Nacht um die mitternächtliche Stunde im hohen Münster, wenn gefeiert wird die Ankunft des Sohnes aus der Höhe auf Erden, wenn angebetet wird in der Krippe das neugeborne Kind, zu dessen Füßen gelegt werden soll die erlöste Welt sammt den Fürsten der Welt, das kleine Senfkorn, das zum weltbeschattenden Baume werden soll; wie wild ging es zu zur selben Stunde erst auf der Bätterkinder Haide, dann im Utzenstorfer Walde, als hinter Kurt her jagte die wilde Jagd, als Kurt die eigenen Kinder hetzte, verläugnete sein eigen Fleisch und Blut, von der ganzen Hölle verfolgt, gepeinigt, getrieben in Pein, Noth und Wehe zum Fraße der eigenen Kinder!

Wie freundlich und lieblich ist's, wenn im friedlichen Stübchen der Weihnachtsbaum brennt zu mahnen, wie es licht ward auf der dunkeln Erde mitten in dunkler Nacht und das Kindlein erschien, das für die Kinder kam und zu Gottes Kindern machen will Alle die, die zu Lichtes Kindern werden und an das wahre Weihnachtskindlein glauben, und die Kindlein überrascht die Hände zusammenschlagen, freudig aufjauchzen über das helle Licht und die bescheerte Herrlichkeit und auf Erden sich im Himmel glauben!

Wie anders ist's, wenn zur selben Stunde Kinder im Finstern sitzen und hungrig, es ihnen zu kalt ist zum Weinen

und zu trocken um's Gemüth zum Beten, sie so dasitzen in Schlotter und Elend und es poltert zur Thüre herein oder an die Thüre ein wilder böser Vater, oder es pocht an die Thüre und vor derselben liegt auch eine Bescheerung: ein bewußtloser Vater, den man hineintragen muß als Weihnachtsbescheerung mitten unter die Kinder, die im Dunkeln sitzen und in Schlotter und Elend. O, wie so anders geht es zu auf der gleichen Erde und zur selben Stunde!

Verschieden gehen auch die heiligen Tage über die Erde hin: einmal leuchtet am klaren Himmel die Sonne, lieblich ist's, Erdbeeren gelüstet es zu blühen, und auf's neue lieb wird dem Menschenkinde die mütterliche Erde; ein andermal ist verhüllt der Himmel, die Stürme brausen oder harter Frost zieht das Herz zusammen, unheimlich ist's draußen, es flieht das Menschenkind und sucht eine künstliche Heimath, ein warmes Gemach, und sehnt sich nach einer besseren Heimath, wo es so rauh nicht ist, wo solcher Wechsel nicht ist, es nicht so unheimlich ist, wo ein freundliches mildes Wohnen ist in unveränderter Klarheit.

Der Weihnachtstag, von welchem wir reden wollen, trug einen dichten trüben Schleier, Tag schien es nicht werden zu wollen, und als es Tag war, wollte es doch nicht Tag werden, bis wieder die Nacht kam. Auch in Frau Agnes' Herz schien die Weihnachtssonne nicht. Es war eine tüchtige (praktische würde man dato sagen) Frau, aber die höhere Weihe fehlte ihr doch: sie stritt mit dem Unglück und das war recht, aber im Streite suchte sie nicht die Hülfe von Oben, und wenn das Unglück stärker war als sie, wußte sie nichts vom einzigen Troste und das war unrecht. Es war auch Nebel in ihrem Herzen, sie dachte nicht an Weihnachten und ihre Segnungen; sie dachte an ihre Kinder und ihre Noth, an ihren Mann und ihre Verlassenheit, kämpfte mit Zorn um Rath, wie sie sich aushelfen wolle in dieser herben Zeit. Noch war es nicht Tag, als sie von ihrem Lager sich erhob, das Rad

des Tagewerkes in Bewegung zu setzen. Eigenhändig schloß sie das Thor, welches doch noch ganz war, auf, um eine Magd nach frischer Milch zu senden. Es schien eingefroren das Thor; als sie mit Macht es aufstieß, fiel ein schwerer Körper ihr zu Füßen, als sie niedersah, erblickte sie Kurt bewußtlos. Sie schrie nicht hellauf, dazu hatte sie zu harte Nerven, aber ein mächtiger Schrecken ergriff sie doch, man kann es sich denken; sie glaubte ihn todt, erschlagen oder erfroren, hierher geschleppt von den Mördern oder aus den Händen derselben hierher geflüchtet. Als sie noch Leben in ihm fand, rief sie nach Hülfe; er ward an die Wärme getragen, und in der Heilkunde nicht fremd suchte sie nach des Zustandes Ursache. Erfroren war er nicht, zerhauen war sein Körper, Wunden fand sie, aber unbedeutende; aber ein schreckliches Fieber, welches ihn erfaßt hatte und mit seinem Leben rang, bemerkte sie.

Kurt war in treuen Händen, in treueren als er es verdiente. Frau Agnes werweisete nicht, was ihre Pflicht sei und was nicht, was sie ihm noch schuldig sei und wie wohl es ihr eigentlich ginge, wenn das Fieber Meister würde. Frau Agnes that, was sie glaubte, das gut sei und was ihr möglich war; aber lange wollte der Tod nicht von der ergriffenen Beute lassen, setzte von neuem an, trieb Kurt in Fieberhitze und Angst herum, ärger noch als im Utzenstorfer Walde, daß Frau Agnes oft Hülfe nöthig hatte, den unbändigen Kranken festzuhalten auf seinem Lager.

Allmählig wich der böse Geist, aber langsam; zum Bewußtsein erwachte Kurt wieder, aber unendlich schwach war er, und wenn die letzten Ereignisse, welche er erlebt zu haben glaubte, wieder vor seine Seele kamen, so kam auch das Fieber wieder und warf seine Gedanken untereinander. Doch allmählig verglomm die Glut, lichtete sich das Bewußtsein, die hellen Augenblicke wurden häufiger, länger, die Gedanken zusammenhängender, die Vergangenheit kam wieder in's Gedächtniß stückweise, aber umsonst mühte er sich, sie zusammen-

zuknüpfen mit der Gegenwart. Er fragte nach seinem Hengste, aber niemand wußte etwas von ihm, nie ward wieder eine Spur von ihm gefunden; dann fragte er, wer ihn hergebracht, und mehr als hundert Mal mußte Agnes erzählen, wann, wo und wie sie ihn gefunden; aber wie er dahin gekommen, ward nie ergründet, nie begriffen. Die lange treue Pflege hatte Agnes ihrem Manne wieder näher gebracht; er lag da so weich, so matt, daß die Kinder sich ihm näherten, daß sie ihn wieder fragen durfte um sein vergangenes Thun und Treiben, fragen, wo er gewesen und was ihm zuletzt bei vollem Bewußtsein begegnet.

Kurt erzählte, was er wußte, sein Herz war dem Weibe wieder offen. Dies freute Agnes sehr, und darin lag die Versöhnung, für sentimentale Zärtlichkeiten und Herzensergießungen fehlte beiden der Verstand; dazu kam noch bei Agnes das Erbarmen mit dem armen Kurt, der erst von seinen Freunden verrathen, dann so Schreckliches hatte ausstehen müssen. Kurt war es, als sei ihm ein Brett vor den Augen gewesen und jetzt abgefallen; er sah nicht bloß das Heillose seines Lebens vollständig ein, sondern auch daß er der Narr Aller gewesen und von seinen sogenannten Freunden und Bekannten es niemand gut mit ihm gemeint, als vielleicht die Tochter in der Hütte; seine alte Verblendung war ihm rein unbegreiflich, denn jetzt sah er alles so klar und ganz anders. Er konnte sich das durchaus nicht anders erklären, als daß er durch Trank oder Spruch verzaubert und verhext gewesen, wie ja bis auf den heutigen Tag der Glaube an Tränke, wodurch das Innere des Menschen umgewandelt, in Liebe oder Haß entflammt werden könne, geblieben ist.

Der gute Kurt wußte so wenig als viele Menschen noch heutzutage, wie wandelbar der Menschen Herz ist, wie abhängig von äußern Eindrücken, wie leicht es umschlägt von einer Uebertreibung in die andere, heute verflucht, was gestern sein Lebensglück geschienen, wie über Nacht einem Menschen ganz

andere Augen wachsen können, daß er am Morgen schwarz sieht, was am Abende ihm weiß gewesen, und roth, was er grün gesehen, wie noth es ihm daher thut, daß er etwas habe, welches fest bleibt, an dem er sich halten kann, wenn es wirbeln will im Gemüthe und draußen wechselt die Welt, wie auch der Taucher, welcher Perlen fischt auf des Meeres Grund, festgebunden bleibt und wieder sich nach oben ziehen läßt, wenn unten ihm vergehen wollen Sinn und Gedanken, um frischen Athem zu schöpfen und neue Kraft zu neuem Fischen, oder wie der Mensch einen ewig klaren Spiegel haben muß in der Welt, darin sich täglich zu beschauen, wo ihm dann offenbar wird jeglicher Wandel in seinem Gemüthe, sowohl zum Bessern als zum Schlimmern, und jedes Verhältniß im wahren Lichte.

So ward es wieder traulich in Koppigen, und die alte Liebe kam wieder in Kurt und Agnes, sie wußten nicht wie. Wie gesagt, mit besondern Herzensergießungen von Gefühlen über die Vergangenheit und Vorsätzen über die Zukunft gaben weder Kurt noch Agnes sich ab, trugen einander auch gar nichts nach, sondern ließen sich von Herzen wohl sein bei einander. Kurt fühlte zum ersten Male, wie wohl es dem Menschen in seinem eigenen Hause sein könne, die rechte Behaglichkeit nur im eigenen Hause wohne; es schauderte ihn ordentlich, wenn er in seiner Schwäche daran dachte, hinaus zu müssen in die Kälte, zu jagen, zu fischen, zu streiten, und wenn es so recht stürmte und sauste draußen, so stellte er wohl eine kurze Betrachtung an über den Unterschied, am warmen Feuer sitzen zu können oder draußen im Schneesturme reiten zu müssen; er fühlte zum ersten Male, wie bequem dem Manne ein verständiges, sorgliches Weib komme und wie gut das seine eigentlich sei und wie gut er es daheim haben könnte. Der Verstand, dies einzusehen, kam ihm erst, als ihm das Bedürfniß kam, daß jemand zu ihm sehe, für ihn sorge — in den ersten Jahren seiner Ehe wußte er davon nichts; auch trieb ihn jetzt kein Keifen und Zanken fort, den

Krieg zwischen Grimhilde und Agnes hatte der Tod beendigt und Friede war im Hause, denn Agnes war eine starke Frau, deren Obergewalt man sich willig fügte; bloß wo Schwäche ist, ist auch beständiger Aufruhr, ein ewiges Zanken um Macht oder Freiheit. Auch empfand Kurt eigentlich zum ersten Male Vaterfreuden und Vaterstolz; bei seinem unstäten Leben hatte er sich um seine Kinder weder gekümmert noch kannte er sie, er wußte nichts von ihren Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, wußte also nichts von ihrer Entwicklung, hatte keine Freude zuzusehen, wie in ihnen aufging bald dies bald jenes, wie zur Frühlingszeit in der Natur alle Tage etwas Neues. Eben so wenig kannten die Kinder ihren Vater, sie hatten weder Freude, wenn er heimkam, noch hingen sie an ihm, wenn er daheim war; sie flohen ihn vielmehr, er war ihnen mehr der Böllimann, mit dem ihnen gedroht war, wenn sie nicht gehorchten, als der Vater. „Schweig, oder er nimmt dich! gehorche, oder der Vater muß es wissen, wenn er heimkommt!" so hieß es. Jetzt waren die Kinder seine Kurzweil, die Bücher, mit welchen er sich die Zeit vertrieb und jeden Augenblick etwas Neues lernte. Erst jetzt wurden ihm die Kinder lieb, da er sah, was an ihnen war, und jetzt hingen die Kinder am Vater, er war ihnen kein Böllimann mehr, sondern in ihrem einsamen Winterleben war er ihr Mittelpunkt, recht eigentlich ihr Glück, dessen sie sich alle Tage von ganzem Herzen freuten.

Da Kurt's Krankheit nicht rasch vorüberrauschte, langsam nur die Kräfte kamen, die Schwäche langsam wich, sein Leben außerhalb abgebrochen, nichts ihn draußen zog, daheim es ihm so wohl war, so ward das Daheimsein ihm lieb, er schlug Wurzel im Hause, in das Leben des Hauses ward er aufgenommen, wurde ein Theil desselben, so daß des Hanses Leben auch sein Leben war. So lange Winter und Schwäche Kurt in's Haus bannten, nahm er sich der Kinder an, lehrte sie Netze stricken, Schlingen flechten, Fallen machen, unterrichtete

in den kleinen Kniffen in Feld und Wald, in Sumpf und Bach, in allem, was Jürg ihn gelehrt, was er jung meisterlich getrieben. Was das dann für eine Freude war bei den beiden ältesten Buben, pausbäckig, stämmig und doch rasch und gelenkig, ganz Schweizerschlag, mehr in sich tragend, als man ihnen äußerlich ansah — wenn sie auszogen mit ihrer neuen Gelehrsamkeit und neuen Netzen und Schlingen, und welche Freude, wenn alles sich bewährt hatte und mit reicher Beute sie wiederkehrten! Sie hatten lange gestümpert und doch gemeint, was sie könnten und wie viel sie vermöchten; um so mehr nun staunten sie den Vater an, der alles unendlich besser wußte und konnte, und freuten sich kindlich auf die Tage, wo er mit ihnen ausziehen wollte, wie er verheißen hatte. Er lehrte sie Waffen machen und Waffen brauchen, und was das für ein Jubel war, wenn sie mit den selbstgemachten Armbrusten schossen, und wie sie den Vater bewunderten, der auch hier Aller Meister war. Das alles flocht eben Aller Leben in eins zusammen mit unzerreißlichen Banden.

Eine trübe Bescheerung war es zu Weihnachten gewesen, als der bewußtlose Vater der Mutter auf die Füße fiel, aber ehe der Frühling kam in's Land, war diese trübe Bescheerung zur reichsten geworden, die es geben konnte, zu einem wahren göttlichen Gnadengeschenke: es war der Vater, der verloren war, wiedergefunden, welcher der kräftige Mittelpunkt eines neuen freudigen Lebens ward, ja durch welchen nun alle Kräfte belebt und geleitet wurden. Was kann aber einem Hause Herrlicheres werden, als ein solcher Mittelpunkt, der das Zerrissene bindet, das Todte belebt, alles lenkt zum Besten und zu Aller Wohl? Agnes wurde nicht eifersüchtig auf ihres Mannes neue Stellung, es freute sie herzinniglich, daß es so war; sie sprach nicht darüber, aber sie ward alle Tage hübscher, ihre Bewegungen rascher, ihre Mienen freundlicher, kurz, sie ward ganz wie jung; man sah es ihr wirklich an, sie hatte

verwunden alle Bitterkeit, hatte vergessen, was dahinten war, freute sich dessen, was jetzt war, verkümmerte sich dasselbe nicht durch Zagen und Zweifeln, ob es so bleiben werde, sorgte bloß dafür, daß es nicht anders werde durch ihre Schuld.

Als endlich die Sonne höher stieg, ihre Kraft den Frost brach, den Schnee schmolz, den Schooß der Erde aufschloß, die Zugvögel durch die Wälder strichen, die aufgefrornen Wasser sich belebten, die Fische der Oberfläche sich näherten, da erst ging in Koppigen ein neues Leben an, den Kindern ein neuer Frühling auf. Kurt war so weit erstarkt, daß er an sonnigen Tagen in's Freie durfte, einige Stunden darin aushalten konnte. Was das nun für eine Freude war, wenn der Vater mit seinen Buben auszog, Theil nahm an ihrem Treiben, sie die wilden Enten fangen lehrte, das Ausspüren ihrer Nester, sie Schlingen legen lehrte den Schnepfen und den Fang der Füchse und Dachse, ihnen zeigte die besten Stellen zum nächtlichen Anstand, zur Lauer auf das Wild, welches zur Tränke wollte oder auf die Weide, sie lehrte die großen Fische stechen oder werfen mit dem Ger oder sie fangen an großen Angeln, die man an Weiden band und über Nacht im Wasser schweben ließ! Welcher Jubel dann am Abend, wenn man reich beladen wiederkehrte, so viel Neues nun wußte, so viel Zuversicht zu der eigenen Kunst und Kraft jedes gewonnen hatte! Kurt selbst hatte die größte Freude und besonders an der Buben Anstelligkeit und Gelehrigkeit; aus den kleinen Anfängen schloß er auf Großes in der Zukunft, nach der gewöhnlichen Weise der Väter.

Wenn Kurt dann Abends zu Hause war, kam eine große Müdigkeit in seine Glieder, er war oft noch matt zum Sterben — dann schwanden auch aus seinem Gemüthe Freude und Heiterkeit, und das alte Leben trat ihm vor die Augen und vor allem desselben grausiges Ende; doch nicht daß es ihn gelüstet hätte, in dasselbe wieder zurückzukehren und neu es

aufzunehmen; im Gegentheil, es graute ihm mehr und mehr davor, er konnte nicht begreifen, wie er ein Leben habe führen können in lauter Streit und Zorn, ein Leben, wo man erst das Leben einsetzte, um zu rauben, dann es noch ein Mal einsetzte, um des Raubes wieder los zu werden. Es plagte ihn die Reue mehr und mehr, Alle kamen ihm vor, welchen er Uebels gethan oder gar sie erschlagen, und wenn er alles schon nicht nach dem heutigen Maaßstabe maß, so hatte er doch so viel auf seiner Seele, daß es auch auf einer damaligen Wage schwer ziehen mußte. Da war dann sein Trost eben die schauerliche Nacht im Walde; er dachte, das sei nicht von ungefähr geschehen, sondern es hätte für ihn eine absonderliche Bedeutung: der Teufel habe ihn nehmen wollen, dachte er, und verdient hätte er es; nun aber sei er demselben entrissen und gerettet worden, also dem Teufel solle er nicht werden, sondern für jemanden besseres aufbewahrt, dachte er. Aber was Kurt eigentlich gerettet, das begriff er nicht; er dachte an ein silbernes Kreuz, welches sie an selbem Morgen dem Müller abgenommen, das er zu verspielen vergessen und noch bei sich getragen hatte. Dieser Talisman schützt bekanntlich und wirklich vor dem Teufel; wer das wahre Kreuz bei sich trägt, über den hat der Teufel keine Macht, aber das wahre Kreuz ist weder eins von Silber noch eins von Gold, sondern es ist der Sinn, der willig und mit Dank trägt, was ihm Gott auferlegt. Mit dem Kreuze ward viel Unfug getrieben von je, doch wohl nie größerer als jetzt von denen, welche das Kreuz in jeder Form und wo sie es finden verhöhnen und verspotten (ärger als ehedem die Juden Jesum am Kreuze verhöhnten) und jeglichen Kreuzesträger verhöhnen nnd mißhandeln, während sie jeden Missethäter und jeden Uebelthäter hoch loben und preisen. Dann dachte Kurt wieder an die Gestalt, in welche seine Agnes zerflossen, als sein Auge ihm brach, an das wunderbare Frauenbild mit dem goldenen Lockenmantel. War das ein von Gott gesandter Engel,

der seiner Pein ein Ende gemacht und ihn vor seines Schlosses Pforte getragen?

In solchem Sinnen und Schauern schlief Kurt ein, erwachte am Morgen neu gestärkt und ging mit seinen Buben an irgend ein munteres Tagewerk. Der Bachtelenbrunnen unten im Walde, wo oberhalb das verfallene Bürgeln liegt, in dessen Nähe nicht gerne jemand des Tages kommt, geschweige in der Nacht, seit die sieben Brüder vom Teufel geholt worden waren, weil sie ihr schönes Schwesterlein mit armen Kindern und Weibern eben am Bachtelenbrunnen erschlagen, der Bachtelenbrunnen war der beste Wildstand rund in der Gegend, aber aus erklärlicher Scheu hatte Kurt denselben bisher gemieden, ihn seinen Buben nicht gezeigt. Bei den gewaltigen Eichen, unter welchen die schöne Quelle aus der Erde quillt und, gleich zum schönen Bache geworden, sanft und ruhig durch die Gebüsche fließt, sah es in hellen Nächten aus wie im Paradiese: Thiere von allen Arten gingen zur Tränke, plätscherten im Wasser, spielten unter den Eichen. Wie schrecklich es aber dort auch sein könne, hatte Kurt erfahren in der heiligen Nacht; kalt rieselte es ihm durch die Glieder, wenn er daran dachte, darum floh er den Ort. Und doch hatte er es wiederum wie ein Kind, welches bei Mährlein und dunkeln Geschichten an Leib und Seele zittert, in die finsterste Ecke sich birgt und doch gerade zu solchen Geschichten mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hingezogen wird, nicht satt sich hören kann an ihnen. Es zog Kurt nach dem Bachtelenbrunnen hin, er mußte immer denken, wie es dort sei, ob wohl Spuren zu sehen von dem schweren Thore und Pferdehufe eingedrückt im weichen Boden um den Brunnen. Und wieder schauderte ihn, wenn er unwillkürlich dem Brunnen näher kam, und er eilte weiter. Es war in Kurt eben der wunderbare Zug im Menschen, der eine wunderbare Lust empfindet an der Angst und dem Zittern, welche über den Menschen kommen, wenn er im Geiste das Nahen der Geister

fühlt, das Rauschen der geheimnißvollen Geisterwelt vernimmt. Der Zug nach dem Brunnen ward endlich, wie es gewöhnlich geht, mächtiger als das Grauen davor.

An einem sonnigen Frühlingstage streifte Kurt mit dreien seiner Jungen unterhalb Koppigen durch Sumpf und Feld nach Beute; er war durch seine Krankheit gezimmert worden, von üppiger Kraft strotzte sein gewaltiger Körper nicht mehr, seine Erscheinung hatte nicht mehr das Rohe, Uebermächtige wie ehedem, doch hätte er jetzt den Meisten besser als früher gefallen; stattlich war sein Körper noch immer, männlich sein Wesen, auf seinem Gesichte war das Wilde verschwunden, hatte einem ernsten, besonnenen Ausdrucke Platz gemacht. Desto wilder thaten die Buben; wie junge Hunde in lustigem Gampel um die Mutter, wenn sie zum ersten Male mit ihnen zu Felde geht, tanzen in weitern und engern Kreisen, so umgaukelten die Jungen den Vater, flatterten dem Wilde nach oder schlichen leise ihm nahe, sprangen lustig daher mit gewonnener Beute oder suchten Pfeile wieder, welche nicht getroffen, lachten sich aus und balgten sich, thaten übermüthig oder schämten sich je nach dem Erfolge ihrer Thaten. Gewild war beständig in ihrem Gesichtskreise. Es war nicht wie jetzt, wo man drei Tage wandern muß, ehe man ein Eichhörnchen sieht oder einen Häher, und sieben Tage, ehe man die Spuren eines Hasen findet, der vor acht Tagen da durchgelaufen. Wie man jetzt bei jedem Schritte auf Kinder und Bettler stößt, traf man damals bei jedem Schritte auf Thiere: Thiere waren auf den Bäumen, sie liefen im Felde, sie wimmelten in den Sümpfen, des großen Heerlagers, des Waldes, nicht zu gedenken. Der Vater schritt gedankenvoll weiter, näher und näher dem Brunnen zu, mischte sich in die kleinen Fehden der Jungen nicht, aber wenn einer einen guten Schuß gethan auf einen Reiher im Sumpf oder ein Eichhörnchen, das neugierig seine Nase hinter einem Baumstamme hervorstreckte, flog es hell über sein Gesicht und ein gutes Wort

kriegte der Junge. Noch waren die Eichen nicht belaubt, die selten sich findenden Buchen rötheten sich in den Aesten wie Mädchen in der ersten Liebe, es grünte im niedern Gebüsche, mit kläglichem Geschrei trieben eifersüchtige Häher sich in den Eichen herum, in süßem Verlangen ruggete und girrte eine zärtliche Taube von hoher Tanne her, in stiller zarter Liebe hüpften die kleinen Vögel durch das niedere Gezweige und schwarze Amseln koseten süß und schossen dann rasch über den Boden weg von Tannenbusch zu Tannenbusch. Je näher Kurt dem Brunnen kam, desto seltsamer ward es ihm zu Muthe; das wohllüstige Grauen strich in reichen Strömen durch ihn hin und zögernd setzte er seinen Fuß vorwärts. Die Jungen, welche die Sage kannten und gehört, was der Vater hier erlebt, drängten sich um ihn, doch wenn eines der Gethiere ihnen zu nahe kam, hielten sie sich nicht, sondern brachen aus, und als sie von weitem den gelben Glanz sahen, der von den schönen gelben Frühblumen, hier Bachtelen, woher auch der Brunnen den Namen trägt, andern Orts Glockenblumen genannt — durch die Bäume schimmerte, jubelten sie laut auf, vergaßen was sie wußten, stürzten sich auf das, was sie sahen, wie es oft geht in der Welt. Aber ernst rief sie der Vater zusammen, und alsbald drängten sie sich wieder um ihn her.

In stillem Frieden und hellem Sonnenlichte lag der Platz, mit goldenen Blumen dicht besetzt, wie mit silbernen Sternen der Himmel. Wie war es so ganz anders hier als in jener Nacht, wo hier das Thor der Hölle stand vor Kurt, wo aus demselben der Hölle grimmigste Gebilde quollen und auf Kurt einbrachen mit unerhörten Schrecknissen. So wechselt nicht bloß dieser Platz seine Gestaltung, so wechselt das Leben Gestalt und Farbe, und dieser Wechsel, der alle Tage wiederkehrt, bleibt doch wie ein Fremdes dem Menschen, an das er nie Glauben faßt, wohl ein sicheres Zeichen, wie in seiner innersten Natur der Glaube an das Ewige, Unveränderliche lebt, seine innersten Triebe nach dem Ewigen, Unver-

änderlichen gehen. Da liegt die Thorheit, daß er auf Sand ein festes Haus bauen will, daß er im Vergänglichen das Unveränderliche sucht.

Lange stand staunend Kurt am Rande über der Quelle unter einer weitästigen uralten Eiche, welche noch ganz andern Wechsel gesehen als Kurt; auf einmal sah er mitten unter den Blumen ein Wesen sitzen, golden wie die Blumen, aber größer, die hohe Königin unter ihren niedern Dienerinnen. Es war, als ob das Wesen sein geharret, denn sobald sein Auge es erschaut, erhob es sich; es war der Engel im goldenen Mantel, welcher ihm im schrecklichsten Augenblicke entgegengetreten, den Bann gelöst, ihn gerettet hatte. Es war ein wunderherrliches Frauenbild, als es aufgerichtet vor Kurt stand, goldene Haare flossen in nie gesehener Fülle, einem goldenen Mantel gleich um die hehre Gestalt, mild leuchtete im Angesicht gleich freundlichen Sternen ein blaues Augenpaar. Kurt bebte; sollten die Schrecknisse wieder beginnen? Da machte die Frauengestalt das Zeichen des Kreuzes über sich, über Kurt und seine Kinder und sagte: „Ich harrte dein, wohl dir, daß du kommst! Dir vertraue ich diesen Brunnen an, wahre ihn mir rein und heilig; sorge dafür, daß Ruhe um ihn sei, daß kein Blut ihn röthe von Menschenhand vergossen, keine Waffe die Eiche treffe, an welcher du jetzt stehst, alles Wild hier sicher sei, eine sichere Freistätte hier sei vor des Menschen blutigem Sinne. Dienst du mir so, wahrst du mir diese Stätte, dann soll dein Haus gesegnet werden an dir und Kind und Kindeskindern reich vergolten, was du mir gethan.“ Da neigte sich Kurt und gelobte den Willen zu erfüllen so viel an ihm, und als er sich erhob, war der Engel verschwunden; Kurt hätte dies für ein Traumbild gehalten, geglaubt, eine täuschende Blendung erfahren zu haben im gelben Blumenglanze, aber seine Knaben hatten die Erscheinung auch gesehen, die Worte gehört. Jedem der Knaben war sie anders verschwunden: der eine sah sie ver-

sinken in die Blumen oder in den Brunnen, er wußte nicht bestimmt in welches von beiden; der zweite sah sie in die Eiche gehen; der dritte sah ihr goldene Flügel wachsen, sah sie schweben zum Himmel auf. Sie sahen nie wieder sitzen am Brunnen den goldenen Engel, wie oft sie ihn auch suchen mochten, aber hold und lieblich, in unverwischtem Glanze leuchtete jedem die holde Erscheinung im Gemüthe, so lange er lebte. Frau Agnes klagte oft, daß sie das Bild nicht gesehen und hoffte lange auf dessen Erscheinung, aber umsonst, sie sah es nie.

Was Kurt versprochen, hielt er; der Platz ward ihnen zum heiligen Platz, geweiht mit hohem Kreuze. Hier wurde kein Bogen mehr gespannt, kein Speer geworfen, keine Falle gestellt, kein Netz ausgeworfen, kein Thierlein ward hier gestört im Spiel unter den Eichen, im Trinken am Bache, im Gaukeln durch das klare Gewässer. Aber Blumen sammelten im Frühjahre die Kinder, schmückten mit großen Sträußen die Häuser, und im Herbste sammelten sie auf dem Platze die Rekholderbeeren, Kranken zur Erquickung, Allen zur Stärkung; nirgends waren die Glockenblumen goldener, die Rekholderbeeren kräftiger als auf des goldenen Fräuleins geweihtem Platze.

Aber von derselben Stunde an ging auch des Fräuleins Verheißung in Erfüllung. Kurt ward gesegnet: seine Aecker trugen wieder, kein Mißwachs ward auf ihnen gesehen, sein Vieh mehrte sich, keine Krankheit verzehrte es, seine Jagd war reich, was er unternahm gelang, seine Dienstleute hatten Glück in allen Dingen und hingen an ihrem Herrn von nun an mit Leib und Seele.

Mit seinen alten Genossen hatte Kurt für immer gebrochen. Anfangs dachte er an Rache, aber er gab sie auf, er war zu glücklich und zu besonnen, um selbst wieder sein Glück zu stören. Der Flumenthaler war todt, die andern Spießgesellen suchten Kurt einigemal auf, hätten gern wieder das

alte Leben mit ihm fortgesetzt, aber er fertigte sie ab, daß sie ihn fürder in Ruhe ließen; konnten sie ihn nicht tödten, so hatten sie Ursache ihn zu schonen, denn er wußte zu viel von ihnen. Eines Morgens stand eine wilde schwarzbraune Dirne vor dem Thore und bat um Einlaß. Es war des alten Sami's Tochter; er und die Alte waren gestorben, die Dirne hatte die Hütte angezündet, alles verbrannt, was darin war, und suchte nun Schutz bei Kurt; sie ward aufgenommen und wurde der Frau Agnes treueste Magd.

Als Kurt ein ehrbarer Haushalter wurde, welcher dem Seinigen treulich vorstand, wurde er ebenfalls wieder ein geachteter Junker, den nicht bloß seine Leute liebten, sondern auf den auch noch Andere etwas hielten. Es ist curios, aber die wahre Achtung geht immer vom Hausvater aus, in den höchsten und in den niedrigsten Ständen, unter Heiden, Türken, Mohamedanern und selbst unter den Juden, wie sehr die auch am Fleische hängen. Paulus sagt nicht umsonst: „Wer seinem Haushalt nicht Vorsorge thut, ist ärger als ein Heide!" — Auch unter den Edlen gewann Kurt seinen Platz wieder, er ward ein Mann, zu dem man Vertrauen hatte, und allenthalben war er ein gern gesehener Gast. Die Verlegenheit wie mit Ehren in die Welt kommen, in welcher er und Jürg gewesen war, plagte ihn nicht in Beziehung auf seine Kinder: einem Ehrenmanne öffnen sich ehrliche Wege in die Welt und durch die Welt, das ist frommer Eltern Segen, der den Kindern Häuser baut. Kurt's Söhne lernten in edlen Häusern das Waffenhandwerk und übten es unter ehrenwerthen Bannern. Kurt ward Bürger zu Bern und sein Stamm erlosch daselbst; seine Güter kamen an das verwandte Thorberger Haus, mit Thorberg ward nach der Sempacher Schlacht 1388 auch Koppigen gebrochen und seither nicht mehr aufgebaut. Als der letzte Thorberger Peter zu Ende des Jahrhunderts die berühmte Carthause zu Thorberg stiftete, schenkte er ihr auch die Güter zu Koppigen. Auf dem Hügel, wo das

Schlößchen stand, das Bühl genannt, stehen jetzt stattliche Bauernhäuser, der Bauer ist's, der das Land besitzt und zwar mit Recht; er hat nicht bloß Brief und Siegel dafür, sondern durch Fleiß und Verstand ist er des Bodens natürlicher Herr geworden, er zwingt denselben zu großem Ertrage. Der Boden, der ehedem Frau Grimhilde und Jürg nebst zwei alten Hunden dürftig nährte, erhält jetzt nicht bloß über tausend Menschen, sondern gab manchem noch einen Reichthum, zu welchem Frau Grimhilde in ihren schönsten Träumen sich nie verstiegen hatte.

Wie Christen eine Frau gewinnt.

Erschien zuerst in „Elsässische Neujahrsblätter" 1845.

Vor einem großen Hause saß auf der Bank gegen die Straße eine stattliche Frau und rüstete Bohnen; der Ochse über ihr auf verwettertem Brette zeigte an, daß hier ein Wirthshaus sei und sie wahrscheinlich die Wirthin darin. Das Haus lag hoch, vor ihm in freundlichem Boden ein kleines Kirchlein, ein heimelig Pfarrhaus in üppigen Bäumen. Darüber weg sah man schöne Alpen und hinter ihnen erhoben die Schneeberge ihre königlichen Häupter; in den königlichen Purpurmantel, den alle Abende neu die Sonne um sie wirft, waren sie gehüllt. Es war ein schönes Luegen über's liebliche Land hinweg in's hehre Gebirge. Aber die Wirthin sah es nicht; sie war fleißig hinter ihren Bohnen, sonderte sie gut, die zarten von den harten, die kleinen von den großen; sie mußte das im Griff haben, denn es waren dunkle Wolken auf ihrem Gesichte, schwere Gedanken mußten dahinter sein, oft seufzte sie tief auf.

Da kam langsam mit krummem Rücken, am langen Stabe, ein altes kleines Weib; auf dem Rücken hatte es eine Hutte zu oberst am Stabe baumelte ein großer Bündel Schwamm; der Wirthin zu lenkte es seine kurzen Beine. „Guten Abend geb' dir Gott, Anni!" sprach die Kleine zur Wirthin, die hoch auf fuhr bei dem Gruße, denn Bohnen und

Gedanken hatten ihre Sinne gefangen gehalten. „Was erschreckst du mich so, Grit? aber sei doch Gottwilchen. Kommst vom Himmel oben runter, daß ich dich nicht gemerkt, bis du auf mir oben warst?" „Den Weg komme ich, wo andere Male," antwortete die Kleine; „mein', wenn ich einmal oben wäre, ich käme nicht wieder herunter. Aber so reiche Weiber haben oft gar tiefe Gedanken und müssen sich fast zu Tode sinnen, wo sie mit dem Gelde hin wollen, wohin mit Garn und Flachs. Kisten und Kasten sind voll und in den Spycher mag auch nichts mehr. Doch was ich habe sagen wollen: mangelst etwas, Anni? Schwamm oder Seife oder Schmöckwasser?" „Muß luege, Grit," sagte die Wirthin, „wird aber nicht so pressiren; komm, sitz ab, wirst doch wollen hier übernacht bleiben?" „Gern," sagte Grit, „aber bei Anni, nicht bei der Wirthin; einen Batzen Schlafgeld vermag ich nicht." „Hab' dir auch noch nie einen gefordert, oder?" „Nein, nein," sagte Grit, „wenn alle Weiber so wären wie du, es wäre noch dabei zu sein; aber es sind deren, die alle Tage wüster werden und Einem die Haut über den Kopf zögen, wenn sie nicht an den Zähnen hängen bliebe."

„Wo kommst her?" fragte die Wirthin. „Unten herauf aus den Dörfern," sagte Grit. „Wollte dort eine alte Schuld einziehen, haben es verflümert wüst gemacht; denen will ich es eintreiben, hab' es ihnen aber auch gesagt, sind erschrocken, haben mich heißen zurückkommen, aber was halt Grit gesagt hat, das hat es gesagt." „Haben sie es dir abgeläugnet?" fragte die Wirthin. „Nein, das nicht," sagte Grit; „es ist von wegen einer Heirath gewesen. Das sind wüste ungereimte Leute, Kuderjoggis sagt man ihnen, aber reich und haben einen einzigen Sohn, es völligs Fülli von Kalberöchtigi. Der hätte heirathen sollen, aber keine hat ihn wollen; wenn ihn Eine hat kommen sehen von weitem, so ist sie geflohen oder hat dem Vater gerufen, er solle doch der Gottswille ihr zu Hülfe kommen. Das haben die Leute nicht erleiden

mögen; es hat sie fast tödten wollen, daß keine ihren Sohn hat wollen. Endlich kommen sie hinter mich, halten mir an was sie mögen, daß ich ihm zu einer Frau verhelfe, und versprachen mir vier Kronen. Zwei haben sie gleich auf der Hand gehabt und zwei mir versprochen, wenn die Heirath vorbei sei. Ich habe ungern die Hände darin gehabt, aber was habe ich machen sollen? Unsereiner muß den Kreuzer nehmen, wo er ihn findet; aber so dumm hätte ich nicht sein sollen, den halben Lohn stehen zu lassen bis nach der Hochzeit, weiß man doch wie es geht, wenn die Leute einmal haben, was sie wollen! Wie hat es der reiche Bauer zu Taubeligen gemacht, als der Habermehler ihm die Dublonen nachgefordert hat, welche er ihm versprochen, wenn er ihm z'best rede bei seiner reichen Frau? Beide Beine hat er ihm krumm geschlagen, daß er ja jetzt noch so wunderlich laufen muß. Aber so geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und meint, allen Leuten helfen zu müssen! Ich wußte ein Mädchen, ein hübsches, nicht das listigste, aber werchbar und das grusam gern einen Mann gehabt hätte. Es ist alleine bei seiner Großmutter gewesen; die hielt es schrecklich eingeschranket, ließ es nirgends hin; das erleidete dem Mädchen übel, und etwas Vermögen war auch noch da. Hierhin gehe ich, rühme der Großmutter die Leute und den Kerli, daß es mir wahrhaftig manchmal vor den Athem gekommen ist; gewiß nicht bloß für zwei Kronen habe ich gerühmt, sondern für viel Dublonen. Es ist aber auch nöthig gewesen, nicht bei dem Mädchen — das ist hoch aufgesprungen vor Freude, als es gemerkt hat, daß es um einen Mann zu thun sei — aber bei der Großmutter. Die war eine gar mißtreue Frau und ließ das Mädchen ungern von sich, und doch hat sie ihm nicht ganz vor einem Manne sein wollen; die war lang genug in der Welt, um zu wissen, was das kann, wenn man einem Mädchen vor dem Mannen ist. Sie hat grusam g'fragt und fein, aber endlich hat sie sich b'richten lassen. Aber wo sie

den Kerli gesehen, so wäre beinahe alles in Krebsgang gekommen, er hat ihr in Gotts liebe heilige Name nicht gefallen wollen, und was ich da habe müssen reden und rühmen und an die Sache thun, bis sie endlich doch vom Brett gegangen, es glaubt es kein Mensch. Vor vierzehn Tagen war die Hochzeit. Gestern mache ich mich auf den Weg und will das Eingestellte holen, aber wohl da kam ich wüst an, und zuletzt mußte ich Gott danken, daß ich eine ganze Haut davonbrachte; um die zwei Kronen war ich geprellt. Die Alten haben mir wüst gesagt, was ich ihnen für ein bös Mensch in's Haus gebracht. Der Bub, wo jetzt ein Mann sein sollte, hat mich prügeln wollen, weil ich ihm ein so dummes Mensch aufgeschwatzt, und sogar die Junge ist mir mit dem Besen nachgelaufen und hat mir alle Schande nachgebrüllt, weil ich schuld sei, daß sie in zwei Wochen schon drei Mal geprügelt worden. Und was vermag ich mich doch dessen, warum thut das Babi nicht witziger? Das ist mein Dank gewesen für so viel Mühe; aber es geschieht mir recht, habe ich doch gewußt, was das für Unfläth sind, warum habe ich ihnen getraut und sie nicht gezwungen, mir alle vier Kronen gleich zu geben; sie hätten es gerne gethan, es ist ihnen zu sehr angst gewesen um ein Söhnisweib, aber so geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat. Aber wohl, denen habe ich nicht für zwei, sondern für mehr als hundert Kronen Sachen angewünscht; das ist der Trost, wo ich habe bei der Sache. Jetzt habe ich mich verredt und verschworen, in solche Sachen hätte ich meine Finger nicht mehr; zuerst muß man reden, daß man sich fast ein Gewissen daraus machen muß, und zuletzt bekommt man nichts dafür, als vielleicht noch Schläge."

„Ja, ja," sagte die Wirthin, „es giebt heutzutage wüste Leute, aber alle sind doch nicht so. Gottlob! Wo warest übernacht?" „Auf dem Kabisgrat. Das sind auch noch gute Leute, b'sunderbar brave, wie man sie selten antrifft in dieser bösen Zeit; den armen Leuten gönnen sie die Sache noch,

und für so eine alte Frau wie ich bin haben die noch ein Bett, und heißen sie nicht in den Stall hinaus, es mag Wetter sein wie es will und Sommer oder Winter. Sie haben es aber auch, einen solchen Hof und Ausgeliehenes es weiß kein Mensch wie viel, und dazu so gar nicht hochmüthig, so g'mein und niederträchtig mit jedem Menschen, daß es eine rechte Freude ist. Und was die werchen, man glaubt es nicht, einen solchen Hof und fast keine fremden Leute!"

„Sie werden öppe keine haben und behalten können," sagte die Wirthin.

„B'hütis, was denkst du, Anni?" sagte Grit, „Leute mehr als genug; sie laufen ihnen fast das Haus ab. Denk' doch auch, gute Leute und gutes Essen, wer wollte da nicht gerne sein. Und das Essen ist haupttändich brav, ich muß es sagen. Oeppe bei dir und ein paar andere Orte ausgenommen trifft man es nirgends so an. Z'viel ist nicht an die Sache gethan, öppe so unvernünftig Anke oder Schmutz, wie es nicht einmal gesund ist, ist nicht daran, sondern ebenrecht, aber sie mögen sich die Mühe nehmen zur Sache zu sehen und verstehen es b'sunderbar wohl. Das ist die Hauptsache." „Sie werden öppe nicht viel Anderes machen als das," sagte die Wirthin, „und wenn man einen ganzen Tag dazu nimmt, so ist es wohl möglich zu kochen, daß es die Leute essen mögen, aber viel ausgerichtet ist damit nicht, die Sache muß doch erst gepflanzt sein, ehe man sie kochen kann." „Du bist läz daran, Anni," antwortete Grit, „es ist dann nicht, daß das Weibervolk nichts macht als kochen. B'hütis, das macht die Mutter alleine, und auch sie sieht man noch oft im Pflanzplätz, öppe auf's Feld geht sie nicht mehr, selb ist wahr; aber für so viele Leute zu kochen, heißt etwas. Die Mädchen, die sind draußen von früh bis spät und rühren das Wüstest alles an. Gestern kam ich spät hinauf; da sind die Mädchen noch draußen und b'schütten, statt so um's Haus herum zu höckle, wie an manchem Orte nach dem Feierabend der Brauch ist,

und wo ich heute Morgen vor's Haus komme, da ist Eisi schon in der Matte und worbet das Emd, wo doch an den meisten Orten das die Mägde machen und zwar erst nach dem z'Morgenesse, und noch nicht fünfe war's. Wenn ich einen Bub hätte, das wollte ich zum Söhnisweib und kein Anderes. Leibshalb sieht man kein Braveres; werchen kann es wie ein Knecht, das braucht man nie zu heißen, und dann gegen die Mutter ist es b'sunderbar ein Gutes; ich habe noch nie Eins so angetroffen, was es ihr an den Augen absieht, thut es ihr, legt ihr die Hände unter die Füße, und nicht das kleinste Unantwörteli habe ich je gehört, daß es ihr gegeben hätte. Und wegen 'm Vermögen hätte es dann öppe nicht manche zu fürchten im Kanton; einmal zwanzigtausend Pfund kriegt es von daheim und vielleicht noch ein Mal so viel, wenn sein Götti stirbt, der hätte ihm seine Sach' ganz verschreiben lassen, wie man sagt."

„Häb nit Müh," sagte die Wirthin, „mit Rühmen verdienest du da nichts, Grit; die donnstigs Leute sind mir zu gut bekannt, gerade die sind es, die mir Kummer machen Tag und Nacht, daß ich nicht mehr essen mag, nicht mehr schlafen kann. Sie werden dich nicht umsonst gesandt haben, aber schweig mir davon; hier verdienst du nicht einmal zwei Kronen, geschweige dann vier."

„B'hütis, Anni, was denkst? ich gesandt deretwegen zu dir! Nein, da wollte ich doch mein Lebtag lieber Dornen spinnen, als dich irgend an einem Orte hineinsprengen, die beste Frau wo ich habe auf der Welt! Nein, aber was denkst du auch? Gesagt habe ich schon hundert Mal, wenn Anni z'Tanne nicht wäre, es freute mich nicht mehr zu leben, es wisse kein Mensch, wie es mir schon manchmal gegangen wäre und wo ich übernacht hätte bleiben müssen, wenn Anni z'Tanne nicht gewesen wäre. Aber sag mir doch, was haben dir die Leute z'wider dienet, daß du sie so auf dem Strich hast und Kummer hast ihretwege? Oeppe viel bin ich nicht dort,

aber brave Leute scheinen sie mir und wo ich hinkonnne haben sie den Ruhm. Prozedirt ihr etwa miteinander, öppe wegen einem Testament?"

„Hör', Grit," sagte Anni, „wenn du einen Narr haben willst, so mach dir einen hölzernen, aber laß mich ruhig. Glaubst du, ich solle meinen, du wissest nicht, daß mein Christen auf den Kabisgrat zu deinem v — Eisi geht, das wissest du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, was du nicht weißt. Sie locken ihn auf alle Weise; sie wissen, daß ich es nicht thun will; darum haben sie dich gesandt, um gut Wetter zu machen. Wie viel haben sie dir versprochen, wenn du die Sache könnest z'weg reise?"

„Glaub es mir oder glaub's mir nicht, von der Sache habe ich gar nichts gewußt; ich wohne zu weit da weg und komme zu selten auf den Kabisgrat und in die Umgegend, als daß ich wissen sollte, wer zu jedem Mädchen geht, und geredet mit ihnen über solches habe ich erst nicht. Sie werden einem solchen alten Kratten, wie ich bin, solche Sachen anvertrauen, ja wolle!" antwortete Grit. „Ich kenne sie weiter nicht, aber daß sie brave Leute seien, habe ich geglaubt, von wegen ich habe nie etwas Anderes von ihnen gehört; und du hast mich ja gefragt, wo ich übernacht gewesen, sonst wäre mir ja nicht einmal in Sinn gekommen, von den Leuten anzufangen."

„Gib ab, Grit! Hörst, wir kennen einander zu lang und wissen, wenn Trumpf g'spielt wird. Selb b'richtet mich niemand, daß du nicht wissest, wie sie auf dem Kabisgrat auf dem Trocknen sitzen. Ja vor Zeiten sind das reiche Leute gewesen; aber 's Großthun hat ihnen die Auszehrung angehängt. Wenn die Buben von Hause gingen, so hat der Vater gesagt zu ihnen: „Buben, wehret euch brav und wenn es tausend Pfund kosten sollte, so macht es nichts." So etwas braucht man wilden Buben nicht zwei Mal zu sagen, sie lassen es sich gesagt sein; sie schlugen, das Fetzen davon

fuhren, daß es manchmal nicht bloß tausend, sondern zweitausend Pfund kostete, Schmerzengeld und Kosten, die Hälfte der Söhne immer bannisirt war und da ebenfalls ein Höllengeld verputzte. Nein, Grit! da wollte ich das Vermögen nicht mehr theuer; das ist ein ausgedrückter Schwamm, es scheint noch der gleiche Schwamm, aber es ist nichts mehr darin, wenn man genauer luegt."

„Ja," sagte Grit, „von den Buben habe ich wohl schon gehört, denn solche Sachen kommen weit herum, aber etwas Schlechtes ist das nicht; es heißt ja: das gäbe die brävsten Bauern, wo die tollsten Schläger gewesen. Aber von den Meitlene, da habe ich gar nichts gehört. Es ist möglich, daß sie nicht so reich werden, wie ich geglaubt, aber werchbar sind sie und b'sunderbar wohl verstehen sie alles; das ist am Ende für eine Bäurin doch die Hauptsache. Wenn man einen großen Kohlwagen von Dublonen hätte, was hilft's Einem, wenn man ein Babi zur Frau hat, die vom Halben nichts versteht und das andere Halbe lätz macht, keine Suppe, keine Rösti, nicht einmal einen Eiertätsch machen kann. Und werchbar sind die auf dem Kabisgrat, b'sunderbar anschlägig; von ihnen habe ich immer nur Gutes gehört, und daß sie solche Brüder haben, dessen vermögen sich doch die arme More von Meitlene nichts."

„Jetzt, Grit! schwyg, jetzt hab' ich's satt, schäm dich! hast nicht ein besser Herz für mich, gönnst mir solche Menscher zu Söhniswybern! Wenn selb ist, so kann ich es auch machen ohne dich; öppe Schwamm hat man allenthalben."

„Nein aber, Anni, wird' mir nicht bös, bin wäger aufrichtig wie ein ung'tauft Kind gegen dich, und im Himmel und auf Erden habe ich nichts Lieberes, wäger hab' ich nicht. Aber was ich nicht weiß, weiß ich nicht, und was ich nicht gehört habe, habe ich nicht gehört."

„Sei das wie es wolle, Grit! so schweig mir von den Menschern," sagte die Wirthin. „Wenn ich ein Söhniswyb

kriegen sollte, das auf allen Tanzplätzen d's G'spött ist, hier betrunken war und wie eine Sau sich im Kothe wälzte, dort den Buben im Schooße saß oder sie um den Hals nahm, ich drehte ihr den ersten Tag den Hals um, und wenn ich's nicht vermöchte, so drehte ich mir selbst ihn ab."

„Nein aber," sagte Grit, „sövli schlecht, und hab' ich das nicht gewußt! Aber bist du nit lätz b'richtet, Anni? man sagt gar vieles in der Welt, die Leute sind gar schlecht heutzutage." „Ja, Grit," sagte Anni, „selb ist wahr, und wer Einem ein X für ein U machen kann, hat seine Freude dran, die besten Leute nicht ausgenommen; aber was ich weiß, ist wahr, selber gesehen hab' ich's nicht, aber Leute haben es mir gesagt, die nicht lügen, und selbst Christen hat nichts dawider gehabt, als ich es ihm vorgehalten, und der Lausbub hat keinen Abscheu an solchen Dirnen, das ist was mich am täubsten macht." „Das ist das beste Zeichen," sagte Grit, „daß er nur den Narren mit ihnen treibt, darum hab' nicht Kummer, Ernst macht er nicht aus der Sach." „Das weißt du nicht, Grit," sagte die Wirthin, „solch dr Narretreiben hasse ich verflümert, zuletzt muß doch der der Narr sein, welcher Andere dafür halten will; wie oft auch der Fuchs der Falle entrinnt, zuletzt giebt es ihn doch, es ist keiner so schlau, er findet am Ende eine noch Schlauere." „Weißt was, Anni," sagte Grit, „weis' ihn an eine Andere hin im Ernst, so vergehn ihm die Flause mit Eisi auf dem Kabisgrat." „Weißt öppe eine Anständige, ein braves Meitli wo Geld hat und eine Hausmutter giebt? es sollte dein Schade nicht sein, Grit," sagte die Wirthin. „'S ist bös," sagte Grit, „es sind ihrer viele, die mannen möchten und wo man meinen sollte, wie gut man es mache, wenn man sie anstelle, und hat man's gethan, so kommt Einem das Rechte erst in die Augen und man möchte sich die Finger abbeißen. Ung'fraget mische ich mich in solche Sachen niemals, aber schon manchmal habe ich gemeint, ich wolle auch nicht mehr B'scheid

und Antwort geben, wenn man mich fragt. Wie gut man es meint, so sollte man doch immer alleine schuld sein, wenn's nicht gut geht, und dann kann man auch öppis Lätzes meine, hab's ja g'rad erst erfahren. Aber weil du es bist, so will ich dir in Gott's Name sagen, was mir gerade jetzt in Sinn gekommen ist, ich zweifle zwar, daß es viel abtragen wird."

„Anni, Anni!" schallte es um des Hauses Ecke. „Wirst wohl warten, bis ich komme," sagte unwillig die Wirthin. „Was ist dir in Sinn gekommen, Grit? sag's geschwind." „Anni, Anni, komm' doch recht, 's isch jemand da, sie wollen öppis z'esse," rief es. „Die können warten, werden wohl d'r Wyl haben, und aus der Haut ist noch niemand gefahren, wenn nicht gleich da gestanden ist, woran sie gedacht haben." Da kam der Stimme nach ein rüstiges Mädchen und sagte: „D'r tusig Gott'swille komm! es ist Einer da, ich glaube es sei der Amtsschreiber, und noch Einer ist bei ihm, e wüste aber grusam so e stolze und herrschelige, vielleicht ist's gar der Landvogt, die wollen was essen und Zapfenwein, sie seien pressirt, sagen sie, komm' doch recht auf der Stelle." „Ich wollte, sie wären an d's Tüfels Kilbi! Was ich doch das donnstigs Herrengeschmeiß hasse, wo nichts kann als befehle und gränne über alles was man ihm aufstellt. Sie haben die Art, immer da zu sein wo sie nicht sein sollen, und kommen immer, wenn es Einem am unbequemsten ist, wenn man sonst alle Hände voll zu thun hat, die Donnstige! Aber sag' mir nur noch geschwind, Grit, wen meinst?" fragte die Wirthin, indem sie ihren breiten Schooß von Bohnen und Bohnenfaden säuberte.

„Guten Abend, Frau Wirthin, guten Abend!" kam es um die Ecke, „ich muß sehen, wo ihr stecket; wir möchten etwas essen, ein Fischlein oder sonst etwas Gutes, wie man es bei euch findet, aber wir sind pressirt, der Bruder von unserm Junker Landvogt ist bei mir, er ißt gern etwas Gutes. — Was lebet ihr geng, my liebi Frau Wirthin?" So sprach

eine kleine säbelbeinige Figur, blatternarbicht und schwarzgelb im Gesicht und eine Schnupfrucke in der Hand. „So, so, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirthin, „so wie wir es gewohnt sind, es geht immer wie es will und nie wie wir wollen," und machte dazu ein Gesicht, wie wenn sie des Herrn Amtsschreibers Schnupfrucke schlucken sollte. „Pardieu," sagte der Herr Amtsschreiber, „klaget nicht; wem die Fische in die Bähre laufen ungejagt wie euch, soll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit euch tauschen." „Ihr vexiret, würdet euch wohl noch besinnen, und von wegen den Fischen hat der Herr Amtsschreiber nicht zu klagen, die fettesten und größten jagt man in seine Bähre, und wenn schon hie und da ein Hürlig sich zu uns verirrt, so ist's ebe nur e Hürlig, e klyni Krot und nur Grät statt Fleisch. Aber von wegen den Fischen, wie wollt ihr sie? gebacken oder an einer Sauce?" setzte die Wirthin rasch hinzu, um der Antwort auf ihren Hieb zuvorzukommen. „Beider Gattig, Frau Wirthin," sagte der Amtsschreiber, indem er eine Prise nahm, „wenn ihr nämlich schöne große Forellen habt und nicht nur Hürlig. Zuerst etwa ein halb Dutzend von den schönsten — habt ihr pfündige? — an der Sauce und nachher eine Pfanne voll gebacken. Ihr macht sie ganz vortrefflich, man ißt sie nirgends so, nur waren sie das letzte Mal etwas zu wenig gebacken, ein bischen röster diesmal also; der Oberst ist ein Gourmand und ich habe ihn expreß hieher geführt. Er hatte behauptet, wir essen hier wie die Schweine, ich habe ihm gesagt, ich wolle ihn an einen Ort führen, wo man etwas kriege, was er weder in Holland, noch in Frankreich gefunden, darum wendet an, Frau Wirthin. Und apropos! in die Fischsauce vergesset nicht ein gut Glas Wein, das Brod brav geröstet und brav Zwiebeln; so einer alten Kriegsgurgel muß man die Sache stark machen, denn die sind von starkem Leder. Und apropos! das letzte Mal haben die Fische noch geblutet bei den Köpfen, eine Idee zu wenig waren sie, gebt also etwas Weniges zu, von

wegen die großen muß man etwas länger über dem Feuer haben als die kleinen.“ „Wißt ihr was, Herr Amtsschreiber,“ sagte die Wirthin, „kommt und kocht selbst, ihr versteht das sicher viel besser als ich, ihr könnt es dann punktum machen wie es euch recht ist, nüt für ungut.“ „Potz, Frau Wirthin, potz, schon höhn! Ihr müßt mir das nicht für übel nehmen, es ist mir nicht wegen mir, und wenn ich nicht wüßte wie ihr eine vortreffliche Köchin wäret, so hätte ich den Oberst nicht hieher bringen dürfen. Aber eben wegen ihm möchte ich, daß alles perfekt wäre, daß er gar nichts auszusetzen fände, nicht ein Körnlein Salz zu viel, keins zu wenig. Es ist mir wegen der Ehre, daß er mir bekennen muß, man esse hier nicht wie die Schweine, sondern exquisit, Holland und Frankreich z'trotz. Und schicket uns doch zwei Flaschen 1795ger Lacôte, ihr wißt wohl, von welchem ich meine, der Wein ist noch jung, aber er macht sich vortrefflich; zu dem Gebackenen dann schickt uns zwei Flaschen Neuenburger vom ältern, er ist besser zu gebackenen Fischen als der Lacôte. Es ist mir daran gelegen, daß der Oberst heute eingesteht, wie einseitig und ungerecht er gewesen. Nicht wahr, Frau Wirthin, ihr helft mir dazu und wendet an was möglich ist? es ist wegen der Ehre!“ Sch— auf die Ehre, dachte die Wirthin bei sich, sagte es aber nicht, sondern fragte: „Also nichts als Fische?“ „Nein, gar nichts,“ sagte der Amtsschreiber, „möglich, daß dann später noch ein Stück guter Emmenthaler nicht bös ist zu besserer Verdauung.“ „Uersi, bring mir das Schlüsseli zum Fischtrog und den Herren zwei Flaschen 1795ger.“ „Excusez, Frau Wirthin, wir wollen kommen und sehen, wie ihr die Fische aus dem Troge nehmt, das ist immer eine Sache, die mich sehr interessirt, ihr glaubt es nicht.“ — „Oberst,“ rief er zum Fenster hinein, „kommt zum Fischtrog, sie wollen die Fische heraus nehmen!“

Der Wirthin Gesicht ward wie eine glühende Kugel. „Jetzt glaube ich bald auch, es sei kein Teufel mehr oder er

sei afe alte und nichts mehr nutz, sonst hätte er das Herre-g'schmeiß genomme, ehe es hieher gegabelt," brummte sie bei sich und schoß mit Schlüssel und Bährli fort, wie es ihr bei ihrer Dicke niemand zugetraut hätte.

Der Herr Oberst, eine steife Figur, aber glatt rasirt wie sie damals noch waren, und der Amtsschreiber vermochten ihr nicht nachzubeinlen; schon war der Trog offen und das erste Opfer gefallen, als sie ihre Nasen in das Dunkel des hoffnungsreichen Troges stoßen konnten, in welchem die Wirthin wieder mit kundiger Hand ihr Bährchen spazieren ließ; ein schöner Fisch lag schon im größeren Teller, den Uersi nachgebracht hatte nebst einem kleinern Teller für die Backfische. „Das sind miserable Fische," sagte der Oberst, als die Wirthin das Bährli mit mehreren Fischen herauszog, vor sich hinlegte, während sie nach einer mächtigen Forelle griff und mit starkem Daumen ihr das Genick brach, „miserable Fische sind's. In Holland hat man sie ganz anders, zwei Schuh lang hat man sie und zwanzig Pfund schwer, solche miserable Kreaturen sieht niemand an. Das werden die für's Backen sein." „**Au contraire,**" sagte der Amtsschreiber, „das sind die für **en sauce,** ihr glaubt nicht, was die für zartes Fleisch haben, **Colonel,** ganz anders als so zwanzigpfündige Klötze. Ich war auch in Holland und weiß, was das für grobes Fleisch ist bei solchen Fischen, es hat Faden wie bei uns das gröbste Stierenfleisch." — „Gerade das ist das beste," sagte der Oberst, „es scheint nur grob auf dem Teller, im Munde aber ist's fein und zart wie ein **blanc-manger.**" — „**Du tout, Colonel,** probirt erst das Fleisch, dann werdet ihr anders reden. Aber Frau Wirthin, ihr leset wirklich nicht gut aus," sagte der Amtsschreiber, dem es angst ward, „seht dort die zwei in jener Ecke, das sind zwei prächtige Stück, die nehmt, das sind wahrhaftig pfündige oder mehr." Aber curios war's, die Wirthin konnte diese Prachtstücke nicht fangen. Sie fuhr wie wild im Troge herum, zog heraus, sagte, „das wird ihn sein,"

brach einer stattlichen Forelle das Genick, ehe der Amtsschreiber rufen konnte: „Wartet, wartet, das ist keiner von den zweien, dort sind sie ja noch!“

So ging es, während der Oberst über die Miserabilitäten schimpfte und erst Holland rühmte, dann Frankreich noch mehr, bis wirklich schon sechs Opfer auf dem Teller lagen und der Amtsschreiber noch immer rief: „Da, da, Frau Wirthin, da sind sie noch die rechten, gebt mir doch die Bähre, es nimmt mich doch wunder, ob die nicht zu fangen seien.“ — „Aber, Herr Amtsschreiber, es sind schon sechs da,“ antwortete die Wirthin. — „Und wären es zwölfe, das ist jetzt gleich,“ sagte der Amtsschreiber, „gebt mir die Bähre,“ griff darauf und fuhr damit rasch ins Wasser, wild darin herum, aber von seinen zwei Fischen konnte er keinen fangen, sie fuhren herum wie Blitze, und Blitzen nachzufahren lernt man bekanntlich in Schreibstuben nicht. Der Herr Amtsschreiber kam in Gusel, spritzte sich, achtete es nicht, da fiel ihm die Perücke in's Wasser, wie das zuging konnte er nie begreifen, aber im Eifer wie er war drückte er sie erst recht hinein, ehe er sie herausfischte mit dem Bährli. Der Colonel lachte nicht wenig und meinte, das sei wahr, weder in Holland noch in Frankreich sei ihm ein solcher Fisch vorgekommen; die Wirthin sah kichernd der Betrübniß zu, mit welcher der Amtsschreiber seine Perücke betrachtete, meinte aber, es gehe gerne so, wenn man Sachen machen wolle, die man nicht könne.

„Können oder nicht können!“ sagte der Amtsschreiber und griff auf's neue nach dem Bährli. „Nit, nit!“ sagte die Wirthin, „so geht man nicht mit den Fischen in einem Troge um, sonst hat man sie morgen alle todt. Seh, gebt mir das Bährli, vielleicht geräth es mir jetzt.“ Und richtig, in einem Griff hatte die Wirthin der großen Fische einen gefangen, rief aber sogleich Uersi und sagte: „Nimm die aus, während ich die andern für's Backen fange, sonst werden wir heute nicht fertig.“ „Aber, Frau Wirthin, und den andern?“ sagte der

Amtsschreiber, „ihr habt erst einen.“ „Sieben große Fische und ihrer Zwei,“ sagte die Wirthin, „und dann noch zwei Dutzend gebackene darauf, es dünkt mich, ihr könnet es machen. Habt ihr dann nicht genug, so sind schnell noch andere z'weg, aber zu viel auf einmal trägt nichts ab.“ Und sie hatte ihren Willen, die Frau Wirthin trotz Amtsschreiber und Colonel, mit sieben Fischen mußten sie sich begnügen. Sie waren aber auch gut, die Sauce kräftig und ebenrecht, daß der Colonel selbst sagen mußte, die seien recht passabel, er hätte es wirklich nicht geglaubt. Auch die gebackenen waren sehr gut trotz dem Zorne der Wirthin, die mit jeder Minute zorniger ward, weil in jeder Minute ihre Neugierde wuchs, wen Grit meine, während sie dieselbe nicht befriedigen konnte, denn in der Küche ließen solche Verhandlungen sich nicht fortsetzen.

Je zorniger sie ward, desto besser geriethen die Fische, und je mehr die Wirthin über die donnstigs Freßhüng pülverte, desto besser lebten diese, bis endlich der Oberst sagte: „Ma foi, Amtsschreiber, ich mache euch mein Compliment, es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, ein solches Wirthshaus in der Nähe zu haben, ich habe wirklich, so lange ich heim bin, noch nie so gut gelebt und auch der Wein läßt sich trinken, er ist vom besten.“ Der Amtsschreiber ward ganz glücklich. „Sag' doch der Wirthin, daß sie gleich herein komme!“ rief er dem aufwartenden Mädchen zu. „Ihr könnt,“ wandte er sich zum Oberst, „ihr es selbst sagen, wie gut ihr Essen und Trinken findet, es wird sie freuen, sie nimmt das auf die Ehre, von wegen die Leute sind reich und wirthen eigentlich mehr der Ehre als des Geldes wegen.“ (Man sieht, der Amtsschreiber verstand sich wahrscheinlich auf Contracte besser als auf die Wirthschaft.) Aber die Wirthin kam nicht, was das Mädchen für eine Antwort erhielt, sagte es nicht, sondern bloß, sie hätte zu thun und nicht wohl Zeit. Aber der Herr Amtsschreiber ließ sich nicht so abfertigen, und was ihm mit

dem Fisch nicht gelang, versuchte er an der Wirthin, er ging in eigener Person in die Küche, um ihrer habhaft zu werden. Und wie sie sich sperrte, bald das Fürtuch, bald die Hände vorschützte, sie mußte in die Stube und war in einem Zorn, daß sie hätte verspritzen mögen, und mußte ihn doch verwerchen, denn an einem Amtsschreiber und an eines Landvogts Bruder den Zorn auszulassen, ist einer Wirthin nicht zu rathen, und damals war es noch weit gefährlicher als jetzt. Sie mußte sich sogar neben den Herrn Amtsschreiber setzen, mußte sich ein Glas Neuenburger einschenken lassen, mußte dem Colonel Bericht geben, woher sie den Neuenburger bezögen und wie sie die Fische fingen, mußte da sitzen und draußen saß Grit und wußte etwas, das die Wirthin noch nicht wußte und was sie zehntausendmal mehr interessirte als was der Amtsschreiber und der Colonel zusammen zu sagen wußten oder was sie ihnen sagen mußte. Und gäb wie es sie an allen Haaren zog, mußte sie da sitzen, bis endlich der Colonel nach der Uerti fragte und von Aufbrechen sprach.

Leicht ward es ihr um's Herz, als sie die Uerti machen konnte, obgleich sie keine leichte machte; indessen die Herren waren glücklich, hatten einmal wohl gelebt, fanden sie sehr billig, gaben sogar sechs Kreuzer in die Küche und zogen nach freundlichem Abschied in glücklichem Bewußtsein von dannen, wie die guten Leute jetzt von ihnen reden und wegen der Ehre und der Freundlichkeit und den sechs Kreuzern ihres Lobes voll sein würden. „Ma foi, es ist nichts leichter als mit diesen Leuten nachzukommen, aber man muß sie zu nehmen wissen, c'est la chose," sagte der Colonel. Hinter ihnen sagte die Wirthin: „Was ich doch froh bin, daß die beiden alten Stürmine endlich fort sind; mein Lebtag habe ich die Herren nirgends lieber gesehen als am Rücken. Wenn sie Einem das Haus z'unterobem gekehrt und am Ende drei Kreuzer Trinkgeld gegeben, so meinen sie, was sie gemacht, auf den Knien sollte man ihnen dafür danken und sein Lebtag dank-

bar sein für die Ehre und die drei Kreuzer. Es ist gut, muß man sie nicht alle Tage haben, aber wohl, denen wollte ich das Kommen am Ende doch verleiden."

Tief unten war die Sonne, die Nacht war Meister geworden, doch schwarz war sie nicht, nicht graulich gespensterhaft, sondern sternenreich und voll ahnungsreichem Säuseln, doch das faßten die Leute, welche eben von einem langen Tische aufstanden, nicht, sie stolperten schläfrig hinaus und suchten, ohne um Sterne und Säuseln sich zu kümmern, ihre Betten. Es war das Hausgesinde, welches diesmal ungewöhnlich lange auf's Essen hatte warten müssen, da das Feuer gerade zur Zeit, als das Essen gekocht werden sollte, den Fischgelüsten der beiden Herren dienen mußte. Als Alle hinaus waren bis auf einen schlanken Burschen, der sich auf den Ofentritt legte, rief die Wirthin Grit herein. Grit hatte unterdessen vor dem Hause gesessen, hatte manches interessante Wort mit Vorübergehenden gewechselt und die Einladung der Magd, mit ihnen am Tische zu essen, wie es manchmal auf Geheiß der Wirthin geschah, ausgeschlagen. Es wolle warten, sagte es, bis sie fertig seien, bleibe dann noch etwas übrig, so nehme es dasselbe gerne, es wolle nicht sagen, daß es nicht hungrig sei. So ist es nämlich Sitte mit den sogenannten Uebernächtlern, sie warten draußen auf die Reste, den Abhub der Tafel.

Grit war nicht dumm, es wartete gerne länger, bis die Wirthin es rief, kriegte es da vielleicht nicht bloß, was das Gesinde hatte, sondern etwas von der Herrschaft; Grit wußte, was mit Demuth und Bescheidenheit, zu rechter Zeit vorgekehrt, zu gewinnen ist. Es wissen das noch mehr Leute als Grit, doch bei weitem die meisten verstehen sich nicht darauf. Grit hatte sich nicht verrechnet. Die Wirthin brachte noch ein Möcklein Fleisch hervor aus dem Kuchischaft, selbst ein Fisch in der Sauce erschien; wie hungerig die Herren auch gethan, alles hatten sie doch nicht bezwungen. „Aber nein,"

sagte Grit, „noch gar Fisch, du bist immer die beste, nein wahrhaftig! Fisch ist nicht für unserer Gattig, iß du ihn selbst.“ „Mag nicht,“ sagte die Wirthin, „frage dene Gräte nichts nach, Speck ist mir lieber. Aber sage du mir jetzt, an wen hast du gesinnet? es hat mich fast versprengt vor G'wunder.“ „He!“ sagte Grit, „ich habe seither gesinnet, ich sollte es nicht sagen, denn es könnte vergebene Mühe geben, und wenn es auch gerathen thät, es sind brave Leute, aber ein wenig wunderlich und altväterisch, und es ging' nicht gut, so müßt' ich schuld sein und hätt' so beidweg schlechten Dank.“ „So red' doch, Grit, und mach mich nicht taub, es mag gehen wie es will, dein Schade soll's nicht sein, und die Schuld wollen wir haben.“ „Ja, das ist wohl gut,“ sagte Grit, „aber vergiß nicht, was du gesagt hast, und sinn dann daran, wenn es Zeit ist; ich meine nicht dich, nein b'hütis, aber Leut' giebt's, die leugnen Einem haarklein alles weg, und haben's vergessen, was sie Einem bei den höchsten Namen versiegelt und vernagelt haben.“ „Du wirst uns doch nicht zu solchen zählen,“ sagte die Wirthin. „Hast's ja gehört,“ sagte Grit, „wie manchmal muß ich dir es sagen, daß du meine beste Frau seiest?“ „So red',“ sagte die Wirthin, „oder ich werde taub.“

„He nun,“ sagte Grit, „wenn du's witt g'hebt haben, so hör': im Truberthal oben ist ein grusam reich Bauernort, die Sonnhalde heißt er, den Leuten sagt man der Kürze z'lieb nur d's Sunnebure. Dort sind drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die eine ist verheirathet, die andere noch ledig.“ „Von denen hab ich schon gehört,“ sagte die Wirthin. „Es ist mir lieb,“ sagte Grit, „so weißt du, daß ich dir nicht lüge. Das sind also grusam reiche Leute, der Bauer ist von sich selber reich und von der Frau hat er es weiß kein Mensch wie viel; wo sein Schwäher starb und sie zum Erben kamen, theilten sie das Geld mit dem Määß. Jetzt soll jedes Kind wenigstens achtzigtausend Pfund bekommen,

dem Tochtermann hat er zehntausend Pfund Ehesteuer gegeben, was noch nie erhört worden ist. Und dann ist's nicht, daß sie dem Vermögen nach Staat machen und nicht werchen, potz, die sind früh und spät und keine Magd thut's ihnen gleich." „Gleich wie auf dem Kabisgrat," sagte die Wirthin. Es zuckte über Grit's Gesicht, da es aber eben am Fisch war, sagte es kaltblütig: „'s wird sein, wenigstens haben sie den Ruhm so weit man kommt, selbst gesehen habe ich es nicht. Aber d'Sach hat einen andern Hacken." „Oeppe ungesund," fragte die Wirthin, „oder gerathen sie gerne z'Narren in der Familie?" „Was denkst, Anni!" sagte Grit, „würde ich dir von Einer reden, wo der Gattig z'schüche wär? Nein, aber es wollen viele Leute sagen, die, wo noch ledig sei, Stüdi heißt sie, hätte im Sinn ledig zu bleiben. Die Einen sagen, sie hätte eine Liebschaft, es wisse aber niemand, mit wem; Andere meinen, sie könne das Mannevolk nicht schmöcken und hätte die Freude daran, Alle zum Narren zu halten." „Warum glaubt man das?" fragte die Wirthin. „He denk'," sagte Grit, „schon vierundzwanzig Jahre alt, e sellige Reichthum und nüt z'schüche, und no ledig." „Es hat öppe niemand sich dürfen melden," sagte die Wirthin. „Was denkst, Anni," sagte Grit, „so blöd' sind unsere Buben nicht, sie haben's ja wie die Metzger, wo die was Feißes vernehmen, da haben ihrer ein Dutzend die Nasen im Stalle. Ganze Haufen haben sich herbei gemacht und an Samstagen Abends war manchmal die Hofstatt so voll, daß die Bäume kaum mehr Platz hatten, und dann nicht etwa nur so Schachengeschmeiß oder Geißenbauern, die vornehmsten und reichsten machten sich herbei, aber Einer wie der Andere erhielt seine Abferggeten." „Also mit niemand hat sie sich angelassen?" „Wohl freilich," sagte Grit, „das ist eben der Gugger, daß man nicht weiß, wie es gemeint ist. Schon ein paar Mal glaubte man, die Sache sei richtig und plötzlich war alles aus. Des Müllers Sohn zu Brastigen hatte eine Zeitlang den Fuß im Hafen,

daß Alles meinte, jetzt, jetzt lassen sie verkünden; alle Wochen war er oben, und wo was ging, hielt er sie z'Gast und ging mit ihr heim. Da gehen sie an den Signaumarkt, der Müllerssohn führte sie zum Mittagessen und ließ aufwarten was der Tisch hat tragen mögen und von allem, Voressen und Braten, Turten und Mandeln, kurz was in der Wirthschaft zu haben war, und lauter angemachten Wein dazu. Darauf muß es getanzt sein, er befiehlt selbander. Du kannst denken, daß das ihm zu Signau nicht anging, die Höchstetter und Konolfinger sind nicht mit Stroh ausgestopft, es gab Feuer, aber zwei Mal leerte er die Stube, wie Viele Löcher im Kopfe hatten, weiß man nicht, aber sieben lagen in die Leistung, die Ausmacheten soll mehr als zweitausend Pfund gekostet haben, aber damit war auch der Handel aus. Selb Nacht hat er noch mit Stüdi heim können, aber von da an hat es ihm nie mehr aufgethan, ihm nie Bescheid gethan, er hat es ihm bringen mögen so oft er wollte, und doch war der ganze Handel nur Stüdi z'Lieb, denn sonst hat man nicht gehört, daß der Müller apart händelsüchtig sei. Gleich ist es d's Burensohn im Heuboden gegangen. Da hat man gemeint, es könne nicht fehlen, und gesagt hat man, ob's wahr ist, weiß ich nicht, die Hochzeitkleider seien schon bestellt gewesen. Er hat gethan mit ihm wie ein Narr, hat ihm die Hände unter die Füße gelegt, ist mit ihm an alle Orte gefahren wo es lustig ging, und kramet hat er ihm, was ihm schön schien und Stüdi wohl anstand. Einmal fuhr er mit ihm in's Rütigenbad, und wo sie dort waren, kam ein Hausirer, der hatte schöne Sachen und strengte die Leute an, daß sie kramen sollten. Mein Baurensohn, nicht faul, schlägt die Neuthaler herum, daß es gestoben hat, kramet Stüdi, was Schöns gewesen, gäb wie es abwehrt und sagt, es begehre es nicht und er solle denken, man fände die Neuthaler nicht auf der Gasse aufzulesen. Wo die seien, seien noch mehr, sagte der Heuboden-Sohn, es solle nicht Kummer haben, und

wenn man zu viel auf einander habe, so graueten sie nur, und märtete auf's neue um ein schön Halstuch, wie in sieben Kirchenmeinden keins zu finden gewesen wäre, und mehr als ein Dutzend Mädchen standen umher, das Wasser lief in ihrem Munde zusammen und jedes dachte: „O wenn doch der Heuboden-Sohn mein wäre sammt dem Halstuch!“ Stüdi aber sagte: „Hör doch, kaufs nit, du machst eine grauene Sach.“ Des Heuboden-Bauern Sohn aber lacht und sagt: „Es hat mich noch nie etwas gereut; da, Krämer, hast Geld, und was z'viel ist, ist's Trinkgeld, b'halt's!“ Und d's Halstuch ist seins gewesen, er hat es Stüdi gegeben, das hat es genommen und nichts mehr dazu gesagt; es ist mit ihm heimgefahren, aber der Handel ist aus gewesen. Stüdi that ihm nie mehr Bescheid, that kein einzig Mal mehr ihm auf, gäb wie nöthlich er that und sich hintersinnen wollte. Den Kram könne er zurückhaben wenn er wolle, sagte es, aber seinetwegen brauche er ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen. Seither hat es noch mancher probirt und jeder umsonst, so daß es den jungen Burschen erleidet und man anfängt dies und jenes zu sagen. Ich für mich glaube nichts davon, aber was dem Meitschi im Kopfe steckt, weiß ich doch nicht, allweg ein wenig wunderlich wird es sein, selb zweifle ich nicht daran.“

Die Wirthin fragte, was bei solchen Umständen zu fragen ist, nach Nachbarschaft, Lebensweise u. s. w. Sie setzten zusammen, verglichen die Sachen untereinander, brachten aber nichts heraus, als daß das eine Sache sei und zwar eine curiose. Die Wirthin erkannte, allweg müsse man da luegen, und Grit erbot sich fernern Bericht einzuziehen und gelegentlich Anni's Haus und Sohn zu rühmen und z'best z'reden, daß man wisse, daß es geredet sei.

Als alles wohl abgeredet war, fragte Grit nach seinem Lager. Die Wirthin erhob sich ihm niederzuzünden; im Vorbeigehen sahen sie Christen auf dem Ofen liegen. „Lue,“

sagte die Wirthin, „wie der aber da liegt und schnürfelt; wenn die Sterne vom Himmel fielen, er hörte es nicht. Das kommt von dem nächtlichen Herumfahren, vielleicht ist er gestern doch auf dem Kabisgrat gewesen und liegt mir jetzt da wie ein Stein. Seh,“ sagte die Wirthin, die sich in Zorn gesprochen hatte, „steh' auf und mach' dich in's Nest, dahin g'hörst und nicht auf den Ofen!“ Diese Worte begleitete sie mit einigen wohlangebrachten Rippenstößen. Die kräftige Ermahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Christen fuhr z'weg, dehnte sich und stieg brummend und gähnend seinem Gaden zu. So wie von ungefähr ließ Christen im Laufe der Woche fallen, er hätte Muth am Samstag z'Alp zu gehen, er sei lange nicht auf den Bergen gewesen und es nehme ihn wunder, wie es ihrem Füllen gehe, das sie dicker Beine wegen z'Berg gethan.

Christen, der Wirthin einziger Sohn, war nicht bloß ein hübscher, sondern auch ein schlauer, listiger Junge, kannte seine Mutter aus dem Grunde, und gäb wie diese über ihn brummte und balgete, machen mußte sie doch was er wollte, aber sie merkte es nicht. Nun wußte er, daß die Mutter immer zuerst allem widersprach was er sagte, immer alles abschlug was er wünschte, jedoch am Ende immer einwilligte, ja sogar seine Wünsche in Befehle umschuf, wenn Zeit genug zwischen dem Lautwerden solcher Wünsche und ihrer Ausführung lag. Es hatte diese Eigenheit aber nicht bloß Christens Mutter, es besitzen dieselbe noch heutzutage viele Weiber, und vortrefflich fährt mit ihnen, wer dieselbe wie Christen berücksichtigt. Der sagte also, was er im Sinne hatte, bei Zeiten, so daß die Mutter Zeit hatte aufzubegehren und ihm abzuputzen. Den folgenden Tag war er stumm wie ein Fisch, machte ein verdrießlich Gesicht; am dritten Tage fing die Mutter selbst von der Sache an, am vierten sagte sie: „Seh, Christen, du weißt, wie ich das Drehen und Dreißen hasse, seh, mach dich z'weg, mach daß

du fortkommst, wenn man etwas will, so muß man kuraschirt daran hin.“

Accurat so ging es auch jetzt. Am Dienstag kanzelte die Wirthin ihm tüchtig ab über die Dummheit, jetzt z'Alp zu wollen, keinem vernünftigen Menschen fiele gerade jetzt so etwas Dummes bei. Am Donstag sagte sie, wenn er es zwingen wolle zu gehen, so solle er nicht vergessen Brod mitzunehmen, er wisse ja, wie das Füllen es so gerne habe. Am Freitag sagte sie, es nehme sie selbst wunder, wie es dem armen Thierchen gehe, es wäre sonst so ein schönes und verständiges; sie hätte schon lange daran gedacht, es sollte jemand gehen und zusehen, aber sie habe gefürchtet, man lache sie aus. Christen solle aber früh fort in der Kühle, sie wolle selbst auf und ihm z'Morgen machen.

Am folgenden Morgen vor der Sonne war die Wirthin auf, weckte den Sohn, kochte das Frühstück und wartete ungeduldig dabei, bis er endlich kam. Als er kam, kam er nicht recht. „Er komme ja daher,“ sagte sie, „nicht viel besser als ein Knecht; warum er die neue B'kleidig nicht anhabe, die sie ihm zu Ostern habe machen lassen? so lasse sie ihn nicht gehen.“ Christen war allerdings nicht in vollem Staate, seine Kleidung war reinlich, aber nur von Halblein und abgetragen; bloß eine schwere silberne Uhrkette und ein mächtiger Schlagring von gleichem Metall am kleinen Finger deuteten an, daß wahrscheinlich auch Silber in der Tasche sei. Er wollte sich nicht anders anziehen, gäb wie die Mutter aufbegehrte, wie sie sich schämen müsse, wenn ihr Sohn im Lande herumlaufe fast wie ein Fötzel und gar nicht besser als ein Taunerbub. Die andere Kleidung sei ihm zu warm, sagte er, und sie reue ihn, von wegen er wisse ja nicht, wo er übernacht sein müsse, ob im Heu oder Stroh, und öppe kennen da im obern Emmenthal werden ihn nicht viele Leute, und wo er herkomme, brauche er ja niemand auf die Nase zu binden.

Die Mutter mußte sich zufrieden geben und Christen ziehen lassen wie einen Taunerbub.

Der ging lustig und pfeifend vom Hause weg; mit mütterlichem Glanze in den Augen sah ihm die Mutter nach, sah wie einige hundert Schritte weiter Christen einem Knaben begegnete, sich bei ihm stellte und ihm eilig etwas gab. Der G'wunder kam sie an, was das sei; sie wartete, rief dem Knaben, ließ sich das Gegebene zeigen: es war ein neuer schöner Batzen. „Was Tüfels hat der Bub im Sinn," sagte sie, „daß er für gut Glück einen Batzen gegeben?" Denn das sah sie alsbald, daß Christen des Knaben Begegnen für eine gute Vorbedeutung bei einem bedeutenden Unternehmen nahm und dafür ihn belohnte. Sinnend ging sie in's Haus und den ganzen Tag dachte sie nichts anders als: dä Tüfelsbub, was will er wohl? Die gute Mutter hatte es wie viele Mütter, sie hielt ihren Sohn für ein halbes Kind und ganz dumm ohne ihren Rath und Beistand, sie hätte ihm noch das Essen eingegeben, als ob er einjährig sei, wenn er es im geringsten gewünscht hätte; daß er ein durchtriebener Schalk sei und sehr selbstständig, davon hatte sie nicht die mindeste Ahnung.

Das gute Kind, der Christen, hatte wohl gemerkt, daß seine Mutter mit Grit noch was Apartes wollte, er lag nicht umsonst auf dem Ofen, aber an Schlafen dachte er nicht. Er hörte der Mutter und Grit sehr gerne zu, aber aus ihren Reden nahm er, was ihn gut dünkte, und handelte gerne ohne weibliche Einmischung; er liebte die Souveränetät. Auf dem Kabisgrat trieb er nur Spaß und nicht bloß mit Eisi, sondern so halb und halb auch mit seiner Mutter; er zog, wie ein schlauer Feldherr durch falsche Wachtfeuer den Gegner täuscht, der Mutter Blicke dorthin, um unbemerkt von ihr anderwärts um so sicherer zu manövriren; denn weiben wollte er, das hatte er sich vorgenommen. Aber noch fischte er bloß so im Allgemeinen, etwas Besonderes hielt ihn nicht fest;

darum hörte er Grits Reden gerne, sie erweiterten seinen Gesichtskreis und waren anschaulicher als mancher Anschauungsunterricht.

Wie nun Grit von Sonneburen Stüdi erzählte, dachte er gleich bei sich: da mußt du es auch probiren, und je schwerer Grit die Sache machte, desto leichter kam sie ihm vor, desto sicherer war er seiner Sache. Es ging ihm wie beim Räthselauflösen; manchmal zerbricht man sich Tage lang den Kopf und nichts erräth man, und manchmal giebt der erste Blick den klarsten Aufschluß, man weiß nicht wie. Da er nicht gerne etwas an die Pfanne backen ließ und, wie gesagt, fremde Einmischung nicht liebte, wie gerne er auf fremde Reden hörte, so stand alsobald sein Entschluß fest, aber die Mutter sollte es nicht wissen, nicht angsten und kummern um ihn, darum schob er das Füllen vor und ging dem Meitschi nach.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Christen auf den verhängnißvollen Gang sich machte; das Bübchen, das ihm als erste Person begegnet war, hatte ihn seiner Sache gewiß gemacht, und lustig wandelte er seinen Weg. Er pressirte nicht, denn vor Abend wollte er an der Sonnhalde nicht eintreffen nach wohl überdachtem Plane, jedoch nicht, wie bei Kiltbuben üblich, nach eingebrochener Nacht, sondern noch bei hellem Sonnenschein. Er wanderte daher bedächtig die Thäler auf, besah sich alles wohl, und so ein Bauernsohn mit heiterm Auge und verständigem Sinn sieht gar viel, was keines Herrn Auge, ja was kein Weltweiser von der neuen Sorte sieht und wenn er hundert Brillen übereinanderschnallen würde. Er freute sich des dunkeln, üppigen Emmenthaler Grüns in Wiesen und Wäldern, ein Grün, wie man es sonst nirgends findet, des trotzig aufrechtstehenden Kornes, das seiner Reife entgegenging, ohne daß es ihm weder in die Hosen noch in die Blüthe geregnet, der von Obst starrenden Bäume. Hier und da dachte er: wenn ich da

Bauer wäre, so müßte mir das anders sein, und jene Matte würde ich ebnen und diesen Bach tiefer legen und jene Wassergräben hätten des Räumens übel nöthig. Für jeden Begegnenden hatte er einen Gruß, und war's ein Mädchen, so entfloh ihm ein Witz und aus einem wurde in rascher Gegenrede ein Dutzend. Waren die Mädchen auf Kirschbäumen, so ward das Reden erst recht flott, und mehr als ein Mädchen verließ die Leiter und bot dem schmucken Burschen, wenn er auch nur daherkam wie ein Taunerbub, seinen Kratten voll Kirschen zur Labung an und versuchte mit Worten und Blicken die wunderbare Kette zu flechten, die kein sterbliches Auge je gesehen, die aber so viele Sterbliche festgehalten, daß sie nicht mehr von der Stelle konnten und zeitlebens gebunden blieben in der Gewalt derer, welche die Kette geflochten. Diesmal gelang es jedoch keiner, wie emsig und ängstlich sie flochten und fochten. Christen kam glücklich gegen Mittag auf Langnau, wo damals noch nicht so viele schöne Häuser waren wie jetzt, das jedoch immer ein respektirter Ort war, wo die Leute überaus ehrliche Gesichter hatten, dahinter aber nicht dumm waren, fast klug wie die Schlangen, ob wirklich auch ganz ohne Falsch wie die Tauben, das wird unser Herrgott wissen; der hat es aber auch zu wissen nöthig, Unsereiner soll nicht g'wunderig sein. Dort kehrte Christen ein und ließ es sich wohl sein, ließ sich nicht nur so um einen halben Batzen Suppe und für drei Kreuzer Fleisch aufstellen, sondern ein recht ordentliches Essen. Sie sollten ihm öppe geben, was sie hätten, sagte er, öppis Apparts begehre er nicht, aber er sei hungrig, und wenn man nicht recht gegessen, so sei man nur ein halber Mensch.

So eine Rede hört eine Wirthin gerne; sie klingt ihr ganz anders als eine, die ganz kurz lautet: nur öppis Wenigs, für einen Batzen Fleisch öppe, Kraut begehre ich keins, davon haben wir daheim selbsten! — Ein Gast, der einer Wirthin manierlich ein ordentliches Essen bestellt, wird ihr auf

der Stelle lieb; sie kriegt eine Zuneigung zu ihm, und wenn es sich irgend thun läßt, so sitzt sie bei ihm ab, fragt, woher? wohin? und giebt ihm Bericht so weit sie kann. Damals hatte man noch keine gedruckten Conversationslexika, desto mehr lebendige; fast jede Wirthin war eins, und wenn auch nur einbändig, so war dieser eine Band gewöhnlich um so umfangreicher. So geschah es auch hier. Christen gab Bericht, die Wirthin ebenfalls; jedes vernahm, was es wollte, so daß sie in großer Zufriedenheit von einander schieden, die Wirthin ihm ausdrücklich eindingete, wenn er hier durchkomme, so solle er ihr nicht vorbei, ohne einzukehren. „Du hast neuis im Sinn, ich merke es dir wohl an, mach nur, daß es geräth, ich mag dir's gönne, nit grad Eim besser," sagte sie.

Christen hatte von Sonnebures bestätigen gehört, was Grit gesagt, daß sie brave Leute seien, gegen die Armen und die Diensten b'sunderbar gut, wie nicht grad an einem Bauernorte besser, daneben aber sehr huslich und auf die alte Mode; auf dem Heutigen hätten sie nicht viel. Man könne noch einmal sehen, was das für einen Austrag nehme, sagten sie, gut könne das nicht kommen; wie reich sie seien, wisse niemand, und wer bei Stüdi z'Platzg komme, der sei ein glücklicher Mensch und nicht nur wegem Geld, sondern auch wegen der Person, von wegen Stüdi sei es Mönsch, es hübschers sehe man nicht bald und dazu gutmüthig gege de Thiere und gege de Lüte.

Herzhaft, aber bedächtig schritt Christen das Thal hinauf, das enger und enger ward, weil die Berge näher rückten, höher wurden, steiler ihre Wände, während vorlaut und immer lärmend die wilde Ilfis zu ihren Füßen rauschte. Halb oben in fruchtbaren Einschnitten oder Absätzen sah man zu beiden Seiten große Bauernhöfe, deren Besitzer in vielen Beziehungen eben so stolz sind, als die Adeligen es waren, deren steinerne Schlößchen auf unfruchtbaren Felsenspitzen

klebten. Etwas klopfte Christen doch das Herz, als er von weitem den Steg über den Fluß sah, bei welchem er rechts abbeugen mußte, um zur Sonnenhalde zu kommen, die am Fuße des Berges lag, vor sich und zur Rechten und zur Linken prächtiges Land und hinter sich prächtigen Wald, der aber damals einer Goldgrube glich, deren Besitzer sie wohl besaß, jedoch ohne sie auszubeuten, weil er ihren Werth nicht kannte.

Christen verlor aber den Muth nicht; er war schon gar manchmal dabei gewesen, wo Kaltblütigkeit Noth that, wo man aushalten mußte, wenn man nicht zu Grunde gehen wollte, die Hand nicht abziehen durfte, und allemal war er glücklich davongekommen, weil er immer den Muth festhielt und nie den Glauben verlor, daß ein guter Austrag in seiner Hand liege. Wer im Winter mit vier raschen Rossen an eisigen Halden Holz schleift, mit schwerem Wagen oder Schlitten steile Hohlwege niederfährt, der lernt den Muth behalten.

Jenseits des Steges besah er sich die Gelegenheit: das Volk arbeitete seitab, im Hause rauchte es; es war Vesperzeit, es war, wie er es haben wollte. Rasch bog er in den schmalen Weg ein, der zum Hause führte und voll Steine war und dem die Löcher nicht fehlten; man sah es ihm an, daß er nicht bloß Wagen trug, sondern auch Wasser führen mußte der wilden Ilfis zu, wenn es wetterte in den Bergen. Als er dem Hause zukam, erhob sich drüben beim Volk der Ringgi, begann zu bellen in abgemessenen Tönen; er zeigte an, er sei da, und es möge geben, was es wolle, könne man auf ihn sich verlassen, und in würdevollem Schritt, aber mit aufgehobenem Schwanze näherte er sich dem Hause, so daß, als Christen an der Haus- oder Küchenthüre klopfte, Ringgi an der obern Ecke des Hauses stand und zusah, was es geben solle.

Vom Heerde weg kam eine rundliche Frau mit stattlichen

Armen und behaglichem Gesichte und fragte: „Was hättest welle?“ „Hätt' neuis mit dem Meitschi welle, wenn's daheim wär,“ antwortete Christen. „Es wird nicht weit sein,“ sagte die Frau; „komm herein, wenn d' neuis wotst, hab' die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon.“ — Christen ließ es sich nicht zwei Mal sagen, trat zu der Frau an den Heerd und gab manierlichen Bescheid auf die Fragen: „Wem bist? woher kunst?“ Neben der Milch stand noch ein Hafen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Wasser gewaltig brodelte und dicken Schaum trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wäre, sagte Christen, so nähmte er einen Erdäpfel aus dem Hafen, er wär neue hungrig. „He,“ sagte die Frau, „ich wollte warte, du kannst mit uns essen. Es ist nicht, daß ich sie dir nicht gönne, aber sie werden noch nicht lind sein.“ Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, sagte Christen, aber wenn sie nichts darwider habe, so nehme er doch afe einen, das Thau sei ihm neue von dem Magen; wenn man so lauf', so werde man neue hungrig, und all' Schritt einzukehren, sei ihm z'wider, b'sunderbar an einem heiligen Werktag, an einem Märit oder einer Musterung müsse öppe jeder machen, was der Brauch ist. „Aber die Mutter sagt immer, wenn ich fortgehe: „Bub, nimm Geld so viel als du willst, aber z'unnutz bruch's nit, und je mehr du heimbringst, dest lieber ist's mir.““ —

So redete Christen und nahm einen Erdäpfel aus dem Hafen, verbrannte sich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere, und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Moose, schälte ihn mit zugespitzten Fingern und aß ihn unter schauerlichen Geberden so heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunter hatte, sagte er, wenn es erlaubt wäre, er nähmte noch einen, er wäre ganz ernüchtert gewesen, es hätte ihm schon viel g'wohlet. „Du kannst mich fry duren,“ sagte die Frau, „nimm doch so viel du magst; aber wir

essen bald z'g'rechtem, und da nimm nit z'viel diesen Weg, sie sind allweg noch nicht gut." Damit ging sie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdessen stellte der Ringgi ungeheißen sich mit den vordern Beinen auf die Küchenschwelle und sah schweigend zu, wie Christen seinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den schauerlichsten Geberden sich an's Essen machte. Christen war klug, verließ sich nicht auf das Fortgehen der Frau, um mit der Kartoffel zu machen, was ihm gelüstete, er wußte, daß die Wände Spälte haben, und daß man im eigenen Hause vor Verräthern selten sicher ist, geschweige denn in einem fremden.

Von ferne schon winkte die Mutter der Tochter; die kam, und auf freiem Felde, wo ringsum kein Horcher unbemerkt sich nahen, sich verbergen konnte, sagte die Mutter: „Stüdi, Stüdi, es ist Einer da, der wird für dich sein, traue ich; er g'fallt mir b'sunderbar wohl, so ein Huslicher und Manierlicher ist noch keiner gekommen. Komm bald heim und mach' dich ein wenig z'weg, ehe du dich zeigst." Stüdi sprang vor Freuden weder die Wände auf (was ihm übrigens auf freiem Felde eine Kunst gewesen wäre), noch machte es die Spröde und that zimpfer; es benahm sich kaltblütig wie Eine, die gerne heirathet, wenn sie es gut machen kann, und dessen kein Hehl hat, es aber auch füglich lassen kann, sobald eben nichts Anständiges sich bietet. „Wie ist's Einer, und woher kommt er?" fragte es. „Es ist e tolle brave Bursch, von den Bråvsten einer, und ist Wirths-Sohn bei der Tanne; ich habe schon von ihnen gehört, brave Leute sollen es sein; der Vater ist gestorben, er ist einziger Sohn und er ißt die Erdäpfel aus dem Hafen und kehrt an einem heiligen Werktage nicht gerne ein. Komm bald und lueg selber, aber wenn's jetzt nichts giebt, so traue ich fast, es wolle sich nicht schicken, daß du Einen bekommst, der dir anständig ist." „Me chah luege," sagte Stüdi, ging wieder zum Volke zurück, arbeitete noch

eine kleine Weile, sagte dann, es wolle vorab heim, noch Samstag machen, die Mutter balge, wenn man an einem Samstag nach dem Feierabend noch arbeite. „Du kannst mitkommen,“ sagte es dann zu einer Magd, die, wenn nicht seine Freundin, so doch seine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter und sie waren miteinander unterwiesen worden.

Unterwegs sagte Stüdi zur Magd: „Schick dich mit der Sach und zähl nicht auf mich, es soll Einer da sein, die Mutter hat neuis davon gesagt.“ „He nun so dann,“ sagte die Magd, „aber nimm dich in Acht, es giebt sie heutzutage gar schlimm, die Welt ist afe bös.“ „Häb nicht Kummer,“ sagte Stüdi, „ich kenne das Kraut neue afe, bi nimme hütig.“ „He nun so dann,“ sagte die Magd, „aber vergiß nicht, daß schon oft der schlausten Katze eine Maus entronnen ist.“ „Allweg,“ sagte Stüdi, „aber geschehen thut es auch, daß, wer am nöthlichsten thut, ganz hinten abkommt.“ „Ja, ja,“ sagte die Magd, „z'mitts dure wär wohl am besten.“ — Somit ging Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Thüre hinein, stellte ihr Werkholz wie üblich im Gang ab und ging der Meisterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Christen meinte, es sei Stüdi und trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da sagte die Bäurin: „Häb nit Müh, es ist numme d' Jumpfere.“ Christen hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er fesselte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Jungfern zu Majestätsverbrechen werden in vielen Häusern. „He ja, ja,“ sagte er, „an Orten, wo es recht zugeht, alles werchet und man doch keine Fötzeln begehrt und die Leute recht hält, ist am Werchtag öppe kein großer Unterschied; es ist bei uns auch so, und wenn sich jemand verschießt, so hat es niemand ungern, wenn es schon etwas zu lachen giebt.“ „He ja,“ sagte die Bäurin, „öppe an rechten Orten geht es so, aber nicht allenthalben.“ „He ja,“ sagte Christen, „es wird bei euch sein wie bei uns, es giebt allent-

halben zweier Gattig, aber wo am Werchtag alles in den Fötzeln ist und am Sonntag alles glitzeret und glänzt, ußefert alles in der Hoffahrt ist, und wenn man sich in Acht nimmt, alles halbbatzig ist und ungewaschene Rustig bis zu oberst an's Göller, daß kein Unterschied ist, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruset es Einem, man hält vorume." „Du visitirst d'Sach gut mit Schyn, Bürschli," sagte die Bäurin. „O," sagte Christen und machte ein schalkhaftes Gesicht, „viel hört man reden, wenn man sich achtet, und junge Bursche haben öppe nicht immer die feinste Nase, alles riechen sie nicht, sie müssen es erst greifen. Da zeigt sich dann der Unterschied, wem es darab gruset, geht nebe ume, wer d'Art hat, scheut sich nicht und hat Freude daran."

Die Antwort gefiel der Bäurin b'sunderbar wohl; das sei Einer, dachte sie, der d'Sach schmöck, aber sie doch für das halte, was sie sei, und d'Nase abseits dreh'. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi blieb, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Ursache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toilette nicht: es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Gesicht gewaschen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man sie zu tragen pflegt, wenn man auf's Feld vor der Leute Augen geht (wäre wohl gut, wenn man immer daran dächte, daß alles rein sein sollte, was vor Augen kommt, und nicht bloß vor der Menschen Augen, sondern auch vor die Augen, die dahin sehen, wohin noch keine Sonne geschienen, keines Menschen Auge je gedrungen ist). Mit den nassen Händen strich es sich nun die Haare zurück, was ganz geschwind sich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Meitschi sie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel oberflächlich die ab, welche darum hing, schlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi.

Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi seine Verlegenheit aus, noch verbarg es sie hinter einem an-

dern Gegenstande, sondern als Christen zur Mutter sagte: „So wird doch das das Rechte sein," und hinzusetzte: „Grüß Gott und einen guten Abend geb' dir Gott!" sagte es: „Grüß Gott dich wieder; schön warm hat es gemacht heute!" „Ja," sagte Christen, „das hab' ich auch erfahren, besonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskessi, ich habe fast geglaubt, es müsse geschieden sein und ich müsse voneinander, der eine Theil wolle z'Käsmilch werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlichs allweg, wie ich habe mögen merken." Das lächerte Mutter und Tochter und die Letztere sagte: „Deppe viel Rar's wär's wohl nicht gewesen, wenn du bist wie die Andern." „Ho," sagte Christen, „rühmen apart will ich mich nicht, es trägt nichts ab, d'Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anstellen wie man will, und sollte es hundert Jahre gehen. Aber etwas Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen, und wenn ich auch vor meinem Herrgott ein großer Sünder bin, so ist's doch nicht, daß ich meine, ich müsse alles mitmachen, was die Andern machen. Einer hat seine Freude den Weg, der Andere diesen Weg; mir gefällt es daheim am besten, wenn man im Frieden sein kann und alles gut geht, wie an einem Schnürchen."

Die Rede gefiel Mutter und Tochter b'sunderbar wohl, aber sie sagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Essen rufen, dasselbe hineintragen, Christen hineingehen; er werde müde sein und froh abzusitzen, hier sei er ihr nur im Wege. Das wunderte Christen, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen solle, aber es gefiel ihm; er hatte es sonst schon erlebt, daß man ihn in einem Hause sorgfältig verbarg in irgend einem Gemache, in welches kein Uneingeweihter den Fuß setzen durfte, und ihm das Essen heimlich zubrachte, wie einem Staatsgefangenen. Diese Oeffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gerne gewußt, war sie Haussitte oder

ein Zeichen besondern Wohlgefallens, eine Aufnahme in des Hauses traulichen Kreis. Das sah er wohl, die Leute wiesen ihn nicht von der Hand; sie schienen ihn erheblich, näherer Untersuchung werth zu finden, nicht ungünstig für ihn gestimmt zu sein. Während Stüdi den Tisch z'weg machte, redete er ein vernünftiges Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieser ihn Gottwilchen und gab ihm die Hand.

Beim Essen that Christen bescheiden, betete etwas länger als die Andern, langte aber seltener in die Milch, redete wenig, machte sich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brod umging, gab er es weiter ohne abzuhauen. „Willst nicht Brod?" sagte Stüdi und reichte dasselbe ihm wieder. „Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel sind mir das Liebst'," antwortete er. Christen hatte aber Takt; da die Diensten mit am Tische saßen, so setzte er hinzu: „Die Andern nehmen immer Brod daheim, derentwegen, weil ich keins nehme, meine ich nicht, die Andern sollten es auch so machen, da läßt man ein Jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen soll, muß auch recht zu essen haben, sagt die Mutter, und mir ist's auch so."

„He ja," sagte ein alter Knecht, „es wär so, aber an allen Orten ist's nicht so. Als ich hierher kam, war es mir ungewohnt genug, daß jedes Brod nehmen konnte, so viel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu essen hatten. Anken und Schmutz kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, sie wurden so dürr und spröd, daß sie brachen wie dürre Grasstengel. In der Suppe sah man selten ein Schnefeli Brod, mehr als ein Dutzend Schnittchen kamen selbst an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortging, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch da auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüssel herum wie wild; so wie ich ein Schnittchen

Brod auf dem Löffel sah, nahm ich es geschwind, hielt es dem Nebenknecht dar und sagte: g'schwind, g'schwind, häb mr's, häb mr's, ich will hurtig noch ein anderes fangen, wenn's noch möglich ist. Es hat noch lang nachher Alles g'lachet. Sie haben es öppe ungern genug gehabt." — Das wär die Heldenthat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlasse, und verübeln that es ihm niemand, war es doch die einzige Heldenthat, die ihm das Bewußtsein gab, daß er etwas sei und etwas könne. Christen sagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er stand, zu wenig, um sich vom Stamme weg weit hinaus auf die Aeste zu lassen.

Lange aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel schwatzen; wer viel schwatzte, kam zu kurz mit dem Essen, denn länger als die Andern am Tisch zu sitzen, dessen schämten sich auch die, die sonst gerne viel schwatzten. Als wieder gebetet worden, Alles aufstand und die Diensten zur Thür hinaus waren, sagte Christen, er hätte fragen wollen, ob er da übernacht bleiben könne. „Sag' du, Hans," sagte die Frau. „Hab' aparti nichts darwider," sagte Hans. „He nun, so sollt ihr Dank haben auf's allerhöchst und vergelt's Gott," sagte Christen.

Darauf ging Christen mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer die bestehen läßt, die zu Tochtermännern gerathen möchten. Dieses Examen ist so leicht nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wohl giebt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei solchen Examen sind keine Halunken, welche die Sache karten, für oder gegen, zum voraus, und eben so wenig Halunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieses Examen besonders schwer macht, ist die Kunst, alle Thiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Besitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu schätzen, aber ohne die Fehler, welche den Werth verringern, besonders hervorzuheben oder aufzudecken.

Das Ding ist nicht ganz leicht, aber Christen bestand gut, bestand auch am spätern Abend, als er mit der Familie allein in der Hinterstube bei einer Maaß Wein saß, gut, redete verständig über seine Lage, ohne mit der Thür in's Haus zu fallen, sagte, wie seine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heirathen möchte, aber nicht, daß sie es böser bekomme, sondern besser; sie hätte ihm, seit der Vater gestorben, b'sunderbar gut g'huset, und er möchte, daß sie in ihren alten Tagen recht gut hätte, d'Sach brauchen, wo sie gelüste, und d'Arbeit an jemand anders lassen. Er hätte schon manche haben können, aber die Eine, so er möchte und wie er sie der Mutter wegen mangle, hätte er noch nicht gefunden; es sei neue afe bös mit der Religion und öppe, was recht sei, sinne man nicht. Kurz, Christen kaufte sich ein und sie kriegten ein b'sunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er sei selbe Nacht bei Stüdi z'Kilt gewesen, und als er am nächsten Morgen fortging, wußte er, daß er sie am nächsten Langnauer Markt um die Mittagszeit beim Bären daselbst antreffen würde. Meine Alte wird luegen und Augen machen, dachte er und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Thal gehört hätte; er bändigte es zwar weislich, aber es wollte ihm fast die Brust versprengen.

Er hinterließ ein gutes Andenken. „Wie gefällt dir der?" fragte am Morgen die Mutter. „Gut," sagte Stüdi, „es dünkt mich fast, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die Andern ist; ich glaube, ich plärete, was ich noch bei keinem gethan." „Ja," sagte die Mutter, „erleidet bist du mir nicht, es geht niemanden übler als mir, wenn du mannest, aber wenn ich dir etwas zu rathen habe, so nimm den, wenn d' einmal mannen willst. Der Reichst ist er nicht mit Schyn, aber Sachen genug habt ihr, und Einer der huset hat geschwind noch einmal so viel als Einer der d's halb reicher ist, aber nichts weiß als zu brauchen."

Die Mägde konnten sich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen Hübschern und Töllern sehe man nicht bald, er wisse b'sunderbar styf zu reden, thue nicht so wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälsig sei, wie so mancher reiche Sohn thue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmüthig sei er nicht, mit einem Jeden habe er geredet und die Zeit gewünscht; brav sei er daher gekommen, aber doch nicht so narrochtig, wie es heutzutage der Brauch sei. Sie fanden alles an ihm rühmenswerth und jede war der Meinung, wenn sie je Einen möchte, so wäre es der; es sei nur eins lätz, daß es ihm nicht auch so sei.

Wenn alles einander hilft, so kann es nicht fehlen, und wenn alles blaset, so muß ein Feuerfunken zur Flamme werden, so ging es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm so angst dabei, daß es fast nicht ohne Weinen daran denken konnte. Wenn es wieder fehlen thäte! mußte es immer denken.

Vom Fülli wußte Christen der Mutter nicht viel zu sagen, hingegen b'richtete er desto mehr von Küherfäuen, die er gesehen und wie die ihm gefallen, so schöne, glatte, lange, auf kurzen Beinchen aber mit geringelten Schwänzchen hätte er noch nie gesehen. O, wenn doch die Mutter die sehen könnte, wie würde die luegen, hätte er immer denken müssen. Sie seien noch zu klein gewesen, sonst, glaube er, er hätte sich unterstanden und zwei heimgebracht, ungefraget und ungeheißen. Sie hätten ihm aber gesagt, sie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müsse die Mutter mit ihm dorthin, sie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müsse sie sehen, und wenn sie sie sehe, so kaufe sie dieselben auch. So redete er alle Tage von diesen Schweinchen, daß die Mutter sagte, er solle doch aufhören mit dem G'stürm, es erleide ihr, sie wisse gar nicht wie das gegangen, daß ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe seien, er hätte sich ja deren sonst gar nicht geachtet und sich ihrer nicht annehmen wollen.

Sie müsse sagen, sie fange bald an zu glauben, es sei ein schön Kühermeitli, das ihn ziehe, und nicht junge Säuli. Aber sie müsse sagen, deren eine begehrte sie nicht, vom Pflanzen verstünden die nichts, und wenn die nicht alle Tage frischen Anken und süßen Zieger hätten, so lägen sie auf dem Rücken und meinten, es müsse gestorben sein. „Mira," sagte sie, „fahr, wenn du doch den Narren gefressen hast an deinen Kühersäulene, du weißt ja, daß ich nie d's Langnau z'Märit gewesen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfing in der Welt herum zu fahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es sei mir gegangen, wie es den Wittweibern sonst allen geht, d's Manne sei mich angekommen, und jetzt müsse ich auch noch den Märiten nach, d'r Narr z'mache."

Trotz diesem Reden, diesem Sträuben saß doch die Wirthin auf's Wägeli früh am Tag, als Langnauer Märit war; der Verdacht wegen der Küherstochter hatte sich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wollte sie ein Ende machen und dem Lumpenmensch die Sache verleiden, dachte sie. Christen, der Schalk, hatte diesen Hebel rasch erkannt und nichts gethan, ihn aus der Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegentheil, wenn sie über das Kühervolk pülverte, nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine wie die hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau sich auf die Schweine wohl verstünde, so sei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

Es war ein schöner Morgen im Heumonat, als Mutter und Sohn nach Langnau fuhren. Was doch so eine Wirthin, welche zugleich Bäurin ist und selten von Hause kommt, alles zu sehen und zu bewundern hat, wenn sie in dieser Jahreszeit durch's Land fährt! Freilich weder Tinten noch Gruppen, weder die Färbung noch der Vordergrund oder gar der Hintergrund fallen ihr auf, und doch nehmen ihre Ausrufungen kein Ende. „Nein aber, sieh mir aber doch den Kornacker, jede

Aehre gleich hoch wie die andere, wie wenn man ihn mit der Scheere geschoren hätte; nein, aber was das für ein Bohnenplätz ist, das müssen fremde Bohnen sein, wenn ich doch deren auch hätte; sieh doch dort die Flachsere, noch keine Bluest und schon anderthalb Ellen hoch; schön's Werch ist dort, doch unsers ist dicker und eben so hoch; sieh doch dort das neue Haus, das ist afe es braos, müssen reiche Leute sein, kennst sie?" — So ging das fort in einem Zuge bis nach Langnau, wo ihr erst wieder die Schweine und das Täschli, die Küherstochter, in Sinn kamen.

„Wo sind sie jetzt, deine Küherfäu," fragte sie, „es wird sich wohl der Mühe lohnen, ihretwegen einen Tag zu versäumen und noch Kosten zu haben, es weiß kein Mensch wie viel?"

„He, das wird sich zeigen, Mutter!" antwortete Christen. „Beim Bären wollen wir einstellen, denke ich, von dort wird es wohl nicht weit sein auf den Säumärit."

Es war ein böses Fahren bis zum Bären, der enge Weg voll gepfropft von Menschen, Vieh und Wagen, Christens Roß wild und ungeduldig, die Wirthin des Fahrens ungewohnt, ängstlich und alle Augenblicke einen Schrei oder wenigstens einen Seufzer lassend. Als sie endlich beim Bären glücklich landeten, konnte es einem Schiffbrüchigen, der auf schmalem Brette auf den Meereswogen treibend endlich durch die Gnade Gottes an's feste Ufer getrieben wurde, nicht anders zu Muthe sein, als es der Wirthin war. Recht wäre es ihnen geschehen, wenn sie Arme und Beine gebrochen hätten, so zu fahren sei Gott versucht; sei sie aber einmal glücklich wieder da weg, so bringe sie kein Mensch mehr an so einen Ort, und wenn ein Bauernhof davon abhinge, geschweige denn nur so ein paar Ketzere von Küherfäulene mit geringelten Schwänzchen, sagte sie. Sie fanden sich nicht einmal auf dem Säumärit, obgleich sie ihn zweimal auf- und abgingen, in alle Bütten ihre Augen warfen, alle Färech die

Musterung passiren ließen. Mehr als einmal sagte Christen, er glaube, das seien sie. So wie Christen das sagte, sah die Mutter nach dem Kühermädchen; wenn dann ein alter Schweinhändler oder Küher dabei stand, so wohlete es ihr und mit Begierde sah sie nach den geringelten Schwänzchen. „Aber, Christen," sagte sie dann, „was hast du auch gesehen, du verstehst dich doch auch hell nichts auf die Säu, ich schäme mich fast deiner. Sieh doch nur, was das für verrebelte, verraxete Thierchen sind und eine schlechte Art haben. Gesprengt hast du mich, umsonst versäumen wir einen Tag und haben Kosten, ich hülfe gehen." „Mutter," sagte dann Christen, „die sind es nicht, wo ich gesehen, aber ich hulf noch besser sehen, oder vielleicht, daß sie dieselben unterdessen verkauft haben. Wenn wir sie nicht finden, so ist's mir recht fort, aber zuerst wollen wir doch noch etwas essen. Es wird dich auch wunder nehmen, wie sie aufwarten an einem andern Ort und was sie für Uertene machen." „Hast Recht," sagte die Mutter, „es nimmt mich wunder, wenn wir nur Platz finden." „Häb nit Kummer," sagte Christen, „am Ordinäri, wo unser Gattig Leute hingehen, ist immer Platz; in den Gaststuben da würde es schwer sein unterzukommen." „Mira," sagte die Mutter, „aber lang bleiben will ich nicht, und mit mir heim mußt du, ich dürfte nicht alleine fahren. Du kannst dich darnach rangiren." „Das versteht sich öppe," sagte Christen, dem es nun doch Angst zu machen begann, wie er die Bekanntschaft einleiten solle zwischen der Mutter und d's Sunnebure, und er wurde fast reuig, daß er die Mutter nicht eingeweiht in den Handel, sondern hinter ihrem Rücken manövrirt hatte, wie sie hinter dem seinigen. Er wußte wohl, daß seine Manöver ihr nicht recht gewesen wären, und gerne vermied er, wenn's thunlich, den Widerspruch; das Ziel — das wußte er — war ihr erwünscht, und wie herrlich dann, wenn er unerwartet daran stand und sagen konnte: lue Mutter! und diese dann sagte: „Du donnstigs Bub

du, du bist doch immer der nütnutzigste Kerli, ja wolle, was du bist!"

Es war daher Christen merklich nicht recht wohl, als sie dem Bären zugingen, und Operationsplan konnte er keinen entwerfen, denn er wußte nicht, wo er d's Sunnebure anträfe, ob sie nach ihm oder vor ihm kommen würden. Langsam ging er hinter der Mutter die Treppe auf, der großen Kammer zu, in welcher das Ordinäri servirt wurde. Brauch ist es, daß man bei solchen Gelegenheiten unter der Thüre steht und recognoscirt, einige Mal den Kopf hineinsteckt und wieder hinauszieht, ehe man hineingeht. So that natürlich auch die Mutter, und über ihren Kopf weg sah Christen d's Sunneburen bereits drinnen, und der Platz neben ihnen noch leer. „Wer ist das?" fragte die Wirthin, indem sie den Kopf zurückzog. „Weiß es nicht," sagte Christen, „aber es nimmt mich selbsten wunder, mit dem Meitschi habe ich schon getanzt, will doch fragen." Unbegreiflich schnell kam er mit dem Bescheid zurück, es seien d's Sunnebure da oben im Thal. „Donnstig," sagte die Wirthin, „g'schwind hinein und sitz nebem Meitschi ab, mach nit Flause, g'hörst? thu öppe wie's d'r Bruch ist."

Rasch die Wirthin voran, segelte der Sonnenbäurin zu, und mit dem Spruch: es wird erlaubt sein? legte sie sich an ihre Seite vor Anker. Christen aber ging Stüdi zu, sagte ganz unbefangen: „E grüß Gott, das ist schön, daß du auch da bist!" längte ihm die Hand, dann Vater und Mutter ohne weitere Bemerkung und Andeutung der Bestellung; von so etwas redet man in keinem Wirthshause, auch nicht auf das leiseste. Die Wirthin wunderte sich, daß Christen Vater und Mutter die Hand gab, als ob er sie schon kenne. Mit dem könnte er warten, bis sie auseinander gingen, dachte sie, das sei nur zu nöthlich gethan, sie könnten ja meinen, das sei ein angelegt Spiel von ihnen, und sie hätten ihnen abgepaßt, um neben sie zu kommen.

Daneben sonst führte Christen sich zu ihrer großen Verwunderung anfänglich sehr verständig auf, hatte keine Späße und redete, wie es einem hundertjährigen Bauer wohl angestanden wäre, über das Vieh, die Preise von allem und sonst diesem und jenem. Der Löhl, dachte sie aber, thut wie ein Großätti und weiß nicht, daß die Meitscheni Einem nichts darauf halten, wenn man nicht mit ihnen d'r Narr macht; einschenken thut er ihm auch nicht. Dä donnstigs Lappi, er war immer einer und wird sein Lebtag einer bleiben. Sie mischte sich nicht gern laut hinein, sie führte mit der Sonnenbäurin interessante Gespräche über ihre Haushaltungskünste und hätte recht kurze Zeit haben können, wenn der Lappi gegenüber nicht gewesen wäre. Sie blickte ihm, und als er das nicht merkte, suchte sie unter dem Tisch seine Füße, trappete ihn, und als das nichts half, stüpfte sie ihn an die Beine; aber wie hart sie anwendete, Christen verzog keine Miene, änderte seine Weise nicht. Wär's möglich gewesen, die Wirthin wäre aus der Haut gefahren, die aber war währschaft und die Schranken des Anstandes sind auf dem Lande aus hartem Eichenholz gezimmert und halten ebenfalls fest; so wußte sich die Wirthin am Ende nicht mehr zu helfen, als zu sagen: der Wein dünke sie nicht gut, sie glaube, er sei geschwefelt und keinen Tropfen der Gattig könne sie trinken, wenn sie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben, sie hülfe andern kommen zu lassen, öppe eine Halbe guten Rothen. Ihm sei der Wein recht, sagte Christen, vom Schwefel merke er nichts, darneben wolle er ihr nichts befohlen haben, sie solle nur kommen heißen, wenn es sie gelüste, es sei ihm ganz recht.

Dä donnstigs Lappi dachte die Wirthin, und stüpfte ihn unwillkürlich an's Schienbein, daß Christen für gut fand, die Füße unter seinen Stuhl zurückzuziehen. Sie bestellte rothen Wein, aber guten, vom rechten, befahl sie, und als sie ihn erhielt, versuchte sie ihn; es sei vom rechten, sagte sie, wie sie

glaube. „Seh du," sagte sie zu Stüdi, „mach aus: ich möchte dir auch einschenken, es kommt afe lustig, wenn die alten Weiber den Meitschene einschenken müssen, seh mach aus." Stüdi mußte sich einschenken lassen sowie der Sonnenbauer und Bäurin, obgleich die Letztere sagte, sie liebe den rothen nicht apart, sonst hätte sie auch eine Halbe kommen lassen können. Als sie endlich auch Christen sagte: „Seh, häb dar!" sagte er: „Dankeigist, Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müssen wir ihn allweg, und ihn stehen lassen und andern trinken, wär' g'schändet, und er dünkt mich nicht bös." „He nun," sagte die Wirthin, „wenn du ihn magst, so mag ich dir ihn wohl gönnen, mach wie du willst," und machte dazu Augen fast wie Pflugsräder. Stüdi gefiel das aber sehr wohl; es ward ihm leicht um's Herz; es that recht freundlich mit Christen, der sich ganz gelassen gleich blieb, daß es die Wirthin fast aufsprengte. Hat denn der Lappi keine Augen mehr, dachte sie, wenn er nur die Hand ausstreckte, so hätte er das Meitschi, und hocket da wie ein Pfund Schnitz.

Endlich sagte sie: es dünke sie, sie höre den Geiger, ob sie nicht einen mit einander haben wollten? „Mutter," sagte Christen, „du hast gesagt, du wollest bald fort, und wenn man einmal mit Tanzen anfängt, so weißt wohl, man weiß nie, wann man fortkommt." Das war der Mutter zu viel, eines so einfältigen Sohnes schämte sie sich, sie konnte nicht mehr an sich halten; sie sagte: „Wirst dich fürchten? Daß du so e Leide bist, e Höseler, habe ich nicht gewußt." „Mutter," sagte Christen, „so einer fürchtet sich nicht," und damit nahm er Haselnüsse vom Teller und zerdrückte sie mit den Fingerspitzen, als ob es Erdbeeren wären. „Wenn du dich nicht fürchtest, warum gehst du denn nicht, kannst etwa nicht mehr tanzen oder hast kein Geld für den Geiger, so will ich dir geben." „Mutter, aber Mutter," sagte Christen, „nehmt es nicht für ungut, ihr vergeßt, daß wir nicht daheim sind, und ob dem Meitschi eine Schlägerei so eines fremden Bur-

schen wegen anständig ist, weiß ich nicht; mancher wär's recht, aber witzig dünkt's mich nicht, darneben mira." Für kein Geld, sagte Stüdi, würde es gehen, es wüßte, wie ihre Bursche wären und was das könnte. „Schämst dich seiner?" sagte die Wirthin. „Wüßt' nicht warum," sagte Stüdi, „aber wenn's Einem nicht anständig ist, was herauskommt, so muß man den Anfang nicht machen." „He, so geht zusammen auf den Markt, wenn du dich seiner nicht schämst, es giebt vielleicht etwas zu kramen; geht mit einander," sagte die Wirthin, der es war, wenn Christen ihr nur ab den Augen käme mit seinem dummen Thun.

Dagegen hatte Christen nichts einzuwenden, und Stüdi verstand sich bald dazu, da seine Mutter sagte: „He gang, aber komm bald wieder." Christen ging voran und wählte vorsichtig einen Weg, der nicht in's Gewühl führte, sondern an eine einsame Ecke, wo ein Wort im Vertrauen zu reden war. „Zürn doch recht nicht," sagte Christen, „von wegen der Mutter, sie ist grusam eine gute, aber sie sieht, wie bei uns die Mädchen thun, und meint, sie seien alle gleich. Ich habe es dir aber den ersten Augenblick angesehen, daß du nicht bist wie die andern, und deretwegen bist mir gleich so lieb geworden. Deinetwegen reut mich kein Geld, aber es z'Unnutz ausgeben für nichts und wieder nichts und nicht wissen, ob du die Sache brauchen kannst und ob sie dich freut, das dünkt mich einfalt und dumm, und ich weiß nicht, ob du mir etwas darauf hättest oder nicht. Wenn's selb wär, so sag's. Sieh, da habe ich eine doppelte Bernerduplone; damit du siehst, daß das Geld mich nicht reut, nimm sie; hast etwas nöthig, so kauf's, sonst behalt sie, irgend wann wird sie wohl gut zu brauchen sein. Ein Ehepfand soll sie nicht sein, nimm sie nur, ich will deretwegen kein Recht; nur damit du siehst, daß mich deinetwegen das Geld nicht reut. Aber so die Neuthaler herumzuwerfen, nur um sich groß zu machen, das ist eine Sünde, das menschelet nicht, das ist kalberochtig." „Du hast Recht,"

sagte Stüdi, „gerade so ist mir's auch." „So nimm sie," sagte Christen. „Eine schöne ist's," sagte Stüdi, „recht luege möchte ich sie gerne, und hier schickt es sich mir nicht, ich will sie mitnehmen; wenn du Langeweile darnach kriegst, so komm und hole sie." „He nun," sagte Christen, „das ist guter Bescheid und d's Blangen wird mich bald ankommen, wenn du nichts darwider hast?" „Was wollte ich?" sagte Stüdi, „komm wann du willst." „So syg's," sagte Christen und bot Stüdi die Hand, und Stüdi legte die seine hinein und hatte die Augen voll Wasser: Habe ich den Rechten gefunden, dachte es, oder bin ich der Narr im Spiel? Als sie zu den Alten zurückkamen, die hinter einer neuen Halbe Rothe saßen und kein schlecht Gefallen aneinander gefunden hatten, fragte die Wirthin: „Nun, wo ist der Kram? möchte ihn auch sehen." „Haben nichts gefunden," sagte Christen, „das uns anständig gewesen wäre, was Lumps habe ich nicht mögen und was Rechts war nicht da; ein ander Mal treff's öppe besser, haben wir gedacht." Der Wirthin Gesicht lief auf wie altes Leder in siedender Butter; es mußte brennen in ihr; endlich ließ sie einen tiefen Seufzer los und sagte bloß: „Ich hulf wir wollten fort; gewöhnlich sind an diesem Abend Leute übernacht bei uns, und wenn ich nicht daheim bin, so geht's nicht." Wie sie befehl', sagte Christen; wenn sie noch eine Halbe befehlen wolle, er hätte Durst bekommen, so wolle er unterdessen heißen anspannen. „Es wird d's best sein, wo du machen kannst," sagte die Mutter sehr verächtlich. Von der letzten Halbe, sagte die Wirthin, möge sie nicht, während dagegen Christen herzhaft und fröhlich trank, heiter Abschied nahm, während der Mutter die Wehmuth zuvorderst war, daß sie fast nicht sagen konnte, es würde sie freuen, wenn sie zusprächen bei ihnen, wenn sie einmal dort vorbeikämen, und sie hätte recht Freude gehabt, sie anzutreffen, hätte schon viel von ihnen gehört, aber sie noch nicht gekannt. Und wenn sie etwa gefehlt, so sollten sie es nicht für ungut haben, sie seien

gar grob gewöhnt, und b'sunderbar heute hätte Christen gethan wie ein Kalli, er wisse doch sonst so grob ane, was der Brauch sei. In höflicher Gegenrede erwiederten die Andern. Die Sonnenbäurin sagte, sie hätte b'sunderbar kurze Zyti gehabt, und Stüdi gab der Wirthin gar freundlich die Hand und sagte, wenn es öppe gefehlt, so solle sie es nicht zürnen; expreß hätte es es nicht gemacht, es hätte es öppe nicht im Brauch, jemanden zu beleidigen, und sie dann gar nicht. Eine Dublone wollte sie geben, wenn sie auf freier Straße wäre, sagte die Wirthin, als sie auf's Wägeli stieg, und bis auf verschiedenen Wegen die Menge auseinandergelaufen, das Gedränge nachgelassen hatte, konnte sie nichts sagen, als: „Lue, lue, häb Sorg, häb d'r tusig Gottswille nebe us!"

Als es endlich ruhiger wurde auf dem Wege, sagte die Wirthin: „Was du mir für einen Verdruß gemacht hast! Wenn ich nicht krank werde, so werde ich es nie mehr, es hat mich fast zerreißen wollen! Da trohlet dir das Glück um die Füße herum und du machst d'r Lappi und streckst kein Glied darnach aus — kann man auch! Die Kabisgrattäsche werden dir im Kopf stecken, aber wohl! die will ich dir austreiben und sollte ich expreß Kupuziner müssen kommen lassen dafür."

„Mutter," sagte Christen, „zürn doch recht nicht, aber ich habe ein Bestelltes für nächsten Sonntag an der Sonennhalde bei der Tochter, wenn du nichts darwider hast; das Meitschi hat mir erlaubt zu kommen." „'S ist nicht möglich," sagte die Wirthin, drehte sich um auf dem Sitze, daß er ganz über Ort kam, und schlug die Hände ineinander. „Wohl, wohl Mutter!" sagte Christen; „und ich habe gute Hoffnung, öppe grusam habe ich nicht anhalten müssen." „Du bist doch d's g'felligst Tüpfi, wo auf Gottes Erdboden lebt," sagte die Wirthin. „Schenkst dem Meitschi nicht ein, tanzest nicht mit ihm, kramest ihm nicht, machst nüt d'r Narr und z'letzt doch ein B'stelltes für den nächsten Sonntag, jetzt verstehe ich mich

nicht mehr auf die Welt und auf die Meitscheni erst nicht; das ist doch zu meinen Zeiten anders gewesen!" „Nein, Mutter," sagte Christen, „das ist immer so gewesen, es ist mit den Mädchen gerade wie mit den Fischen, für jeden muß man was Apartes an der Angel haben: wo die Forelle beißt, da beißt die Barbe nicht, und wo die Barbe beißt, da sieht die Nase nicht eben ume — und wo die Nase beißt, spazirt der Ahlet vorbei; und dazu muß man sich noch wohl achten der Jahreszeit: im Frühling will z. B. die Forelle zarte Würmer und Steinkärtel, gegen Herbst verachtet sie dieses Zeug und will nichts als Heustüffel. Gerade so ist's bei den Meitschene; sie beißen auch nicht alle an's Gleiche, da muß man nun erfahren, was jedes liebt, und was für Zeit es ist, das ist die Kunst, und wer die kann, dem beißen alle."

Da lachte die Wirthin, daß sie den Husten kriegte und lange nicht sagen konnte: „Du bist e donnstigs Kerli, e Spitzbub bist. Aber was hast du dann dem dargehalten, daß es dir gebissen hat?" „Ja, lue, Mutter," sagte Christen, „das kann ich dir noch nicht sagen; wenn Einer etwas weiß und er plaudert es aus, ehe die Sache richtig ist, so ist's auch aus mit dem Glück. Darum laß mich machen, d'Sach kommt gut, ich will wetten mit dir." „Wetten will ich nicht," sagte die Wirthin, „e Spitzbub bist, g'hörst? ich sag's dir noch ein Mal. Aber es dünkt mich, der Mutter könntest du das doch sagen, ausbringen würde ich es dir doch nicht." „Darf nicht, Mutter," sagte Christen, „nicht einmal unserm Herrgott würde ich es sagen, wenn er es nicht schon wüßte. Ich weiß wohl, Mutter, expreß brächtet ihr mir es nicht aus, aber ung'sinnet entrinnt Einem manchmal etwas, man merkt es nicht, bis es draußen ist. Und noch Eins: Grit sage gar nichts von dem, was heute begegnet ist, das ist eine Klappertäsche und meint es immer mit denen am besten, bei denen sie zuletzt ist, die wäre im Stande, die ganze Sach in Krebsgang zu bringen und einen Lärm zu machen, daß mir von allen Seiten z'böst

geredet würde. Ihr wißt ja, wie es geht, wenn zwei zusammen wollen, da leert d'r Täfel d'Höll' und schickt all' Tüfle us für z'lüge und z'verkünde."

Trotz ihrer Freude konnte die Mutter es fast nicht verwerchen, daß Christen ohne ihrer Hülfe zu einer Frau kommen solle. „Du wirst die Sache gewiß noch verkegeln, du wirst's erfahren, wie es dir geht, wenn dir niemand rathet," sagte sie, so oft sie dazu kommen konnte. „Und wie wolltest du das so gründlich kennen, was das Meitschi liebt, kennst's ja nicht?" „Häb nicht Kummer, Mutter," sagte Christen, „wo du und das Grit mich verhandelt haben, hat mich euer Reden geweckt, und da habe ich vernommen, was mir nöthig war." „Spitzbub, was du bist! aber es kommt dir doch nicht gut, zähl darauf," sagte die Mutter.

Aber der Mutter Wahrsagen erwahrete sich nicht; Christen ebnete immer mehr die Wege, blieb sich gleich, aß tapfer Erdäpfel und brachte es dahin, daß sie ihm versprachen, zu ihnen z'Dorf zu kommen auf d'G'schaui, wie man bei solchen Anläßen zu sagen pflegt.

Als Christen der Mutter die Nachricht brachte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte: „Nein aber auch, keinem Menschen hätte ich es geglaubt, und wenn mir es der Pfarrer selbst gesagt hätte, daß du so etwas z'weg brächtest, aber e Spitzbub bist, g'hörst?"

Große Mühe hatte Christen, die Mutter zu verhindern, aus allen Kräften aufzuwarten und alle ihre Kunst zu einer Mahlzeit zusammenzuraffen. Deppe was üblich sei solle sie geben, aber nichts Uebertriebenes, so wie es in einem braven Bauernhause üblich sei, wenn Dorf komme, aber mehr nicht, die Wirthin solle sie nicht lassen hervorgucken, sonst komm's nicht gut, sie werfe ihm den Heuwagen noch vor der Einfahrt um. Sie solle ihm doch glauben, wenn er es ihnen nicht treffen könnte, so hätte er die Sache nicht bis dahin gewerchet. Die Mutter widersprach ihm natürlich bis auf den Tag vorher,

dann that sie accurat, wie er es angegeben hatte. Wirklich lief auch alles vortrefflich ab; d's Sunnebure waren mit allem ausnehmend zufrieden, mit der Aufwart nicht nur, sondern hauptsächlich mit der Einsicht. Alles war in vortrefflichem Stand, alles Werkzeug doppelt und dreifach vorhanden, Hülle und Fülle in Spycher und Kästen; da hatte man nicht nöthig, alles zu Geld zu machen, um den Schulden zu begegnen; daß sie derselben keine hätten, weder Weinschulden noch andere, bewies die Wirthin zum Ueberfluß noch schwarz auf weiß. Kurz, die Sache ward richtig gemacht und die Verkündigung bestellt. Lang z'warte trage nichts ab, ward im Rathe der Weisen erkannt, wenn man das Geld für die Hochzeit nicht zu leihen brauche und man zu rechter Zeit öppe an ein Trößeli gedacht habe.

Und richtig, sie hatten Recht. Was das für einen Lärm gab, als die Welt vernahm, daß die reiche Tochter an der Sonnhalde Braut sei, ein weggefangen Bröcklein, und d's Wirths Christen bei der Tannen sei Hochzeiter! Da ward's, als ob man mit einem Stecken das Wüsteste alles in der ganzen Welt aufrühre, alle Neidlöcher, alle Lügenlöcher, alle Tüfelsüchtige in allen Herzlöchern der ganzen Welt. Wie Bremsen an ein Roß sich hängen, das durch den Wald läuft, so stob es der Sonnhalde zu, stob der Wirthin zu von allen Seiten, und jedes, das gestoben kam, machte ein bedenkliches Gesicht und sagte, es habe doch noch kommen und sagen wollen, was es vernommen, es sei vielleicht noch nicht zu spät, aber es dürfe es fast nicht sagen. Es ging später die Rede, Eisi aus dem Kabisgrat habe sich selbst auf die Beine gemacht, in Bettlerkleidern, und das Grüslichste an der Sonnhalde von Christen gesagt, so daß, wenn alles wahr gewesen wäre, man ihn wenigstens sieben Mal köpfen und drei Mal hätte hängen müssen. Anfangs wollte es fast kleben in den Ohren und die Sonnenbäurin und die Wirthin wußten nicht recht, was sie glauben sollten, und dachten der Sache nach. Als es

aber so arg wurde, daß man die Lügen mit Pelzhandschuhen greifen konnte, da wurden sie wieder kaltblütig und ließen die Sachen liegen, wo sie lagen, und putzten den Leuten tapfer ab; es gutete alsobald.

Zudem that Christen klug, er war viel oben an der Sonnhalde, und wenn man ihn merkte, so kehrten die, welche kamen, um ihn herunterzumachen, alsobald den Spieß um und rühmten ihn, daß die Schwarten krachten, daß man hätte glauben sollen, seit Vater Abraham sei keiner seines Gleichen auf Erden gewesen. Zudem hatte er immer an den Diensten Fürsprecher, die nicht genug rühmen konnten, wie manierlich er sei, Allen behülflich und das Arbeiten verstehe wie keiner Land auf Land ab.

So vermochte die Welt nichts, vermochte nichts als ein Zeichen zu thun, wie viel Schlechtes sei in den verborgenen Löchern, das nur zu Zeiten an's Tageslicht komme, wie vieles Ungeziefer nur dann sich zeigt, wenn Unwetter im Anzuge ist.

Ungestört und still ging die Hochzeit vorbei, ein großes Wesen, wie es damals wohl noch üblich war, das drei Tage dauerte und woran zwei- bis dreihundert Gäste Theil nahmen, wollten sie nicht machen, Christen drang nicht darauf und im Sinne von Sonnebures lag es nicht. Verwandtschaft und die jungen Bursche stellte man sonst zufrieden, und weiter hatte niemand darnach zu fragen.

Nach Landessitte blieb die junge Frau noch ein paar Wochen bei ihren Eltern, dann führte sie Christen heim, und die Mutter übergab ihr alsobald Schlüssel und Kellen und trat die Meisterschaft ab.

Am folgenden Mittag brachte die junge Wirthin eigenhändig das Erdäpfelkörbchen auf den Tisch und sagte: „Lue jetzt, ob ich es hier auch kann und es dir treffe; angewendet habe ich, was ich konnte!“ Christen nahm lächelnd einen, griff dann aber nach andern Dingen und ließ die Erdäpfel

bei Seite. „Hab' ich es dir nicht getroffen?“ sagte die junge Frau; „ich habe doch gewiß gemacht, was ich konnte. Lue, die sind gewiß gut,“ und so las sie ihm ein halbes Dutzend der größten Erdäpfel aus. Da lachte Christen merkbarer und sagte: „Häb nit Müh', du gut's Traueli, meine Erdäpfel habe ich vor der Hochzeit gegessen; jetzt denk' ich sie ein wenig in Ruhe zu lassen.“ Da war's fast, als ob die junge Frau zur Salzsäule werden wolle. „Hest mi d'sch...., hest mi a'g'führt?“ fragte sie ganz blaß. „Nein, lieb Traueli, das hab' ich nicht, aber gemacht für dich zu bekommen, was ich gut glaubte mit Ehren, das habe ich, und das ist erlaubt, denk ich. Mancher Mann thut groß vor der Hochzeit und ist nachher ein Gyzhund oder er kommt um seine Sache und seine Frau hat beidweg bös bei ihm. Ich that klein und armüthig, weil ihr das gerne sahet; jetzt wollen wir nicht groß thun, aber weder geizen noch über nichts kommen, sondern uns die Sache gönnen, wie wir es öppe können und vermögen, und du sollst es gut haben. Mit dem z'Unnutz brauchen will ich dich nicht ärgern, mit Geizen plagst du mich nicht; zur Sache wollen wir beide sehen, wie wir es vor Gott verantworten können, aber öppe übertreiben selb nicht; wenn man jung so anfinge, wie käme es im Alter heraus, solche Sachen mehren mit den Jahren.“

„Aber angeführt hast du mich, d'sch...., wenn man es sagen dürfte,“ sagte Stüdi, jedoch nicht mehr mit so kläglichem Gesichte. „Wäger nicht, Traueli,“ sagte Christen, „wenn Einer buhlet, so wendet er alles an, was er meint, daß gut sei, macht d'r Narr bis äne use, und niemand nimmt es ihm übel, wenn er nachher aufhört, d's Gegentheil, die Leute würden öppe lachen, wenn er d'r Narr sein Lebtag machen wollte. So habe ich auch ein wenig d'r Narr gemacht mit den Erdäpfeln, aber dich nicht angeführt, b'hütis nein; häuslich bin ich auch, aber reich genug sind wir, daß ich nicht bloß Erdäpfel zu essen brauche, d'r Narr damit zu machen

mein Leben lang. Verzeih mir's, reuig sollst nicht werden dessetwegen, im Gegentheil, wenn Gott uns gesund erhält noch dreißig Jahre, so dankst du mir dann vielleicht noch und lachest allemal, wenn du daran denkest, daß du gemeint, d'Erdäpfel seien d'Hauptsach und nichts zu brauchen das Wichtigst' auf der Welt."

Und also geschah es auch, es gab ein glückliches Ehepaar, das gesegnet lebte und dessen Andenken im Segen blieb.

Die beiden Raben und der Holzdieb.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1840.



Im Bernbiet giebt es gar manchen Graben, gar manches Thal, und wo Gräben sind, giebt es Halden und Börter, wo Thäler sind, giebt es Seiten und Rücken, Gräte, Eggen u. s. w. Wenn ich daher von einem Häuschen reden will, das an einer Bergseite liegt, ganz nahe oben bei der Egg oder beim Grát, so wird niemand mir sagen können, wo das Häuschen zu suchen sei, ob im Guggisberg oder im Schangnau. Und wenn ich auch noch weiter beschreibe und sage, daß das Häuschen nicht ganz einsam stehe, sondern andere Häuser nicht weit davon seien, daß aber Thal und Grat abgelegen seien, wild und waldig, und die Menschen daselbst wild und ungeleckt, daß bis zu ihnen noch keine feinen Manieren gekommen, dagegen alle Leidenschaften und alle Thorheit, sogar die Hoffahrt, so wird auch wieder niemand mir vorwerfen können, ich wolle jemanden aparti zu Schanden machen, denn solche Häuschen an einsamen wilden Seiten stehen im Bisthum und im Oberland.

In diesem Häuschen nun wohnten Eltern mit mehreren Kindern, wild und ruchlos. Ob die Leute eigentlich eine Religion hatten oder nicht, das wußte man nicht, wenigstens sah man ihnen keine an. Sie gingen wenig oder gar nicht zur Kirche, und wenn sie auch gingen, so war es nur, um

über den Pfarrer fluchen zu können, denn über alle Leute fluchen und allen Leuten wüst sagen, das war ihre Gutmeinenheit; sie schienen zu glauben, die Welt sei eigentlich ihretwegen geschaffen; weil sie nun nicht die ganze Welt hatten, im Gegentheil sehr wenig davon, so kam ihnen jeder Andere, der auf der Welt etwas besaß oder zu befehlen hatte wie ein Feind vor, gegen den alles erlaubt sei, so weit es sich mit der eigenen Sicherheit vertrage. Sie schimpften über alle Behörden und höhnten sie, sie erlaubten sich die ungesetzlichsten Handlungen und drohten noch mit mehreren, und je mehr man sie fürchtete, desto furchtbarer machten sie sich, je mehr man ihnen nachsah, desto frevler wurden sie. Solcher Leute giebt es viele im Canton Bern, und ein trauriges Zeichen der Zeit ist, daß sich viele obrigkeitliche Beamte vor solchen Leuten mehr zu fürchten scheinen, als diese Leute sich vor den Beamten fürchten. Noch eine kleine Weile und der Glaube setzt sich fest bei ihnen, daß sie Meister seien, daß sie der Welt, die ihnen gehöre, sich auch wirklich bemeistern könnten. Dann geht der Jammer los und ein blutiger Tag auf.

In dem kleinen Häuschen trieben es die Leute also frech und ruchlos. Von ihrem Verdienst hätten sie leben können, allein sie vergeudeten, verbranntweinelten ihn, und wenn etwas angeschafft werden sollte, so fluchten sie jämmerlich über die Reichen, als ob die schuld wären, daß sie dies oder jenes nicht hätten und kein Geld dazu. Und wenn im Winter die Kinder nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, in die Schule zu gehen, so fluchten sie lästerlich über den Schulmeister, als ob sich der etwas vermöchte, daß ihre Kinder nicht Schuhe, nicht Strümpfe hätten.

Aber wenn die Kinder schon nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, zur Schule zu gehen, zu andern Gängen wurden sie doch gebraucht mit elterlicher Ruchlosigkeit. Unter den Dingen, deren Ankauf sie immer erbitterte und über die Reichen

fluchen machte, stand das Holz obenan. Sie meinten, das Holz wachse für alle Leute, und aus dem Walde könnten alle Leute so gut Holz holen, als alle Leute aus dem Bache trinken könnten. Es sei ein verfluchter, ungerechter Zwang, daß die Wälder nur für die Reichen seien und nicht auch für die Armen, aber wenn man einmal Meister sei, so wolle man es dann den Dolders Dorfmunene zeigen. Unter den Artikeln, welche der Vater je länger je mehr aus seinem Büdget strich, war daher das Holz obenan. Kei Donner zwäng' ne meh, es Schyt z'kaufe, sagte er öffentlich. Wenn man nun in einer Haushaltung kein Holz mehr kauft, so muß man es stehlen, das ist an den Fingern abzuzählen. Nun kann man es aber auf zweierlei oder gar dreierlei Weise stehlen. Man stiehlt es vor den Häusern, wo kein Ringgi bellet, da hat man es dürr und gescheitet; es braucht dazu eine gewisse Portion Frechheit, aber viel auf ein Mal kann man nicht nehmen, das ist das Fatalste dabei. Zweitens plündert man die Hääge, wo noch welche sind, reißt Stecken aus, Latten weg. Es ist da kein unkommodes Stehlen, aber solches Holz brennt gar schnell weg, hält nichts dar; so kann man nicht genug herbeischaffen. Am üblichsten ist's daher, das Holz in den Wäldern selbst zu holen; da bellet kein Ringgi, da sind ganze Buchen, ganze Tannen, und wo es am bequemsten bei der Hand steht, kann man sägen und hauen ganze Schlitten voll.

Und was die letztere Art von Diebstählen noch um ein Bedeutendes erleichtert, ist das Zusammenhalten der Holzdiebe und die unendliche Humanität vieler Waldbesitzer. Kein Holzfrevler verräth den andern, sie stehen in gar guter Brüderschaft, aber ganz anders halten die Waldbesitzer zusammen. Wenn Waldbesitzer die Runde machen durch ihren Wald und sie treffen jenseits ihrer Mark in des Nachbars Wald einen Holzdieb an, so sind wenige, die es nicht lächert von oben bis unten, und wohlgefällig lächelnd sagen sie: „Es chunt dir beim Dolder wohl, bist änefert, wenn d' i mym g'sy

wärest, du hättisch m'r bim D..... i'ds Schloß müße."
„Los, du wirst mih doch nit öppe welle unglücklich mache,"
sagt gelassen der Holzdieb. „Was du da machst, geht mich
nichts an," sagt der Besitzer, „aber wenn ih dih öppe sött
änefert i mym atreffe, su lue de, wie's d'r geit." Und gelassen geht der Besitzer heim und erzählt daselbst, was ihm
begegnet, und wie der und der luegen werde, wenn das Tannli
fort sei; es sei kein schöneres gewesen im ganzen Walde. Ja
es giebt sogar Besitzer, die Holzdieben Roß und Schlitten
leihen und das noch sehr gerne, wenn die Diebe jemanden,
den sie hassen, bestehlen wollen.

Einen solchen Pferde leihenden Waldbesitzer hatte nun
unser wilder Mann nicht, aber er hatte einen andern Zug:
er spannte seine Kinder an den Schlitten und fuhr mit diesen nach Holz aus, wo die Kinder ihm stehlen und das Gestohlene heimziehen halfen. Ein Vater, der in Noth und
Elend für seine Kinder stiehlt, damit sie nicht hungern, nicht
frieren, begeht ein Unrecht, aber ein Unrecht, mit dem man
Erbarmen haben kann. Hingegen einen schlechtern Menschen
bescheint Gottes Sonne nicht, als einen Vater, der seine Kinder zum Stehlen ausführt und abrichtet, ein solcher verdiente
nicht bloß einen eisernen Ring um den Hals, sondern einen
guten zweibatzigen Strick und seine Seele das Feuer, das
nicht löscht, den Wurm, der nicht stirbt.

So fuhr der Vater aus, unverschämt, mit seinen Kindern, und manchmal noch des Tages in eine wilde Seite hinein. Dieser Vater nun hatte ein Kind, das machte diese Züge
gar grusam ungern mit. So viel hatte es bereits in der
Schule gelernt, daß Stehlen Sünde sei; zu Hause hatte ihm
das niemand gesagt. Es merkte wohl, daß andere Kinder
ihn's verächtlich ansahen und sich so viel möglich von ihm
wegmachten, und sein junges Gewissen sagte ihm, das sei ihres Stehlens wegen. Es ließ alles Mögliche sich gefallen,
um jeden Streit zu vermeiden, in welchem das Stehlen ihm

könnte vorgeworfen werden; es hielt manchmal dem Vater an, daß sie das Holzstehlen lassen möchten, aber dieser fertigte es mit schnöden Worten ab. Und wenn es bat, daß man es doch zu Hause lassen möchte, so schnauzte er es an: es werde nicht vornehmer sein als die andern und wolle so gut fressen als diese. Das arme Kind mußte mit auf die dunkeln Fahrten so gut als die Andern.

Eines Morgens fuhren sie spät aus, sie hatten Abendsitz in ihrem Hause gehabt bis fast am Morgen. Das Kind wäre gar gerne in die Schule gewesen und weinte fast, als es mit in den Wald mußte, aber die Mutter hatte ihm wüst gesagt und daß es gehen solle ungesäumt, sonst schlage sie ihm die Beine voneinander. Das war dem armen Kinde in die Beine gefahren, und es war ihm als hätte es Blei darin, und kaum konnte es fortkommen.

Als sie gegen den Wald kamen, flogen ihnen von hohen Tannen zwei große schwarze Vögel entgegen und krächzten sie gar schaurig an, als ob sie sagen wollten: kommt nicht, kommt nicht! kehrt um, kehrt um! Sie achteten sich anfangs der Vögel wenig, aber als dieselben immer wie ängstlich hin- und herflogen mit ihrem dumpfen Guag! Guag! da wurde den Kindern angst darob, und die Kinder sagten dem Vater, das seien Raben und die bedeuteten nichts Gutes, sie sollten heimfahren. Aber der Vater fluchte: einem solchen unvernünftigen Thiere achte er sich nicht, die hätten es im Brauch, den ganzen Tag zu brüllen, und hätten wohl der Wyl da ume z'flüge, sie heige für keini Ghing z'sorge. Da sagte das gute Kind, es hätte doch schon manchmal gehört, solche Vögel, wenn sie auf dem Wege Einem begegneten, bedeuteten ein Unglück und man könnte noch davor sein, wenn man sich ihrer achte. Das sei ein verfluchter Aberglaube, sagte der Vater, und wenn ihm noch Eins etwas davon sage, so gebe er ihm eins zum Gring. Der wüste Alte kannte den Unterschied nicht zwischen Aberglauben und dem Glauben, daß nichts von ungefähr kommt,

kein Vogel von ungefähr fliegt, kein Rabe von ungefähr krächzt, daß ganz besonders dem, der auf bösen Wegen geht, kein Stein von ungefähr im Wege liegt, kein Blatt von ungefähr vom Baume flattert, sondern alles von Gottes väterlicher Hand erregt und bewegt werde, auf daß der Böse bewegt werde, umkehre und sein Heil bedenke zu rechter Zeit. So werden Alle gewarnt von Gott, und Alle, die nicht umkehren, erreicht seine strafende Hand, und oft folgt die Strafe der Warnung so schnell und auffallend, daß die Warnung wie ein seltsames Wunder erscheint, was doch jeder, der offene Augen für die Warnungen des Herrn hat, alle Tage sehen kann.

Hart trieb der Alte die Kinder und bald waren sie bei dem Buchli, das der Alte für seine Axt auserlesen hatte. Aber die Raben hatten sie nicht verlassen, waren vor ihnen von Baum zu Baum geflattert, und als sie stille standen beim Baume, setzten sie sich auf zwei Tannen in die Nähe, und die Schläge der Axt begleiteten sie mit ihrem einförmigen Guag! Guag! Es beugte die Buche sich krachend, an einer nebenstehenden drehte sie sich, fiel auf eine unerwartete Seite, wo die Kinder mit dem Schlitten standen. Sie flohen, aber das beste derselben wurde noch erreicht und zu Boden geschlagen. Fluchend nahte der Alte und zog es unsanft unter den Aesten hervor mit Hülfe der andern Kinder. Es war auf das Gesicht gefallen und auf seinem Rücken lag der Wipfel der langen schlanken Buche.

„Du bist geng der ung'schicktisch Hung,“ sagte der Alte, als er das leise wimmerde Kind auf die Beine stellen wollte. Aber das Kind konnte kein Gleich machen, es sank in sich zusammen. Kein Glied war gebrochen, aber es war, als wenn aus allen jegliche Kraft verschwunden wäre. Der Alte begehrte gewaltig auf mit dem wimmernden Kinde, das über Schmerzen im Rücken klagte, sobald es ein Wort fand. Er behauptete, es mache sich nur fantaschtisch, und wer weiß, ob

er es nicht mißhandelt hätte, aber die Raben flatterten näher und näher und krächzten schauerlich und immer schauerlicher. Das machte auf den Alten einen Eindruck, aber nicht bis tief in's Herz hinein; er legte das Kind auf den Schlitten, hieb noch die Aeste der Buche ab, welche die andern Kinder noch mitschleppen mußten. Er zog den Schlitten mit dem armen Kinde, das in heftigen Schmerzen über immer gräulichere Kälte klagte, und hinterdrein flogen krächzend die schwarzen Raben bis weit gegen die Häuser hin.

Sie kamen endlich heim, nicht mit gefreveltem Holze, aber einem durch den Frevel des Vaters tödtlich verletzten Kinde. Rauh fuhr die Mutter die Heimkommenden an, und rauhe Hände trugen das arme Kind in die Stube; es fand kein Mitleiden in seinem Leiden, nur Vorwürfe über seine Ungeschicklichkeit und daß man mit ihm immer am meisten geplagt gewesen. Um Mitleiden zu finden, muß man einen gleichen oder höhern Sinn finden; nun fand das arme Kind bei den wüsten Eltern weder den einen noch den andern. Weil weder Arm noch Bein gebrochen, keine Wunde sichtbar war, so hatten sie keine Ahnung von den unsichtbaren Verletzungen und ihren Schmerzen, und weil sie auf schlechten Wegen empfangen waren, so sollten sie verheimlicht werden. Kein Arzt wurde zu Hülfe gerufen, mit Branntwein wusch man den schmerzenden Rücken. Aber die Sache ließ sich doch nicht verheimlichen: das Wimmern des Kindes hörte man auf der Straße, die Nachbarn hatten es heimführen sehen, seine Geschwister plauderten, so kamen bald Leute von Neugierde getrieben und wollten sehen und hören. Das Kind war bald von Vielen umstanden, und die redeten allerlei, wo es ihm fehlen möchte und was wohl gut wäre, wann es sich nicht etwa innerlich verblutete, und wie man nicht glaube, daß es den nächsten Morgen erlebe. Aber das Kind achtete sich dieser Reden nicht viel, es litt sehr, aber augenscheinlich nicht nur an seinem Leiblein; es fragte immer, ob wohl auch der Schul-

meister bald kommen werde, ob man es ihm habe sagen lassen; aber seine Eltern thaten, als ob sie das nicht hörten. Da erbarmte sich endlich einer der Anwesenden des Kindes und seines Verlangens und machte dem Schulmeister Bescheid, daß er doch so schnell als möglich kommen möchte.

Auf alle die Fragen, wie das Unglück sich zugetragen und wo, erhielten aller Neugierde ungeachtet die Anwesenden keinen rechten Bescheid.

Als endlich der Schulmeister kam zum großen Schrecken der Eltern, die ihn keines Grußes würdigten, da begann leise, fast wie eine Stimme aus einer andern Welt, das Kind zu erzählen, wie es wider seinen Willen hätte sollen stehlen helfen diesen Morgen und es doch so gerne in die Schule gegangen wäre und so ungerne an's Stehlen. Wie dann die Raben ihnen entgegengeflogen seien und dann nach in den Wald, und wie es ihm immer ängster und bänger geworden sei, bis die Buche ihn's erfaßt. Nun fühle es wohl, daß es werde sterben müssen, es sei ihm so kalt und seine untern Glieder fühle es nicht mehr; aber gar angst mache es ihm, es werde nicht selig, denn Stehlen sei eine so große Sünde, und dabei habe es nun Gott ertappet. Es möchte dem Schulmeister anhalten, daß er doch für ihn's bete, daß es der liebe Gott in seinen Himmel nehme. Aber der Schulmeister konnte nicht beten, denn er wurde voll heiligen Zornes über die Schlechtigkeit der Eltern, und groß wurde ihm sein Herz. Er beugte sich nieder zu dem Kinde und sagte: „Sei getrost, mein liebes, liebes Kind, deine Sünden sind dir vergeben. Der liebe Gott hat dich angesehen und unter allen Andern dich auserwählt, damit du zu ihm kommest, während du noch gut bist und an ihn denkst, damit böse Leute dich nicht alle Tage böser machen. Freue dich daher, liebes Kind, bald ist dein Leiden aus und deine Seele in des guten Vaters Hand, und dann wird niemand dich verführen, niemand dich von ihm reißen können." Während der Schulmeister so sprach, war es,

als ob ein Engel Frieden wehe über das blasse Gesichtchen des Kindes, leise gingen die Aeugelein zu und ein leises Röcheln verkündigte seinen letzten Hauch.

Da drückte der Schulmeister dem Kinde die Augen zu und trat voll heiligen Zornes vor die Eltern und verkündete ihnen ihre gräuliche Sündenlast, wie sie Mörder und Verführer ihrer Kinder wären, wie menschlicher Ansicht nach eigentlich dem Alten hätte sollen der Rückgrat zerschlagen werden, wie aber Gott weiser sei als die Menschen, wie er das Kind habe erlösen wollen aus seiner irdischen Hölle und wie er damit noch ein Mal an ihre verstockten Herzen geschlagen habe, und wenn sie sich jetzt nicht bekehrten, so seien sie nur noch auf Erden, um sich alle Tage ihre Hölle heißer zu heizen. Nicht umsonst seien die zwei Raben dem Alten entgegengeflattert, sondern zum Zeichen, daß sie Rabeneltern wären, und was das heißen wolle, würden sie am Tage der Vergeltung erfahren.

Stöckisch hatten ihm die Eltern zugehört, und keine Geberde zeugte von einer innern Bewegung. Endlich sagte der Alte, er hätte bald g'nue des Gestürms und jetzt nit Zyt, ihm abz'lose, das nähm ne de aber bim Dolder wunder, ob me d' King nit könn bruche für was me wett, me müße ne o z'fresse gäh u se b'kleide, u z'todt schlah dörf me se nit. Und somit ging er zur Stube hinaus. Diese fürchterliche Hartherzigkeit erschütterte alle Anwesenden. Sie betrachteten noch ein Mal das todte Kind, das ein gar liebliches Mieneli machte; man sah ihm an, daß es im Frieden und zum Frieden entschlafen. Dann gingen sie alle still und stumm hinaus und noch lange so nebeneinander; es war fast, als ob in der Luft jener Stube ihnen die Sprache eingefroren wäre.

Nach und nach rangen sich einzelne Ausrufungen hervor über die Gräßlichkeit dieser Leute; endlich sagte eine hübsche Frau mit wohlmeinendem Gesichte: „Schulmeister, ihr habt ihnen die Sache recht gesagt, es het mih fry über und über

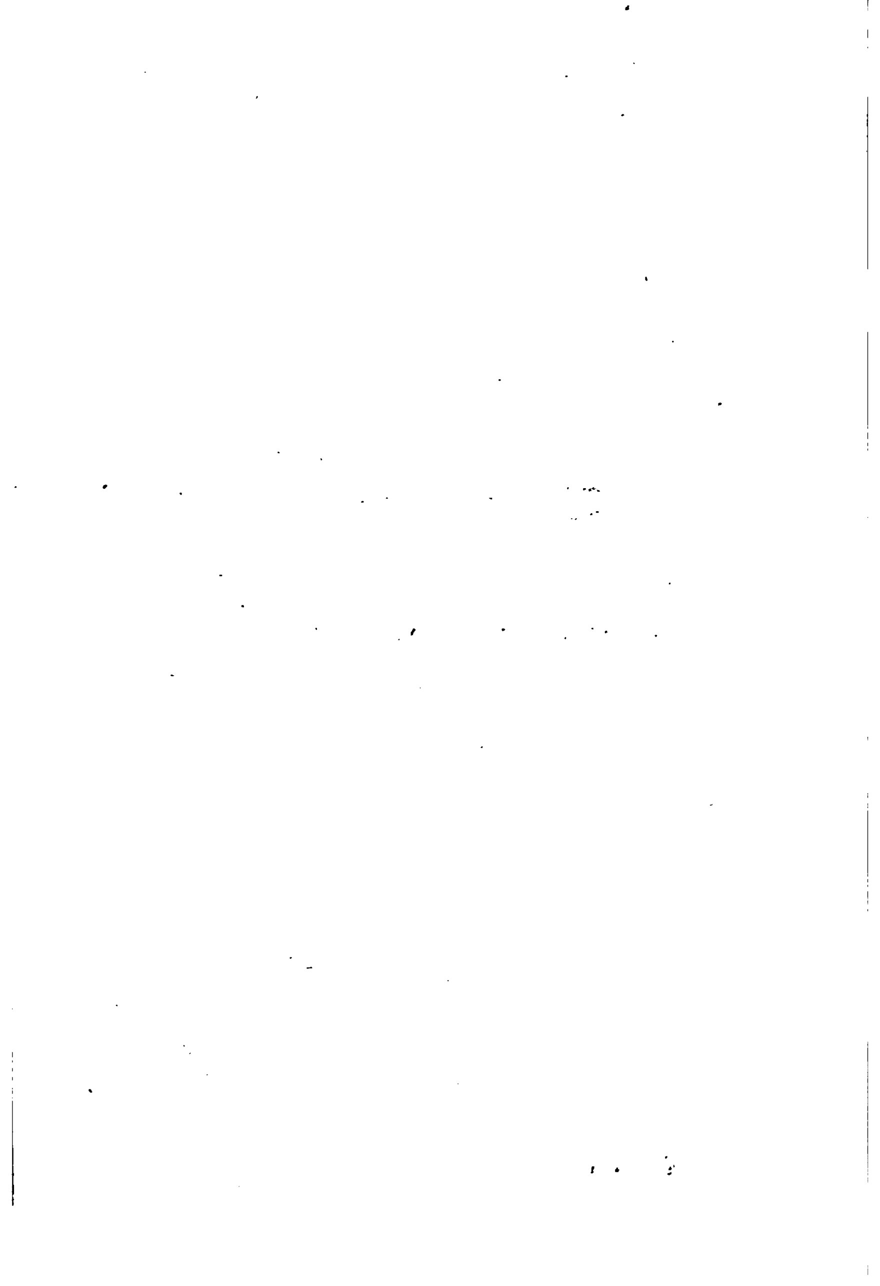
erschüttert. Aber ihr habt da etwas gesagt von Raben und Rabeneltern, und ich möchte gerne wissen, was ihr damit gemeint habt?" „Grichtsäßi," sagte der Schulmeister, „ich wollte es euch gerne erzählen, aber es ist schon über ein Uhr und ich muß in die Schule, sonst laufen mir die Kinder fort oder werfen Tische und Bänke übereinander. Aber nächstens komme ich zu euch z'Abesitz, da will ich euch alles erzählen, was ich davon weiß."

„Ja, aber vergesset es doch nicht und kommet bald," sagte die G'richtsäßi, „es b'langet mih, das z'wüsse."

„Nein," sagte der Schulmeister, „das soll nächstens geschehen;" darauf sagte er noch: „B'hütech Gott und lebit wohl!" und ging dann seiner Wege.

Die Rabeneltern.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1841.



In einer geräumigen Bauernstube schnurrten drei Räder, zwei Kinder saßen lernend hinterm Tisch, und vor dem Tisch stand haspelnd ein Mann, unter dem Ofen schnarchte ein Hund. „Ich weiß gar nicht, warum der Schulmeister nicht zu uns z'Abesitz kommt," sagte eine stattliche Frau, die an der untern Tischecke spann, „hat man sich öppe gegen ihn verfehlt?" Es war die Gerichtsäßi, die wir in der vorigen Erzählung kennen gelernt haben, und welcher der Schulmeister versprochen hatte, bald zu kommen ihren G'wunder zu stillen, was es mit den Rabeneltern für eine Bewandtniß habe. Der Mann tröstete sie: er wüßte doch nicht, was da gefehlt sein sollte, sie hätten ihm ja erst das letzte Mal, als sie gebacken, ein lindes Brödli geschickt. Aber er werde nicht immer z'Abesitz können, sondern albeneinisch auch bei Frau und Kindern bleiben müssen, und das stehe ihm gar wohl an. Mit dem klopft es an der Thüre und ehe man errathen, wer das sein möge, und Bescheid gegeben, ging die Thüre auf und der Schulmeister trat herein. „Guten Abe geb' ech Gott," sagte er; „ih ha denkt, ih well grad innefür cho, d'r Byslust geht gar scharf draußen."

„Gottwilche, Schulmeister!" sagte die Gerichtsäßin, wischte die Hand am Fürtuch ab und längte sie dem Schulmeister.

„Wir haben nach euch b'langet und afe denkt, mir heigen is ob öppis v'rfehlt, daß d'r geng nüt cho syt.“ „B'hütis nei,“ sagte der Schulmeister, „was denket ihr o, wenn alle Leute wären wie ihr, dann wär's o d'rby z'sy. I ha's myr Frau scho mängisch g'seit, we d's Grichtsäße nit wäre, so wet's mer doch afe afa z'erleide hie.“ „E b'hütis, Schulmeister, d'r müeßet nit so rede, sust sah d'Ring grad a z'pläre, und e sellige, dä sih so g'mühye möcht, überchämte m'r nümme wieder,“ sagte die Gerichtsäßin. „Aber jetz lah g'seh, ih mah nit g'warte bis ih öppis v'rnime vo de Rabeneltere, es isch m'r afe mengisch d'rvo ertraumt.“

Der Schulmeister, nachdem er noch einiges vorgebracht, setzte sich oben an den Tisch und begann folgendermaßen:

„Ich bin weit von hier daheim, im Oberland obe, wo d'Lauene tosen und d'Bäch über d'Flüh us chöme, wo d'Gemseni uf de Gräten umespringe und d'Lämmergier höch i de Lüfte umeryte. O es ist gar ein schönes Land, das Oberland, aber gar ein armes; da sieht gar manche Haushaltung den halben Winter durch kein Brod, da kann man an der Faßnacht Zieger essen, der ist wie Torfsteine statt Küchleni.

„Ob meinem Dörfchen an der Bergwand stand ein kleines Haus, aber oft lange leer; es wohnte in demselben nur wer mußte, keine Wohnung finden oder keine bezahlen konnte. Uns Kindern kam allemal ein Schlottern an, wenn wir es ansahen; in die Nähe desselben wagte sich keins. In diesem Hause sollen vor mehr als hundert Jahren zwei Eheleute gehauset haben. Groß und dunkel wie eine Scherintanne war der Mann, und wie eine Schwester dem Bruder glich ihm sein Weib; faul und wild waren beide. Man sah sie nie arbeiten; wer sie sah, erschrack vor ihnen. Ein ganzer Rudel Kinder füllte die Hütte, groß und dunkel, faul und wild wie die Eltern. Aber sobald sie kriechen konnten, wurden sie von den Alten aus der Hütte gestoßen und durften nicht wieder

hinein, sie brachten denn Essen mit oder Holz oder sonstige Dinge, die zu brauchen waren. So verließen die Eltern ganze Wochen die Hütte nie und rührten sich wenig als um zu essen; wenn man sie aber außer der Hütte sah, so gab es gerne strub Wetter, oder man fand Wochen nachher einen Stafel ausgeleert, einen Spycher erbrochen.

„Die Kinder kamen in's Dörfchen, gingen weit umher, scheu wie die Gemsen; man wußte oft lange nicht, ob sie reden könnten. Sie mußten aber die Eltern ätzen, mußten zu Neste tragen, darum hoscheten sie an den Hausthüren, streckten aber sehr oft nur die Hände dar, ohne ein Wort zu reden. Aber sie bettelten nur, wenn sie nichts Anderes fanden; sie stahlen wie die Raben, was sie ergreifen konnten. Mit ihren scheuen schwarzen Augen drangen sie in alle Ecken, und im Hui hatten sie gekapert, was nicht niet- und nagelfest war.

„Sie waren arme Kinder. Stahlen sie, so schlugen sie die Bestohlenen; stahlen sie nicht, so kriegten sie Schläge von den Eltern. Wenn im Herbste die Bäume voll Obst waren, so sprangen sie in den Bäumen herum wie die Eichhörnchen und warfen die Aepfel einander zu, um sie fortzuschaffen, wie die Affen im heißen Afrika es thun sollen. Da mußten die Leute es schlau anstellen, wenn sie eins derselben erwischen wollten.

„In die Schule ging keins derselben, keines kannte einen Buchstaben; sie wußten kaum, daß ein Gott sei; daß sie eine vernünftige Seele hatten, wußten sie nicht. Sie balgten sich unter einander wie die jungen Katzen, aber sie hielten treu zusammen, wie junge Raben thun; es war, als ob sie unter einander ein Bündniß hätten zu Schutz und Trutz gegen die übrige Welt. Als die Kinder größer wurden, wurden die Eltern ungenügsamer, immer mehr und immer Besseres sollten die Kinder ihnen zutragen; immer lauter wurden die Klagen über die Rabenbrut am Berge. Auf den Bergen stahlen sie Gitzeni und Lämmer, in den Thälern brachen sie

in die Keller nach Anken und Käse und trugen alles ihrer Hütte zu.

„Da geschah es, daß der älteste Bube in dunkler Sommernacht ein schweres Schaf stahl; es überzog ihn aber und er trohlete mit ihm über die Fluh aus. In tiefem Schlunde fanden ihn die Holzer zerschmettert, ihn und sein Schaf. Sie brachten ihn seinen Eltern, und die fluchten jämmerlich: es sei ihm recht geschehen, sagten sie, hätt' er besser Acht gegeben; sie sagten den Holzern wüst, daß sie ihn nicht im Schlund hätten liegen lassen, es hätt's ihm dert sauft tha und hätt' keine Kosten gegeben; sie wollten die arme Leiche in der Hütte nicht dulden, stießen sie in den Stall hinaus, wo Füchse und Eulen freien Zutritt hatten, und hätten fast Lust gehabt, sie in die Weid zu verlochen, wenn der Pfarrer nicht gewehrt hätte.

„Nicht lange nachher wollte ein anderer Bube einem Fuhrmann, der auf seinem Wagen schlief, ein Logeli mit Wein stehlen aus dem Fuhrkratten. Er hatte den Tag vorher nichts heim gebracht, war tüchtig geschlagen und deswegen so verwegen geworden. Aber es fehlte ihm: er kam unters Rad und mußte jämmerlich sterben. Sie machten es eben so, als man ihn ihnen brachte, hätten's fast verläugnet, daß er ihr Kind sei, und thaten nichts als fluchen und schimpfen, bis er in der Erde war. Es verwunderte die Leute, als sie von da an öfters Raben am Berge herumfliegen sahen, aber sie achteten sich ihrer nicht viel. Viele Leute hatten Mitleid mit den Kindern und hätten gerne das eine oder das andere zu sich genommen und es erzogen unentgeltlich, d'r Gottswille. Aber die Kinder waren zu wild dazu; sie ließen sich nicht zähmen. Sie ließen sich nicht anfassen, saßen bei keinem Hause nieder, aßen nichts, wenn es jemand sah, und waren für kein Lieb' in ein Haus zu bringen. Ebensowenig wollten sie arbeiten; man hat nie gesehen, daß sie ein Werkholz in den Händen gehabt hätten, die Axt ausgenommen.

„Einmal war ein sehr strenger Winter, der gar nicht

aufhören wollte, und in den Bergen lag viel Schnee. Schon damals soll es Küher gegeben haben, welche in guten Sommern Heu machten und es auf dem Berge ließen, um im Frühjahr in bösen Tagen ihren armen Kühen etwas zu haben. Auch ließen sie immer bald dieses bald jenes im Stafel oder Spycher zurück. Aber schon damals gab es nichtswerthe, gottlose Menschen, die den armen Kühen diese Vorsicht nicht gönnten, sondern das Heu stahlen und das Käskessi dazu. Daher kommen die vielen Geschichten von dem Bannen, welche Kunst alten Kühern zugeschrieben wurde. So wußte der Alte am Berge auch eine Hütte mit Heu und andern Dingen, und er hatte seine Kinder schon lange daran hin gereiset, sie zu bestehlen, aber immer war der Schnee noch zu tief gewesen oder der Winter zu wild, als daß sie hätten dazu kommen können. Der Alte wurde immer ungeduldiger, weil er nicht mehr viel zu beißen und zu brechen hatte, und an einem Nachmittage, im März, jagte er seine Kinder alle mit zwei Schlitten der Hütte zu. Sie hatten ihm gesagt, es sei nicht richtig, es sei wohl lind Wetter, der Föhn könnte kommen gegen Abend und die Lauenen donnerten schon über die Gletscher. Aber er hatte geflucht, daß die Hütte bebte, ihnen Faulheit und Feigheit vorgeworfen und ihnen gedroht mit aller seiner Kraft. Mürrisch und trotzig waren die Kinder abgezogen und mögen nicht liebliche Reden geführt haben auf ihrem düstern wilden Weg, denn es waren auch mächtige Buben unter ihnen; nur ihre Wildheit und Scheu vor andern Menschen trieben sie immer wieder ihrer Hütte, ihrem Neste zu. Sie hätten mit der eigenen Kraft sich gar gut durchbringen können.

„Als die Kinder fort waren, legten sich die Alten wieder in ihr Moos, und als es dunkel ward, feuerten sie, um sich zu wärmen und zu kochen, aber das Feuer wollte nicht brennen, gab nur Rauch, und die Luft drückte denselben in die Hütte nieder, und einzelne Windstöße brausten an derselben vorbei, immer häufiger, immer wüthender. Als ob in sau-

sendem Galopp Hunderttausende von Husaren vorbeistürmten, brauste es, von allen Firnen donnerten die Lawinen zu Thale; als ob eine Weltenschlacht hoch oben in den Lüften geschlagen würde, war es ein Tosen, Donnern, Krachen, vertausendfältiget durch tausendfältigen Wiederhall. Die Hütte zitterte in den wilden Wettern wie ein Espenlaub, aber die Winde stürmten verächtlich an ihr vorüber, die Bäche strömten verächtlich an ihr vorbei, drinnen lagen die Alten wieder in ihrem Moos; sie dachten gar kaltblütig an ihre Gefahr, sie hatten es schon manchmal winden und lauenen hören, ohne daß es ihnen etwas gethan; sie dachten gar kaltblütig an ihre Kinder, waren die auch schon manchmal heimgekommen aus wilden Wettern, war ja auf dem Berge auch eine Hütte, wo sie sich bergen konnten, und kaltblütig schliefen sie ein, mitten im Wetter und ohne Kinder. Am Morgen erwachten sie ohne Kinder; — aber was war es, das so wild an die Fenster schlug, das so schwarz an denselben herumstrich, so rauh krak! krak! rief, einen Lärm machte, der die Faulen endlich von ihrem Lager aufbrachte? Es waren nicht ihre Kinder, die sah niemand wieder, aber zwölf Raben waren es, welche um die Hütte stürmten mit wildem Schreien und Fliegen und die Alten aufschrien und nicht nur aus dem nächtlichen Schlafe. Sie wurden ärgerlich, als die schwarzen Thiere so lärmten, und wollten sie verscheuchen, aber die ließen sich nicht verscheuchen, aber auch nicht fangen; sie lärmten immer wilder, umflogen immer kühner die Häupter der Scheltenden, die umsonst nach ihnen haschten und warfen. Sie machten die Hütte wieder zu; die Sonne kam, aber die Kinder nicht, und die Raben hingen ihrer zwölfe draußen an den Fenstern, mit den Flügeln schlagend und schreiend. Und graulicher ward's den Alten, als sie die Raben zählten und es zwölfe waren und kein Kind heim kam, und sie machten die Hütte wieder auf, um nach den Kindern zu sehen; sie gingen weiter die Wand hinauf, sich weiter um-

zusehen. Aber keine Kinder kamen, aber die Raben blieben bei ihnen, hingen mit wildem Wesen sich an ihre Fersen, und wohin die Alten gingen, wirbelten die Raben um sie herum, und immer fürchterlicher tönte ihr kuark! kuark! immer schauerlicher ward's den Alten, immer weiter trieb es sie in die Einöde hinein, die schlüpfrigen Bergwände hinauf, und immer näher und wilder folgten ihnen die dunkeln, wilden Thiere. Aber auch in der Alten Kopf begann es zu wirbeln. Dunkel ward es vor ihren Augen, und fürchterliche Töne entrannen ihrer dunklen Brust und drangen tief in des Thales Grund zu den Ohren der Menschen. Und die aufschauenden Menschen erblickten auf schwindelnder Höhe die sinnlos Fliehenden, von dunkler Vögelschaar verfolgt. Sie sahen sie eilen dem höchsten Grate zu, sahen sie sinnlos dem Vorsprunge derselben zustürzen, sahen sie stürzen in den bodenlosen Abgrund, mit ihnen die dunkeln Vögel, alle zum schwarzen Knäuel geballt. Und nie sah man sie wieder. Aber wenn die Lawinen zum Fall sich rüsten, wenn der Tod seine dunkeln Schwingen entfaltet und sein Opfer sorglos ihm entgegen geht, da tönt es mächtig: kuark! kuark! oben von der Höhe. Und wenn auf bösen Wegen Eltern gehen, auf böse Wege Kinder führen, da fliegen schwarze Vögel ihnen über den Weg und kuark! kuark! tönt es über ihren Häuptern.

„Und lautlos war die Menge gestanden unten im Thale und hatte bebend das schauerliche Ende gesehen. Und bald darauf verbreitete sich im Thale die Sage, die Raben hätten ihre Eltern geholt, und Rabeneltern nannte man von da an Alle, die ihre Kinder verwahrloseten, zum Stehlen oder Betteln sie anhielten oder es ihnen ungestraft nachließen, die ihre Kinder mißbrauchten, um durch sie und auf Kosten ihrer Seele besser zu leben, dem Teufel zu fröhnen. Und der Glaube verbreitete sich, daß, so wie die Eltern auf diese Weise die Kinder zu Grunde richten, zur Strafe auch die Eltern durch die Kinder in's Verderben gestürzt würden, daß sie am Ende austrinken

müßten den Kelch, den sie den Kindern eingeschenkt hätten. Und wenn en Aetti oder es Müetti bei uns oben nur an sich denken, die Kinder vernachlässigen, sie zum Bösen führen will mit That oder Wort, so dreht man ihnen den Kopf der Bergwand zu und sagt ihnen: Lue, dert obe hei d'Rabe ihri Alte g'holt! Und das ist scho Mengem dure gange dur Lyb und Seel."

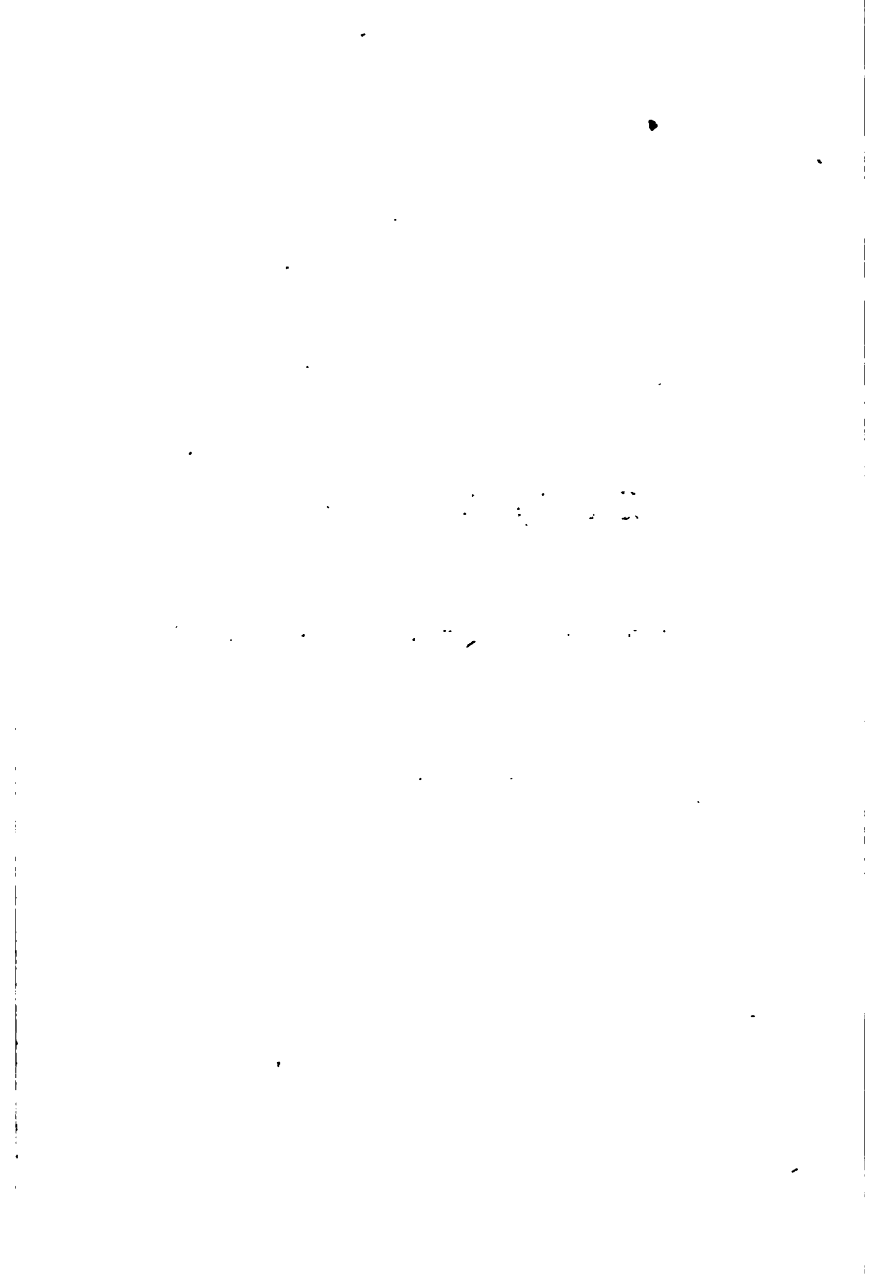
Auch lautlos waren sie in's G'richtsäße Stube gesessen, und d'Spinnräder sind alben einisch still g'standen und g'schuderet hets se d'r Rücken uf. Und als der Schulmeister geschwiegen hat, da wollte lange niemand zuerst reden. Endlich fragte die Frau: „Aber, Schulmeister, ist's denn auch wahr, was ihr da erzählt habt, glaubet ihr denn auch an selig Sachen?" „Was an der Sache ist, kann ich euch nicht sagen, Frau," sagte der Schulmeister. „Aber so wird es noch jetzt in unserem Thale erzählt, und alle Kinder reden von dieser Geschichte. Und ja freilich, ich glaube daran, d. h. ich glaube, daß mit Absicht und Wille Gottes diese Geschichte in's Volk gekommen ist, um recht anschaulich das Verbrechen ruchloser Eltern darzustellen."

„Schulmeister, ihr könnet Eim recht z'förchte mache, und man muß daran glauben, man mag wollen oder nicht. Sind ja die Raben auch erschienen, als das arme Meiteli dem Tode entgegen ging, und haben ihr kuark! kuark! gerufen. Nei aber, daß seligs wahr wär hätte ich sonst nie geglaubt! Aber, Schulmeister, ihr söttet das vo Hus z'Hus gah erzelle, damit die Leute doch dächten, was sie machten." „Ach, du guti Frau," sagte der Schulmeister, „da möchte ich antworten: sie haben ja nicht nur Moses und die Propheten, sondern auch unsern Heiland, der gesagt hat: wer ein's dieser Kleinen ärgert, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er versenket würde, wo das Meer am tiefsten ist; glauben sie dem nicht, wie sollten sie dann mir glauben! Und wenn sie schon glauben an die ganze Geschichte

und es ihnen kalt und warm den Rücken aufläuft und sie die Hände ob dem Kopf zusammenschlagen über die Ruchlosigkeit solcher Eltern, so können sie doch nicht die Anwendung auf sich selbst machen und glauben euch in Ewigkeit nicht, daß sie solche Eltern seien; sie sehen euch nur den Splitter in fremden Augen, nicht den Balken in den eigenen. O, ich muß täglich sehen, wie der schnödeste Eigennutz die Kinder mißbraucht, Güterkinder und eigene, und könnte hundert Mal die Geschichte von den Rabeneltern erzählen, es käme den Leuten gar nicht in Sinn, daß sie auch damit gemeint werden könnten, und wenn ich ihnen die Anwendung machen wollte, so würden sie sagen: Schulmeister, i d'r Schulstube, da bisch e G'schickte, da wei m'r di lah mache, aber von üser Sach versteyst nit e Dreck, da schwyg nur, d'Hauptsach isch, daß sie mit de Kühe leren umgah u mit de Rosse. Ach, daß sie mit dem lieben Gott umgehen lernen, ist vielen Menschen nicht nur gleichgültig, sondern z'wider."

Der Mordio-Fuhrmann.

Zuerst im Bernerkalender von J. Gotthelf, Jahrgang 1840.



Der Canton Bern ist ein wunderliches Land, ein Land voll Gottes Herrlichkeit, aber auch voll Streitbarkeit: streitbare Köpfe, Köpfe wie Nagelfluh, streitbares Land, wo man die Hühner anbinden muß am Hause, damit sie nicht zu Thale rollen, streitbare Straßen, wahrhaftige Seufzerstraßen für ehrliche Rosse, für alle Fuhrleute, welche es mit ihren Rossen ehrlich meinen, für alle Lohnkutscher, welche in den Fall kommen, den übrigens ganz ehrlichen Bürgern, Handwerkern und selbst Edelleuten, welche alle drei Jahre mit Frau und sieben Kindern und einem Pferde eine Lustfahrt machen, gedachtes Pferd sammt einer weiten Chaise anvertrauen zu müssen. Nun hat es Gott gewollt, daß gerade um die Stadt Bern herum, wo so viele Menschen wohnen, welche gerne so zahlreich und so wohlfeil als möglich Lustfahrten machen, so streitbare Straßen sind, daß Einem die Beine krumm werden, wenn man bergunter geht, und geht man bergauf, so wird man ganz steif im Nacken, wenn man den vor den Füßen laufenden Weg betrachten will. So ist namentlich die Straße nach Aarberg, wiederum die nach Murten, beide scheinen recht eigentlich eingerichtet zu des Teufels Vogelheerd, wo er die Thierschinder fängt, wenn

sie reif sind, oder die angehenden sich notirt in seinem Notizenbuch. Auf einer von diesen beiden Straßen soll es wirklich nicht richtig sein, für gewisse Leute sehr gefährlich, wir sagen aber nicht auf welcher. Es schadet nämlich gar nichts, wenn die Mordiofuhrleute, Schinder von Kutscherknechten und Bürgersmänner, welche meinen, ein einspännig Chaischen sei eine Arche Noah, sich auf beiden Straßen sorgfältig in Acht nehmen, nicht an des Teufels Leimruthe hängen zu bleiben.

Einmal, es war am Vorabend der Weihnacht, als längst jeder gute Christ zu Bette war, erscholl vor einem Wirthshause, welches an einer dieser Straßen steht, eine gewaltige Stimme. Stallknecht, ausspannen, rief die Stimme, dreimal rief sie so, und dem schläfrigen Stallknecht, welcher den Tag über viel rothen und weißen Wein in seinem Leibe begraben hatte und selbigen gerne schlafen gelegt hätte, war es noch, als befehle sie das große Ordinäri (ein halb Mäß Hafer statt ein viertel.) Als er mit der Laterne in der Hand schwerfällig herbei stolperte, sah er zwei wohlbekannte magere Rößlein, durch welche nicht bloß der Mond schien, wann er voll war, sondern sogar die Sterne in halbdunkeln Nächten, an einem schwer beladenen Wagen, doch niemand dabei. Wo ist der Daniel, brummte der Stallknecht, liegt der besoffen am Wege oder schon drinnen, mag nicht mehr warten, bis man ihm das Fuhrwerk abnimmt? der wird auch unglücklich, ehe es lang geht, und kommt unter die Räder. So brummend leuchtete er um das Fuhrwerk herum, fluchte auf einmal laut auf und rief: Daniel, bist ein Narr oder besoffen, was Hunds treibst du da!

An einem hintern Rade hing der alte Daniel und schob mit aller Kraft an demselben vorwärts, hörte nichts, wußte nicht, wo er war, bis ihm der Stallknecht mit der Laterne in's Gesicht fuhr, ihn beim Arm packte und sagte: Daniel bist ja oben, die Rosse stehn, setz' doch ab! Da stierte Daniel lange in des Stallknechts sonst so wohlbekanntes Gesicht, end-

lich athmete er hoch auf, frug leise und heiser: Wo ist er, oder ist er fort? — Wer? frug der Stallknecht, wer war's? Ich merkte wohl eine fremde Stimme, welche befahl, aber gesehen habe ich niemand. — Ist er noch da? frug Daniel bebend. — Sehe niemand, sagte der Stallknecht, wer war's? — Der Teufel, sagte Daniel leise, spann aus, um Gotteswillen, so schnell du kannst, sonst kommt er wieder und nimmt uns beide. — Bist ein Narr, sagte der Stallknecht, wenn man niemand mehr zu fürchten hätte als den, so wäre gut sein in der Welt; doch sagte er das mit einer Stimme, in welcher der rechte Muth nicht steckte. — Schweig, versündige dich nicht, sagte Daniel, wenn du erfährst, was ich, du redest anders. — Bleibst übernacht? frug der Stallknecht. — Nicht um hunderttausend Gulden führe ich noch einen Schritt. O mein Gott, wie thut mir der ganze Leib so weh. Ich muß in die Stube hinein. Aber sieh, steht er nicht dort, Gott bewahre meine Seele, und die guten Geister loben den Herrn! — Bald wäre der lange Daniel in's Kellerloch gefallen, dem Stallknecht war es auch unheimlich zu Muthe; beide waren froh in der hellen Stube zu landen, wo trotz dem heiligen Abend und der späten Stunde noch nicht Feierabend war. Der Wirth kannte halt keine andern heiligen Tage als die, an welchen er tanzen ließ, die Musterungen und großen Märkte; die Wochenmärkte in den umliegenden Städten waren seine ordinären Sonntage, sein Gott war das Geld, der Wein sein Heiland, denn der half ihm zu seinem Gott. Wie wird es aber einer Seele sein, wenn die 'mal aus dem Leibe muß, was hat die dann für Trost von ihrem Gott und ihrem Heiland? Wie ward es wohl dem Wirthe, als später sein Heiland ihm den Hals brach? Ist das nicht ein seltsamer Heiland, welcher seinen Anbetern den Hals umdreht? Der Teufel schickt halt gar manchen in die Welt, die Menschen sehen ihn für einen Heiland an, und wenn sie am besten mit ihm dran sind, dreht er ihnen den Hals um. Gaben sich seiner Zeit

auch einige sechzig für den verheißenen Messias aus, und doch war nur einer der rechte und kam von Gott.

Wo der lange Daniel, der allbekannte Mordiofuhrmann, sonst in eine Wirthsstube trat, erregte er Aufsehen, doch nicht wegen seinem Aussehen, sondern wegen seinem Aufbegehren. Diesmal erregte er großes Aufsehen wegen seinem Aussehen. Er trat ein ganz zertrümmert, als ob er jeden Augenblick auseinander fallen wollte; statt wie sonst in der Stube herumzustolpern mit der Peitsche in der Hand, den Gästen auf alle Weise lästig fallend, drückte er sich schnell in einen Winkel nieder, forderte eine gute Suppe statt einem Schoppen, seufzte tief auf, wischte sich den Koth aus dem Gesichte, kurz, er war ganz das Gegentheil von sonst.

Die Kellnerin oder das Stubenmädchen, wie wir im Bernbiet sagen, ein kuraschirt und schnippisch Ding, doch ohne das Widerwärtige, welches kuraschirte und schnippische Kellner haben, sah ihm verwundert in's Gesicht und frug: Daniel, Daniel, kömmst du aus der Löwengrube oder aus einem Mistloch, mit dir ist's nicht gut? — Das könne nicht mit richtigen Dingen zugehen, sagte der Stallknecht, so habe er den Daniel nie gesehen, und was er aus der Stimme machen solle, welche gerufen und das große Ordinäri befohlen habe, wisse er nicht, so eine hätte er nie gehört, gar nicht wie von einem Menschen habe sie getönt. Daniel machte dazu ein Gesicht wie eine Kindbetterin, welche auf ihre Suppe wartet, seufzte übel und sagte: Das große Ordinäri befohlen! in Gottesnamen gieb's, und wenn sie mehr mögen, gieb's auch, wo es um eine Seele geht, kömmt es auf einen Viertel Hafer mehr oder weniger nicht an. Mit großer Hast machte er sich hinter die Suppe, aber je mehr er aß, desto mehr seufzte er, er schien sich nur zu erholen, um sein Elend in Worte fassen zu können. Die Spöttereien rundum hatte er schweigend und seufzend hingenommen. Als er den Löffel ablegte, holte er Athem tief herauf und sprach: Lacht nur so lange

ihr mögt, wird einmal euch begegnen was mir, dann vergeht es euch von selbst. — Du wirst dir selbst begegnet sein, sagte das schnippische Stubenmädchen, mir ist das Lachen schon manchmal vergangen, wenn du zur Thür hereinkamst oder mir sonst begegnetest.

Doch kam es dir bald wieder, sagte der lange Daniel, und lache in Gottesnamen nur so lange du magst, Mareili. Wäre dir der begegnet, welcher mir begegnet ist, das Lachen wäre dir für dein ganzes Leben vergangen. — Wer ist dir denn begegnet? frug Mareili, du könntest Einem bald zu fürchten machen. — Und wenn man sich schon mehr fürchtete, Mareili, glaube es mir, es schadete nichts, hätte man Furcht zu rechter Zeit, so hätte er keine Gewalt, und man müßte nicht erfahren, was ich, sagte der Fuhrmann. — Daniel, du bist sturm oder sonst nicht z'weg, gieb Bericht, wer ist dir begegnet? frug das Mädchen ungeduldig. — Der Teufel! antwortete Daniel leise und langsam. — Bist ein Narr, sagte Mareili, es ist ja keiner mehr; wer wollte sich doch vor dem fürchten! — Wer es nicht erfahren hat, sagt manches, sagte der lange Daniel; was ich geredet habe, mag mir Gott verzeihen, wenn er kann, jetzt weiß ich, was ich zu reden habe. Habe auch geglaubt, als er hinter dem Zaun hervor kam, es sei nur ein Nachtbub, welcher mich ängstigen wolle, und wollte ihm den Muthwillen mit der Peitsche vertreiben. Aber wohl, der belehrte mich anders und zeigte mir, wer er wär', sagte Daniel blaß und matt. — Neugierig hatten die Gäste sich um ihn herumgedrängt und begehrten, er solle ordentlichen Bericht geben von vornen bis hinten. Allem nach sei was begegnet, so mir nichts dir nichts ducke er sich nicht in die Ecke wie ein Kaninchen in einen Holzhaufen.

Wenn sie es begehrten, sagte Daniel, so wolle er schon erzählen, vielleicht daß es für Andere gut sei. Im Städtchen hatte ich zu meinen zwei Faß Wein noch etwas geladen, ließ aber nicht füttern. Am Fuhrlohn zwacke man alle Tage ab,

der Hafer werde alle Tage theurer und bergauf gingen die Rosse leichter, wenn sie nicht die Bäuche vollgefressen hätten, dachte ich, ließ die Rosse draußen stehen, trank drinnen einen Schoppen oder zwei und aß ein Würstchen dazu oder zwei. Als ich fahren wollte, kam ein Fuhrmann aus dem Aargau, welcher vier Faß geladen hatte, vom Allerbesten, wie er sagte. Ob es so sei, nahm uns wunder, wir bohrten die Fässer an, und wirklich diesmal log der Aargauer nicht, besseren habe ich selten getrunken. Begreiflich säumten wir uns lange dabei, fast war es finster, als ich aus dem Städtchen fuhr. Die Rosse wollten nicht laufen, wie ich auch auf sie schlug, es war, als sei ich verhext, und in den Sinn hätte es mir kommen sollen, es sei da was nicht richtig. Ich fütterte unterwegs noch für zwei Batzen Brod, in der Meinung, es ginge dann besser, aber es war alles Eins. Es ist halt eine böse Welt und nichts mehr zu machen, mit den Leuten nicht, mit den Rossen nicht, jeder Bube will befehlen und nichts thun und die Rosse auch nur immer fressen und nicht ziehen. Gut ist's, daß man das Wasser umsonst hat, kostete es etwas, wetten wollte ich, sie söffen zum Trotz die Hälfte mehr. Sie fraßen das Brod so rasch, daß ich kaum meinen Schoppen trinken konnte. Der Stallknecht fragte, ob er noch für zwei Batzen geben solle, es dünke ihn, sie würden es nehmen. Aber wer nicht arbeiten will, soll auch nicht fressen, sagte ich, hieb aus und fuhr. Die Rosse wollten nicht laufen, je stärker ich hieb, desto langsamer gingen sie vorwärts, es war mir, als müßte ich zur Haut ausfahren, und hätte sie ein Loch gehabt groß genug, ich wäre hinaus gefahren. So ging es, als ob wir Schnecken zum Vorspann hätten, bis da unten an den Berg, da standen die Rosse. Hü! sagte ich, und hieb auf sie ein, daß mich dünkte, es sollten Steine entzwei gehen, aber keinen Fuß rührten sie, keinen Tritt gingen sie vom Fleck. Ich nahm nun eines nach dem andern am Zaum, mit der einen Hand riß ich vorwärts, hieb mit der andern drein,

daß es mich dünkte, Haut und Fleisch sollten werden wie Wurstteig. Sie thaten keinen Wank. Ich stieß mit den Stiefeln an Beine und Bäuche, es war all Eins — ich war verhext.

Da in dieser Noth gedachte ich an ein Mittel, von welchem ich oft gehört, es jedoch nie probirt hatte, ich suchte meinen Schwamm zusammen, schlug ihn brennend und wollte ihn unter die Schwänze legen. Da, wie ich es thun wollte, kömmt plötzlich Einer hinter dem Zaun hervor, reißt mir die Peitsche aus der Hand, steckt mir eine Ohrfeige, daß ich rundum fahre wie ein Kreisel und sagt: Warte du Mordiofuhrmann, dich will ich fahren lehren und zu Vorspann verhelfen. Ich erschrack noch nicht, hab' gar viel erfahren, brüllte ihn an, er solle mich ruhig lassen, mein Fahren ginge keinen Hund an, nicht einmal den Teufel. Das will ich doch sehen, brüllte der, gerade der bin ich, riß das Maul auf, streckte eine feurige Zunge hinaus, Klafter lang, nahm mich beim Halse, drückte mich an's Rad, schrie: greif in die Speichen, hieb auf mich ein, daß es mir schien, als fahre ein Rasiermesser durch meinen Leib und zwei feurige Hörner wie Kirchthürme wüchsen auf seinem Kopfe. Und wie er nun fuhr! es schaudert mich und die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Leise sprach er mit den Rossen, mich fluchte er an, daß der Boden zitterte, über die Pferde knallte er nur so hin, auf mich hieb er ein, daß es mich dünkte, es müsse Glied um Glied mir vom Leibe fahren, und wollte es nicht gehen, so kam er mit den Füßen hinter mich und drohte mir gar mit Schwamm.

Einmal wollte ich mich wehren, aber er faßte mich bei den Ohren und drückte mir das Gesicht in's Rad hinein, daß ich glaubte, ich müßte auf der Stelle gerädert sein. Ich fiel in die Kniee, aber mit dem Peitschenstecken hieb er mich auf, daß es mich dünkte, ich müsse zu Himmel fahren, und brüllte dazu: Wart, du Mordiofuhrmann, mußt doch einmal wissen,

wie es deinen Rossen ist. Ich habe beten wollen, aber nicht gewußt wie, und kein Mensch kam, kein Fuhrwerk, und wie ich geschrien, niemand hörte es, und eine Ewigkeit war's, daß ich da fahren mußte, was man sonst in einer kleinen Stunde abthut. Als wir bald oben waren und ich bei mir selbst dachte, wenn es denn sein müsse, wenn der Teufel mich nehmen wolle, so wäre es mir doch wirklich lieber, er nehme mich, ehe wir ganz oben am Berge seien, da sei dann ja ein Wirthshaus und die Sache erstritten, brüllte er schrecklich: Stoße, speiche, schiebe, du verfluchter Hund und Fuhrmann, daß das Blut dir aus den Händen spritzt, sonst nehme ich dich, und dann für ewig. Thust du das Möglichste, so schone ich diesmal deiner noch. Aber weißt! es ist das letzte Mal, und mein sind die Mordiofuhrleute und Pferdeschinder allzumal, ich brauche sie, eine schöne Zahl habe ich schon beisammen. Wer die Rosse überladet, überstrengt, sie nicht füttert, sie stehen läßt im Winter in der Kälte, im Sommer in der Hitze, Fliegen und Bremsen zu blutigen Opfern, der ist mein. Und wenn ich solcher Schinder schon viele habe, so bedarf ich deren doch noch viele. Um Bern, um's Morgenthal herum, wo die Salz- und Steinfuhrleute, im Emmenthal, wo Käse und Kohlen geführt werden, da kriege ich meine Rekruten, und wenn das Bauen um Bern und Burgdorf recht angeht, so frage ich den versoffenen Weinfuhrleuten nichts mehr nach. Aber jetzt noch, du langer Daniel, könnte ich dich brauchen, darum schiebe und stoße, sonst! — und damit hieb er mich mit dem Peitschenstecken, daß mir Hören und Sehen verging, daß ich nichts wußte als Schieben und Stoßen, bis der Stallknecht mit der Laterne mir in's Gesicht fuhr.

So erzählte der lange Daniel und setzte hinzu: Es dünkt mich, wenn ich einen Tropfen Thee hätte, es thäte mir wohl, es dünkt mich noch immer, er stehe hinter mir mit seinen feurigen Hörnern und stüpfe mich mit den spitzigen Stiefeln. Und wie er das sagte, klapperte er mit den Zähnen, als ob

er einen Storchenschnabel hätte. Der Stallknecht schlotterte, das Stubenmädchen schlotterte, die ganze Stube schlotterte, es war ein allgemeines Schlottern, wie es noch heutzutage über ganze Haufen kommt und zwar um so eher, je weniger man denkt, und um so heftiger, je gewaltiger man sonst thut mit dem Maul.

Als die Erzählung aus war, setzte man sich wieder, und es begannen nun die Erklärungen, und wie bekannt ist sind die Erklärungen immer viel länger als die Erzählungen und zumeist ungeheuer unerklärlich vor lauter Begreiflichkeit. Die Einen redeten von einem Traum, einem innern Gesichte, dazu waren aber die blutigen Streifen über des langen Daniels Gesicht allzu sichtlich, Andere von einer absichtlichen Lüge, dafür schlotterte aber der lange Daniel viel zu natürlich, Andere von einem Gespenst, einem bösen Manne, welcher wieder kommen müsse, Teufel aber sei keiner, das wisse man längst. Ein Schneider spätzelte über Teufel und Gespenst und meinte, nur dumme Leute glaubten noch so etwas, wer aber ein wenig wisse, was jetzt Trumpf sei, der glaube gar nichts mehr, als was er in seine fünf Finger kriegen könne. Das käme manchem Schneider bequem, hieß es, wenn man nicht mehr glauben dürfe, daß er Tuch stipitzte! Aber eigentlich sei es doch schlecht von einem Schneider, daß er den Teufel läugne und seien sie doch beide Vettern vom Ziegenbock her. Der Schneider ward zornig, fand aber doch gut, vor der Mehrheit sich zu ducken.

Während man an der Sache herum erklärte und diese anschwoll ganz curios, war ein junger schöner Bursche in die Stube gekommen und hatte einen Schoppen gefordert. Mareili und er schienen gut bekannt, hatten allerlei zu flüstern und zu winken, wenn sie nämlich glaubten, die Leute achteten sich ihrer nicht. Dieser Bursche mischte sich endlich auch in das Gerede und wie es den Meisten schien, noch recht vernünftig. Er sagte: allweg sei was an der Sache, das Ge-

sicht des langen Daniels gebe es mit, aber daß es der Teufel selbst gewesen sei, glaube er nicht, so um eines Fuhrmanns willen sich hierher zu mühen, dazu werde der Teufel wohl zu stolz und vornehm sein. Aber es gebe noch andere Teufel; so wie ein Oberst Lieutenante habe und Hauptleute, so habe auch der Teufel Untergebene, so einer werde es gewesen sein, es werde kaum fehlen. Von seiner Großmutter Stiefbase habe er etwas gehört, das werde wohl das Wahre sein.

Eine solche Andeutung spannte die Neugierde, der junge Bursche mußte heraus mit der Sprache.

Eigentlich meint der Teufel es mit niemand gut, aber leider glauben dies nicht alle Leute, so begann er zu erzählen. Wie viel man auch auf ihm hält und ihm flattirt, es hilft doch nichts, wer ihm am meisten Ehre erweist, den nimmt er zuerst in die Hölle und plagt ihn obendrein vom Teufel. Nun machen ihm wohl keine Menschen so viel Komplimente, berufen sich zuerst auf ihn als die größte Autorität, als Fuhrleute, nur Schweinehändler und Roßjuden vielleicht ausgenommen. Nun ist er aber auch gerade auf den Fuhrleuten am allermeisten und weiß sie auch darnach zu gebrauchen. Der Teufel hat es auch wie andere Leute, es kömmt ihm zuweilen wunderlich in den Kopf, manchmal schießt ihm sogar der Bauteufel in den Leib, daß er meint, die ganze Hölle sollte zur Straße werden, Kasernen, Fabriken gebaut sein oder Dämme aus Schwefelpulver; dann muß gefuhrwerkt sein Tag und Nacht. Wirkliche Pferde hat er begreiflich nicht in der Hölle, diese sind nur für die Menschen. Es wäre auch nicht billig, wenn die armen Thiere, nachdem sie hier genug geplagt worden, am Ende noch dem Teufel zu müßten. Als Rosse braucht er die gewesenen Fuhrleute, Kutscher, Engländer, kurz Pferdeschinder von allen Sorten und Klassen, spannt sie mit feurigen Ketten an feurige Wagen, ladet ihnen auf wie ein Narr, jagt sie mit feurigen Peitschenhieben, bis sie in die Kniee fallen, die Hände blutig in

den Boden graben, dann kriechen feurige Teufel ihnen auf den Rücken, stechen sie mit feurigen Sporen bis mitten in den Leib hinein. Haben sie keinen Hauch mehr im Leibe, stellt er ihnen feurigen Roßmist auf, welchen wirkliche Rosse auf steilen Straßen in Noth und Angst fallen lassen, den ihm seine Mistbuben, gewesene Rechtspraktikanten, welche böse Händel aufstöberten, auflesen müssen, labet sie mit feurigem Wasser, welches die Rosse aus Langeweile vor den Wirthshäusern von sich ließen und welches die Wirthe, welche Fuhrleute muthwillig locken oder säumen, sammeln und kredenzen müssen. Nun giebt es aber Zeiten, wenn der Bauteufel so recht absonderlich in ihm spukt, hauptsächlich seit er auch Eisenbahnen haben will von einem Schwefelkessel zum andern nicht bloß, sondern von jeder schlechten Kneipe bis zum Thor der Hölle, wo ihm die Rosse fehlen. Gar zu Viele muß er an einen Wagen spannen, denn gar zu matt und schwach kriegt er die Fuhrleute, Kutscher ꝛc. entweder versoffen oder wassersüchtig oder auszehrend, fast ohne die kleinste Kraft. Da muß er extra aus um Zuwachs, muß um junge Fuhrleute aus, muß ihnen den Tod beizen, daß sie ihm nicht so ausgemergelt, sondern rasch in voller Kraft zufallen, macht sie trunken oder schläfrig oder zornig, daß sie von den Pferden fallen, unter die Wagen kommen und jämmerlich und plötzlich sterben.

Einmal war's, daß er eine große Brücke bauen wollte von einem höllischen Pfuhl zu einem andern höllischen Pfuhl, aber tüchtige Deichselrosse fehlten ihm. Da sandte er seine Gehülfen aus, diese legten sich auf die Lauer auf allen steilen Straßen, absonderlich an den Markttagen, an welchen noch mancher Bauer zum Schinder wird, wenn er in der Stadt viel gelöst und noch viel dazu versoffen hat. Er selbst ging auf Bern als Weinhändler, mit Stegreifen an den Beinen und Schnäuzen im Gesicht, so konnte er am besten in allen Wirthshäusern herumstreichen und sich aussuchen was er wollte:

ein Sattelroß an seinen Hauptwagen. Endlich beim Wildenmann sah er einen Müllerssohn, der hatte eine gewaltige Gestalt, Kraft für sieben Mann, nach diesem wässerte dem Teufel alsbald das Maul. Der Müller hatte ein schweres Fuder Korn geladen, aber vier Pferde wie Elephanten vor dem Wagen und war nichts weniger als ein Roßschinder. Er ging mit seinen Rossen um mit Manier und sie liebten ihn auch. Hörten sie seinen Schritt von weitem, so wieherten sie, und kam er ihnen nahe, so rieben sie ihre Köpfe an ihm ab und versuchten mit ihm zu schäkern so gut sie es verstunden. Also hatte eigentlich der Teufel an diesen kein Recht und keine Hoffnung, bei ordinärem Lauf der Dinge ihn zu kriegen. Aber der Teufel macht Extragelegenheiten und bei solchen hat er schon manchen in einer einzigen Stunde gefangen, welchen er lebenslang nie gekriegt hätte. Darum ist das eben die Kunst, aufzupassen und nie zu vergessen, daß der Teufel umhergeht wie ein brüllender Löwe und trachtet, wen er verschlinge. Neben dem Müller sah der Teufel ein großes Prachtmädchen stehn und daß dasselbe dem Müller besser gefiel, als Wagen, Pferde und all das Korn auf dem Markte. Nun hat der Teufel alsbald los, wo der Griff sei, welchen er packen muß, wenn er was machen will. Er stöberte einen jungen hübschen Wirthssohn auf, welcher in der gleichen Gegend, wo das Mädchen und der Müller wohnten, zu Hause war und beide kannte. Dieser kam daher geschwänzelt, bat das Mädchen, es möchte mit ihm fahren im schönen Chaischen, wo gar ein sanft und weich Sitzen sei, ganz anders als auf dem schweren Wagen, mit welchem man überdies nicht vom Fleck käme. Bei der Bellevue im Ochsenloch könne man warten, bis Benz nachkäme. Der Teufel kitzelte das Mädchen am Hochmuth, daß ihm das Fahren im hübschen Chaischen besser gefiel, als auf dem schweren Müllerwagen, ohne viel Komplimente saß es auf und rasselte auf dem leichten Fuhrwerk rasch dahin.

Benz hatte nicht viel dazu gesagt und ehe ihn der Teufel stieß und stüpfte, nicht viel dabei gedacht.

Aber alsbald blies auch ihn der Teufel an, im Kopfe begann es ihm zu gramseln, als ob eine Kolonne großer Ameisen eingezogen sei. Er sah es bei dem Wirthssohne allein im Chaischen sitzen, gedachte an die vielen Wälder, durch welche der Weg führte, an den Vorsprung, welchen sie hatten, an die lange, lange Gelegenheit zum Reden, zum Schmeicheln, zum Verläumden, zum Abspenstigmachen u. s. w. Da kam eine Angst, eine Hast über ihn, als ob er ein heißes Fieber hätte, die Hände zitterten ihm, wie ein Bach lief der Schweiß über ihn nieder, kaum konnte er anspannen. So hatte er die Rosse noch nie an den Köpfen herumgerissen, noch nie so lange gehabt, bis jeder Zaum auf rechte Weise saß. Er vergaß das Trinkgeld dem Stallknecht zu geben, riß einem Seeländer sein unsauber Wägelchen in Stücke und konnte kaum sich halten, mit dem schweren Fruchtwagen im Galopp über das Pflaster dahin zu rasseln. Wie aber jedes Fieber wächst bis zur Krisis, so brannte seine Ungeduld immer heißer, draußen ließ er die munteren Rosse traben, sie thaten es freudig, warfen hoch aus, thaten üppig mit ihrer Kraft, machten ihren Meister noch wilder, heftig knallte er mit der Peitsche, und je wilder es ging, desto wilder knallte die Peitsche. Als Rosse von guter Zucht wollten sie vernünftig thun, wie gewohnt halten und Schritt gehen bergauf und bergab, aber Benz hatte die Zügel seines Verstandes fallen lassen, wollte jagen bergab, bergauf. Daß die Rosse dampften wie ein Dampfkessel, die Knie schunden, sah er nicht. Der Teufel saß hinten auf dem Wagen, paßte den rechten Augenblick ab, den Rossen hinter die Ohren zu kriechen. Rosse haben Aehnlichkeit mit Menschen. Edle Rosse, unentweiht durch die Hände eines Mordiofuhrmanns, leisten vernünftigen Herren in Augenblicken der Noth das Unmögliche, gehen in ihrer Rettung unter, aber gegen ungewohnte, unvernünftige Behandlung sträubt sich jedes

Haar an ihnen. Hätten Benzens Rosse den Verstand gehabt, ihren Herrn zu fassen, zu begreifen, daß er seinem Mädchen nach wolle, sie wären für ihn in den Tod gelaufen, aber das wußten sie nicht, sie wurden unwirsch, der Teufel hatte leichte Arbeit. Sie standen stille, wenn Benz peitschte, gingen zurück, wenn er an den Zügeln riß, warfen aus, schlugen aus. Wilder ward Benz, wilder die Rosse, Benz und Rosse wütheten. Da ward Benz von einem Schlage des Vordetrosses getroffen, fluchend fiel er nieder, dem Fluchenden zermalmte der nachrollende Wagen den Kopf. Da ergriff ihn rasch der Teufel und fuhr mit ihm zur Hölle. Benz sah sein schönes Mädchen nimmer wieder, mußte Steine fahren in der Hölle als des Teufels Deichselroß.

Um Benz war großes Leid auf der Erde bei Menschen und Vieh und sein Mädchen weinte sich die Augen aus. Darum war auch Erbarmen noch für Benz. Es ward ihm verheißen, wenn er einmal so einen rechten Hund von Pferdeschinder, einen Mordiofuhrmann, bekehren könne, daß derselbe seine Pferde nie mehr schinde, seine Seele nie dem Teufel übergebe, gegen Menschen und Vieh niemals mehr ärger als ein Vieh sei, so solle Benz von der feurigen Deichsel los werden und zu seinem Elsi kommen. Die heiligen Nächte sind sein, da wird er losgelassen von seinem Wagen und kann das Bekehren versuchen, wo er will und an wem er will. Aber ein schwer Ding muß das sein, denn bis jetzt ist er noch nicht erlöst, muß immer ans Bekehren hin, aber was richtet man aus mit einem versoffenen Fuhrmann! Doch sollten sie gewarnt sein und wenn nicht mit dem armen Benz, so doch mit sich selbst Erbarmen haben, denn hinter welchem Benz umsonst gewesen, hinter diesen kommt kurz darauf der Teufel selbst, dreht ihm den Hals um und um, und fertig ist's mit der Bekehrung. Meiner Großmutter Stiefbase weiß mehr als hundert Geschichten, wie Benz seine Erlösung versucht, und wie der Teufel den Halsstarrigen und Verstockten den Hals umgedreht hat.

So erzählte der hübsche Bursche.

Solche Geschichten hört man andächtig, besonders wenn Mitternacht nahe ist. Alle sahen auf den langen Daniel, und dieser war ganz weiß geworden und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. Still und scheu entfernten sich die Gäste. Wie wild und hart die Herzen sein mögen, wenige werden sein, welche nach eine solchen Geschichte in einer heiligen Nacht, wenn sie gegen Mitternacht nach Hause gehen sollen, nicht schlottern um's Herz herum.

Als Alle fort waren, sagte der lange Daniel zum Stallknecht: Du Joseph, kann ich nicht bei dir schlafen, alleine darf ich wahrlich nicht. Ehedem hätte er nicht wahrlich gesagt, sondern: der Teufel solle ihn nehmen. Der Stallknecht willigte von ganzem Herzen ein, denn sehr unheimlich war es ihm um's Herz, seitdem er vernommen, daß der Teufel so nahe sei und so handlich. Möglich, daß ihn auf dem Herzen gestohlener Hafer schwer drückte, oder daß er dachte, der Teufel könnte sich eigentlich an Mordiostallknechte so gut machen als an Mordiofuhrleute. Ach, und der Dritte im Bunde wäre gerne unser Schneiderlein gewesen, aber Joseph, der Stallknecht, wies ihn barsch weiter. Für kein Geld hätte er in dieser Nacht bei einem Schneider geschlafen von wegen dessen Verwandtschaft. Der arme Teufel mußte weiter, mußte Spießruthen laufen zwischen den langen langen Zäunen hindurch, wo jeder Zaunstecken Hörner zu haben und der Teufel selbst zu sein schien.

Am folgenden Morgen war es längst Tag, als der Stallknecht und der lange Daniel sich zeigten, beide ungeheuer zahm und freundlich. Daniel weinte fast, daß er an einem heiligen Sonntag auf der Straße sein müsse, dieweil man ihn erwarte und er die Kundsame nicht verlieren dürfe. Aber er hoffe, das rechne der Teufel nicht ihm an, sondern den Herren, dieweil diese mehr Verstand haben sollten und es ja heiße, daß die, welche den Verstand hätten und ihn nicht

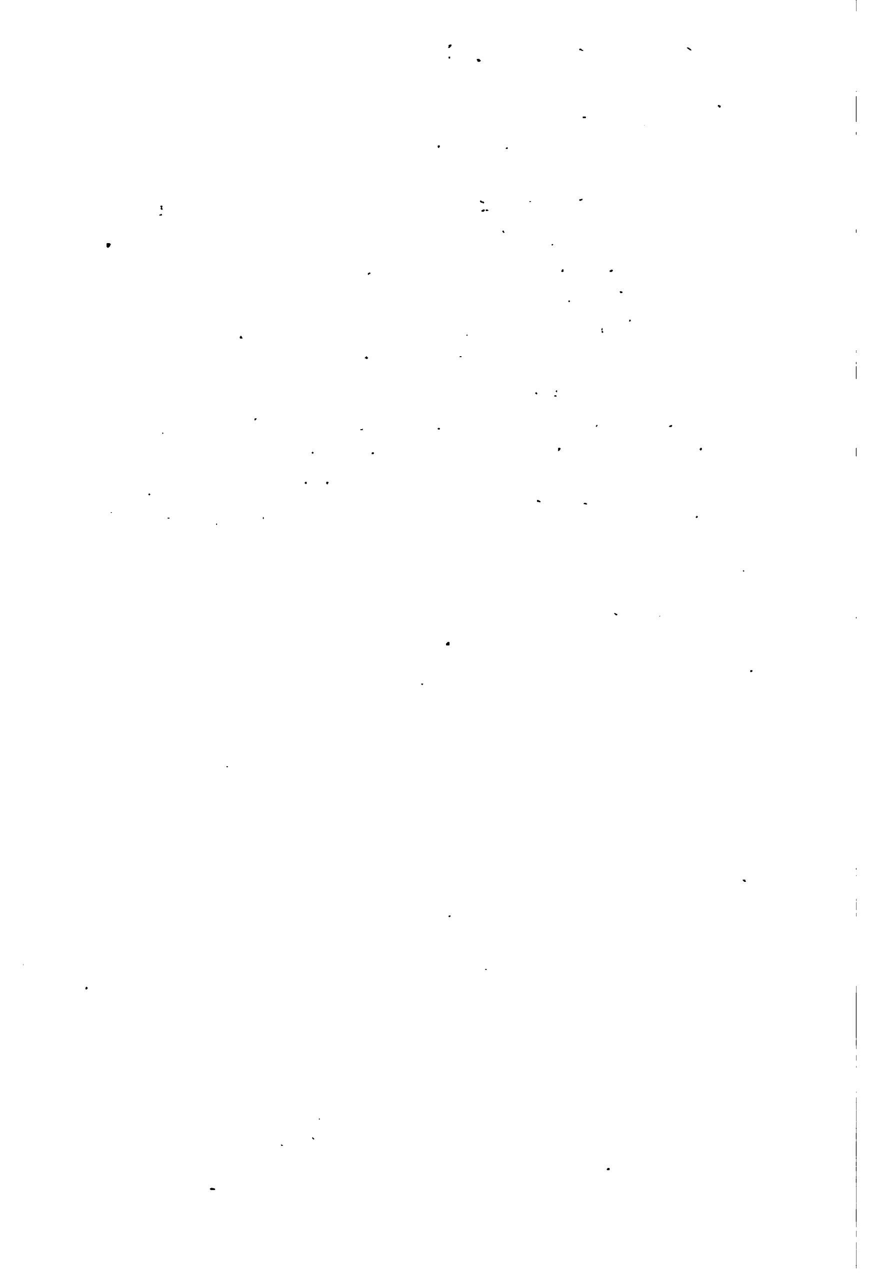
brauchten, mit doppelten Streichen gezüchtigt werden sollten. Doch ehe die Predigt aus sei und die Leute vom heiligen Abendmahl kämen, fahre er nicht, er sei kein Hund nicht und wisse jetzt, daß er eine Seele habe, so redete Daniel. Er bat den Stallknecht, die Rosse recht zu füttern, besser sei es für beide, wenn sie nicht Hafer auf das Gewissen lüden, solcher Hafer brenne heißer, als brennender Schwamm unter der Pferde Schwanz. Als er frühstückte, stellte er Butter und Käse bei Seite und meinte, bloßes Brod sei genug, mancher Vornehme habe es nicht besser, und Frau und Kinder wären oft froh, wenn sie nur Brod hätten.

Mareili, das Stubenmädchen, machte erst ein spöttisch Gesicht und hatte allerlei Anzügliches in Bereitschaft für den zahmen, langen Daniel. Aber erst betete derselbe lange, daß ihm fast der Kaffee kalt wurde, darein durfte es doch nicht reden, und als es nach geschlossenem Gebete einiges fliegen lassen wollte, sagte der lange Daniel weichmüthig: O Mädchen, bedenke zu rechter Zeit, was zu deinem Frieden dient. Heute ist's heilig für dich und mich, und lieber noch als alte Fuhrleute sind dem Teufel junge Mädchen, die holt er wohl nicht mit der Peitsche, aber mit Küssen und Flattiren. Da ward das Mädchen roth, verschluckte die Rede und drehte rasch der Küche sich zu.

Als er glaubte, die heilige Handlung sei beendigt, zäumte Daniel auf, nahm den Rest des Brodes mit für seine mageren Rößlein, redete mit ihnen so zärtlich, wie es einem halbhundertjährigen Fuhrmann möglich ist, führte sie mit einer Sorgfalt an den Wagen, als ob sie Prinzessinnen wären und zwar von den feinsten.

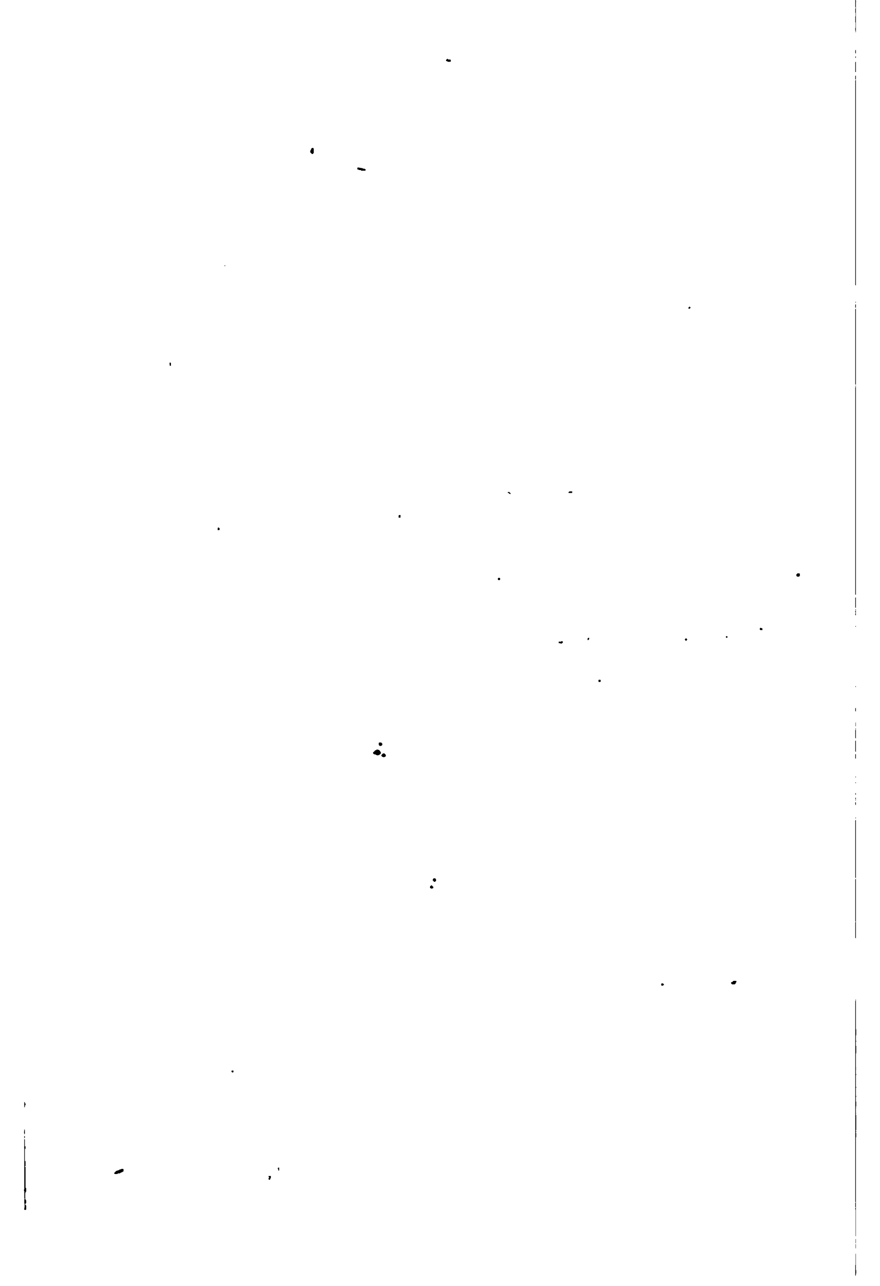
Hü, in Gottes Namen, sagte der lange Daniel, als er abfahren wollte, so leise und sanft, daß die Pferde es gar nicht verstunden, der Stallknecht nachhelfen mußte, aber auch lieblich und manierlich, daß Mareili fast das Lachen ankam und es doch nicht lachte, da es an den Teufel und das Flattiren und Küssen denken mußte.

Endlich fuhr Daniel ab und fährt noch immer, und der Teufel drehte ihm den Hals nicht um, aber Daniel war auch kein Mordiofuhrmann mehr, respektirte das Vieh, dachte an Weib und Kinder, an seine Seele, an Gott, heiligte, was als heilig den Menschen gegeben ist. Darum hatte der Teufel keine Macht über ihn, und dabei wurden seine Rosse fetter, er kam alle Tage in bessern Verdienst und wurde ästimirter vor den Menschen. Mareili aber, als es den jungen Burschen, welcher die Geschichte erzählt hatte, heirathete, soll in den Ehekontrakt haben thun lassen, daß derselbe nie gegen ihn's den Teufel mache. Er stellte dagegen die Bedingung, daß Mareili Gott ehre, nie vergesse, daß zu Weihnachten auch den Stubenmädchen der Heiland geboren worden sei, dann habe es keinen Teufel zu fürchten, weder einen verkappten noch den wirklichen.



Der Besuch.

Diese Erzählung erschien zuerst in den „Alpenrosen" Jahrgang 1854.



Sommer war's, nach dem Heuet ungefähr, denn die Wiesen waren frisch gemäht und im Felde stund noch das Korn. Gegen Abend ging's, aber noch brannte die Sonne heiß und dunkle Wolken stocketen am Himmel. Da saß auf einem Abweissteine an einer staubichten Landstraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Brust und ein Kinderwägelchen stund vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war schönes reines Bettzeug und es selbst trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffährtige, aber reiche, und doch schien es unglücklich, denn so munter als der Bube auf seinem Schooße sog, eben so stark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich seinen Durst gestillt, wischte es so gut es ging die Thränen ab, packte ihn sorgfältig ins Wägelchen und zog fürbas, aber mühsam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, die Frau des Sohnes des Tanzbodenbauers, welche heim wollte zum Besuch über den Sonntag, denn es war Samstags Nachmittag. Stüdeli war da aus den Dörfern herauf, wie man im Emmenthal zu sagen pflegt, hatte auf dem Tanzboden sich eingemannet. Der Tanzboden ist dem Weibervolk sonst ein sehr beliebter Aufenthaltsort, wie bekannt, und dieser Tanzboden, von dem hier die Rede ist, noch dazu ein recht schöner Hof und der Bauer nicht ver-

schuldet und doch Stüdeli da oben nicht wohl, denn das Heimweh wollte ihn's nicht los lassen. Wenn schon nicht die Worte, so doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum so trurig und was soll das Ach und Weh? 'Sist so schön i frömde Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mer fehlt? Es fehlt mer Alles, bi so gar verlasse hie, möcht zum Aetti, möcht zum Müetti, ha nit Lust und ha nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi.

Nun im fremden Lande war das Baueli noch lange nicht. Der Tanzboden war kaum vier Stunden von Straudachigen, wo Stüdeli daheim gewesen, entfernt, und doch schien es ihm, es sei auch so, wie es im gleichen Liede heißt: Es ist wohl schön i frömde Lande, doch zur Heimeth wird es nie! Dieses Weh nach einer Heimath, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja es giebt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis sie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem sie geboren wurden, eingezogen. Drei Stunden sind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe ist, sind hundert Ellen eine grausame Weite.

Stüdeli war auf den Tanzboden gekommen, es wußte kaum wie, fast wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Meitschi Herz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Einen Curs in der spekulativen Philosophie hatte es nicht durchgemacht, es war noch viel zu jung, um was dran zu begreifen. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Lustigsten waren ihm die Liebsten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerlustigste, der war ihm auch der Allerliebste. Nit eben so, was man sagt, im Ernste; von Heirathen war keine Rede, aber der Tüfel sei immer ein Schelm gewesen und werd noch immer einer sein, dachten die Alten; ungesinnet könnt's fehlen. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte: ob sie nicht hinein kommen und sich wärmen dürfe. Dieses schlägt man in der Regel nicht ab; so eine weiß was zu erzählen und

gerade die war eine der Rechten. Hauptsächlich drehte sich ihre Rede um den Tanzboden herum und sie vergaß dabei Peter nicht, den Sohn. „Das wäre Einer für dich," sagte sie zu Stüdeli, „werchbar, huslig, hübsch, frein wäre er, kurz alles, was einem Burschen wohl ansteht und Meitschene sonst anständig ist." Stüdeli verlachte diese Reden, aber der Mutter gingen sie in die Ohren. Das schickte sich, wenn die zusammen zu bringen wären, dachte sie. Das Meitschi sei ihr nicht erleidet, aber man wäre doch dann Kummers los.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und sie korbten die Sache zusammen so gut, daß es allerdings einen Käs gab, wie man zu sagen pflegt. Stüdeli wehrte sich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin stak ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl selten zu Bauern werden, so zog der Bauernsohn vor. Uebrigens war Peter, wenn auch nicht der Lustigste, so doch kein übler Bursche, hatte gesunden Verstand, einen tüchtigen Körper. Am meisten war es Stüdeli zuwider, daß es so weit vom Müetti weg mußte und dazu noch in's Emmenthal hinauf, in die wüsten schwarzen Berge hin. Daß es so hell und heiter im Emmenthal ist wie irgend wo, sieht man ihm freilich von ferne nicht an. Des Geißenhändlers Bub that anfangs wüst, erst redete er von Erschießen, dann von z'Krieggehen und endlich machte er es wie die meisten in ähnlichen Fällen, er nahm eine Andere. Stüdeli war recht hell auf als Braut, freute sich sogar auf die Hochzeit wie die Andern auch, wenn sie es zuweilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgemuth daheim. Da begehrten aber die Schwiegereltern ernstlich, daß es zu ihnen käme. „Es sei ja dumm," sagten sie, „und die Leute würden ihnen wenig darauf halten, wenn sie eine Schwiegertochter hätten und statt diese in's Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben für ihre Sache zu machen. Daneben verlauf d'r Jung eine Zeit,

es sei nicht zu sagen, und wenn man schon die Zeit nicht achten wollte, so sei dann erst noch von den Schuhen zu reden."

Stüdeli mußte also von den Dörfern hinauf auf die Höfe und trug das Bewußtsein in sich, es habe eine Art von Mißheirath gemacht, weil man in den Dörfern gebildeter sei, den Comment des Lebens viel besser kenne als da oben in der Wildniß. Es hatte eine Sekundarschule besucht, konnte französisch schreiben, d. h. französische Buchstaben machen, sagte „Merci bien," hatte eine Arbeitsschule besucht, konnte Pantoffel sticken und Hosenträger. In seinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildetsten, es hatte sogar „Martin, das Findelkind" gelesen und vom ewigen Juden gehört. Indessen hatte ihm dieses duchaus nicht geschadet, es hatte die glückliche Gabe so zu lesen, daß es grusam kurzi Zyti hatte darob, so sagte es wenigstens, ob es eigentlich so war, können wir wirklich nicht sagen, jedenfalls so, daß diese Bücher ihm durchaus nicht schadeten. Wir wissen nicht, sollen wir sagen, weil es sie nicht begriff oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein ist. Es ist mit dem Lesen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt so glatt über die Haut weg wie Wasser, macht nicht den mindesten Eindruck, hinterläßt nicht die geringste Spur.

Dagegen betrachtet man in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menschen, ungefähr wie in London die Bewohner der vornehmen Quartiere die Leute in der City oder in Bern die Leute in der Junkerngasse die hinter den Spychern. Anspruchsvoll ist man also in beiden Lagern, aber das ist wahr, daß der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortrittet als der der Höfer. Wenn man sich zu Heirathen herbeiläßt, so betrachtet man es nur als eine Art von Herablassung, zu welcher man nur bestimmt wird durch eigenthümliche, persönliche Zuneigung, welche aber selten sich findet, oder durch Geld. Beides war mehr oder weniger hier der Fall. Stüdeli bekam

einmal ein sehr schön Stück Geld, und nachdem einmal die Bettlerfrau die beiden zusammengebracht, gefiel Stübeli Peter absonderlich wohl, und Stübelis Mutter war aus bekannten Gründen so holdselig gegen den etwas schüchternen Peter, so holdselig, wie er es nie erlebt hatte, so daß man fast sagen könnte, eigentlich sei die Mutter die Leimruthe gewesen, an welcher der Vogel hängen blieb. Dieses soll übrigens ein Fall sein, der sich nicht selten ereignet. Stübeli ging ungern auf den Tanzboden hinauf, aus der Heimath in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimath lag, daß es fast nicht zu erleben war.

Und fremd kam es Stübeli da oben vor, alles schien ihm anders, auch die Menschen, es konnte sich gar nicht auf sie verstehn. Sie waren schweigsamer, redeten leiser, brauchten den a mehr als den o, sagten ja statt jo, o statt au, fluchten selten, und wenn ein Tadel kam, so war er so gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen sollte, ob es gehauen oder gestochen sei. Doch fiel sehr selten einer, den es auf sich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangst, es sei unter Stündeler oder Pietisten gerathen, indessen sah es seine Täuschung bald ein. Es waren rechtschaffene Christen, aber frömmer zu scheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Wesen keine Spur. Sie arbeiteten immer so fleißig als in den Dörfern, aber es schien ihm, als machten sie sich viel unnöthige Mühe mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an seinen bestimmten Platz, wenn man es schon am andern Morgen wieder brauchte, und um's Haus herum war es immer, als ob es Sonntag sei, da war nichts von Gräbel sichtbar, es ward ihm ganz unheimelig dabei. Aber auch es war den Leuten dort fremd, die Sprache schon dünkte sie gar grob und hie und da entrann Stübeli ein „Donner," was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stübeli sah hie und da etwas schmuslig aus, besonders an Hemd und Händen, daß man es

eher für eine Jumpfere angesehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten sie sehr ungern. Es machte sich mit dem Gesinde wohl gemein, schien fast lieber bei demselben zu sein, als bei ihnen. Und einmal klagte es sogar einer Magd und wollte von ihr wissen, was seine Schwiegereltern gegen ihn's hätten. Es thue doch, was es könne und doch sei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht. Nit daß sie ihn's plagten oder ihm böse Worte geben thäten, aber es merke wohl, wie sie es auf dem Strich hätten. Da sagte ihm einmal die Großmutter, sie müsse ihm was sagen, aber ungern solle es es doch ja nicht haben: Wenn es was zu klagen habe, solle es es ihnen sagen und nicht den Jumpfern, das sei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in solche Sachen die Diensten hineinziehe. Sie wüßten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber sie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben sei es ihnen ja anständig, und wenn sie einmal an einander gewohnt seien, werde es ganz gut gehen. Aber anfangs müsse man mit einander Geduld haben das sei überall so, wenn es gut kommen solle, und thue man das nicht, nun dann müsse man es haben, wie man selbsten es mache. Mein Gott, wie ging diese Rede übel und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eisernen Eichte ihm über's Herz gefahren wäre, und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und" gehalten, war sicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Fuder von bösen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rothe Augen.

Also niemanden klagen sollte es, niemanden sagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, so alleine alles ertragen und verworgen? Ach es war sehr elend, das arme Stüdeli! Es giebt zwei Mittel im weiblichen Leben, welche die Weiber munter und frisch erhalten, die sind Kaffee und Klagen. Hat ein Weib Kaffee und kann es klagen, beides nach Herzenslust, dann ist es glücklich, schwimmt oben auf; hat es nur

das eine oder das andere, so geht's wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja dann fehlt's wirklich, dann ist es Zeit zu sagen: O ihr Hügel stürzt über mir zusammen und ihr Berge decket mich! Nun Kaffee hatte Stüdeli, aber klagen sollte es nicht und hatte soviel auf dem Herzen! An's Heimgehen dachte es so oft, keine Nacht verging, daß es nicht seufzte: O wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach nur eine Stunde! Aber die Mutter war drei Stunden weit, man denke! Und beim Abschied hatte sie ihm gesagt: „Heim komme mir dann nicht so bald! Droben würden sie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habest aushalten mögen.“ Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen, und wenn die Mutter es machen könne ohne ihn's und ihn's nicht sobald als möglich zu sehen wünsche, he nun, so de, so werde es es auch machen können ohne sie, hatte es anfangs gedacht. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längst um sein, wo ein Besuch daheim übel genommen oder bespöttelt werden könne.

Da traten andere Umstände ein, wo reisen und besonders so weit ein bedenklich Ding ist. Die Füße sind in einer Verfassung, wo engere Lederschuhe das Fußgehen verleiden und Fahren ist eine gefährliche Sache. Und das mußte es sagen, es hatte bei weitem nicht mehr so viel Ursache zur Unzufriedenheit wie früher, man brauchte in seinen Umständen viel Verstand gegen ihn's, und, was die Hauptsache war, es gewöhnte sich, ohne daß es es merkte, alle Tage mehr an Sprache und Lebwesen da oben: Darauf war ein munterer Junge auf die Welt gekommen; nun, dachte Stüdeli, wenn es zu machen ist, daß ich mit der Mutter reden kann, so muß sie ihm Gotte sein. Peter, der Mann, meinte zwar, weil es ein Bube sei, wäre es passender, wenn der Schwäher Götti wäre. Es werde nicht so lange gehen, so könnte es ein Mädchen geben, da könnte die Schwiegere Gotte sein. Allein

Stüdeli sagte, er sei ein wüster Mann, vo selligem z'rede, und es erzwängte es, von seiner Schwäherin unterstützt, die behauptete, in solchen Dingen müßte man den Weibern ihren Willen lassen. Die Mutter kam und wurde vom ganzen Tanzboden-Personal sehr zuvorkommend empfangen, so daß es ihr da oben ausnehmend gefiel und sie der Tochter nicht genug sagen konnte, wie gut sie es habe und wie sie dem lieben Gott nicht genug danken könnte, daß er es so gut mit ihr gemeint und ihr diesen Platz da oben geordnet habe. B'sunderbar anständige und manierliche Leute seien da. Man merke denen gar nicht an, daß sie so neben aus wohnten, in einer so groben Welt. Und Sachen genug seien da, man müsse sich recht verwundern, nicht in vielen Häusern da unten sehe es so aus. Das kam dem guten Stüdeli sehr über's Herz, machte es fast elend. Also auch die Mutter, der es ganze Krätten voll zu klagen gehabt, hielt es nicht mit ihm, war auf der Seite der Andern! Die Welt kam ihm vor wie ein graulicher Schlund und in demselben es die allein fühlende Brust. Stüdeli hatte auch den Wahlspruch: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Es ist nicht bald ein christliches Wort, das die Menschen, absonderlich die Weiber, so zu dem ihrigen machen, wie dieses Wort. Leider fehlt da aber immer Eines, sie sind nicht Christus, dem ein solch Wort ziemte, er war die Wahrheit; wer unter den Menschen, besonders den Weibern, ist die absolute Wahrheit, auf deren Seite man stehen muß? Da klagt so manches Weib unter Heulen und Zähneklappern: „Ach, er hets nie mit mer, er ist e Wüste!" Das gute Weibchen meint, es habe absolut recht in allen Dingen und unbedingt und ungeprüft müsse das Mannli B sagen, wo es A gesagt. Ja das ist ein schwer Ding und begreiflich bringt es nicht jeder Mann über's Herz, denn da läuft kein Weib ohne Brille in der Welt herum, und dieselben sind bunt gefärbt, oft anders, oft das eine Glas grün, das andere roth. Und da immer recht geben unbedingt,

ohne Einrede, — denn jede Einrede, von Widerspruch wollen wir gar nicht reden, wird als Zeugniß von Feindschaft, wenigstens als ein Mangel an Liebe und Vertrauen aufgenommen, — selb ist eine harte Sache. Die Weiber haben wirklich die auffallendste Aehnlichkeit mit den politischen Despoten, die jede andere Meinung verdammen, die unbedeutende Schattirungen in den Ansichten als Vaterlandsverrath verschreien.

Es schickte sich jedoch Stüdeli nicht die Mutter zu verschreien, aber ihr Betragen that ihm im Herzen weh; fast habe es keinen Menschen mehr auf Erden, der es gut mit ihm meine, wenn es doch nur sterben könnte. Nun, so Ernst mit dem Sterben war's ihm denn doch nicht. Der Mensch redet gar unbesonnene Dinge, und es wäre niemand erschrokkener als er, wenn der liebe Gott aus allem Ernst machen wollte. Ja es kommt uns alle Tage wohl, ist der liebe Gott witziger als wir. Stüdeli hatte gar ein hübsches und liebes Bubeli, wenn es hätte von dem weg sollen, es hätte doch was abgesetzt und die Augen wären ihm aufgegangen, wie unendlich schöner es auf dem Tanzboden sei als unten im schwarzen, kalten Grabe. Aber eben der liebe Gott war witziger als es, er stellte es nicht auf die Probe. Er wußte, daß auch ohne dieselbe es ihm auf dem Tanzboden immer besser gefallen werde, je mehr es sich daran gewöhne. So geschah es auch und dazu trug die Mutter viel bei, weil sie so wüst gegen ihn's gewesen und mit den Andern es gehalten hatte.

Selbes Jahr war ein schöner Heuet, und wenn schön Wetter ist, geht alles ring, die angestrengtesten Arbeiten werden mit Lust und Jubel abgethan. Stüdeli war ein sehr werchbar Mensch, wie man zu sagen pflegt, und viel lieber bei der harten Arbeit draußen, als bei der leichtern Hausarbeit. Es wurde auch deswegen sehr gerühmt und darauf hielt es etwas. Die Schwiegermutter sagte öfter: „Dä halb Tag bleib du daheim, kannst im Garten was machen, drau-

ßen bist du nicht nöthig, sind Leute genug draußen, machen einander fast Plätzen ab, aber der Vater will es so haben. Er sagt, wenn die Leute begehren zu verdienen, solle man ihnen Arbeit geben, was sollten sie sonst?" Stüdeli ließ sich selten bereden, und wenn es der Hausgeschäfte wegen nicht gleich mit ausmarschiren konnte, so marschirte es desto geschwinder nach. Einmal ging es ihm auch so; die Landwehr war schon lange am Heukehren, als es hinter einem Haselhaag her kam, ohne daß sie es sahen. Als es eben zu ihnen stoßen wollte, hörte es jemand sagen: Es schynt, üsi Birlig-Stüdle well hüt am Schatte blybe, und ohne weiter was zu denken, trat es durch den Haag. Erst als seine Erscheinung offenbar einen Eindruck machte, Alles schwieg, um so eifriger die Hände gerührt, seltsame Blicke sich zugeworfen wurden, fielen ihm die Worte auf und ob sie wohl ihm gegolten. Sobald es mit einer ihm zugethanenen Magd ein vertraut Wort wechseln konnte, frug es, warum es sie heute so erschreckt und was da gesagt worden. Lange wollte das Jungfräuli nicht mit der Sprache heraus, endlich nach vielen Vorreden, es solle es doch recht nicht an ihm zürnen, es vermöge sich dessen durchaus nicht im Gegentheil, es habe oft gewehrt, bekannte es, es heiße hier herum das Birlig-Stüdeli, aber nicht Birlig-Stüdle, wie der Unflath da gesagt. Daneben sei es nicht böse gemeint, um es auszuführen, d's Gegentheil, bei allen rechten Leuten sei es d'sunderbar ästimirt.

Das war ein Stich für Stüdeli, gegen den alles Bisherige bloße Flohbisse waren. Wer auf dem Lande gewesen, weiß, daß man zumeist das abgemähte Gras zwei Tage liegen lassen muß an der Sonne, wenn es gutes Heu werden soll. Uebernacht rechet man es auf und stößt es in kleine Haufen zusammen, damit der Thau nicht alles netze und der übernacht feucht gewordene Boden früh von der Sonne getrocknet und erwärmt werde, dann zettet man wieder. Diese Haufen macht man etwas größer, wenn zweifelhaft Wetter ist, und

nennt solche in den Dörfern Birlig, im Emmenthal Schöchli. Als nun Stüdeli da oben von seinen Birligen sprach, da horchten die Leute hoch auf, und als sie endlich merkten, was Stüdeli darunter verstehe, verwunderten sie sich sehr und fanden im höchsten Grade lächerlich, daß man da unten solche Haufen Birlig sage, es seien ja Schöchli, und wer das nicht wisse, der müsse hinger nache der Welt daheim sein. Da ist noch die alte mächtige Rechtgläubigkeit zu Hause, wo man, so wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit giebt, auch nur einen Ausdruck für eine Sache, nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und seligmachende anerkennt, alle andern als dumm, lächerlich, ketzerisch verlacht und verdammt. An solchen Orten betrachtet jeder sich als der Darsteller der rechten Sitte, der rechten Sprach- und Lebensweise. Da giebt es noch prächtiges Selbstbewußtsein und glückliche Selbstgenügsamkeit, potz Habicht! Stüdeli meinte mit eben dem Recht, Birlig sei das rechte Wort und Schöchli sei ein lächerlich Wort für Birlige, denn das seien ja Birlige und nicht Schöchli, und jetzt solle es deswegen verlacht, verspottet werden von Leuten, welche das Rechte nicht wüßten, und das müsse es sich gefallen lassen (das Unterziehen der Minderheit unter die Mehrheit), ja sogar einen Uebernamen davon tragen, für sein Lebenlang Birlig-Stüdeli heißen, daß Kind und Kindeskind noch mit ihm das Gespötte trieben!

Kurz Stüdeli wurde fast krank darob, das alte Weh erwachte stärker als nie, es that recht wüst, so daß es die Leute ärgerte. „Stieße es nicht immer den Kopf mit den Diensten zusammen, so hätte es sich und ihnen den Verdruß ersparen können. Sie vermöchten sich dessen ja nichts, sie hätten denselben ihm nicht angehängt, und wenn sie ihn verbieten wollten, so hülfe es nichts, sie könnten nicht immer bei den Leuten sein, es würde das Uebel nur ärger," wurde ihm auf sein Aufbegehren geantwortet; fast hätte es darob die

Uebelthaten seiner Mutter ganz vergessen; in den höchsten Nöthen bleibt denn doch die Mutter die letzte Zuflucht. „O Müetti, mys Müetti, wenn ich doch bei dir wäre, wenn du wüßtest, wie es deinem Kinde geht, wie man es ihm macht, wohl du würdest anders reden, würdest sagen, ob du eine Birlig-Stüdle zur Tochter haben wollest oder nicht! Allweg möcht es dies der Mutter klagen, möchte hören, was sie dazu sage. Es müsse zu ihr, stellte sich nur fester in ihm, und je eher je lieber, wie lange man lebe, wisse man nicht. Es vernahm nun der Peter, es wolle nächsten Samstag zu den Eltern. Peter meinte, das pressire nicht so, gäb acht Tag früher oder später. Mit dem Heuet seien sie nicht ganz fertig, er könne es nicht begleiten, die Rosse brauche man. Das habe nichts zu sagen, antwortete Stüdeli, es kenne den Weg alleine und für das Kind nehme es das Kindswägeli, nicht weiter als es ja sei, gehe es schon. Aber am Samstag müsse es sein, es hätte ein Blangen nach den Eltern, daß es ihm fast das Herz abdrücke, länger halte es es nicht aus. Gehe es jetzt nicht, gebe es gar nichts mehr daraus, nach dem Heuet hange ein Werk am andern, und wenn's Birlig-Stüdeli schon nicht reden könne, zum Werche sei es gut genug. Kurz Stüdeli that wüst, bis Peter sagte: „Nun, wenn du es zwängen willst, so zwängs, aber nimm's nicht für ungut, wenn man dich so gehen läßt, wie du gehen willst, bei uns ist das der Brauch, daß das Nöthige vorausgeht und die Gelüste hintennach. Häb's daher nit ungern, wenn wir bei unserm Brauch bleiben, dir wollen wir auch nicht davor sein, wenn dir das Heimgehen vorzieht." „Ja, ja Brauch über Glust, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren," sagte Stüdeli. „He nu so de!"

Am Samstag machte es mörderlich heiß, ein Gewitter drohte auf den Abend. Dessenungeachtet machte Stüdeli sich z'weg und antwortete der Großmutter, welche fragte, ob es dann sein müsse, ein trockenes Ja. Doch brachte ihm diese,

als es abfahren wollte, ein Gütterli mit Milch für das Kind. Stüdeli meinte, es hätte es nicht nöthig, aber die Großmutter meinte, wohl so ein Ammeli sei schon oft kommod gewesen, und diesmal gab doch Stüdeli nach. Um das abreisende Stüdeli drängte sich die Famile nicht, man ließ es ziemlich einsam abziehen. Die Meisten waren auf dem Felde, wer da war, machte den Abschied kurz, sah ihm aber lange nach und in den Herzen grollte es, daß so etwas Unnöthiges habe gezwängt sein müssen. Wo es wohl d'r Brauch sei, während einem Werch z'Dorf zu gehen? so was mache man zwischen den Werchen, wenn man sonst nichts zu thun habe. Die Leute würden schön die Nase rümpfen, wenn sie das Söhniswyb auf dem Tanzboden mit dem Kinderwägeli daher fahren sähen. Geschlagen sei man mit einem solchen Zwängkopf. Geglaubt hätten sie, es habe gebessert, wie es scheine, wolle es wieder in's alte Geleise. So dachten sie, es war keins, das nicht so grollte bei sich. Aber das müssen wir sagen, dieser Groll brach nicht aus, man redete gar nicht darüber, jeder verwahrte denselben in sich, bis er erstickt war. Das war auch Brauch da oben und zwar ein schöner. Es ist mit diesem Groll nämlich wie mit einem Brand in verschlossener Kammer. Bleibt dieselbe verschlossen, so erstickt das Feuer oder ist doch bald gelöscht. Reißt Thür und Fenster auf, so entwickelt sich erst des Feuers Macht, bald steht das ganze Haus in Brand.

Bei Stüdeli grollte es aber auch nicht wenig. Ihn's so ziehen zu lassen! Hätte man nicht ein Pferd entbehren, ihn's durch einen Knecht können führen lassen, wenigstens eine Strecke weit oder durch eine Magd das Wägeli ziehen lassen! Das sei doch weder Bruch noch Gattig, daß man ein Söhnisweib das Kinderwägeli ziehen lasse, wenn man vier Rosse im Stalle habe, accurat wie ein Bettelweib und sövli weit und sövli heiß! Man sieht, es hat jede Sache zwei Seiten, und je nachdem man sie betrachtet, von dieser oder jener, erhält sie Farbe und Form. Je heißer es wurde von der glühenden

Sonne, desto hitziger brannte der Groll. Sein Lebtag wollte es nie nie mehr z'friede werden, dachte es! Kein kühl Lüftchen ging; drohender stockte es am Himmel. Mein Gott! noch ein Wetter auf alles hinauf, dachte es. Die Wetter fürchtete es sehr, lief stärker, bekam immer heißer, verlor den Athem, das Kind erwachte, fing an zu schreien, und Stüdeli kam's an, ihm schreien zu helfen, doch für einstweilen ließ es es bei Weinen und Schluchzen bewenden. Es nahm das Kind aus dem Wägeli, setzte sich auf einen Abweisstein und stillete es; da fanden wir Stüdeli. Als das Kind satt geworden, fielen ihm die Aeugelein wiederum zu. Stüdeli packte es wieder ein, deckte ihm das Gesicht mit einem Nastuch, denn von Engländer Schleiern wußte man auf dem Tanzboden nichts, fand dabei das Ammeli oder das Milchgütterli. Stüdeli ganz vertrocknet von Hitze und Staub, setzte es an den Mund und trank es aus. Es ist alles für etwas gut, dachte es, und nachdem es den Mund abgewischt, setzte es den Marsch fort. Die Milch hatte ihn's erquickt, doch nicht bis in die Füße hinab, die brannten ihn's schrecklich, thaten ihm sonst noch weh, es war matt, müde, es hatte sich anfangs überlaufen und des Ziehens war es nicht gewohnt, und die Wolken wurden immer schwärzer, laufen sollte es immer stärker, wenn es nicht in's Wetter kommen wollte, und es mochte immer minder; daß es Einem so elend werden könne auf Erden bei lebendigem Leibe, hatte es nie gedacht. Es verzichtete auf's Heimkommen, dachte an's Sterben, das könnte ihnen dann wohl ein Gewissen machen da oben und das möchte es ihnen wohl gönnen, denn sie wären doch schuld daran. Aber das arme Bubi! Dann that es wieder einen Schritt weiter und noch einen und endlich waren es ihrer hundert und die Stunde, welche es noch nach Hause hatte, kurzete mit jedem Schritt, aber langsam, langsam, eine Stunde ist eine Ewigkeit und die wird immer länger, je größer der Jammer, je enger die Schuhe werden, in denen man steckt.

Endlich sah man das Dorf, endlich war die March erreicht, es schien, es sollte doch noch sein, daß es hinkomme. Es setzte sich, es schöpfte Athem, es machte einigermaßen Toilette; d's Bubi schlief süß, sonst hätte es auch herhalten müssen. Als es so über die Häuser sah, das ihrige als eins der bedeutendsten hoch ragte, da fing es plötzlich an sich zu schämen und zu denken: Aber du mein Gott, was werden die Leute denken, wenn du so daher kommst wie ein Bettelweib? Sie werden meinen, du seiest fortgelaufen oder man hätte dich ausgejagt, die werden lachen und es dir gönnen mögen: Das geschieht der recht, der war hier keiner recht, es hat ein Fremder sein müssen, einer da oben, jetzt kann sie es erschmöcken, was das für Leute sind da oben. Die wird einen Schuh voll herausgenommen haben! Nun es sollte jeder so gehen, der vor Schmäderfräfigi keiner recht ist daheim herum. Jetzt fühlte es Stüdeli, was das Zwängen kann, und daß man erst alles bedenken sollte, ehe man etwas durchstieret. Es hätte manchen Batzen gegeben, es säße auf dem Tanzboden statt da, zunächst vor seinem Dorfe.

Doch langes Verweilen galt nicht, hier und da fiel schon ein Regentropfen. Stüdeli war nicht so dumm, daß ihm nicht eine Ausrede einfallen sollte. Das Roß sei krank geworden, mit dem sei der Mann heimgefahren und es habe ein Wägeli geliehen, weil der Bub ein gar schwer Tragen sei. Nun Ausreden sind kommod, besonders wenn sie geglaubt werden, aber leider ist es nicht alleweil dumm, das hochgeehrte Publikum. Stüdeli glaubte sich stich- und schußfest, fuhr kühn dem Dorfe zu, geschwind und immer geschwinder, ganz nach dem Takt der Regentropfen, die ebenfalls immer rascher fielen, bis es endlich platzte da oben und Ströme, wahrscheinlich noch aufgesparte von der Sündfluth, hernieder prasselten. Im Nu waren Stüdeli sammt Bagage pflotternaß, es dachte schon an's Ertrinken und war nicht mehr als einen halben Scheibenschuß vom Dorfe.

Da sah es die alte bekannte Brechhütte, wo es so oft seinen Hanf zerschlagen, neben der Straße stehen mit einem Gibeldach versehen, da die Wände nicht mehr hölzern waren, daher alle Herbst abgebrochen werden mußten, sondern wohl gemauert, Hitze und Kälte Trotz boten. Rasch fuhr es in die Grube, wo nothdürftig Scherm war und sah in Aengsten nach dem Bubi, das nicht bloß noch lebte, sondern sogar noch schlief trotz Donner und Blitz. Es schirmte es bestmöglichst, aber sorgfältig, um es nicht zu wecken. Da dunkelte es beim Eingang, Stüdeli sah sich kaum nach den beiden hereinstürzenden Gestalten um, sorgte für's Kind, da hörte es plötzlich: Donner, bist's oder bist's nicht, an dich hatte ich nicht gedacht! Mit Schein ist's dir gegangen wie mir, immer zweimal böser ehe einmal besser. Erschrocken sah Stüdeli sich um, die Stimme kannte es, es war des Geißenhändlers Bub und neben ihm ein weiblicher Knopf, naß wie eine Maus, daher nicht mehr strub, aber die nassen Mäuse sind bekanntlich noch viel ekelhafter als die struben, so ein rechtes Dascheli, dem man die Blätterhaftigkeit naß und trocken auf einen halben Scheibenschuß ohne Brille ansah. An die Begegnung hatte Stüdeli nicht gedacht. Stich um Stich ging ihm durch's Herz, es verlor fast den Athem, doch die Besonnenheit nicht. „Wer in's gleiche Wetter kommt, wird ungefähr gleich naß, selb ist seit langem der Brauch," sagte Stüdeli, „d'rnebe, wenn es dir bös ging, ging's dir anders als mir, mir ging's gut, nit bös." „Habe geglaubt, weil du so daher kamest wie aus einer Kanone, du seiest mit dem Schelmen draus und d'Landjäger hinter dir." „Ho, es sollte dir z'Sinn cho, daß üser Gattig Lüt auch springen, wenn ein Wetter platzt; vor den Landjägern z'springen, will ich einer andern Gattig Lüte überlah." „Du hast recht, antwortete des Geißenhändlers Bub, von den Springige warest nie, hest immer ordeli g'wartet, öppe hert springe het me nit müße, bis me dih ebsoge het." Da flammte die Bauerntochter in Stüdeli auf, es richtete sich

auf und sagte: „Vo dem wirst öppe nit viel z'brichte wüsse, oder hest, su sägs." „Aparti viel wüßt ich nicht, sagte des Geißenhändlers Bub, aber was nicht war, konnte werden. Wo du einmal draus warest, da erleidete mir alles und ich hing mich an das Daschi da, es besaß einige Thaler und hatte einen Vater, der drei Geißen besaß. Ich meinte, wie gut ich es gemacht, aber d's Geld ist zum Tüfel, d'Geiße bim Schinder und 'sDaschi ist mer bliebe." Aber das Daschi hatte auch ein Maul und zwar eins, wie man in dem Eiertätschgesicht nicht erwartet hatte. Das findet sich oft beim Weibervolk, daß wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig ist und allen Fürsprechern gewachsen, sogar den dümmsten. Nun brach's los und zwar zweischneidig, er hieb nach dem Manne und nach Stüdeli hin, daß diesem weh wurde, denn mit einem solchen Mensch wollte es nicht handgemein werden, nicht mit des Geißenhändlers Bub gemeine Sache haben. Es that als höre es das Daschi nicht, sagte, das Kind sei naß geworden, es könnte sich erkälten und wenn es schon noch regne, habe doch das Gewitter aufgehört, deckte das Kind noch mit seinem Fürtuch zu und fuhr zum Loch hinaus, ehe des Geißenhändlers Bub ihm anerbieten konnte, er wolle ihm das Wägeli ziehen.

Nun es war bald im Dorfe, aber seines Vaters Haus war nicht das erste und nicht das zweite, es ging eine lange Gasse hinab, neben vielen Häusern vorbei, und unter den breiten Dächern stund, durch das Wetter vom Felde verjagt, viel Volk, und neben dem vorbei mußte Stüdeli auch in feinem Aufzuge wie eine nasse Maus. Das war ein recht Spießruthenlaufen! In die Erde hätte Stüdeli versinken mögen. Es antwortete den grüßenden Stimmen nicht, es dachte nur an die fluthenden Glossen unter den breiten Dächern, und ganz athemlos fuhr es unter seines Vaters breites Dach, wo das ganze Volk versammelt stund. Sie hatten da auch gelacht und gewitzelt, als sie die Frau das Dorf ab kom-

men sahen. So ist's, fällt jemand um, wird behagelt oder beregnet, macht es Allen, die es sehen, zuerst gutes Blut und erst, wenn's gar übel geht, kömmt sehr langsam das Mitleid nach. Eigentlich sind wir ein Lumpenvolk, wir Menschen nämlich. Als nun aber die Frau gegen das Haus einbog, als man in ihr des Hauses Tochter erkannte, da schlug man die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber mein Gott, mein Gott! was hat's gegeben? wo kömmst du her?" tönte es von allen Seiten, und ganz bleich kam die Mutter aus der Küche gefahren. Als sie das Geschrei hörte, meinte sie erst, es brenne. Als sie nun Stüdeli sah in dem Zustande, bachnaß, und das schreiende triefende Kind, da wurde ihr Schrecken noch größer. „Herr Jeses, mein Gott! was ist mit dir? was bringt dich so?"

Stüdeli war noch keine gemachte Natur, aber die Anlagen dazu hatte es, es konnte sich fassen, wenn's nöthig war. Auf all das Geschrei antwortete Stüdeli nicht mit Gestöhne und Zähneklappern, sondern mit lachendem Munde. Da sei nichts, um so nöthlich zu thun. Im Wetter seien sie naß geworden und würden bald wieder trocknen, wenn sie einmal in die Stube kämen. Und in's Wetter sei es gekommen, weil das Roß Bauchweh bekommen, der Mann mit demselben heimgefahren sei und es daher sich verspätet habe. Sie hätten einmal z'Dorf kommen wollen, es sei schon so lange nicht hier gewesen, daß es sich kaum mehr kenne. Glaubwürdiger konnte kaum was sein, denn bekanntlich kriegen die Pferde auch Bauchweh und dann ist es mit dem Springen aus. In ein Gewitter kommen ist auch keine Kunst, es begegnet gar zu vielen Leuten, und wenn es regnet, wird man naß, was kein Mensch in Zweifel ziehen wird. Kurz, die Auskunft war über alle Erörterungen erhaben, genügte vollständig Allen, wie es schien, und ohne weiteres Gerede schaffte man so schnell als möglich Mutter und Kind in's Haus, sorgte dafür, daß sie trocken wurden und das Kind beruhigt, was nicht lange ging.

Als sie wieder in die Wohnstube kamen, da war viel Wohlgefallen an Mutter und Kind. Stüdeli war eine stattliche, hübsche, junge Frau und freundlich mit den Mägden, welche ab und zu gingen, den Tisch zu bereiten. Wo weit ihr hocke, frug die eine Stüdeli. Mit wie mängem redst? frug dasselbe. He, war die Antwort, ume mit eim, aber es wott sih mr neue nit angers schicke. Su machs z'schicke, sust reden ih keis Wort mit dir meh. Selb wär mr nit aständig, da wirde ih wohl müße, antwortete die Magd, ganz selig im Herzen über solche Niederträchtigkeit und Gemeinheit, wie sie es nannte. E selligi werd me nit bald atreffe, die so gar nit hochmüthig sei, sagte sie draußen in der Küche. Aber noch mehr erfreute das Kind, so hübsch, so schön und selligi Kruselhaar, accurat wie es Engeli. Es flog von Arm zu Arm und wurde gebutelet, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe schütteln wollte, und je wilder es ging, desto mehr lächerte es den kleinen Türken. Das gebe einmal einen Rechten, war das allgemeine Urtheil. Selbst die Knechte machten ihm auf ihre Weise den Hof, perse zu Handen der Alten.

Stüdeli brachte einen recht heitern Abend in's Haus, kein Mensch hätte ihm angesehen, wie es auf dem Tanzboden eigentlich doch so gleichsam draus gelaufen und welch Elend es unterwegs ausgestanden. Es war selbst recht munter und glücklich jetzt im Trocknen. Nur eins saß ihm quer im Kopf, das war die Begegnung mit des Geißenhändlers Bub in der Brechhütte. Es kannte sein Dorf, es wußte, wie prächtig in diesem guten Boden die Geschichten wuchsen, wie schnell aus einer Laus ein Elephant sich herausbildete und wie wahrscheinlich das Schrecklichste aus seinem Daherrennen mitten im Wetter gemacht wurde. Es machte endlich bei sich selbsten aus, am besten komme es allem zuvor, wenn es den Hergang selbst erzähle, so gleichgültig als möglich, und gar nichts daraus mache. Nicht wahr, das war nicht dumm?

Die Unbefangenheit von Stüdeli und die lustige Art,

wie es von dem Daschi sprach vor dem Gesinde, nahmen allerdings der Sache den Stachel. Der ganze Einzug von Stüdeli war bereits auf der Trommel im ganzen Dorf, die verschiedensten Muthmaßungen wurden herumgeboten, immer so scharfsinnige, als man sie von Gelehrten hört über vorsündfluthliche Inschriften. Des Geißenhändlers Bub rührte das Kuchipulver ein und dessen Daschi streute den Pfeffer darüber und das Körblikraut. Als noch an selben Abend die Knechte vom Hause auf den gewohnten Sammelplatz kamen, wurde schon viel geschwatzt, und des Geißenhändlers Bub, der immer da war, wo er schwatzen konnte und zu schmarotzen hoffte, wärmte allerlei giftiges Zeug in's Gerede und was er gesagt und absonderlich sein Daschi, daß die Stüdle nicht mehr hätte warten dürfen, sondern mitten durch's Wetter die Flucht genommen. Der hatte aber Zeit nicht bloß zu schweigen, sondern auch sich zu streichen, wenn er nicht des Melchers Tatzen an seinem Kopfe haben wollte. Wie Ritter oder vielmehr wie die Knappen eines Ritters verfochten sie die Sache von ihres Bauern Tochter. Sie wüßten wie es sei, sagten sie, sie hätten es selbst gehört, und wer es nicht glauben wolle, dem wollten sie die Sache begreiflich machen. Das schlug den Klatsch für den Augenblick so ziemlich nieder, denn wenn die Dienstboten einmal zur Seltenheit für ihre Meisterleute gute Zeugnisse abgeben, warum sollten dieselben nicht wenigstens halb so gut geglaubt werden als die bösen, die jedenfalls immer noch etwas mehr als ganz geglaubt werden?

Stüdelis Vater hatte dasselbe viel zu fragen über die äußern Angelegenheiten des Hauses, Landbau, Viehzucht und so weiter, und hatte Freude an der Tochter, die über alles verständig Bescheid wußte. Darob wurde es ziemlich spät, daß die Mutter endlich sagte: Du wirst froh sein an die Ruh zu gehen, es ist dir z'weg gemacht in deinem alten Stübli.

Als Stüdeli zu Bette war, kam die Mutter. Wenn du nichts dagegen hast, so liege ich diese Nacht bei dir. Hätte

noch allerlei mit dir zu reden, diesen Abend gab's es nicht und morgen wahrscheinlich auch nicht; in einem solchen Hause ist man nie ruhig. Stüdeli zeigte große Freude und fühlte doch eine beträchtliche Beklemmung, die es gar nicht für möglich geglaubt diesen Nachmittag. Als es aus Egypten, aus dem Diensthause zog, da war es ihm z'vorderst, es dünkte ihn's, wenn es bei der Mutter sein könnte, so hätte es ganze Fuder zum Abladen, und jetzt hätte es fast lieber geschwiegen. Es fürchtete, die Mutter könnte es noch auslachen. Indessen war das nur vorübergehend. Als sie im Bette waren und gebetet hatten, nahm Stüdeli die Mutter um den Hals und küßte sie gar herzlich: „O Mutterli, o Mutterli, wie lieb bist mir, wenn ich dich doch geng by mr hätt!“ sagte es. Die Mutter erwiederte diese Zärtlichkeiten, dann frug sie: „Jetzt Stüdeli, sag mir, warum kommst heute daher geschoßen wie aus einem Stuck, habt ihr g'uneiset da oben, oder was ist?“ „O Mutter, antwortete die Tochter, du bist doch immer die merkigste, vor dir kann man nichts verbergen. G'uneiset aparti nit, aber ich hatte das Herz so voll, daß es mich dünkte, es müsse verspengen, wenn ich es nicht bei dir leeren könnte.“

Nun erzählte Stüdeli so ziemlich aufrichtig alles, was begegnet war, und frug schließlich die Mutter, ob es denn das gelassen annehmen könnte, wenn es sein Lebtag Birlig-Stüdle heißen müßte, ob es wohl einen wüstern Uebernamen geben könnte auf der Welt als Birlig-Stüdle. O ja, sagte die Mutter, noch viel wüstere giebt es, und je böser du darüber wirst, und je mehr du es erzeigst, desto länger heißest du so und desto weiter kömmt er herum. Da war doch wirklich nicht Ursache, daheim gegen deine Leute wüst zu thun; warum mußten sie es entgelten? sie sagten dir ja nicht so, hingen den Namen dir nicht an. Denk doch, wie ungern sie haben müssen, daß du da im Heuet ausriffest, wo es jedermann in Sinn kommen mußte, es habe etwas Ungerades

gegeben; denn so mir nichts dir nichts führest du nicht im Heuet mit einem Kinderwägeli in der Welt herum. Stüdeli unterbrach die Mutter oft mit einem: du hast recht, aber denk, aber lue, aber wenn du noch jung wärest! Und die Mutter ließ sich gerne unterbrechen, um nur so gründlicher der Tochter Herz ausputzen und fegen zu können. Sie mahnte hauptsächlich zu Sanftmuth und Ergebung, nie in der ersten Aufregung auffallende Schritte zu thun, nie was erzwingen zu wollen, was nicht, von Gott geboten, sein müsse, sich an der andern Menschen Platz zu setzen und zu denken, wie sie das aufnehmen, was sie dabei denken müßten und wie es einen Austrag nehmen müsse. Fortlaufen könne man wohl, aber das Heimkommen habe eine Nase, denn der Mann, der seine Frau wieder hole, die bloß wegen einer Kleinigkeit fortgelaufen, der werde sein Lebtag nie viel sein. „Ich bin auch einmal auf dem Wege gewesen fortzulaufen," fuhr sie fort, „ich wollte den Hühnern misten, da kam mein Mann dazu und begehrte mit mir auf, ob ich nichts Besseres zu thun wisse, als den Hühnern zu misten, es dünke ihn, es wären nöthigere Sachen zu thun, als den Hühnern zu misten. Wenn das nicht gute, drehte er den Hagle noch den Hals um. Da schien es mir, als würde es auf einmal ganz schwarz um mich, das hätte afe kei Gattig, daß ich den Hühnern nicht mehr misten solle, wenn die Zeit um sei, das sei ein unerhörter Zwang, bei dem ich nicht leben könne. Wenn er einen Funken Liebe zu mir hätte, so könnte er nicht so gegen mich sein, lieber weg, dänne, je eher je besser. Damals hatten wir nur noch ein Kind, das nahm ich, legte nicht einmal andere Kleider an und lief mich außer Athem. Da mußte ich mich absetzen um Luft zu fassen und sah zurück. Es sei doch ein schön Haus, dachte ich, viel Sachen darin, z'werche und z'esse gnue, er daneben sonst kein Uflath. So hing sich ein Gedanke an den andern, ich dachte daran, was die Leute sagen würden, wenn sie mich in den allerschlechtesten Kleidern, in schmutzigem Hemd und Fürtuch

herumlaufen sehen würden, oder wenn er gar ausschicken würde, mich zu suchen in den Bächen und an den Bäumen, wie ich das nachher doch ungern haben würde, wie ich erst heim sollte; ich dachte daran, ihm zu sagen, wohin ich ginge und vor allem mich anders anzuziehen, vielleicht daß es ihm doch dann leid sei und er mir anhalte, ich solle bleiben und ihm verzeihen, dann könne ich immer noch machen wie ich wolle, denn recht anhalten müsse er mir, sonst ginge ich. Ja und dann? Dann holt er mich wieder. Ja und wenn nicht? was da machen? scheiden? Warum nit gar, scheiden will ich nicht, es ist mir hier nicht erleidet. Selbst wieder kommen wie der verlorne Sohn? war da etwas gewonnen? ja er könnte es mir mein Lebtag vorhalten und sagen, lauf nur fort, kommst von selbst wieder. Und als ich zum Hause kam, machte ich stillschweigend meine Arbeit, sagte ihm erst lange, lange nachher, was ich einmal gewollt. Und seither dachte ich kein einzig Mal mehr an's Fortlaufen. Vor allem aus laß Kleinigkeiten sich nicht ansetzen, laß nichts anbrenten und bitter werden in deinem Herzen. Ist's einmal bitter im Herzen, wird alles bitter, was drein und draus kommt, wird alles dir ein Aergerniß, was dir vor Augen kömmt und wenn es der liebe Heiland selbsten wäre. Da ist dann eine Sache dabei zu sein, daß böser nichts ist auf Erden, und du selbst hättest die größte Pein. Das wäre noch ganz anders als d'Birlig-Stüdle heiße." „Ja ja, hast recht, Mutter, sagte Stüdeli, sehe es jetzt wohl ein. Wenn ich aber nur der tusig Gotteswillen wieder daheim wäre!" „Das wird keinen Kopf kosten," sagte die Mutter, „mach nur kein sauer Gesicht, thue als ob gar nichts Zweispältiges vorhanden gewesen, so werden sie auch so sein und weder mit Mienen noch Worten was merken lassen. Das sind feine Leute."

So besprachen sich Mutter und Tochter über dieses und Anderes, was die Leute nichts angeht, und als endlich Stüdeli einschlief, war ein bedeutender Theil der Nacht vorüber,

aber auch Stübeli an Weisheit bedeutend reicher geworden. Das Gewitter hatte die Luft geläutert, es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, den jedoch Stübeli fast verschlief. So bald es flott war, nahm es sein Bubi auf den Arm und ging in den Garten den Blumen nach. Aber der Garten gefiel ihm nicht wie früher, die Wege waren gar zu eng, der Buchs nicht geschoren, ein Gnist darin, wenn man es sagen durfte, und vieles verkümmert und halb erstickt. Es fand den auf dem Tanzboden schöner, wenn es hier wohnen sollte, das müßte ihm anders werden, dachte es. Es war nicht lange alleine, eine Gespielin nach der andern kam ihn's zu grüßen, zu fragen, warum es gestern so daher gekommen wie eine Bombe, welche vom Himmel gefallen; sie hätten gemeint, d'Franzosen oder gar d'Russen seien hinter ihm her. Stübeli hielt sich gut, gab Bescheid mit lachendem Munde, frug, wie ihnen sein Bubi gefalle, dem man es allerdings von weitem ansah, daß es nicht armer Leute Kind war. Aber der kleine Kerl war heute recht unartig, entfremdete sich vor den Töchtern des Dorfes, wollte zu keiner gehen, wendete sich unwillig der Mutter zu, wenn eine ihn nehmen wollte. Die Töchter wurden recht empfindlich. So, sagte eine wie die andere, bin ich dir nicht gut genug, du bist doch ein recht hochmüthiger Emmenthaler. Auf dem Kirchweg machten sie dann ihre Glossen auch über Stübeli. „Das sei auch nicht mehr das Alte, sagten sie, es sei hochmüthig geworden und thue so vornehm und werde doch kaum viel Ursache dazu haben. Wenn Eine das Kinderwägeli selbst ziehen müsse, so könne man daraus abnehmen, ihr Höfli werde nicht Rosse ertragen, höchstens ein paar magere Kühli, vielleicht gar nur Geißen. Es nehme sie doch wunder, was die für ein Gesicht gemacht, als des Geißhändlers Bub zu ihr in die Brechhütte geschlossen sei und hintenher seine Blättere. Das hätte sich doch treffen müssen, daß beide gerade da zusammengekommen, schöner nützte nichts. Es könne kaum ein abgeredet Spiel gewesen sein, daneben

könne man es nicht wissen, für nichts und wider nicht werde doch die Frau ihnen beiden kaum wüst gesagt haben. Die solle so bedenklich ausgekehret haben, daß das Stüdeli mitten im Wetter die Flucht genommen und daher gekommen sei wie aus einer Kanone."

So zergliederten die Kirchenleute den Besuch, er bildete das Tagesgespräch, die nouvelle du jour. Schüchtern redeten Einige dazwischen und gaben wieder, was Stüdeli selbst erzählt und durch die Knechte in's Publikum gekommen war, aber sie fanden ungeneigte Ohren und wagten nicht mit Energie ihre Meinung zu vertreten, sie wollten die Gunst des Publikums nicht auf's Spiel setzen. So hat es die arme Wahrheit, ihre treuen Liebhaber sind rare Vögel, selten einer wagt für sie ein Gefecht, sobald es hitzig zu werden scheint, macht er sich auf den Rückzug, geschweige daß einer ordentlich dafür einsteht. Der Pfarrer predigte wirklich über diesen Vorfall nicht, zog ihn nicht einmal an, aber man hätte glauben sollen, er habe das nämliche Thema vor gehabt, denn wo die Predigt die Gespräche unterbrochen, da setzten die Kirchgänger sie nach der Predigt fort; der Predigt gedachte kein Mensch. Heute hätte, glauben wir, der Pfarrer alles Mögliche sagen können, selbst, sie seien Schelmen und Spitzbuben und die Regierung bestehe aus Räubern und Mördern, sie hätten wenig Notiz davon genommen, allweg die Weiber nicht, er wäre kaum verklagt worden. Es werden, einige Alte ausgenommen, im Dorfe nicht Viele gewesen sein, welche, als sie heim kamen, den verlesenen Text anzugeben gewußt hätten.

Unterdessen benützte die Mutter die stille Zeit während der Predigt, Stüdeli ihre Pflanzplätze zu zeigen, nachher gab es sich nicht mehr, wie sie wohl wußte. Pflanzplätze sind der rechten Weiber Ehrenplätze, zugleich eine Gelegenheit für Mütter, Töchtern auf den Zahn zu fühlen. Freilich war es wohl früh im Jahr und noch wenig Entwicklung da, sondern nur die Anfänge, und bloß einige Pflanzen und das Aussehen

des Ganzen, ob es sorgfältig oder nachlässig gearbeitet sei, ließen sich beurtheilen. Stübeli rühmte wie recht, und doch machte es die Mutter schließlich fast böse. Als sie die Pflanzen verlassen wollten, drehte Stübeli sich noch einmal um und sagte: „Aber Mutter, eins ärgert mich, das sollte nicht sein, du vermagst dich freilich dessen nichts, aber dem Ganzen giebt es ein bös Aussehen, das sind eure Bohnenstecken. Seh das sind krumme, dünne, kurze, keine zwei Klafter lang, es sind eigentlich nur Erbsstecken nicht Bohnenstecken, an denen können die Bohnen nicht hinauf an die Sonne wachsen. Da solltest unsere dagegen sehen, schön grade, halbe Tannli sind's. Weißt was, das nächste Jahr muß euch mein Mann drei- vierhundert bringen, wir haben deren genug in unserem Berge, es thut dem Aufwachs nur wohl, wenn er erdünnert wird, und nehmen wir sie nicht, sprechen andere Leute zu. Es giebt auch bei uns deren Leute genug, welche meinen, es sei erlaubt, alles zu nehmen, was nicht schreit: wotsch mih lah sy, du Donner!" „He," sagte die Mutter, im ersten Augenblick etwas empfindlich, „es ist curios, daß dir die Bohnenstecken nicht mehr recht sind, sie sind nicht besser, nicht böser, als wir sie von je gehabt, und wir hatten, wenn sie geriethen, auch Bohnen genug und so schöne als andere Leute." „Ja Mutter," antwortete Stübeli, „d'selbist hatte ich noch keine anderen Bohnenstecken gesehen, als wie man sie hier hat, ich meinte, sie seien alle so, aber seit ich unsere sah und andere da oben, gefallen mir die nicht mehr; die andern sind so schön grad auf und diese krumm und g'hogeret, man darf fast nicht luege. Du hast doch das nicht ungern, Mutter?" „Warum sollte ich, b'sunderbar wenn du Wort haltest und machst, daß ich fünfhundert schön grade bekomme," antwortete die Mutter und ein fein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Mutter, sollte ich nicht noch zur Base Gotte gehen, jetzt wär's vielleicht noch Zeit, ehe Predigt aus ist, und sie könnte es zürnen, wenn ich mich nicht zeigte," frug Stübeli. „Hast ganz recht," antwortete

die Mutter. „Es ist eine wunderliche Base, lange macht die es nicht mehr, aber notti ist sie eine gute und dich hatte sie immer b'sunderbar lieb, und so oft ich sie sah, fragte sie nach dir. Aber säume dich nicht lange, sonst kömmst mitten i d'Kilchelüt." Die Base Gotte wohnte zu unterst im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häusern vorbei, bei welchen wenige Menschen zu sehen waren. Das Dorf schien fast verlassen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und wegem Sue über die Gottesdienstlichkeit hinaus, aber die Einen schliefen noch, die Andern schliefen wieder, die Dritten kochten und die Vierten und Hoffährtigsten strählten und rissen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben sollte und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es dasselbe für das schönste gehalten im ganzen Canton, jetzt schüttelte es über gar vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Gesichtern und grünen Anflügen kamen ihm gar häßlich vor, hingen wie alte wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster herein. Obschon es Sonntag war, sah es gar nicht aufgeräumt aus, Gräbel hinter dem Hause und Gräbel vor dem Hause, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Karren, kurz alles was denkbar, war bunt durcheinander. Hier und da schien es accurat, als ob man sämmtliches Material zusammengeschleppt habe, um im Fall der Noth um's ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg schlagen zu können. Die Misthaufen schwammen in einer braunen Sauce, die sich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermischte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffee machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man stärkern und bräunern Kaffee als oben im Dorfe.

Bei der Base Haus sah es nicht schöner aus als bei den andern und war ihm doch dasselbe von Jugend auf wie ein

kleines Himmelreich erschienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Base was Gutes. Es weiß kein Mensch, wie mancher Eiertätsch dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert.

Drinnen im Hause ging es ihm nicht besser. Die Base war sehr freundlich, zog für ihn's und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit sie glaubte den guten Willen zeigen zu können, sogar einige neue Silberstücke drückte sie Stüdeli in die Hand. Nicht daß sie glaube, es hätte sie nöthig, Mangel sähe man ihm keinen an, d's Gunträri, es sei nur ein Zeichen, auf daß es sich an sie erinnere, daß sie auch noch da sei. Sie denke oft an ihn's und es solle einmal erfahren, daß sie es nicht vergessen. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Wasser, als Stüdeli pressirte und Abschied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, nieder, voll Fliegen, schwarz und nicht aufgeräumt. Es entschuldigte sein Pressiren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle, und als es zum Haus austrat, kamen sie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute ihm wohl expreß eine kurze Predigt gehabt, früher sei er um diese Zeit kaum beim zweiten Theile gewesen, verschweige beim dritten. Es hatte sich zu weit vorgewagt, um durch eine Hinterthüre entweichen zu können unbemerkt. Es stürzte sich also kühn in den Strom und stund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hause.

Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es just habe meiden wollen. Es wisse nicht wie es komme, setzte es hinzu, aber die Leute sind mir alle so grob vorgekommen. Ich weiß nicht, thaten sie gegen mich expreß so oder ist es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren sie nicht so, und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zu Leid gethan,

daß sie so gegen mich sind. Die Mutter sagte nicht viel dazu, als: „es wird dih öppe ume düecht ha!“ was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Scepter in der Küche heute selbst zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegessen werden sollte, nicht viel Zeit mit Schwatzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleisch, welche aufgestellt wurden, waren ausgewählt und alles mit besonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß sie es nicht verlernt, daß sie es noch könne.

Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelassen, ob sie ihr im Stübli decken solle, oder ob sie mit den Andern an Tisch wolle. Stüdeli wählte das Letztere. Wenn ich apart essen würde, da thäten sie erst recht mich ausführen. Ich müßte geng hören, wie ich hochmüthig geworden, eine emmenthaler Bäurin vorstellen wolle; wenn sie eine solche wären, so hätten sie doch das Kinderwägeli nicht ziehen, sondern mit Roß und Wägeli kommen wollen, und was dere uv'rschamte Sachen mehr sind. So redet man doch da oben bei uns nicht mit einander, grollte Stüdeli.

Bei Tische fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an, und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: He wil Stüdi so ganz e Emmethauere ist und so emmethauerisch redet, hier sagt man den Kirsi Kirsi, wie sie heißen, und längs Stuck hat es jetzt immer von Kriesene b'richtet und anders noch mehr; ich sage ihm künftig nur das Kriesi-Stüdi. Stüdeli kriegte ein roth Gesicht, die Andern lachten, die Mutter sagte: Du bist immer der uverschamtest, Sämi, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, sei mir d's Hergotts. Weischt nit, daß Ubername anhängen eine Sünde ist. Einen Namen giebt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das sind die Namen, die gelten sollen, und die geben sie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzu-

thut, der thuts is Tüfels Name, merk dir dies, Bub. Kriesi und Kirsi laht Gott wachsen, und an jedem Ort sagt man ihnen, wie es der Brauch ist, Kriesi oder Kirsi, und es ist beides gleich gut und niemand hat das Recht den Andern auszulachen. Weißt es Bub!" „Ja Mutter, ich lachte nicht deswegen, ich lachte bloß wegen Stüdeli. Albez konnte es auch Kirsi sagen, wie wir; es sagt jetzt nur aus Hochmuth Kriesi, es meint, das sei vornehmer," sagte Sämi so mit der rechten gegenwärtigen Pflegelhaftigkeit eines übermüthigen Schuljungen, wie sie jetzt in den Dörfern, absonderlich in denen, wo Sekundarschulen sind, wo das französische A.B.C. und Kappeleweltsch gelehrt wird, zu finden sind. „Sag du mir wie du willst," sagte Stüdeli, „es ist mir gleichgültig, aber wenn du mir einmal noch Kriesi-Stüdi sagst, so mußt du mir „d'r my Gott Seel Sämi" heiße. Weißt warum? Ich hörte heute was, als ich beim Stall vorbeiging, das hört man im Emmenthal nicht, und das sagtest du aus Hochmuth, daß man glauben sollte, wie ein Großer du seiest. Ich schämte mich fast für dich." „So," sagte der Vater zu Sämi, „mit Schein bekommen ich und du noch mit einander zu reden."

Stüdeli sah alsbald, daß es in eine alte Wunde gestochen, es war ihm leid, es fing von seiner Abreise an zu reden. Es wolle zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim sei, und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon gesagt. „Mit Roß und Wägeli?" frug der Vater. „Zweifle," antwortete Stüdeli. „Das vom gestern brauchen sie nicht und die andern auch nicht. Die hatten gestern stark gearbeitet, und dann nehmen sie am Sonntag keins aus dem Stalle, sie sagen: man müsse gegen die Thiere Verstand haben so gut als gegen die Menschen." „So kann ich dich einen Plätz führen," sagte der Vater, „meine thäten gestern wenig oder nichts und wenn auch, so bekommen sie zu fressen, daß sie auch am Sonntag den Brauch ertragen mögen." Stüdeli ließ sich auf dieses Kapitel nicht ein, sondern bat ihn seinetwegen

nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg seien gut und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß sie lachen könnten: wenn es reiten wolle, müsse es heim kommen, da hätte man Roß und Wägeli, um es weg zu führen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen, und das möge es ganz wohl verbringen." „Ja," ergänzte die Mutter, „ich will es begleiten und eins von den Meitschene zieht das Wägeli schon," und somit war die Reise geordnet.

Sehr freundlichen Abschied nahm Stüdeli von allen Hausgenossen, nur Sämi war nicht sichtbar. Dadurch, daß es sich weder eines Knechtes noch einer Magd verschämte, jedem die Hand und einen guten Wunsch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, sondern sicherte sich lebhafte Vertheidiger gegen den Vorwurf der Hochmüthigkeit, der ihm den Tag über so oft gemacht worden war. Es war ein schöner klarer Sonntags Nachmittag, so recht wie der liebe Gott sie lieb hat und als eine seiner schönsten Gaben den Menschen zur Erquickung sendet und nicht um sie zu entheiligen mit Wüstthun und sie auszufüllen mit Lüderlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unser Herrgott die Lehr- und Ladenjungen, die Schuster und Schneider und andere Gesellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamsells, die Damen und Junker frägt: laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht? hui, wie werden da ihre Gesichter brennen vor Scham und Angst, daß es eine Röthe am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande!

Zwei Mädchen statt nur eins galoppirten mit dem Kinderwägeli voraus auf der staublos gewordenen Straße, und sittigen Schrittes wandelten Mutter und Tochter nach. Als sie zum Dorf aus waren, fing Stüdeli an bitterlich zu klagen. „Mutter, sagte es, wie bin ich doch z'weg, so muß mir ja das Leben erleiden. Hier werde ich ausgelacht, droben werde ich ausgelacht, droben sagte man mir Birlig-Stüdle, hier

d's Kriesi-Stübi, wer möcht am End so dabei sein, wenn man keinem Menschen mehr recht reden kann. Ist das nicht zum Drauslaufen?" und dabei seufzte es schwer und machte fast eine Miene, als ob Thränen am Nachrücken seien. „Wohin wolltest laufen?" frug die Mutter kaltblütig. Du könntest nirgends den Ort finden und wenn du so lange laufen würdest, als der ewige Jude, wo du es allen Leuten recht machen, verschweige recht reden könntest. Das nimmst viel zu schwer, und das kömmt davon her, daß du meinst, es solle alles recht sein, was du machst. Das bessert dir hoffentlich, so gut als es mir gebessert, ich hatte es früher ungefähr auch so. Nebst dem bist du im Uebergang, ohne daß du es merkst. Jetzt bist noch halb Aargauere, aber schon halb Emmenthalere oder noch mehr und in kurzem wirst eine ganze sein. Du redst schon fast wie eine Emmenthalerin, und daß dir so manches bei uns mißfiel, ist ja auch ein sicher Zeichen, daß es dir droben besser gefällt. Das hat sich dir erst erzeigt, als dir unser Dorf wieder vor Augen kam und dir alles weniger gefiel als früher oder gar mißfiel, und doch ist's immer das gleiche, hat sich seitdem nicht geändert. Daneben muß man sich solcher Kleinigkeiten gar nicht achten, sie sind ja nicht redenswerth. Wenn man sich ihrer achtet und sie zu Herzen fasset, so ist es immer ein sicher Zeichen, es gehe Einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, so würde man Kleines liegen lassen und über das Große ächzen und klagen. Da muß man sich hüten, daß man sich nicht versündige. Denn achtet man sich des Kleinen, stößt sich daran, nimmt es als eine Bürde auf, so wird sie accurat so schwer wie das schwerste Elend und das Herz so voll Jammer, als ob das Unglück Einem über dem Haupte zusammenschlüge. Lue, das ist d'Hauptsach, daß du es machst wie eine gute Hausmutter. Die wäscht ab, sobald angerichtet und abgegessen ist, und ehe sie zu Bette geht, räumt sie auf, sieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung ist, stellt jede

Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft sie daraus, alles Ghüder in Kratten, um Morgens auf den Mist zu wandern. Sieh, so mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrath, was sich ansetzen will, was nicht hineingehört, und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohl gefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand habest, die Geduld, die Sanftmuth, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen sein soll, dann b'segne dich und bet ernsthaft: Vater, vergieb mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern und führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von allem Bösen, dann hest's g'wunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'säme g'hängt. Es ist gar nichts, das dir davor sein könnte, als e böse Kopf und es wunderligs empfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinst, das Herz müsse dir abenander. Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut, und was vo nenander het müße, das chunt geng wieder z'säme. Aber das, wo man selbst macht, das ist zum Verderben und das, wo im Herze wachst, das ist wie der Rost, das frißt z'erst Grube und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Rost ist. Mach's so, glaub es chunt gut, du hest alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage hest, sy nume Bagatellsache; ob du ja Birlig-Stüdle oder Kriesi-Stüdi heißest, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb ist und das Kriesi-Stüdi Gott wohl gefällt. Glaub m'r, es war manche Frau ganz anders z'weg, z'weg, daß es se düecht het, wenn ere niemer anders d'r Kopf abschryß, su schryß sie ne selber ab, und wär sih später so reuig gsy, und ist so glücklich worden, du glaubst

nit.“ „Mutter, ih glaub d'r wohl, antwortete Stüdeli, aber ih chah nit, ih bi gar so ne schwachi Person, lang nit was du.“ „Gspäß, antwortete die Mutter, was nit bist, sollst werde, ume nit eis Tags; so macht es sih nit, wie viel meine, sondern bi längem. Fah ume a, selb ist d'Hauptsach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da ist d'r Fehler. Fah a, su chunt's gut, zell druf und glaub m'r.“

So sprachen sie zusammen, kamen unvermerkt weiter, sahen ungesinnet sich vor einem Dorfe, welches mehr als eine Stunde entfernt war. Stüdeli erschrack und machte der Mutter Entschuldigungen, daß es sie so weit habe kommen lassen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtet, wenn nur noch das Heimkommen überstanden wäre, dann hätte es allen Muth, es komme gut. Allweg schreiß dir den Kopf nicht vorher ab, antwortete die Mutter, nachher wärest du dich sicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis in's Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf, wenn ich nicht mit ihnen in's Wirthshaus ginge, sie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als sie dazu kommen, wird es ihnen nicht schaden und dir auch nicht, du hast dann noch einen strengen Weg, immer obsig. Miech nüt, Mutter, wenn die letzte zehe Schritt nit wäre, antwortete Stüdeli mit Seufzen.

Als die Kinder hörten, daß es in's Wirthshaus gehe, thaten sie Sätze wie junge Böcklein, es war, als sei ihnen das Himmelreich verheißen und stracks gehe es darauf los. Als sie in's Dorf kamen, sah man schon gegen das Wirthshaus, denn die Wirthshäuser lieben es auch, daß sie von den Leuten gesehen werden und zwar schon von ferne. Da begannen Stüdelis Zunge zu stocken und seine Füße langsamer zu gehen, endlich rief es: Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit doch, steht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirthshaus in der Straße! — Es düecht mich, es syg so eine dr Postur nah, drnebe sollst du ihn besser kennen als ich und hast jüngere Augen, antwortete die Mutter. Es ist ihn

gewiß, Mutter, sagte Stüdeli, und seine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was sie mache, wenn sie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweislich. Die Sitte auf dem Lande ist viel strenger, sie hält im Allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, sie hält insbesondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälse. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Gesichte und der Mutter Freundlichkeit sehen, wie willkommen sein Erscheinen war, und es war wirklich, als ob Wolken aus Peters Gesicht wegflögen, als ob ein ganz anderer Schein sich darüber lege. Wer geglaubt, es seien da Wolken gesessen und verschwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken gesessen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken.

Aber so ein Ehemann ist wirklich bös z'weg in solchen Fällen, er ist der arme Teufel zwischen Ambos und Hammer. Hör, du bist der Mann, du mußt den Verstand machen, wenn sie ihn nicht selbsten hat, sagen die Alten. Wenn du mich lieb hättest, du würdest anders mir helfen und auf meiner Seite sein, heißt es auf der andern Seite. Nun, wem soll er helfen, besonders wenn man dabei sagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis het d'r Herr Major recht und öppis d's Lisabethli. Er denkt, Vater und Mutter sollten die witzigern sein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und sollt in alt Lüt sich chönne schicke und ihnen auch was chönne z'Gfalle thue. So denkt er in einem Augenblick, so in einem andern und je nachdem Einer ein Gemüth hat, greift es tiefer oder minder tief.

Am meisten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüth, liebte beide Theile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeits-Gefühl, das sagte ihm, seine Frau sei diesmal offenbar im Unrecht. Er selbst war wirklich auch verletzt worden durch ihr Zwängen, welches offenbar

Aufsehen machte, was er bestmöglichst zu verstreichen suchen mußte. Es war ihm angst, wie Stüdeli heimkommen werde, versöhnt oder erst recht anfächtig. Das Erstere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergessen hätte und versöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er sicher, daß sie dieses hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Diese Unruhe trieb ihn seiner Frau entgegen, obgleich es ihm höllisch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Centnern beschwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, sondern wegen den Leuten. Das freundliche Entgegenkommen verscheuchte begreiflich seine Bekümmernisse, es war ein Wecken aus schweren Träumen in eine heitere Wirklichkeit, so wie auch sein Erscheinen Berge abwälzte und Kümmernisse verjagte. Kaum wirkte wohl ein Begegnen, ein Entgegenkommen freud- und segensreicher als dieses. Es ist überhaupt das Entgegenkommen ein gar schön und herzig Ding. Nur muß man es die Meitschi nicht wissen lassen, die könnten es mißbrauchen, jedenfalls übertreiben, überhaupt steht es ihnen in der Regel sehr übel an.

Wenn es so abdeckt auf den Gesichtern und heiter wird in den Herzen, dann schmeckt der Wein und wäre er in der Lüneburger Haide gewachsen. Das war der nicht, welchen unsere Gesellschaft hier trank, der war am Genfersee gewachsen, in unsaubern Wirthshänden nicht verpfuscht, ein anmuthig Wynli und mundete absonderlich der Mutter. „Jetzt sei es beim Schieß Zeit, daß sie aufhöre, wenn sie noch heim wolle, g'wüß heig si es Ketzerli und das es bravs. Sih wüß sih nit z'bsinne, daß es ihr so gegangen. Wenn sie nur d'r Tusig Gottswille scho heim wäre. Es war wirklich etwas an der Sache, denn als sie Geld zählte, weil sie absolut die Uerti berichtigen wollte, klagte sie, sie komme nicht z'weg, bald verschieße sie sich und bald sehe sie die Stücke doppelt.

Doch gefährlich war es nicht, denn als man auseinander ging, war ihr Schritt fest, ihr Gang gerade, man sah ihr nichts an. Nur wer sie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerte sie beständig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun sie hatte Ursache zu heller Zufriedenheit, sie hatte ein gut Werk gethan, mancher Mutter zum Exempel.

Wenigstens eben so glücklich wanderte das junge Ehepaar seines Weges. Stüdeli mochte fast nicht warten, bis sie zum Dorfe hinaus waren, um Peter seine reumüthigen Geständnisse zu machen, zu sagen, wie es ihn's so freue, daß er ihm entgegengekommen und sein Wüstthun ihn's nicht habe entgelten lassen, und seine Vorsätze für die Zukunft mitzutheilen und namentlich, daß es von nun an ganz eine Emmenthalerin werden wolle. Halb sei es sie schon, da unten habe man ihn Kriesi-Stüdi sagen wollen und ihm sonst vorgehalten, es rede ganz emmenthalerisch. Nun wolle es lieber nur einen Uebernamen statt zwei, mit den Birligen wolle es nichts mehr zu thun haben, sondern nur noch von Schöchlene wissen. Ueberdem gefalle es ihm da oben weit besser als da unten, es hätte nie geglaubt, wie doch die Augen ändern könnten, es sei ihm alles ganz anders vorgekommen, die Menschen und die Häuser, kurz alles zusammen, und aller G'lust sei ihm vergangen zu zügeln, auf dem Tanzboden wolle es leben und sterben, wenn man es nur recht lieb haben wolle da oben und es ihn's nicht lassen entgelten, daß es sich so verfehlt.

Peter hätte ein Klotz sein müssen, wenn ob solchen Liebesreden sein Herz nicht hätte weich werden sollen wie Grasanken und er nicht auch ausgepackt hätte, wie lieb es ihnen sei, wie niemand was gegen ihn's hätte, dagegen das größte Bedauern mit ihm, weil man glauben müßte, es sei ihm nicht wohl bei ihnen. Wenn man einmal das wisse, daß es ihm recht und es gerne bei ihnen sei, werde die größte Freude sein und Alles ihm die Hände unter die Füße legen. Sie hätten anfangs großen Kummer gehabt, als es am Samstag so bös

fort sei, und wenn deine Mutter wäre wie manche andere Frau, so hätten wir alle Ursache dafür gehabt. Aber das ist eine, wie man sie nicht oft findet, wie die Merzenglöckli, wenn der Schnee abgeht, die werde ich nicht vergessen und wenn ich hundertjährig würde, und wenn ich ihr Liebs und Guts erweisen könnte, würde ich nie fragen: was kost's? Daran dachte man und das war unser Trost und er fehlte nicht, und wenn du jetzt so kommst, so wirst sehen, was das für eine Freude und eine Liebe ist.

Unter solchen Gesprächen wird der Weg kurz, sie waren daheim, ehe sie sichs versahen und die zehn letzten Schritte hatten keine Bedeutung mehr. Man flog ihm freilich ebenfalls nicht an Hals, aber man kam ihm entgegen, man erkundigte sich mit herzlicher Theilnahme, wie es ihm gestern im Wetter ergangen, alle Hände waren bereit, ihm irgendwas zu thun, daß es fast nicht reden konnte, weil ihm das Weinen immer zu vorderst war. Als Stüdeli am Abend mit Peter in ihr Stübchen kam, da nahm es ihn um den Hals und sagte: „Das habe ich nicht verdient, aber ich will es zu verdienen suchen, zähle darauf.“

Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung.

Es wechselt die Gestalt des Himmels. Heute scheint aus tiefblauem Grunde die goldne Sonne, auf milder Winde leisem Hauche wiegen sich und schwimmen Ströme ihres freundlichen Lichtes auf die erröthende Erde nieder; morgen ist der blaue Grund ein ungeheurer Schooß schwarzer Wolken geworden. Hagel, Schnee- und Regenfluthen brechen aus den unergründlichen Schlünden und wilde Stürme peitschen sie nieder auf die trübselige Erde. Wenn am blauen Himmel keine Wolke geht, in der Sonne Gold die bräutliche Erde glänzt, jeder Baumzweig von blühenden Hoffnungen schwellt, und das Auge des Menschen würde wonnetrunken und seine Seele würde loben den Herrn, weil seine Hand die wüsten Wolken verzehrt, die Erde mit Pracht geschmückt, mit Hoffnungen gesegnet, weil sein Rathschluß endlich Sturm und Wechsel aufgehoben und das Schöne bleibend gemacht unter dem Himmel: so würde der Herr, der die Sonne hinausführt aus der Morgenröthe, gleich einem Bräutigam aus seinem Gezelte, der verschlossen hält die Winde in ihren Kammern und dessen Hand die Wolken ballt, dem Wechsel rufen, dem thörichten Menschenkinde das Eitle seines Lobes zeigen und ihm predigen im Sturmwinde, daß das Bleibende nicht hienieden zu suchen sei, und daß er, der die Natur geschaffen,

die Natur nicht ändere, denn was er gethan, ist wohlgethan. Dieses Gesetz des Wechsels erstreckt sich über alles, was unter dem Himmel ist, berührt oder geboren wird aus den Elementen, auch das Menschengeschlecht ist ihm unterthan. Wer träumen würde in langem Frieden, wo die Kräfte im Gleichgewicht liegen, ein Interesse das andere gebunden hat, wie auch zuweilen im Gleichgewicht die Elemente schweben und einander auf immer gebunden zu haben scheinen, die geordneten Interessen würden das Paradies wieder auf Erden zaubern, der thäte gröblich irren. Interessen bleiben nie lange geordnet, Interessen entstammen der Selbstsucht, und eben Selbstsucht duldet den Frieden nicht; Interessen schwellen auf, werden übermächtig, Interessen werden gefährdet, die Krämpfe der Noth bringen sie in Aufruhr, was andere ihnen gebracht, bringen sie wieder:, die Krämpfe des Todes durch Entziehen der Säfte; die Furie des Krieges erhebt sich, läßt ihre Flammen sprühen über die Erde. So geht es.

So ging's zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Gewaltige Krämpfe erfaßten die Menschheit; wie Wirbelwind den Staub wirbelt, wirbelte der Krieg die Völker durcheinander, die Franzosen über's Meer in's heiße Afrika, die Russen aus ihrem kalten öden Lande in's schöne Italien hin. Wie Stürme die Heuschrecken verschlagen, die hungrigen, welche alles Grüne fressen, so ward eine wüste Wolke voll kleiner unbehofter Franzosen verschlagen über die Schweizerberge in's grüne, schöne Land mitten hinein, sie zehrte an ihm wie die Heuschrecken am Grase auf dem Acker. Es waren lauter Teufelskerle, die an den Bergen kletterten wie Gemsen, in's Feuer liefen wie Rosse, welche man aus einem brennenden Stalle getrieben, — die keinen ganzen Fetzen, groß wie eine Hand, am Leibe hatten und doch die ganze Welt in die Tasche stoßen wollten, die, den Tod in allen Gliedern, hellauf erschallen ließen ihre Siegeslieder. Es war ein eigenes Volk; die Welt begriff es nicht, und das Volk begriff eben so wenig

die Welt, hielt sie für ein Butterbrod, welches unser Herrgott den Franzosen zum Frühstück extra zurechtgestrichen.

Die Franzosen hatten Geld nöthig zu einem Zuge, die Welt von Egypten her anzubeißen, darum fielen sie, wie Kinder vor Ostern über ein Nest voll Eier, über die Schweiz her. Damals war Frankreich eine Republik, die Franzosen nannten sich Republikaner, die Schweiz war ebenfalls eine Republik, und die Schweizer waren wirklich Republikaner. Darum sagten die Franzosen den Schweizern, sie liebten sie wie Brüder; sie liebten aber nicht die Schweizer, sondern bloß die Eier. Aber die Franzosen haben schöne Worte und die wußten sie geltend zu machen und an Mann zu bringen, als wären sie goldene Münzen. Der ärgste Jagdhund und Spitzbub weiß zu reden, als ob neben ihm die edelsten Römer und Griechen, Brutus und Cato, Aristides und Sokrates, bloße Dreckseelen und volksverrätherische Aristokraten und verkappte vorweltliche Jesuiten seien. Darum sagten sie zu den Schweizern: „Ihr alten Lümmels wißt gar nicht, was eine Republik ist, wir unbehoseten Franzosen wollen euch das Ding lehren. Ihr habt Herren, Aristokraten, Pfaffen, gar einen Gott! das ist Alles nichts und muß weg. Denn seht, wir sind Alle gleich, sind Alle Brüder, keiner mehr als der andere, jeder, was der andere: Bürger, Brüder, sacré nom de dieu! Wir wollen euch die rechte Republik bringen, vom alten Ungeziefer säubern, wir die große Nation, die wahren Menschen les hommes par préférence.“ Das zog. Die Wege wurden ihnen geebnet, und wenn sie dieselben auch mit Blut begießen mußten, so war Blut damals nicht bloß wohlfeil, sondern man hielt brave Aderlässe zu passender Zeit für gesund. Als sie nun 'mal herein waren die braven Citoyens, da fragten sie den schweizerischen Brüdern spottwenig nach, sondern bloß den Eiern. Diese nahmen sie aus mit französischer Kunstfertigkeit und zwar bei Patrioten und Patriziern, bei Aristokraten und Demokraten — wirklich ohne allen Unterschied,

und als sie alle Eier hatten, da kamen sie wieder auf das Erste zurück, sagten, wir seien Alle Brüder und darum müßten die Schweizer ihnen auch helfen die Welt in die Tasche stoßen, des großen Butterbrodes theilhaftig werden. Wenn sie es 'mal nöthig hätten, werde es sich dann wohl zeigen, wer es speise, werden sie gedacht haben. Nach den Eiern nahmen sie also den Schweizern noch ihre Kinder, zogen mit ihnen in der Welt herum; wo verschlossene Thore waren, stießen sie dieselben mit den harten Schweizerköpfen auf, und als sie aus Rußland über die Beresina rannten, da mußten die Schweizer die Mauer machen, an welche die Russen rannten, hinter welcher die Franzosen sicher laufen konnten. So ging es damals, und so waren die Franzosen ehemals und so die Schweizer ebenfalls. Ob jetzt die Franzosen anders sind oder die Schweizer noch so einfältig, das weiß Gott und die Zeit wird es lehren.

Damals also, als die Franzosen die Eier ausnahmen bei den dummen Schweizern, damals geschah es, daß Nachzügler einer wilden Halbbrigade, wahrscheinlich von Luzern kommend, in Waltrigen Halt machten und übernacht blieben. Waltrigen liegt in einem Emmenthaler Thal, besteht aus einzelnen Höfen und Häusern, unter welchen auch eine Mühle sich befand. Jetzt sind noch drei Wirthshäuser dort, das Oertlein ist nämlich auch im entschiedenen Fortschritt begriffen und dreht sich nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes. In der ganzen Welt, d. h. so weit Brod gegessen wird, hat das Wort Mühle einen angenehmen Klang, die Mühle selbst eine freundliche Anziehungskraft, bloß für die Störche nicht, welche, wie das Gerede geht, nie auf einer Mühle nisten sollen, aus Furcht, wie man eben sagt, daß ihnen die Eier gestohlen werden möchten. Da aber bekanntlich die Franzosen nicht Störche sind, quartierten sie sich vorzugsweise in der Mühle ein; eher hatten der Müller und die Frau Müllerin Ursache, sich für Störche zu halten, denen gestohlen wurde, was sie in ihrem Neste hatten.

Die Franzosen übten eine ganz wunderbare, zauberähnliche Macht zur selben Zeit; wo einer erschien, da war er Herr, und erschien er alleine in einem großen Dorfe, so geberdete er sich als König und er war König, er, der brave Citoyen, der liebe Bruder. Und war der Eine gar General, so brandschatzte er, so weit er kam, als wäre er allein eine ungeheure Heuschreckenwolke, hinter welcher nichts grün bleibt, unter welcher alles verödet. Als die braven Citoyens in die Stadt Bern ritten, zogen sie allen lieben Brüdern, welche am Wege standen, die Uhren aus den Taschen, und die lieben Brüder in Bern meinten, das müsse so sein, verstehe sich von selbst; aus den hintersten Gliedern, wohin die Arme der Husaren nicht langten, drängten sich die guten Bürger heran, hoch in der Hand die Uhr und schrien: „en voilà encore une!“ So einer, der eben eine Uhr einem Husaren darbrachte, sagte demselben, er solle doch einen Augenblick hier warten, er habe noch eine zu Hause und diese wolle er ihm auch noch holen und bringen. Der Husar lachte, wartete, und der gute Berner Bürger brachte richtig seine Uhr und freute sich sehr, daß der gute Husar so gut gewesen war zu warten, bis er mit der Uhr wieder kam. So kreuzehrlich war damals die Welt gegen die guten lieben Franzosen, welche Allen die besten Worte gaben und dafür sich berechtigt glaubten, alles Uebrige zu behändigen und zwar von Rechtes wegen, d. h. aus lauter Liebe und Brudersinn.

So rumorten auch die französischen Halbbrüder, welche man füglich für ganze Waldteufel hätte nehmen können, in der Mühle von Waltrigen, nur war der Müller eben kein ehrlicher Berner Bürger, der, was die Franzosen nicht sahen, noch freiwillig holte, sondern eben ein Müller und gewohnt, bei Seite zu schieben, was er gerne behalten wollte. Aber im Geschäfte war er diesmal nicht glücklich; am wenigsten ließen sich vier stattliche Rosse beseitigen, welche er im Stalle hatte, so rechte Emmenthaler Müllerrosse, mit ellenbreiter

Brust und einer Rinne über den Rücken, durch welche man füglich einen artigen Brunnen hätte leiten können; es laufen in fürstlichen Gärten Bächlein, welche Wasserfälle vorstellen sollen und so eine Rinne nicht halb füllen würden.

Bekanntlich haben die Franzosen von je eine besondere Vorliebe für das Requiriren gehabt und sich auch eine bedenkliche Gewandtheit in Requisitionen von allen Sorten erworben; sie requirirten also die vier Rosse sammt einem Knechte, um sie nach Burgdorf zu führen. Der Knecht war ein wilder Bursche, blieb unzähmbar bis zum Tode, selbst ein böses Weib brachte nichts an ihm ab; den Beinamen Mühlehänsel nahm er mit in's Grab. Mühlehänsel fluchte mörderlich, als er hörte, die Franzosen wollten gefahren sein. Er schlug vor, dieselben fortzuprügeln oder todtzuschlagen, man sei doch nicht auf die Welt gekommen, um von den fremden Halunken sich kujoniren zu lassen; wenn die was befehlen wollten, so sollten sie heimgehen und dort befehlen! „Hänsel, was denkst!" sagte der Müller; „ja, wenn die alleine im Lande wären, so käme es mir nicht darauf an, ein Paar mehr oder weniger zur Seite zu thun. Aber du weißt, es wimmelt von denen Kujonen, machte man die abweg, kämen andere und suchten, bis sie wüßten, wo die hingekommen, dann Gnade Gott uns: sie thäten alles verbrennen, so weit sie kommen möchten, sogar den Himmel über uns. Am besten ist's, man führe sie weg und je weiter je lieber; aber wenn du es ungern thust und dich fürchtest, so kann Michel fahren, oder ich will." Potz, wie fluchte Hänsel. Das konnte er nicht verwinden, daß der Meister denken sollte, er fürchte die Franzosen, und wenn deren wären wie Sand am Meere, so wolle Hänsel ihnen zeigen, wer Meister sei, sagte er. Hänsel ward ausgelacht; das beschämte ihn aber nicht, sondern machte ihn nur zorniger. Man könne es noch erfahren, sagte er, wer der Hänsel sei und was der Hänsel könne. —

Ein großer Wagen ward zurechtgemacht, mit Stroh ge-

füllt, Bretter auf die Leitern gebunden, die Räder geschmiert und ein tapferes Nachtfutter den Pferden vorgeschüttet, dann harrte man des kommenden Tages. Die Ruhe zu suchen in einem Hause, in welchem ein Rudel Franzosen hausen, heißt Zeit verloren. Franzosen und Tessiner haben darin mit Flöhen und Wanzen eine sehr auffallende Aehnlichkeit, daß sie des Nachts am aufgeregtesten und kühnsten sind oder scheinen. In Waltrigen hatte man bereits Erfahrungen gesammelt, die Ideale waren zerronnen, man kannte die Franzosen. Diese ließen durch solches Mißtrauen sich nicht anfechten, ihr Selbstbewußtsein erhob sie darüber, jedem war es, als ob er die ganze große Nation in seinem Leibe trüge.

Dieses nationale Selbstbewußtsein hat seine große, schöne, aber auch seine wüste und lächerliche Seite; jedenfalls wäre zu wünschen, daß die Deutschen und Schweizer auch etwas davon hätten, und hätten sie etwas davon, so würden sie nicht meinen, sie müßten dieses französische Selbstgefühl sich aneignen, sobald es bei den Franzosen zu Tage tritt, als ob sie die gebornen Affen der Franzosen wären. In Frankreich soll folgende Sage existiren: Als unser Herrgott aus Lehm den Adam geschaffen, habe er dem Adam mit dem Athem des Lebens die französische Sprache eingehaucht, und das erste Lebenszeichen, welches Adam gegeben, sei gewesen, daß er gesagt habe: „Merci bien, cher père!“ Ein Klümplein Lehm sei übrig geblieben und Gott der Herr habe es liegen lassen. Als Gott der Herr den Adam gemacht, habe auf einem Baume ein Affe gesessen und Gott dem Herrn zugesehen, wie er den Adam gemacht. Als Gott der Herr fortgegangen, da sei der Affe vom Aste gesprungen, habe über den Lehm sich hergemacht, habe denselben geknetet, getanggelt, bis er eine Figur gegeben, und dann habe er dreingeblasen aus Leibeskraft. Da sei Leben in die Figur gekommen, sie habe sich gedreht und gestreckt, habe endlich das Maul aufgerissen und gesagt: „Himmelsakerment, da bin ich auch!“ Darauf habe der

Adam gesagt: „Qui est là?“ Darauf habe der Andere gesagt: „Versteh' dich nicht, das wird französisch sein? Himmelsakerment, wenn ich nur französisch könnte: quix und cax und sonst noch mehr!“ Darauf habe der Adam gesagt: „Bougre de bête!“ „Mätschi bieng!“ habe darauf der Andere gesagt. So erzählt man sich in Frankreich die Schöpfung. —

Endlich brach der Tag an, es war schön und dazu ein Sonntag. Sonntage, wenn die Sonne scheint, sind immer glänzender als andere Tage, so wie sie auch, wenn trübe das Wetter ist, viel trübseliger scheinen als andere Tage. Die Franzosen fuhren wie Wespen im Hause herum, jagten nach allerlei Dingen, absonderlich nach dem Weibervolk, kriegten viele Dinge, aber eben gerade dieses nicht. Hänsel hatte unter vielem Fluchen angespannt; einige Franzosen hatten dazu getrieben, saßen längst oben auf dem Wagen, machten höllischen Spectakel mit Schreien und Gestikuliren, sprangen hinunter und wieder herauf, daß die wilden Pferde fast nicht anzuspannen und zu halten waren. Das ging auf und nieder, noch ganz anders als auf der Leiter, auf welcher Vater Jakob die Engel auf- und niedersteigen sah, es gegangen sein wird. Die auf dem Wagen schrien nach denen, welche noch im Hause waren; trabten endlich diese her, sprangen die Erstern herunter und die Andern schrien und lärmten. Hänsel verlor die Geduld, er setzte sich auf's Sattelroß und schrie, wer mitwolle, solle aufsitzen, keinem donners Schelm warte er eine Minute länger! Die Franzosen verstanden ihn nicht, begriffen ihn jedoch und schrien nun noch ein Mal so viel, dem Hänsel, er solle warten, den Andern, sie sollten kommen, und kam einer, so sprangen zwei herunter, die Uebrigen zu holen. Da setzte sich Hänsel z'weg, sagte: „Hü, in Gottes Name!“ und ließ die Peitsche knallen, daß es an allen Bergen wiederhallte. „Bougre Diable! sacré nom de dieu! c'est une bête! cochon!“ u. s. w. brüllte es hinter Hänsel her, focht diesen aber nicht an; er fuhr kaltblütig zu und gerade in die tief-

sten Löcher mitten hinein, daß der Wagen alle Augenblicke umzustürzen drohte, die Franzosen die größte Mühe hatten, sich oben zu erhalten, und die, welche über Hals und Kopf nachgelaufen kamen, das Leben riskirten. Von Waltrigen nach Burgdorf führen zwei Wege: einer über Sumiswald (es ist die Hauptstraße von Bern nach Luzern), einer über Affoltern auf wildem Bergrücken, eng, schlecht und einsam, aber kürzer als der erste. Diesen hatte Hänsel gewählt. Der Meister hatte gesagt: „Warum diesen? Nimm dich in Acht, da können sie mit dir machen, was sie wollen!" Darauf hatte Hänsel gesagt: „Und ich mit ihnen, was ich will, sie sind in meiner Hand so gut als ich in der ihren: ich bin's, der das Leitseil hält!" „Meinethalb," hatte darauf der Meister gesagt, „willst du es wagen, so wage es, aber zu den Rossen sieh mir, Rosse kosten Geld." Es war schön, wie die Franzosen nachzottelten, in den Wagen purzelten, ihre damals noch dreieckigen Hüte nach allen Richtungen sich drehten, wankten und stürzten, während Hänsel kaltblütig auf dem Sattelpferde saß und kunstgerecht durch alle Löcher den Wagen rumpeln, die Pferde in ziemlichem Trabe laufen ließ. Bekanntlich liebt der Franzose die Bewegung, und als einmal Alle oben saßen, erquickten sie sich ordentlich am Schütteln und Rütteln, und wenn einer einen Purzelbaum in's Stroh machte oder mit der Nase dem Vordermann in den Nacken fuhr, so gab das Grund zum Lachen und das war Allen recht.

Aber nun kam man an einen Berg; im schwarzen Tannenwalde führte ein enger Hohlweg auf den wilden Bergrücken, an dessen östlichem Abhange Affoltern liegt. Der Hohlweg ist steil und lang, und begreiflich fuhr Hänsel in kurzem Schritt und sah immer hinter sich, ob die Franzosen nicht Verstand hätten und absteigen wollten. Damals muthete man dem Vieh noch nicht Unmenschliches zu: damals machte man aus fünf Stunden eine Tagreise, stieg am kleinsten Abhange aus, und wo der Weg irgendwie sich neigte,

spannte man aus Leibeskräften. Aber Hänsel sah umsonst zurück. Da stieg ihm keiner der Franzosen ab, sie brüllten ihn an und machten allerlei Geberden, sogar mit Säbeln und Flinten. Hänsel verstand ihr Welschen nicht, drehte sich kaltblütig um und stopfte gemächlich seine Pfeife. Aber die Franzosen, deren heißem Blute langsames Fahren nicht zusagte und die bekanntlich mit ihren requirirten Fuhrleuten nie besonders human umgingen, hatten auf ihren Weltfahrten gar anschauliche Manieren, um sich begreiflich zu machen, sich angeeignet: die einen jagten und scheuchten die Pferde, andere schlugen nach Hänsel, kitzelten ihn mit den Bajonetten; dieser konnte sich nicht wehren, mußte die Pferde halten, verspritzte fast vor Zorn, und wenn er mit der Peitsche drohte, so höhnten sie ihn aus, fingen die Peitsche und kujonirten ihn um so tapferer. Hänsel war eine zornige Natur, aber solch einen Zorn hatte er noch nie verwerchet, wäre nur irgendwo ein Loch gewesen groß genug, er wäre aus der Haut gefahren. Aber wie es geht, daß auf die größte Hitze plötzliche Kälte folgt, wie z. B. wenn man Fische kocht, der Boden der Pfanne kalt wird, sobald der Inhalt derselben den rechten Siedepunkt erreicht hat, so ging es Hänsel.

Als man den Berg hinaufgefahren war, waren die Pferde mit Schaum bedeckt und ganz erwildet. Mit Mühe hielt sie Hänsel zurück von zornigem Laufe, und immer boshafter und muthwilliger hetzten von hinten her die Franzosen. Auf und nieder führte der Weg, selten war hie und da eine kleine ebene Strecke; es war so recht passend für muthwillige Bursche, Pferde und Fuhrmann des Teufels zu machen. Prachtvoll ist die Aussicht von jenen Höhen weg, das ganze Aarthal sammt dem Jura sieht man rechts, das Emmenthal und hinter demselben die Gebirgskette in ihrer weitesten Ausdehnung sieht man links, wer nämlich die Augen zum Sehen hat, aber die Franzosen hatten solche nicht, hatten für nichts Sinn, als für ihr boshaftes Spiel. So waren sie endlich zu dem

Punkte gekommen, wo der Weg eng und steil zwischen Felsen zu Thal läuft und in der Nähe von Burgdorf in die Heerstraße sich mündet. Wer einen guten Schritt hat, braucht mehr als eine halbe Stunde, bis er aus der Tiefe auf die Höhe kommt.

Als Hänsel die Höhe erreicht hatte, wo der Weg sich zu senken beginnt, hineinläuft in die Rinne, welche zu Thal führt, da hetzten die Franzosen wieder in wilder Lust Mann und Rosse. Da hob sich plötzlich Hänsel im Sattel, hieb auf die Vorderrosse ein, stach die Deichselpferde an, daß die wilden Thiere hoch aufsprangen, in gestrecktem Laufe niederrannten. Hänsel hatte die Zügel gut gefaßt, kannte genau die kurzen Windungen des Weges und schnurrte mit seinen Franzosen auf Tod und Leben den Berg ab. Wohl, jetzt ging es den Franzosen rasch genug, sie schrien schrecklich erst, dann ward es stille auf dem Wagen, keinen Laut vernahm Hänsel mehr.

Warum es so stille ward, wußte Hänsel nicht, zum Zurücksehen hatte er keine Zeit. Scharf in Aug' und Hand hielt er die Rosse; glücklich machte er die jähe Beugung beim sogenannten Sommerhaus, einem Bade, in welchem die Burgdorfer seit mehr als hundert Jahren sich weiß zu waschen versuchen und es doch nie zu Stande bringen. Die ganze Bewohnerschaft schoß unter Thüren und Fenster, sah mit Beben die rasende Fahrt, sah mit Staunen, wie Hänsel glücklich in die Heerstraße lenkte und der Stadt zufuhr. Leer war der Wagen, nichts als einen kleinen Koffer fand Hänsel, als er vor dem Kaufhause hielt; den warf er ab und fuhr durch's obere Thor weiter in großem Bogen der Heimath zu. Wenn auch keiner seiner Franzosen von ferne zu schauen war, so traute er dem Landfrieden doch nicht, denn es lagen noch andere im Städtchen; an den Hals ging es ihm, wenn sie seine halsbrechende Rache vernahmen. Sie waren als Brüder in's Land gekommen, als Brüdern war

ihnen alles erlaubt; wer sich dagegen sträubte, nicht alles dulden wollte, der versündigte sich an der Brüderlichkeit, an den heiligsten Verhältnissen, riskirte daher die schwerste Strafe, begreiflich. Was eigentlich diese Höllenfahrt für eine Bedeutung habe, begriff man weder im Sommerhaus noch in der Stadt. Hänsel stand niemanden Rede, fuhr stillschweigend weiter.

Im Sommerhaus war reges Leben: ältere Leute badeten, für die junge Welt und wilderen Gäste, welche man auf den Nachmittag erwartete, wurde gesotten und gebraten, was man nur Gutes ersinnen konnte, und die Wirthin kannte was gut war und wußte wie man es machte. Ueberall im Walde, der an das Haus stößt, wurden unter den schönen Buchen Tische und Bänke zurechtgestellt und im Keller Wein gezogen und Bier angezapft, alles gerüstet, daß die Gäste absitzen konnten, nur zu befehlen brauchten und ihren Willen erfüllt sahen. Der Wirth gab in seinem Fache der Wirthin nichts nach, und beide waren darin einig, daß nichts die Gäste wähliger mache als langes Warten, wogegen rasche Bedienung so gleichsam ein Mantel der Liebe sei, der viele Sünden bedecke. Die Leute hatten also nicht Zeit zusammenzustehen, die Hände in den Taschen von allen Sorten, und zu klappern nach Herzenslust. Aber wo zwei zusammenkamen, daß sie sich mit der Stimme erreichen konnten, rathschlagten sie, was die Erscheinung möchte gewesen sein und ob eine wirkliche oder eine gespensterhafte, denn, sagten sie, kein Vernünftiger thäte so was, und wer es thäte, käme nicht lebendig herunter. Sie freuten sich daher Alle sehr, den Handel beim Mittagessen, wo sie doch in etwas beieinander absitzen durften, gründlich zu verhandeln. Die Köchin kochte geschwinder, die Stubenmagd deckte rascher, und selbst die Wirthin ließ sich beikommen, rief nöthlicher zu Tische, als sie es sonst gewohnt war, und ehe noch der Wirth absaß, hieß sie den Allerweltsbub, das heißt den Jungen, der Allen gehorchen sollte und alles machen, was die Andern nicht

machten, beten. „Seh' Bub, bet', und nicht so gestottert, sondern fläthig fort, daß du heute noch fertig wirst,“ sagte sie. Der Bub ließ sich dies nicht zwei Mal sagen und trieb die Gebete (damals betete man vor Tische wenigstens drei Gebete, das Unservater als Schlußwort nicht gerechnet) über die Zunge, wie Buben ihre Kreisel peitschen durch die Stube. Aber wie fläthig das Ding auch ging, noch war das zweite Gebet nicht abgehaspelt, als es draußen an die Thüre schlug gewaltiglich.

Man kannte dieses Klopfen, es war französische Manier: die lieben Freunde und Brüder kündigten sich gemeiniglich mit Flintenkolben an. Mit einem Fluche stand der Wirth auf, fand draußen zwei Franzosen und sah noch einen und wieder einen hinkend und blutend den steilen Hohlweg, der Leuen genannt, herabstolpern. Der Wirth zeigte ihnen die nahe Stadt, wo das Quartieramt sei, wo sie hin müßten, wenn sie einquartirt sein wollten. Aber die großen Weltbürger liebten Weitläufigkeiten nicht, waren Liebhaber von kurzen Manieren. Der Wirth fügte sich, nahm sie auf, mehr aus Mitleid als aus Furcht, denn den erstern kamen immer Erbärmlichere nach; er begriff jetzt die Bewandtniß mit den brausenden Rossen und dem leeren Wagen. Das waren eben die Franzosen, welche auf dem Wagen gesessen waren. Als die Höllenfahrt so unerwartet anging, hatte es gleich anfangs einige von dem Wagen gesprengt, wie Motten dahinfahren, wenn man Pelze ausklopft. Den andern verging Hören und Sehen, denn so was hatten sie nie erlebt; sie suchten hinten zum Wagen hinauszukriechen; wem es gelang, wurde immerhin derb am Boden hingeschmissen, daß er einige Zeit das Aufstehen vergaß; andere wurden hinausgerüttelt wie Flöhe von den Hunden; der Rest kam vom Wagen, er wußte nicht wie. Ein Wunder war's, daß nicht Hälse brachen und das übrige Gebeine sammt und sonders. Aber es muß den Franzosen gegangen sein eben wie es den Flöhen geht, welche von

Hunden abgeschüttelt werden: man hat nie gehört, daß eine derselben ein Bein gebrochen hat; kaum sind sie abgeschüttelt, nehmen sie neue Sätze, springen unerschrocken wieder in's erste beste Fell. Sonst waren die Franzosen aber doch gequetscht und zerschlagen ganz jämmerlich und fluchten mörderlich; den einen fehlte der Tornister, andern die Flinte und andern gar der majestätische Dreizipfel; in ein bloßes Sacktuch war das stolze Haupt gehüllt — doch vor Allem fehlte der Majestätsverbrecher, der verruchte Hänsel. Bei jedem Schritte den Leuen hinunter, bei jeder Wendung des Weges erwarteten sie den Hänsel zu finden, zerschellt mit Roß und Wagen an einem Häufchen oder an einem Baumaste hängend wie der Knabe Absalom. Aber sie fanden nichts, als alleweil noch einen Kameraden, eine Flinte oder einen Tornister. Wäre das nicht gewesen, sie hätten geglaubt, er wäre durch die Lüfte davongefahren, vom Teufel geholt. Sie suchten ihn im Sommerhause, wollten ihn vom Wirthe haben, und als sie ihn nicht fanden, so hätten sie gerne den Wirth für den Hänsel genommen, wie bekanntlich in der Türkei jedes Dorf für alle Verbrechen, in seinen Marchen begangen, verantwortlich ist, entweder den Verbrecher ausliefern oder an seiner Stelle büßen muß, welche Mänier die Franzosen bekanntlich als sehr probat nachahmten bis nach Spanien und Rußland hinein. Doch der Wirth hatte gar gewaltige Schultern, während sie sich gar elend fühlten im Gemüth und in allen Gliedern; sie begnügten sich daher zu fluchen so schrecklich als möglich, wollten essen und trinken, verbanden sich gegenseitig und wuschen das Blut ab. Das Ereigniß mit dem Wagen war also aufgeklärt, und auf den Gesichtern sämmtlicher Bewohner des Sommerhauses sah man sogenannte Galgenfreude, und spöttischer Blicke konnte sich niemand enthalten, so oft er einem Franzosen begegnete, und so oft man in den steilen gewundenen Hohlweg sah, konnte man sich des Schauers nicht erwehren; eine solche tolle That war noch nie erlebt worden

und hat sich nicht wiederholt am Leuen. Die Franzosen sahen wohl, daß man ihnen ihr Elend gönne, entschädigten sich am Essen und Trinken und sagten: „**Attendez seulement**, wart' **Bougre**!"

Nach und nach fanden sich die Gäste ein, ein Badekämmerchen nach dem andern ward besetzt, ein Abendessen nach dem andern bestellt. Niemand ging in's Bad, ohne die große Begebenheit vernommen zu haben und einen spöttischen Blick in's Gastzimmer zu werfen, wo die Franzosen ihr Lazareth aufgeschlagen hatten, aßen, tranken, fluchten und schnarchten. Es kamen hinter den Städtern her aber auch Franzosen, welche im Städtchen lagen, und zwar von der nämlichen Halbbrigade. Sie waren erstaunt, hier Kameraden zu finden in solchem Zustande. Wer Franzosenart kennt, kann sich denken, was nun für ein Geschnatter entstand und welch ein Lärm: jeder erzählte, jeder brüllte drein, jeder machte seinen Zorn laut und legte ihn an Tag, so geräuschvoll er konnte, jeder ward zum Feinde des Landes, in welchem solches begegnet war, und hielt sich für berufen, die den Kameraden widerfahrene Unbill zu rächen.

In feindlichem Lande ist alles erlaubt, ein Verbrecher ist, wer schrankenloser Willkür sich nicht fügt, Widerstand entgegengesetzt, das sind der Franzosen brüderliche Begriffe. Nun gab es Spectakel; beleidigt wurde, wer in ihre Nähe kam; wer im Freien war, machte sich aus dem Staube, wer im Bade war, machte daß er heraus kam, was aber mancher ehrlichen Bürgersfrau große Mühe kostete, weil ihr die Röcke immer verkehrt über das Haupt fielen, und wenn sie endlich recht saßen, so stand erst der entscheidende Augenblick vor der Thüre. Oeffnete man die Thüre, was dann und wer stand draußen? Einmal draußen, zottelten sie der Stadt mit einer Inbrunst zu, noch ganz anders als die Töchter Kains, da die Sündfluth einbrach, dem ersten besten Hügel. Bald war niemand mehr im Sommerhaus, als die Wirthsleute und zwei Gäste, zwei handfeste Bürger von der alten Sorte,

welche es unter ihrer Ehre gehalten hätten, in ihrem eigenen Hause (denn das Sommerhaus gehörte der Stadt) Fremden Platz zu machen und sich in ihrer Sonntagsfreude, einem namhaften Schluck, stören zu lassen. Der schöne Nachmittag war getrübt, des Wirths Erwartungen übel zerstört, statt einer reichen Einnahme konnte er Franzosen speisen und tränken, und statt Geld kriegte er vielleicht noch Schläge, und kein Mensch im Hause war vor den übelsten Mißhandlungen sicher. Dem Wirth, der seine Gäste selbst bediente, weil er niemanden der Gefahr aussetzen wollte, kochte es übel im Gemüthe, doch ertrug er lange den französischen Uebermuth und scheinbar kaltblütig, bis er Geschrei hörte aus der Küche, wohin einer der Unholde gedrungen war. Dorthin ging er, warf den Burschen hinaus, las sich dann drei gute buchene Scheite aus, ging zu den beiden Bürgern und sagte: „Siehe, David, das nimmst du und gehst zur obern Thüre, und du, Karludi, nimmst dies und gehst zur untern Thüre, mit diesem will ich in die Stube und die Schweine austreiben; klopft sie vaterländisch aus, wenn sie vorbeilaufen, damit sie wissen, was Prügeln ist.“ Das war den beiden Bürgern angeholfen, denn damals war den Bürgern von dieser Sorte eine tapfere Prügelei die höchste Bürgerlust; sie verschmähten es nicht, an Markttagen und Musterungen mit den Bauern sich herumzuschlagen, und trugen, wenn auch zumeist blutige Köpfe, doch zuweilen auch den Sieg davon. Als der Wirth sah, daß sowohl der David als der Karludi Posto gefaßt, ging er in die Stube, öffnete mit einem gewissen Anstande beide Thüren sperrangelweit, warf dann den nächsten Franzosen zu der einen hinaus, den zweiten zur andern, schlug mit dem Scheite auf die andern ein, daß eine plötzliche Angst die Franzosen ergriff über den so raschen Angriff; die, welche fest vor Kanonen gestanden, liefen vor dem Scheite über Hals und Kopf davon, sprangen zu den Fenstern hinaus, und im Umsehen war das Haus leer.

In Angst und Zorn liefen die Franzosen der Stadt zu, noch viel hastiger, als kurz vorher die Bürger und Bürgerinnen. Als der Wirth den Auszug sah, sagte er zu den Andern: „Jetzt macht, daß ihr nachkommt, und seht zu, was geht; die sind im Stande, uns eine verfluchte Suppe auf das Feuer zu stellen.“ Richtig, so war es auch. Die Franzosen kochten Rache, und wie auf Universitäten die Studenten, wenn sie Noth leiden, rufen: „Bursche raus!“ so schrien die Franzosen, als ob sie am Spieße stecken thäten, nach einem Trommelschläger. Sobald sie einen kriegten, mußte er Generalmarsch schlagen. David und Karludi, welche auf dem Fuße gefolgt waren, riefen dazwischen: „Fürio!“ schickten nach dem Sigrist, daß er Sturm läute mit allen Glocken. Unglücklicher oder vielleicht auch glücklicher Weise stak der irgendwo in einem Wirthshause, der Schlüssel zum Thurme stak in seiner Tasche, die Glocken blieben still.

Indessen liefen auf das Geschrei hin doch eine Menge Bürger zusammen, bunt wimmelte es auf den Gassen: Franzosen und Bürger durcheinander wie Kraut und Rüben; wild brüllte es in allen Tönen und vielen Sprachen, in Fragen und Antworten. Alle wollten wissen, was es gegeben, niemand wußte es recht, daher desto schrecklichere Gesichter. Draußen im Sommerhaus sollte eine ganze Compagnie Franzosen erschlagen worden sein, am Leuen gar eine ganze Brigade todt liegen, die Stadt sollte an allen vier Ecken angezündet werden und niedergebrannt mit Mann und Maus; schon seien in der untern Stadt die Leute in die Häuser gejagt, die Thüren verschlossen und der Mordbrand habe begonnen. Und wie die Gerüchte schwollen, schwoll der Zorn in den Gemüthern, die Augen funkelten sich an wie Katzenaugen, ehe der Streit beginnt. Französische Beine und Berner Beine wollten sich nicht mehr aus dem Wege gehen, man rannte zusammen, und mancher leichte Franzose ward von den schweren Bürgern überrannt. Wer fiel, schrie begreiflich, galt für todt, wenigstens

für halb. Die Gerüchte wuchsen, des Zornes Flammen schlugen hell auf zum Dache hinaus, Säbel blitzten, Messer wurden gezückt, wer einen Franzosen umgerannt hatte, ließ ihn nicht liegen, sondern kniete auf ihn, hielt ihn fest, ja es fehlte nicht viel, daß einem mit einem Hackenmesser wirklich die Kehle abgeschnitten worden wäre. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der französische Platzkommandant ein verständiger Mann gewesen wäre und, vereint mit besonnenen, angesehenen Bürgern, in den Tumult sich geworfen hätte. Gemeinsamen Anstrengungen gelang es endlich, die Menschen auseinander zu bringen, aber mit großer Noth; Flachssamen aus einer Harzpfanne lesen, wäre fast ein leichter Stück Arbeit gewesen; fast unmöglich war es, die Bürger in ihre Häuser, die Franzosen in ihre Quartiere zu bringen, sie beiderseitig zu überzeugen, daß weder todte Brüder zu rächen, noch Gefahr für die Stadt vorhanden sei. Namentlich waren die jüngeren Bürger fast nicht zu besänftigen. Stafetten seien bei beginnendem Tumulte nach Bern gesandt worden, wahrscheinlich Verstärkung zu fordern; komme diese, so könne man sich denken, wie es gehe; am kürzesten sei, die, welche hier seien, todtzuschlagen, dann Sturm zu läuten, vereint mit den Bauern der Umgegend werde man dann auch mit denen, welche nachkommen, leicht fertig — so sprach das junge Burgdorf. Diese Meinung gewann jedoch nicht die Oberhand. Die Nacht ging ruhig vorüber, und am Morgen kam ein großer Schlotter über die Stadt; es kamen Nachrichten von Bern her von gräulichem Zorne und einer schrecklichen Heeresmacht, welche gegen Burgdorf heranziehe und keinen Stein auf dem andern lassen, das Kind im Mutterleibe nicht verschonen werde. Da gab es großes Geschrei und Gejammer in Burgdorf, es war wie der Prophet sagt: „Zu Rama hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, dieweil sie nicht mehr sind.“ Nun lebten in Burgdorf zwar

die Kinder noch alle, indessen konnten sie doch alle verloren gehen, und bekanntlich halten die Weiber dafür, es sei besser, zu viel zu weinen als zu wenig, besser, zu früh zu jammern als zu spät. Auch ist es anständig, daß, wenn Weiber heulen und weinen, es den Vätern der Stadt angst und bange wird; nur das junge Gesindel dieser Tage kümmert sich um Weiber und Weinen nichts. Der Venner der Stadt versammelte den Rath; damals war die Republik Bern kein Schreiberstaat, sondern ein Kriegerstaat, daher Kriegstitel wie Venner die höchsten. Der damalige Venner war ein großer Mann mit einer stark gebogenen Nase; er hatte aber auch ein großes Herz, d. h. aller Weiber Weh in der ganzen Stadt hatte Platz darin und offenen Eintritt, zog daher auch beständig aus und ein, und wenn beim untern Thor ein Weib von einer Floh gebissen ward, so wußte es alsbald der Venner, auch wenn er vor dem obern Thore spazieren ging.

Der Weibel flog von Rathsherrn zu Rathsherrn; eiligst stäubten die Frauen Rathsherrinnen den Männern die Perrücken aus und puderten sie frisch oder banden ihnen die Zöpfe ein und die Halsbinden um, alles unter Heulen und Zähneklappern, begreiflich. Wie das segelte und wie das schiffte dem Stadthause zu: noch nie war eine Rathssitzung so pünktlich und vollzählig eröffnet worden. „Ach!" sagte der Venner, als er auf seinem Stuhle saß, und fast hätte er zu beten angefangen, und wäre er ein Römer gewesen, so hätte er sein Haupt verhüllet, und wäre er ein Jude gewesen, so hätte er die Kleider zerrissen und Asche auf die Perrücke gestreut. Da er aber ein Burgdorfer war, so sagte er nur noch ein Mal Ach. „Ach, meine hochgeachteten, hochgeehrten Herren und Mitbürger! was ist uns begegnet, und daß ich das erleben muß! Und jetzt, was machen?" Da war eine große Stille in der Rathsstube, guter Rath war eben wieder theuer. „Hochgeachteter Herr Venner, hochgeehrte Herren und Mitbürger! meine Meinung wäre, man würde sichere Berichte ein-

ziehen, was eigentlich vorgegangen und wie es sich zugetragen, darauf kann man dann fußen. Ein junges Rathsglied, des hochgeachteten Herrn Venners Brudersohn, soll von Anfang an dabei gewesen sein; der könnte vielleicht die beste Auskunft geben," so sprach man. „Ach Gott, ja," sagte der Venner, „leider war der Säubub dabei, wie immer, wenn eine Geschichte passirt irgendwo. Wenn es meinen hochgeehrten Herren Kollegen und Mitbürgern recht ist, will ich ihn holen lassen; das ist gleich ein Anlaß, wo man ihm die Meinung sagen kann und zu verstehen geben, was rechte Leute von solchen Streichen halten. Weibel, holt ihn, und daß er auf der Stelle komme; der Säubube soll einmal erfahren, wer Meister ist und wer zu befehlen hat!"

Dieser Neffe war eben der David, welcher im Sommerhaus gewesen und bei der obern Thüre zum Vortrag des Wirthes den Franzosen den Nachtrag auf dem Rücken gegeben hatte. Derselbe ließ nicht auf sich warten, unerwartet rasch trat er ein, ehe noch der Onkel seine Gedanken recht gesammelt hatte zu der Galgenpredigt, welche der löbliche Rath erkannt hatte. Der Neffe hatte unten im Rathhause in der Pinte gesessen, denn wie oben im menschlichen Körper die Seele ist, unter ihr Magen und Bauch, so ist's in vielen Rathhäusern auch: oben der Sitz der Weisheit, unten ein anderer Sitz, wo das Fleisch gepflegt wird und der Lust gehuldigt. Es hatte ihn wunder genommen, was gehe, darum war er hergekommen; um so willkommener war ihm daher jetzt der Ruf in den Rathssaal selbst. Er nahm sich nicht einmal Zeit, sein Glas auszutrinken, was viel sagen will, und folgte dem Weibel.

„O Neveu, bist schon da?" sprach der Venner. „O David, du unglücklicher Mensch! weißt du, was du angestellt hast? Wenn das dein Vater wüßte, mein Bruder selig, er kehrte sich unter dem Boden um! Ja, Neveu, in welches Unglück hast du uns gebracht, Kind und Kindeskinder werden

es entgelten müssen und Rache schreien über dich, o David, du unglückseliger Mensch! In eine solche Lage kam vor mir noch nie ein Venner und zwar durch den eigenen Bruderssohn. Da sind wir jetzt, und jetzt was machen? Hinein habt ihr uns gebracht, und wie jetzt heraus? Rede, rathe, o David, du unglückseliger Mensch!" David war vor dem Throne stehen geblieben, kaltblütig; Schauer vor der Majestät merkte man keine an ihm, er hatte wahrscheinlich den Onkel zu oft schon ohne Perrücke gesehen. „Wißt ihr was, Onkel," sagte er gewichtig nach reifem Bedenken, „gebet Pech!" Darauf sah er ringsum, drehte sich um und ging kaltblütig ab. Man kann sich die Gesichter der Rathsherren denken, kann sich denken ihre Klagen über die gottlose Jugend und das Vaterland, welches eine solche Jugend hätte, in solche Hände kommen werde. Indessen ermannte man sich; zeigen wollte man, und erfahren sollte die Nachwelt, wer die Stadt in den Koth gebracht und wer wieder heraus; räthig wurde man, eine Deputation an den Platzkommandanten oder wenn es sein müsse, nach Bern zu senden, welche die Vorgänge mißbilligen, Ergebenheit versichern, um Gnade bitten solle.

Der Platzkommandant war wie gesagt ein verständiger, wohlwollender Mann, der solche Gelegenheit nicht zum Schlimmsten benutzte, jedoch auch die praktische Seite nicht unbenutzt ließ. Die besten unter den Franzosen hatten Geschenke nicht unlieb, kamen sie nun in einer Form, in welcher sie wollten: die einen wußten diese Liebhaberei feiner, die andern gröber verständlich zu machen. Ferner mußte jede Beleidigung der großen Nation gestraft werden zum Beispiel und Exempel für ewige Zeiten. Die brüderliche Gesinnung mit all ihren Manieren sollte man ganz brüderlich ertragen, und wer irgendwie dagegen murrte oder Gleiches sich erlaubte, der mußte erfahren, was Freiheit und Gleichheit zu bedeuten habe und für wen sie da seien auf der Welt. Der Platzkommandant

war also zu besänftigen, ihre Zusammenkunft fiel zu gegenseitiger Befriedigung aus, jedoch mit der Erklärung des Kommandanten, daß er das Geschehene nicht ungeschehen machen, sich bloß dahin verwenden könne, daß die Strafe so gelind als möglich sei. Er kenne Fälle, wo solche Vermessenheit Tausenden das Leben gekostet; hier sei es vielleicht anders zu machen, wenn man sich gegenseitig begreife, wozu er gerne behülflich sein wolle.

Das war ein Morgen für die in Angst getauchten Burgdorferinnen, für die Frauen Rathsherrinnen insbesondere! Wohl hatte man dafür gesorgt, daß von Zeit zu Zeit Bericht kam in die Häuser vom Stand der Dinge oder vielmehr des Rathes im Sitzungssaale. Aber eben daher kam so lange nichts Tröstliches, sondern sogar Entsetzliches; die Bürgerinnen munkelten über die trostlosen Rathsherren und daß sie nichts Besseres thun könnten, als was David ihnen gerathen, und die Frauen Rathsherrinnen erklärten: wenn David nicht noch heute gehängt würde, so ließen sie sich scheiden und ruhten nicht, bis ihren Abgeschiedenen die Ruthe gegeben werde wie Kindern und zwar nach Noten.

Endlich war die lange Sitzung zu Ende. Die Herren liefen eilig heim, voran diejenigen, welche ausgeschossen worden waren, mit dem Platzkommandanten den Franzosen entgegenzureiten und um Gnade zu flehen. Sonst hatten die Frauen Rathsherrinnen viel auf dem Ausgeschossenwerden ihrer Männer; es gab Ansehen, Taggelder und Gelegenheit, den Weibern was heimzubringen auf Stadtkosten. Diesmal aber gab es ein gewaltiges Geschrei über den Mann, der sich habe ausschießen lassen, und über die Andern, welche ihren Mann immer voranstießen, wenn eine Suppe auszuessen sei, und ihn übergingen, wenn es Gelegenheit gebe, der Stadt die Rechnung zu machen und den Weibern etwas heimzubringen. Den Männern selbst war es nicht so recht wohl um das Herz; sie pressirten mit dem Mittagessen, denn ohne gegessen

zu haben hätten sie doch gar zu schlotterhaft ausgesehen, und nicht leicht giebt etwas einen sicherern Halt, als eine warme Suppe, ein wackeres Stück Fleisch und eine Flasche vom Bessern. Aber den Weibern ging's bloß vom Maul, nicht von der Hand; aus lauter Zärtlichkeit schimpften sie die Männer schrecklich aus und mit dem Essen ging's schrecklich langsam. Umsonst sprang der Weibel herum und sagte, der Herr Venner, der weislich nicht ausgeschossen war, ließe bitten zu pressiren, sonst sei es zu spät und Gott wisse, was dann gehe. Der Weibel bekam zur Antwort: man lasse dem Herrn Venner den Respekt vermelden, und wenn es ihm so pressire, solle er selbsten gehen, was nichts als billig sei, habe doch sein Lumpenbub, der David, die Suppe eingebrockt.

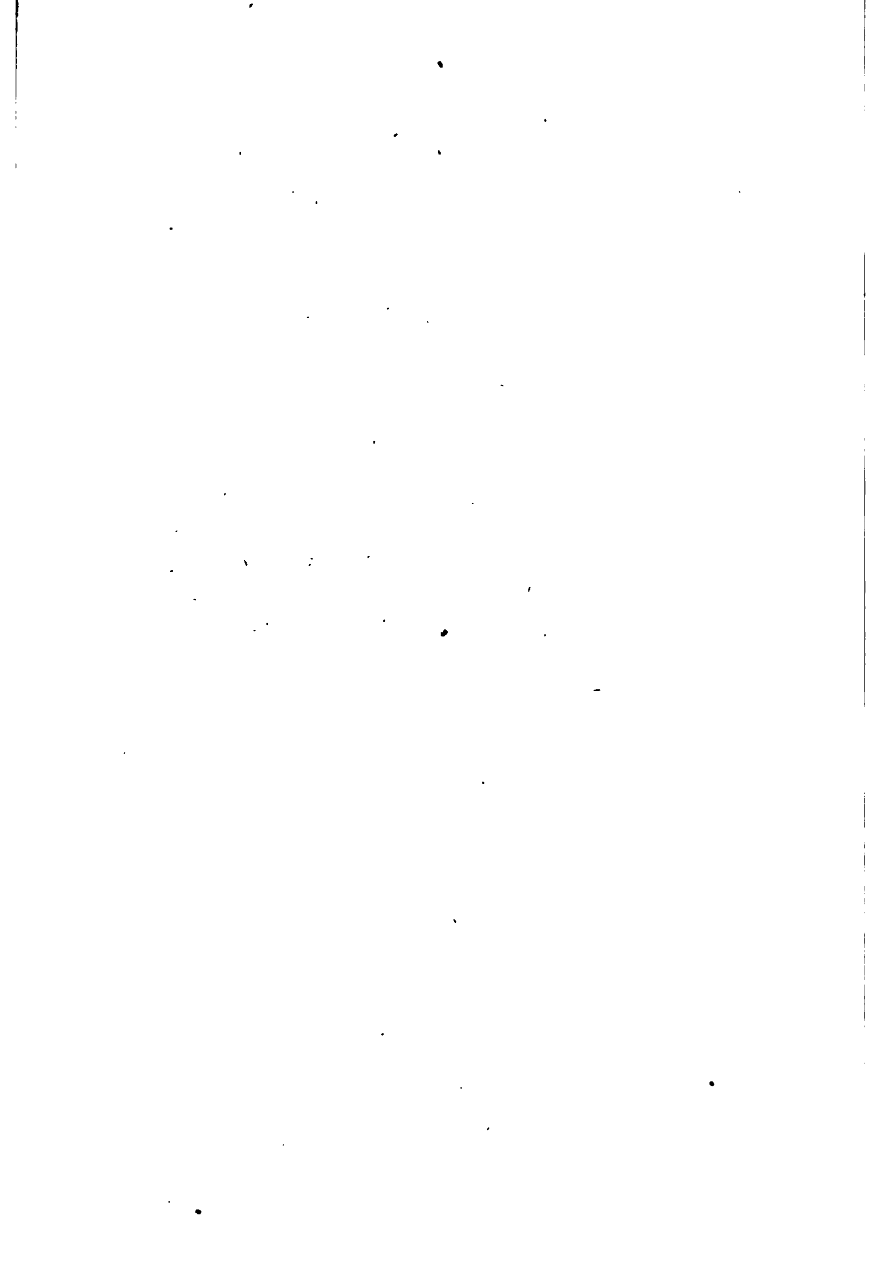
Plötzlich tönte Hufschlag auf dem Pflaster, Alles schoß an die Fenster: sechs französische Husaren sprengten zum Thore herein, mit wehenden Helmbüschen, blitzenden Säbeln, schrecklich zu sehen, und hinter ihnen her trommelte, trompetete, paukte es ganz gräßlich. Da war ein Beben und Zittern, als ob es die letzte Posaune sei und das letzte schreckliche Gericht vor den Thoren. Jetzt war nicht kapitulirt, jetzt war das Schrecklichste zu erwarten, jetzt was machen? Fast wußten Viele und gar Rathsherren keinen andern Rath als den, welchen David gegeben hatte. Das trampelte und trommelte, bis eine Brigade zum Thore herein war: schreckliche Menschen, Leute wie Waldteufel. Der Oberst, ein Urteufel von Angesicht, ritt voran; der Platzkommandant war bei der Hand und weltschte mit dem Oberst.

Nun mußte der Venner her und vor. Ach Gott! dem war es übel um's Gemüthe und von seiner sonstigen Majestät brachte er wenig zur Hand: denn Spießruthen gejagt und dann gehängt zu werden, das war das Geringste, was er erwartete. Jetzt wäre die Ehre, Venner von Burgdorf zu sein, um wenig feil gewesen, denn die Ehre gehängt zu werden, sei es auch zur Ehre einer Stadt, gehört just nicht zu den

angenehmen. In der That, anfangs hatte es auch den Anschein, als sollte das Gräulichste geschehen. Der Venner wurde angeblitzt und angedonnert, wie er es nie erlebt hatte; die verletzte Majestät der großen Nation sollte auf das fürchterlichste gerächt werden, zum Exempel für ewige Zeiten und für Sonne, Mond und Sterne, damit Alle wüßten, wer die große Nation sei und wie sie sich zu wahren wisse. Allgemach begann der Platzkommandant den Blitzableiter zu spielen, übernahm ungefähr die Rolle einer Frau Oberamtmännin von Solothurn. Ein Berner Bauer hatte auf dem Markte zu Solothurn Schweine kaufen wollen, sie schienen ihm aber alle zu theuer; auf dem Heimwege stahl er eins, das schien ihm wohlfeiler. Die Sache ward ruchbar; er sollte nach Solothurn vor dem Richter. Das Ding war ihm nicht recht, denn er war daneben ein angesehener Mann und scheute das Zuchthaus. Er nahm daher eine große Butterballe mit sich, ging damit in die Küche des Oberamtmanns und gab sie ab in die Hände der Frau Oberamtmännin, erzählte seinen Fall und bat, daß sie bei ihrem Herrn zu seinen Gunsten sich verwenden möchte. Diese hieß ihn in's Gerichtszimmer gehen und unbesorgt sein, die Sache werde sich schon machen. Er ging nun, sein Fall kam vor. Sein Gegner that die Sache dar und schimpfte schrecklich. Als er fertig war, that sich eine Nebenthüre auf, die Frau Oberamtmännin trat herein und sagte, sie wolle den Herrn Oberamtmann gebeten haben, daß er mit dem Manne nicht z'gryßlich verfahre, es sei ihm schreggli laid, sie könne es ihm versichern als eine gewisse Wahrheit. Ja, wenn das so sei, sagte darauf der Oberamtmann, wenn es ihm so schreggli laid sei, so solle er dem Manne das Schwein wieder geben und etwas für seine Mühe, und d'Strof söll ihm für diesmol g'schänggt sein, aber hiete söll er sich vor einem andern Mol.

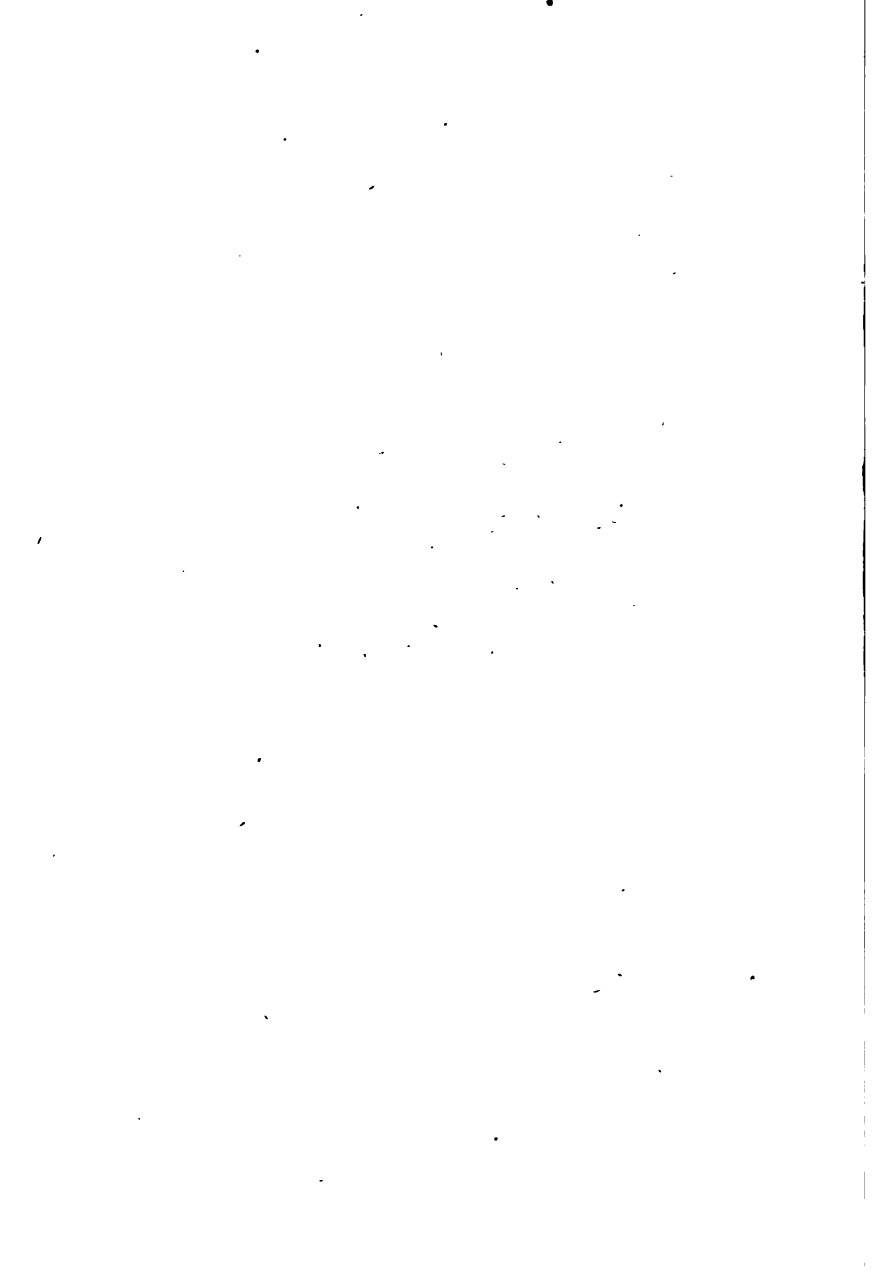
So ungefähr ging es in Burgdorf. Der Oberst begriff, wie leid es der Stadt sei, und für diesmal wollte er ver-

zeihen, nur mußten die beleidigten Soldaten auch zufriedengestellt werden. Die Truppen wurden also sämmtlich einquartiert, mußten gehörig mit Fleisch und Braten traktirt werden. Jeder Soldat mußte bei jedem Essen ein Frankenstück bei seinem Teller finden; so ward die Majestät der großen Nation und die verletzte Bruderliebe gerächt und zwar drei Wochen lang. Die Liebe der Franzosen zu den Burgdorfern wurde derweilen so groß, daß sie von denselben sich fast gar nicht trennen konnten; sie wären sechs, zwölf Wochen geblieben, ja sie säßen vielleicht noch dort. Aber damals waren die Trommeln unbarmherzig; sie wirbelten alle Augenblicke zur Trennung, rissen Gatten und Brüder von einander, Franzosen und Burgdorfer, wirbelten die Franzosen in die Schlacht hinein, wirbelten zur blutigen Trauung mit dem kalten Tode, wirbelten Tausenden und abermal Tausenden in's kalte Grab hinein, und alles wegen der Liebe zu Freiheit und Gleichheit; denn wo ist man eben gleicher als im kalten Grabe?



Das arme Kätheli.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1843.



Im Thal am Bache schwankt eine bedenkliche Hütte, sie neigt sich nach allen Seiten, und wenn einst die Winde kommen und die Wasserbäche, so kann sie auf diese Seite fallen oder auf jene, es ist ganz gleichgültig. Seltsam sehen die Fenster aus. Ein Viertel der Scheiben ist blind, das zweite mit Schindeln vermacht, das dritte mit Papier verklebt und im vierten Viertel stecken, wenn der Wind geht, Hudeln, geht er aber nicht, so braucht man die Hudeln anderwärts. Geht der Wind, so wallet es auf dem Dache, wie ein Kornfeld wallet, wenn die Winde darüber streichen, es sind die Schindeln, welche der Freiheit entgegenstreben; geht er aber nicht, so guckt die eine hier empor, die andere dort, woher er kommen wolle, und das Dach sieht aus wie ein Kornfeld, auf welchem noch die Zehntgarben stehen. Um's Häuschen herum liegt hier ein Häufchen Holz und dort eines, und auf keinem Häufchen liegt die gleiche Sorte; das eine Häufchen Holz kommt aus einem Haag, ein anderes aus dem Walde, ein drittes von der Säge, ein viertes aus dem Boden, ein fünftes direkt aus einer Scheiterbyge, die anderwärts stattlich vor einem stattlichen Hause steht. Vor dem Hause erhebt eine gedoppelte Stiege sich, die für Hühner halsbrechend scheint, aber drinnen im Häuschen wohnen Menschen, die nicht viel

schwerer als die Hühner sind. Drinnen im Häuschen wohnen viele, viele Leute, viel mehr als im größten Bauernhause, aber alle sind arm, und darum müssen sie machen, daß sie an kleinem Orte Weite haben.

Links in der Ecke war das schlechteste Fenster, ein ganzes Viertel mit Schindeln verschlagen, und nur zwei blinde Scheiben, wie zwei vom Weinen getrübte Augen, sahen in die Welt hinaus, und hinter diesen Schindeln und Scheiben hustete und seufzte es gar erbärmlich. Auf einem Strohsacke lag ein blasses Wesen, bedeckt mit schlechtem Bettstück, und vor ihm stand ein mageres Mädchen, hatte ein Kacheli in der Hand, und im Kacheli war Milch und Brod eingebrockt, ein Löffel stak darin, und gar drungelich bat das Mädchen: „Nimm doch, nimm, es besseret dir dann!" Es waren Mutter und Kind, und die Mutter hatte niemanden auf der Welt als das Kind, und das Kind niemanden als die Mutter. Vor zehn Jahren war die Mutter ein hoffährtig Mädchen gewesen, denn sie war hübsch und gleitig und hatte um schönen Lohn in der Stadt gedient. Aber je schöner der Lohn ward, um so hoffährtiger wurden die Kleider, und wenn das Jahr um war, so war auch der Lohn dahin.

Die Kleider brachten sie zur Leichtfertigkeit, die Leichtfertigkeit zu Liebschaften, die Liebschaften zu einem Kinde, wie dann eins an dem andern hängt und eins nach dem andern kommt. Der Vater des Kindes war ein Schwabe und strich sich, der Mutter blieb das Kind und sie liebte es. Sie war selbst unehlich gewesen, hatte ihr Lebtag niemanden zu eigen gehört, jetzt hatte sie ein eigen Kind, das gehörte ihr an, das war ihre Freude, sollte ihr Trost werden, sollte der Jemand sein, den sie in der Welt hätte und der ein Herz für sie hätte. Aber den Leichtsinn konnte sie nicht lassen, der war eingeerbet, die Liebe aber neu. Nun kamen auch Krankheiten und nach den Krankheiten die Schwächen, hier mußte sie ein Einstandmeitli bezahlen, dort den Dienst verlassen und wieder

einen neuen antreten, ehe die Schwäche vorüber war, und immer härtere Dienste, je größer die Schwäche war, denn auch hier hängt eines an dem andern und eines kommt nach dem andern.

Käthi konnte endlich nicht mehr dienen, zog sich auf's Land zurück, wollte mit Nähen sein Geld verdienen und sein Kätheli zu sich nehmen. Anfangs war es Käthi gar wohl, die Freude an seinem Kinde glänzte wie ein Stern in sein Leben hinein, und Kätheli war ganz wie selig, denn zwischen einem Mütterli und fremden Leuten ist doch ein Unterschied. Aber das Nähen schlug Käthi in die Länge übel an. An den Fenstern, unter den Tischen wollten seine Füße nicht erwarmen, in den Gefäßen das Blut nicht munter rollen, und der Husten setzte sich an in der gepreßten Brust, der trockene, langsame, der, wie in der Wand der Todtenwurm, klopft und pocht in der Brust des Menschen. Käthi mußte die Stören lassen, mußte tagelang im Bette liegen, immer geringer ward sein Verdienst, immer größer dagegen seine Pein. Da ward seine Lage immer bedrängter, und je mehr es Stärkung bedurfte, um so schlechter behalf es sich, und an manchem Tage gönnte es sich nur einmal etwas Warmes. Käthi hatte noch schöne Kleider aus seiner goldenen Zeit, freute sich ihrer noch und musterte sie manchmal mit Lust. Diese sollten Kätheli's Erbe werden, und die Mutter freute sich um so kindlicher, ihrem Kinde ein Erbe zu hinterlassen, je weniger sie selbst geerbet. Da kam die Noth und ward größer als die Freude, und Käthi mußte verkaufen hier ein Stück, dort ein Stück, und bei jedem Stück löste sich ein Stück Leben aus seiner Brust, es aß weniger und arbeitete mehr. Je mehr es rang und kämpfte mit Leben und Noth, um so mehr stach es bald in der Brust, bald im Herzen — aber mit Tinte malt man das nicht aus.

Das Kätheli wußte nicht, warum lieb Mutterli immer bleicher wurde, wußte nicht, welches Ende einem solchen

Husten gesetzt ist, aber immer lieber hatte es sein Mutterli und weinte nie, wenn es nur einmal des Tages Warmes und sonst so manches nicht erhielt, was es nöthig gehabt hätte. Nur dann weinte es, wenn Mutterli auch weinte, und als es sah, wie hart dem Mutterli das Verkaufen ging, wie es dann so bitter weinte und hustete, so wollte es vor solchem Weh ihm sein.

Es wußte einige Häuser, in denen gute Leute wohnten, dort erzählte es ihr Elend, von dort brachte es Milch und Brod der Mutter heim. Das nannte aber Käthi Bettlerbrod und weinte seine bittersten Thränen; vor zehn Jahren das hoffährtigste Kammermeitli und jetzt Bettlerbrod! Dem Kinde verbot es das Betteln auf das strengste, es that es nicht wieder, weil das Mütterli dabei so weinte und hustete. Da brachte ihm eine gute Frau hier etwas, eine andere etwas Anderes, denn gute Leute giebt es noch allerwärts. Wenn diese dann das Elend sahen, so gaben sie ihm wohl an, es solle vor die Gemeinde und Steuer fordern. Aber das wollte Käthi durchaus nicht. Sein Meitschi sollte erben, die Gemeinde kein Recht erhalten, auf seine Kleider zu greifen; sein Mädchen sollte nicht in Hudeln gehen, während eine reiche Frau in seinen Kleidern glitzere und glänze. Das arme Käthi kannte den Weltlauf nicht.

Die guten Weiber brachten mit den guten Gaben gewöhnlich bösen Trost: „Herr Jeses, Käthi, wie hest g'leidet, du machst es wäger nimme lang, du g'hörst d'r Gugger nimme schreie." Das schnitt Käthi durch die Seele, es starb nicht gerne. Wenn es starb, wen hatte dann sein Kätheli noch auf der Welt? Es glaubte daher nicht ans Sterben, hoffte Besserung im Hustägen und trank Thee, so streng es mochte, aus seinem einzigen Häfeli, das mit seinem einzigen Blättli bedeckt in der untern Stube auf dem Ofen stand. In seinem Stübchen war kein Ofen, es erhielt sein bischen Wärme durch das Loch über'm Ofen der untern Stube. Wenn aber Kätheli

die Leute reden hörte von seines Mütterlis Sterben, wenn sie ihm sagten: „Meiteli, dys Müetti macht's nimme lang, lueg ihm wohl, daß de d'r dyr Lebtig kes G'wüße bruchst z'mache," dann weinte es gar bitterlich, hing sich an seines Mütterlis Hals, flattirte ihm und schmeichelte und bat so inbrünstig: „Gäll, du stirbst m'r nit, gäll, du wotsch bi dym Kätheli blybe!" Dann nahm es ihr einzig Kacheli, worin weißes Brod in Milch gebrockt war, und hielt dem Mütterli d'r tusig Gottswille an, es solle doch nehmen und essen, so sterbe es nicht. Käthi hätte lieber nicht genommen, es hatte ja kaum Platz für seinen Husten in der engen Brust. Aber es glimmte ihm doch noch die Hoffnung im Herzen, dem bittenden Kinde konnte es nichts abschlagen, es aß, bis es voll ward um's Herz, bis es ihm schien, als hätte kein Fingerhut voll Athem mehr Platz.

O, wenn es so eng wird auf der Brust und enger und immer enger, dann zieht auch der Kreis der Gedanken sich immer enger zusammen, bis nur ein Gedanke bleibt, und dieser eine Gedanke verkörpert sich zu Seufzern, die mit jedem Athemstoße wie Theile von des Menschen Seele zum Vater emporsteigen. Aber diese Seufzer bitten vor Gott nicht um's Gleiche. Ach, Vater, hast du mich vergessen, ach, wann soll ich bei dir sein! so lauten die Seufzer des Einen, während Andere bitten: Ach, Vater, du willst meinen Tod doch nicht! schenke mir noch einen Tag und nach diesem noch einen und nach diesem eine ganze Reihe von Tagen! es ist so schön auf der Welt!

So lauteten des armen Käthi's Seufzer, während es aß aus dem einzigen Kacheli, bis der Athem kaum Weg mehr fand aus der engen Brust; und doch starb es, es wußte selbst nicht wie. Als einmal das arme Kätheli mit seinem Kacheli an's Bett kam, dem armen Mütterli Stärkung bringen wollte, da hatte es kein Mütterli mehr. Lange meinte es, Mütterli schlafe nur, wollte es wecken, rief es weich mit

süßen Namen, faßte nach seiner blassen magern Hand. Kalt und feucht war diese, kalt und hart das Gesicht, der Mund bewegte sich nicht, kein Hauch wehte mehr aus selbigem; da fiel ihm plötzlich ein: das Mütterli ist todt! Da entfiel ihm das Kacheli, und ein Wehlaut, als ob ein Himmel gesprungen wäre, tönte durch die Hütte.

Als die Leute kamen, fanden sie Kätheli bei seinem Mütterli auf dem Bette liegen, weinend und bittend, daß Mütterli wieder lebendig werde oder daß es auch sterben könnte. Aber das Mütterli erwachte nicht, das Herz des armen Kindes brach Gott noch nicht. Doch deckte ihm der Allgütige mit Finsterniß die Seele. Es sah nicht, wie man den blassen Leib des todten Mütterlis in's weiße Leichentuch nähte, und als es wieder helle ward, kannte es die steife, weiße Gestalt nicht, die so schmal und lang auf dem dürftigen Lager lag. Das war sein lieb Mütterli nicht! Und unheimlich ward ihm im Stübchen, es war ihm, als wenn es anderswo dasselbe suchen müßte. Und wenn es nirgends es fand im Häuschen und es hinaustrat und über ihm der blaue Himmel sich spannte und die Sternlein glänzten und blinkten, so ward ihm, als müßte sein Mütterli da oben sein. Und wenn die Sterne so freundlich winkten, so mahnten sie es an sein Mütterli, und es sah von Stern zu Stern, suchte den, welcher am freundlichsten winkte, suchte des Mütterlis freundliches Auge, welches sich ja nicht schließen konnte über seinem armen Kinde. So suchte es, bis die Weiber im Hause es suchten und es holten in des unheimlichen Stübchens schaurig Dunkel. Endlich kam der Begräbnißtag. Die Weiber des Hauses, angethan mit röthlichen Fürtüchern und halbganzen Halstüchern, die einst schwarz gewesen waren, gingen hinter dem Sarge her und meinten sich, daß es einmal an sie gekommen, jemanden die letzte Ehre zu erweisen. Kätheli ging betrübt, fast wie im Traume hinter dem Sarge her; daß da in dem Kasten das gute Mütterli sei, konnte es sich nicht denken.

Es war ihm, als müßte dasselbe daher geflogen kommen aus weiten Lüften her, müßte hinter ihm sein, jetzt und jetzt mit seinen treuen Armen es umfangen. Aber stille blieb es hinter ihm, und auf dem Kirchhofe stand man endlich, in die Gruft ward der Sarg gesenkt und über ihm schloß sich die Erde. Da ward es Kätheli, als werde ihm der Himmel schwarz, als decke man über sein Herz das Leichentuch, welches man vom Sarge genommen, als stehe es in finsterer Nacht einsam in unendlicher Oede, ohne Trost, ohne Liebe, alleine, ganz alleine! Da schrie es auf in markdurchbebendem Schmerze und wollte dem Mütterli nach in's Grab, war ja da unten sein Licht, seine Sonne, schwarz hier oben der Himmel über ihm! Solchen Schmerz hatten die Weiber noch nie gesehen, mit Gewalt mußten sie es vom Grabe weg in die Kirche führen.

Auf dem Heimwege tröstete es jede auf ihre Weise. „Thu doch nit so nöthlich," sagte die Eine, „es ist dym Müetti gut gange, und einist muß me ja geng sterbe, gäb de e chly früher oder e chly später." „Plär doch nit so," sagte die Andere, „es treit d'r nüt ab, d's Müetti wird doch d'rwo nit meh lebig." „Schwyg doch, schwyg," sagte die Dritte, „es ist d'r ja nit emal sövli übel gange, du chunst jetzt de zu me ne Bur u hesch i d'r Ornig z'eße u lerst werche, dä weg häts ja nüt us d'r gäh." „E, Meiteli," sagte die Vierte, „denk o, was de erbe chast! drei Kittle no hets Müetti u Hemli u Scheube e halbe Schaft voll, und das Alles ist jez dys. E, Meiteli, brieg doch nimme, denk: das Alles ist jez dys." Aber das Meiteli wollte sich nicht trösten lassen, es war ihm, als könnte es nicht aufhören, bis die Augen ausgelaufen, das Herz ausgeweint sei. Die Weiber ärgerten sich endlich über das arme Kätheli und meinten, sövli dumm hätten sie doch noch keines thun sehn und sei doch nicht einmal d'r werth.

Der Gemeinderath ordnete Kätheli zu einem reichen

Bauer mit großem Haushalt. Seine Hütte zu verlassen, mit dem fremden Manne zu gehen, schmerzte das arme Mädchen bitterlich.

Die Weiber trösteten es. Es solle doch nicht so plären, sagten sie ihm, z'essen werde es öppe besser haben als bisher, Brod und Milch genug. Doch sollte es nicht meinen, es wolle der Bäurin alles breichen, das sei die wüsteste Täsche in der ganzen Gemeinde, und wenn es die zuweilen taub mache, so geschehe es ihr nur recht. Und wenn sie es dann prügle oder balge, so solle es sich dessen nicht achten, beides sei ja bald vorbei.

Kätheli sollte Kindermädchen sein und daneben werchen lernen, und aparti wüst ging man in den ersten Tagen nicht mit ihm um. Aber bald bösete es. Alles sollte es schon können, was man es erst lehren sollte, und wenn es etwas nicht konnte, so wurde es entweder gestraft oder verhöhnt. Dann weinte Kätheli bitterlich, und daran hatten die Einen ihre Freude, die Andern ihren Aerger. Die, welche an seinem Weinen Freude hatten, reizten es bei jedem Anlasse zum Weinen, und die, welche daran ihren Aerger hatten, prügelten es, so oft es weinte. Ganz besonders unglücklich ward das arme Kätheli, wenn man ihm sein Mütterli selig vorhielt, darum log man ihm auch über das Mütterli die wüstesten Sachen vor und dichtete demselben das Schandbarste an.

Wie man dadurch auf die sündhafteste Weise ein Herz mißhandle, fiel niemanden bei. So ein Gütermeitschi kam ihnen vor accurat wie eine Maultrommel, die man tönen macht, sobald Einem die Lust ankommt, und die tönen soll bald so, bald anders, je nachdem man die Laune hat, ohne daß man von ferne daran denkt, daß solch Spiel der Maultrommel weh thun könnte.

Zuweilen versuchten sie das Rühmen an ihm, sagten ihm, wenn es gut thue, recht fleißig sei, so müsse es an der

Sichelten Wein, Fleisch und Küchli genug haben. Der Bauer gehe auf die Sichelten expreß nach Bern und fasse dort Wein, ein ganzes Fäßchen voll vom allerbesten, dort der große fette Urfel werde gemetzget und müsse ganz gegessen werden, und die Ankenhäfen im Keller solle es einmal zählen, und die müßten alle verküchelt sein. Da könne es eine ganze Nacht und einen ganzen Tag essen und trinken, so viel es möge und was ihm am besten düeche. So ward ihm die Sichelten ausgemalt mit glänzenden, lockenden Farben, bis dieselbe sich nach und nach in seine Gedanken nistete und dort ihren Platz neben dem Andenken an's Mütterli nahm. Noch nie war das Kind an einer rechten Sichelten gewesen, hatte sein Lebtag nie Fleisch, Wein, Küchli gehabt, so viel es wollte, ja in den letzten Zeiten von diesen drei Dingen gar nichts. Wenn schon zuweilen eine gute Frau Fleisch oder eine Halbe dem kranken Mütterli gebracht hatte, so hatte Kätheli nie davon versucht, wie dringlich das Mütterli ihm auch bot. Es hatte gesagt, es liebe es nicht, damit das Mütterli desto mehr erhalte. Jetzt trat nach langer Entbehrung die Sichelten mit ihrem Reichthum in seine Einbildungskraft fast wie ein schöner glänzender Sonntag, schwebte tröstend vor seinen Augen in den Betrübnissen seines Lebens. Die Sichelten war der helle blanke See, in den es alles Leid versenkte, der unerschöpfliche Becher der Freude, aus dem es sich alle Tage erquickte, die goldene Sonne, die ihr Licht warf in die tiefste Nacht hinein; dieser einzige Tag wog ihm, was einem Juden sein Glaube an das tausendjährige Reich. O, wer doch in eines Kindes Herzen die Pracht schauen könnte, mit welcher es einen solchen Tag bekleidet, die Kraft und Macht ermessen, welche ein solcher Tag übt, schmecken könnte der Wonne Süßigkeit, mit welcher er des Kindes Seele überströmt in dessen einsamen Stunden, der hätte seinen Mund gesetzet an den Born, aus welchem ewige Jugend quillt.

So freute sich das arme Kätheli und arbeitete immer

emsiger, weinte weniger, wartete der Kinder treulicher, und als endlich die Sichelten kam an schönem hellem Samstag, als der Bauer mit dem Fäßchen kam, der Metzger über den Urfel, die Bäurin über die Ankenhäfen, da schwoll sein kleines Herz in unendlichem Entzücken. Es dachte nicht mehr an sein gutes Mütterli, wie auf Rädchen fuhren seine Beinchen über den Boden, in freudiger Ungeduld pochte sein Herzchen dem Abend entgegen, wo die Sichelten angehen sollte. Unverholen leuchtete seine Freude im Hause und um's Haus einem hellen Scheine gleich, und diese seine erste Freude ward den Einen zum Aergerniß, den Andern zum Spott. Absonderlich gönnte sie ihm die Bäurin nicht, sie konnte in diese Freude hinein ihre Seele nicht stecken wie in die Kleider des armen Mütterli ihren Leib.

Das Korn kam heim und ward abgeladen, mit Rauch die Küche angefüllt, am Himmel graute der Abend, die Sonne war auch an die Sichelten gegangen zu ihren lieben Sternlein, sie hatte sie wohl verdient nach herrlichem Erntewetter. Heiß war es drinnen in der Stube, und noch heißer ward es durch die dampfenden Speisen, die den Tisch bedeckten. Die Fleischsuppe ließ Wolken steigen, dann war der Sauerkabis nicht minder heiß und auch die Apfelschnitze nicht, auch Speck war da und etwas Voressen und Fleisch von mancher Art, und Gläser und Flaschen sah man auf dem Buffert.

Um's Haus drehten die Menschen sich, und erst auf den dritten Ruf aus der Bäurin selbsteigenem Munde drehte das Volk sich der Thüre zu, voran die Männer, über die Schwellen stopfend und ihre Pfeifen ausklopfend an den Thürpfosten, die Mädchen zimperlich, als ob es in den Tanzsaal ginge und von da in die Hochzeitkammer, und hintendrein mit klopfendem Herzen Kätheli, fast wie ein Frommer geht, wenn vor ihm aufgethan werden des Paradieses Pforten. Zwischen den mächtigen Leibern verschwand am Tische das kleine Kätheli,

nur ein Aermchen von ihm ward sichtbar am Tische und ein Händchen, und ein schmaler Weg nur blieb, der mühsam zu seinem Munde führte. Aber Kätheli wär er weit genug, und es begehrte keinen breitern, an Behaglichkeit war es nicht gewöhnt.

Mühselig löffelte es seine Suppe, und sie schmeckte ihm so gut! Züchtig gabelte es im Kabis, aß mit Wohlbehagen dazu ein Stücklein Brod und schnitt sich dazu mit Bescheidenheit ein Stücklein Speck. So legte es freudig den kleinen Grund im großen Feste, konnte nicht stille halten unterm Tische seine kleinen Beinchen und mochte wiederum fast nicht warten, bis die Gläser kamen, der Bauer nach den Flaschen griff, die Gläser voll wurden und das Gesundheitmachen begann, das so oft erst am lichten Morgen sein Ende findet.

„Kätheli, düecht's dih gut?" fragte man hier, fragte man dort mit scheinbarem Wohlmeinen, und wenn es „Ja" sagte mit aufrichtigem Wohlbehagen, so strichen mißgünstige Schatten über die einen Gesichter und über andere der Kummer, das arme Kätheli möchte an den guten Sachen nur zu wohl sich sein lassen. Endlich fand es der Bauer an der Zeit, nach dem Weine zu greifen und zum seltenen Essen den noch seltenern Wein zu fügen.

Jetzt war's, wo das Abgekartete offenbar werden sollte über dem armen Kinde. „Jetzt wollen wir dir etwas z'weg machen," sagte ein mächtiger Schlingel zum Kinde, „das wird dich erst gut düechen." Er nahm das größte Glas und begann darein zu brocken: Brod und Speck, Kabis und Schnitz, Fleisch von allen Sorten, Küchli und Hamme, darüber schüttete er einen Löffel Kabisbrühe, einen dito Schnitzbrühe, Voressenbrühe, füllte das Glas mit Wein zu, rührte alles wohl durcheinander, und als alles wohl durcheinander war, stellte er das Glas vor Käthi und sagte: „Seh, friß jetzt das, sonst bekommst du nichts mehr." Es schüttelte Kätheli beim bloßen Ansehen, es weigerte sich. Man sprach ihm zu, es solle nur

versuchen. Der bloße Versuch erschütterte es, es legte den Löffel weg. Da begannen die Jungfrauen einzureden, das sei so der Brauch für jeden, der zum ersten Mal an der Sichelten sei, und Knechte und Bauern und Söhne redeten und fluchten, es müsse vom Tisch, kriege gar nichts mehr, wenn es nicht dran hingehe, das Glas ausesse; ein Sturm in allen Tönen drang ein auf das arme Kind. Es hatte noch so wenig gehabt, die eigentliche Herrlichkeit noch gar nicht gekostet, die Hoffnung zum Bessern trieb es zum Kosten, weinend faßte es sich ein Herz, begann zu löffeln im Glase, schluckte Löffel um Löffel hinunter. Es wurde blaß darob, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, die Hand versagte ihm den Dienst, aber es minderte doch im Glase, die Hoffnung auf das immer näher kommende Bessere hielt es aufrecht, es brachte die Schweinerei zu Ende, athmete hoch auf und freute sich des frei vor ihm liegenden Bessern. Da füllte der gleiche Hund noch einmal das Glas, füllte es noch teuflischer, stellte es noch einmal vor Kätheli und sagte: „Seh, friß das noch aus, du magst das sauft!“

Da weinte und wehrte Kätheli sich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, aber da waren keine Steine, sondern sogenannte Menschen. Das gleiche Spiel ging wieder an mit Drohen und Zureden, und niemand wehrte der viehischen Lust. Schauer um Schauer liefen dem armen Mädchen den Rücken auf, kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, aber endlich mußte es von neuem ansetzen, während eine Magd hier pfüpfte, eine Taunerin dort und die Kinder vor Wollust gar nicht warten mochten, sondern immer riefen: G'schwing, g'schwing! Des armen Mädchens sichtbar steigender Ekel war ein herrliches Lustspiel für diese Sauseelen.

Als endlich die gemißhandelte Natur des armen Kätheli sich empörte, losplatzte einer lang verhaltenen Kraft gleich, da platzte brüllend los das lange verhaltene Gelächter viehischer Lust, und mit möglichster Eile wurde das halb bewußt-

lose Kind hinaus in den Stall geschafft, auf's Stroh unter's Vieh, dort fand es Ruhe; die drinnen aber aßen nun zu, was das Zeug hielt, und würzten ihr Fressen mit ihren Heldenthaten und des armen Mädchens Seelenangst. Die Einen freuten sich des gelungenen Bubenstücks, die Andern der Brosamen, die das arme Kind nicht essen konnte, die sie ersparten für den morndrigen oder einen andern Tag. Draußen lag dasselbe im bittersten Weh zum Sterben, die Stürme der Natur wollten sich nicht legen, verzehrten ihm auch die Kraft zum Weinen.

Endlich legen alle Stürme sich, dann kommt die Erschöpfung, und in die Erschöpfung hinein schlich sich, wie Gottes gütige Hand für die Kinder es geordnet hat, der Schlaf, sänftigte die bebenden Nerven, löste von der Seele das Weh, goß Balsam in's wunde Herz. Als das Weh verscheucht, die Seele gesänftigt war, da bildete Gottes gütige Hand auf der kindlichen Seele klarem Spiegel ein helles Wölklein, und das Wölklein schwoll an, und aus dem Wölklein hervor schwebte sein Mütterli jung und schön, zog mit frischen Armen es an seine blühenden Lippen und herzte es nach Herzenslust, schwebte mit ihm durch blühende Gärten in ein herrlich Haus und labte es dort auf himmlische Weise, daß Kätheli nicht wußte, wie ihm ward, daß es ihn's dünkte, es schwimme in unendlichem Meere und das Meer sei lauter Seligkeit. Da legte es sich wonnetrunken neu in der Mutter Arme, die aber trug es auf hohen Altan, und von dort sah es weltentief durch wirbelnden Rauch und Feuer hinunter in einen schrecklichen Schlund, und in des Schlundes tief unterstem Grunde sah es sieben Säumelchtern stehen, wie Weiher groß, wie Seen tief. Ueber jeder schwebten sieben Teufel und jedem der sieben Teufel trugen sieben andere den wüstesten Kehricht und Koth, den sie in der Hölle weiten Schlünden fanden, zu, und diese brocheten ein in die feuersprühenden Melchtern; denn diese waren eisern und unter jeder saßen

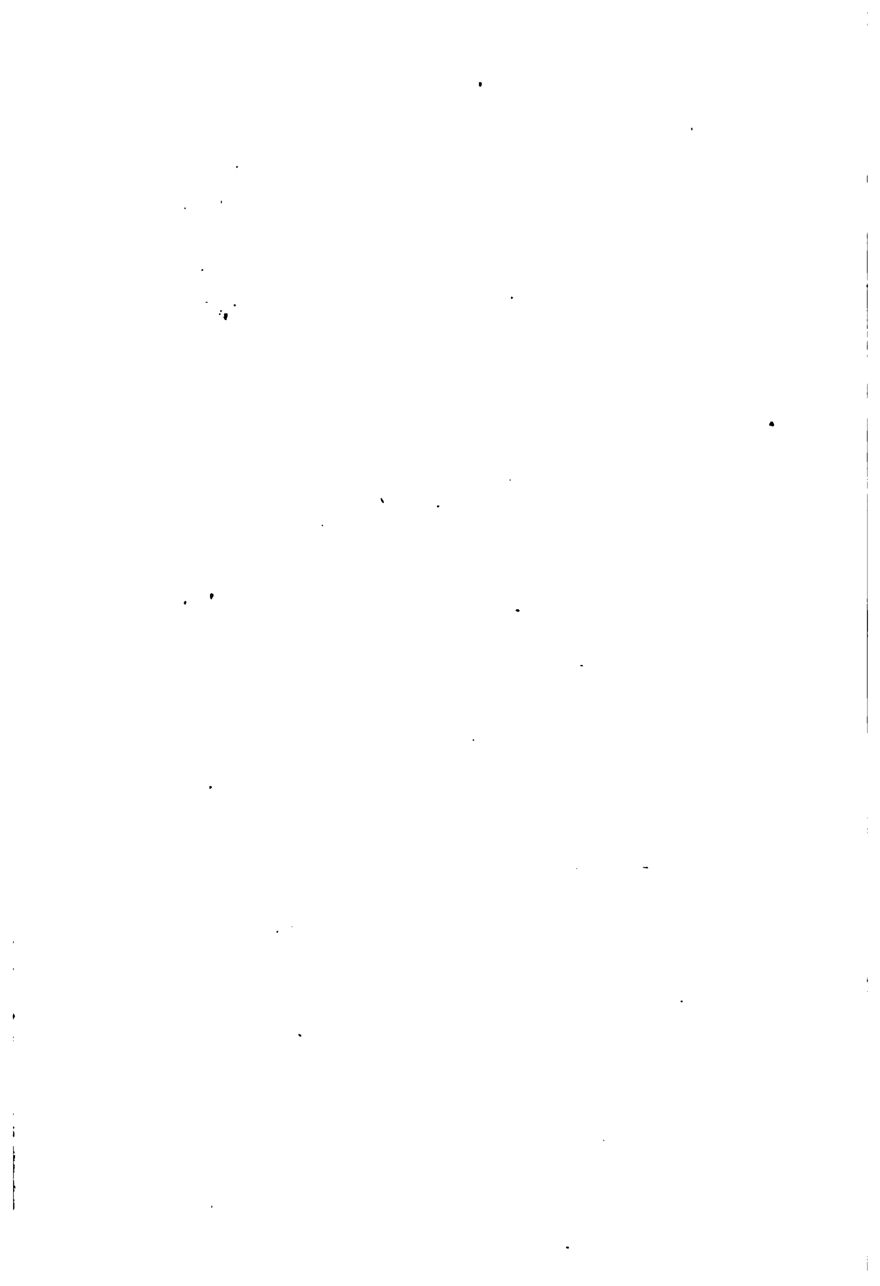
sieben Teufel und jedem trugen sieben andere Holz zum Feuern zu, daß die Funken prasselten in weiter Runde garbenweise. Um jede Melchter aber saßen sieben Meister und ihre sieben Weiber, und jede hatte sieben Kinder, sieben Mägde, sieben Knechte, sieben Tauner und sieben Taunerinnen, und ein jedes war geschlossen mit sieben feurigen Ketten an die eiserne Melchter, und jedes hatte nur einen Löffel in der Hand, aber er war groß wie eine Säukelle und sprühte Funken weit umher in der Runde. Mit den feurigen Löffeln mußten sie löffeln aus den feuerkochenden Melchtern der Hölle Koth und Kehricht, mußten ihn löffeln in den glühenden Schlund hinein, heulend im grimmigsten Schmerz, in wüthender Pein. Aber hinter einem jeden standen sieben Teufel und jeder hatte sieben feurige Geiseln in jeder Hand, und wo einer zagte und zögerte, zauderte und zappelte, heulend Zeter und Mordio, da hieben die sieben Teufel mit ihren sieben Geiseln in jeder Hand, daß Feuer und Fetzen spritzten weitum in der Runde. Sie wanden sich, sie krümmten sich, reckten die feurigen Glieder hoch empor, daß Funken gen Himmel stoben, aber sie mußten essen in Feuer und Qualm die feurige Pein aus feurigen Melchtern mit feurigen Löffeln, konnten nicht verbrennen, mußten heulen und essen der Hölle Koth und Kehricht von einem Tag in den andern, von einer Ewigkeit in die andere.

Da drang es schmerzlich in's Herz des seligen Kindes, der Verbrecher Angst ward seine Angst, um die selige Mutter chlang es seine Aermchen und bat die Mutter, daß sie Gott bitten möchte, zu löschen dieses Feuer, zu lösen diese Verdammten. Aber ehe noch die Mutter gewähren konnte die Bitte, da betete es selbst in kindlichem Vertrauen: „Ach, Vater, sei gnädig und barmherzig und lösche das Feuer mit dem theuren Blute und vergieb ihnen ihre Missethaten, denn sie wußten nicht, was sie thaten.“

Als es so betete, wehte ein unaussprechlich Säuseln über

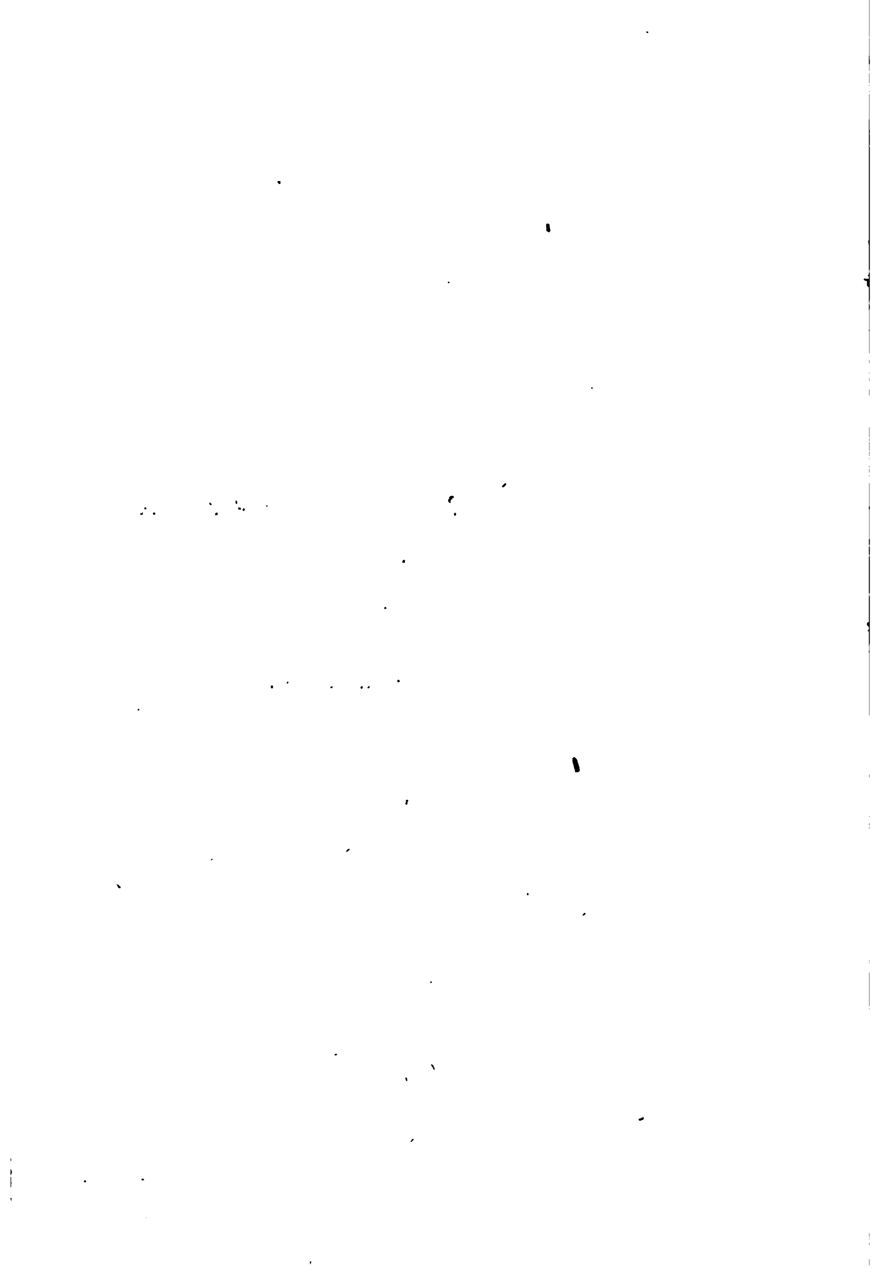
Mutter und Kind, und in dem Säuseln war der Unaussprechliche, und das arme Kätheli schwamm wieder im seligen Meere, und des Meeres Wellen, gehorchend dem wehenden Säuseln, trugen Mutter und Kind an selige Gestade.

So träumte Kätheli. Ein Anderer rüstete im Stalle ihm die Sichelten aus, welche in der Stube die Menschen ihm geschändet hatten.



Die Jesuiten und ihre Mission im Canton Luzern.

Erschien zuerst im Berner Kalender 1844.



Jesuit ist eins der Worte, wie es zu allen Zeiten Worte giebt, die man überall hört, während die Wenigsten wissen, was sie bedeuten, Worte, mit denen man alles bezeichnet was man haßt, bei denen dem Einen ein kalter Schauer durch den Leib fährt, während Andere Respekt kriegen und in unerklärlicher Ehrfurcht das Kreuz machen. Solche Worte sind Hexe, Ketzer, Socinianer, Rationalist, Patriot, Aristokrat; ein solches Wort ist das Wort Jesuit.

Mit dem Wort Jesuit bezeichnet man einen Menschen, dessen Gesicht das Gegentheil von dem zeigt, was er im Herzen hat, der hinterlistig, verschlagen, vermessen, ein süßes Gesicht machen kann und fromme Augen, daß man sich darob erschütteln möchte, der mit liebreichen Geberden sich einschleicht, und einmal eingeschlichen auf die gewaltthätigste Weise den Herrn spielt.

So braucht man das Wort im täglichen Leben; ursprünglich bezeichnet es einen katholischen Ordensmann, zu dem Orden gehörig, welcher expreß gestiftet wurde zur Vertheidigung des katholischen Christenthums oder vielmehr des päbstlichen Christenthums, so gleichsam des Papstes geistliche Leibwache, welche mit den leiblichen Leibwachen, den römischen Prätorianern, den

russischen Strelitzen, den türkischen Janitscharen, die Eigenheit gemein hat, daß sie ihres Schützlings gefährlichste Feinde werden, sobald derselbe nicht Punktum nach ihrer Geige tanzen will: so hat mehr als ein römischer Kaiser in's Gras gebissen, weil es die Prätorianer so wollten, und mehr als ein Papst hat ebenfalls in's Gras gebissen, der andere Ansichten als die Jesuiten hatte. Diese Jesuiten sind eine furchtbare, ungeheure Macht und zwar aus folgenden drei Gründen:

1) Sie huldigen einem unbedingten Gehorsam gegen die Befehle der Obern: wohin Einem zu gehen befohlen wird, da geht er hin und fragt nicht warum und nicht wie lange; er gehorcht dem Krieger gleich, welcher in den offenen Tod sich stürzt, sobald er dazu kommandirt ist. Wo dieser Gehorsam ist, da ist eine ungeheure Kraft, so wie gar keine da ist, wo jeder macht was er will und der, der Gesetze handhaben soll, der Erste ist, der sie übertritt.

2) Sie kennen keine Pedanterie, keine herkömmliche oder selbst gemachte Art und Weise, von der man nicht abweicht, in deren Schranken man sich ängstlich bannt. Sie fechten mit allen Waffen auf jegliche Weise: bald erscheinen sie als schwergeharnischte, bald als flüchtige Reiterei, katholische Kosaken, bald wissen sie zu schleichen, bald wissen sie zu stürmen, bald erscheinen sie im Ordensgewand, bald im eleganten Weltrock, sie verschwinden den Kosaken gleich, nirgends mehr sieht man sie, und handkehrum sitzen sie Einem im Nacken, zahlreicher und mächtiger als je. Was die Zeit hochschätzt, dessen bemächtigen sie sich und fechten damit von allen Posten aus; Geld haben sie, Gelehrsamkeit haben sie und Frömmigkeit zeigen sie, und mit diesen dreien fechten sie auf jede Weise, und sollte es mit vergifteten Waffen sein, wenn nur das Ziel erreicht, der Sieg errungen wird. Sie machen Freundschaft mit Allen, die ihnen zeitweise nützlich sein können, sie machen Brüderschaft mit den reformirtesten Aristokraten, mit den ungläubigsten Radikalen, ja sie werden Dutzis mit dem Teufel

machen, sobald sie ihn zu ihrem Zwecke brauchen können. Im Ringen nach dem, was ihr Wille will, kennen sie keine Schranken, weder göttliche noch menschliche. Der Zweck heiligt die Mittel, das ist ihre Lehre.

3) Der Jesuit verliert sein Ziel nie aus dem Auge und kennt genau den Boden, auf welchem er ficht. Der macht es nicht wie ein trostloser Radikaler, der, wenn er einmal einen Brüll ausgelassen, meint, er habe die Welt bezwungen, sich hinter ein Weinfaß setzt und die Sau pflegt und nun nichts sieht und nichts riecht, wohl aber meint, wenn er noch einmal brülle, so sei die Religion abgeschafft, und dann noch einmal, so stehe das tausendjährige Reich da, wo nicht einmal ein Feigenblatt mehr nöthig sei. Der Jesuiten Auge ist offen über allen vier Welttheilen, und alle Mittel zum Kampfe liegen fortdauernd in Bereitschaft, ja sie haben fort und fort Stäbe in den Händen und Schuhe an den Füßen, um sonder Säumen da zu sein, wo etwas für sie zu machen ist. Wird in irgend einem reformirten Lande, aus Mangel an religiösem Bewußtsein, allem religiösen Unfug Thür und Thor geöffnet oder in radikalem Uebermuth die Kirche den Raben überantwortet oder hat die Freigeisterei die Herzen so ausgefressen, daß sie in öder Trostlosigkeit vergehen wollen, so schleichen sie sich ein in allen Gestalten, als Handwerksgesellen, Lehrer, Präceptoren, stiften Sekten, locken Seelen, suchen auf jegliche Weise die Verwesung zu befördern und schlagen daneben eine Brücke hinüber in die alleinseligmachende Kirche. Ja sie würden, wenn es ihrem Zwecke dient, öffentlich die katholische Religion abschwören, Hofprediger oder Seminardirektoren werden, je nach den Umständen, um die reformirte Kirche zu untergraben, das reformirte Bewußtsein zu zersetzen. Wo aber die katholische Kirche in Gefahr ist, da kommen sie herbei, je nach den Umständen heimlich oder mit Heeresmacht, oder schlagen doch wenigstens ihre Posten in der Nähe auf. Sie, wie selten Menschen und jedenfalls nicht

wie Menschen, die bloß hinter den Büchern oder der Weinflasche leben, kennen den Menschen, seine Kräfte, seine Schwäche, kennen ganz besonders die Stärke des katholischen Bewußtseins im Volke, denn sie leben in den Büchern und in der Welt, sie leben mit allen Ständen in allen Welttheilen, und was Einer weiß, Einer erfahren, ist des Ordens Eigenthum, Aller Gemeingut.

Wird dieses Bewußtsein irgendwo verletzt auf dem Erdenrund, so empfinden es die Jesuiten, und wären sie noch weit, weit hinter China, und sobald es in demselben nach Trost und Rath sich regt, so fliegen sie herbei, werden Tröster und Räthe, fassen frischen Fuß und wissen die Stellung auszubeuten mit seltenem Geschick und meist auch zu behaupten mit wunderbarer Beharrlichkeit. Daher die fast dämonische Gewalt, die dieser Orden übt und die doch nur in einzelnen Ereignissen zu Tage tritt: was er im Verborgenen wirkt und was er für die Zukunft bereitet, das hat noch kein reformirtes Auge überschaut und keine katholische Feder an den Tag gebracht, aber unermeßlich ist's, und tausend und abermal tausend Staatsstümper, katholische und reformirte, sind es, die in ihren zahllosen Werkstätten schaffen und wissen es nicht, aber den Lohn dafür werden sie empfangen und kosten müssen.

Dieses katholische Bewußtsein war im Canton Luzern durch halbwitzige Regenten, welche sich einbildeten, der katholische Sinn lasse sich abwischen wie eine Wirthshausrechnung, und die alte katholische Kirche könne gestürzt werden durch eine wurzellose Schule und das Ansehen der Priesterschaft übergeleitet werden auf unsichere Lehrer und sehr oft schwankende Regenten, verletzt worden. Die Jesuiten flatterten, schlichen herum, da preßte die aargauische Klostergewaltthat den katholischen Ländern einen Nothschrei aus, da waren die Jesuiten da sichtbarlich, die damaligen luzernerischen Regenten flogen wie Spreu von ihren Stühlen, und seither

haben die Jesuiten Fuß gefaßt im Canton Luzern und bieten alles auf, denselben zum katholischen Hauptposten in der Schweiz zu machen, wie er bereits politischer Vorort in der Schweiz ist.

Ein Hauptmittel, die Erwachsenen zu gewinnen, sind die sogenannten Missionen, wie Erziehungsanstalten ein Bindemittel für die Jugend sind.

Diese Missionen bestehen aus Beichte und Predigt, eins das andere vorbereitend und ergänzend, gleichsam Leib und Seele; daß sie tief ergreifend wirken, wird niemand läugnen, der ihren Eindruck mit eigenen Augen gesehen hat, und doch sieht, wer nicht Katholik ist, nur den Eindruck der Predigten, vor die Beichte und vor die in derselben eröffneten Herzen ist ihm ein Vorhang gezogen.

In solchen Missionen durchzogen drei Jesuiten das Luzernerland und predigten je an einem Orte acht bis zehn Tage, jeden Tag drei Predigten und zur Beichte unterstützt von sechs bis zehn andern Geistlichen, und wo sie durchkamen, war es, als ob eine tiefe Furche gezogen würde durch's bisherige Leben.

Einer im Canton Bern, der seinen eigenen Augen mehr traut als hundert Zeitungsspiegeln, hörte, daß die Mission in Luthern, Hauptort des Thales, das an den Napf stößt, sich gesetzt, dort wollte er sie sehen und hören. Ist es merkwürdig, ein Volk an einer Kilbi in Lust und Tanz zu sehen, so ist es noch viel merkwürdiger, ein Volk zu betrachten an seinen heiligen Tagen, wenn an den Tag sein Glaube tritt und seines innersten Wesens Gestaltung.

Er machte sich auf an einem Tage, wo Erde und Menschen nach Regen lechzten, Staub die Straßen bedeckte, dennoch der fleißige Berner emsig heuete und zwischendurch zum Zeitvertreib Erdäpfel hackte. Lange lief sein Weg durch Gräben hin, dann eine mächtige Bergwand auf, dann über einen Grat hin, wo mit einem Kreuz der Canton Luzern

begann und der Weg in eine schöne, dem Kloster St. Urban gehörige Alp sich senkte. Dort beim Kreuz war eine schöne Aussicht in die gewaltigen Gebirge hinein, über die niedern Hügel weg, die, wie ungeheure Wellen eines erstarrten Meeres, einen bedeutenden Theil der Schweiz bedecken. Als er aufstand von seiner Rast, sah der Wanderer noch zum Kreuz über ihm. Schief stand es da, verwittert schien sein Eichenholz, aber wie lange hatte es wohl schon da gestanden, wie manches da unten in den Luzerner Thälern überlebt, wie mancher Ochs hatte sich wohl schon an ihm gerieben, und wo war jetzt der Ochs? Und wie manches Jahr mag es noch da stehen, dieses halb verwitterte eichene Kreuz, und wie manches noch überleben in den Luzerner Thälern, was groß aufgeht, als wäre es für die Ewigkeit, aber so rasch in sich zusammensinkt, als wäre es eine Strohflamme gewesen. Im Kreuz ruht ein eigenthümliches Leben, und noch manche Hand wird verdorren, die nach dem Kreuze sich ausgestreckt, ehe jenes alte Kreuz verwittert zu Boden fällt, und dann wird manche Hand sich finden zu Aufrichtung eines neuen, denn die Liebe zum Kreuz wird noch lange bestehen, wenn man von den Parteifarben im Canton Luzern, Schwarz (radical) und Roth (päpstlich), schon lange nichts mehr weiß.

Einsam war es auf hoher Alp. Niemand traf er auf dem Wege, bei der Sennhütte bellte ein Hund, doch manierlich; tief war er schon zu Thale gestiegen durch einen kühlen Wald nieder, und niemanden konnte er fragen, ob er auf dem rechten Wege und die Mission wirklich im Thale sei. Endlich war der Wald zu Ende, und vor dem Wanderer lag das freundliche, aber enge Lutherntthal, und in fruchtbarem Gelände, der Rubin in goldenem Ringe, trat die mächtige Kirche in's Auge, und weit den Berg hinauf leuchtete in heller Farbenpracht der Thurmuhr Zifferblatt.

Aber weder im Thale, noch an den Thalwänden war

ein Mensch sichtbar, keine Sense blickte in den üppigen Kleeäckern, keine Hacke hob sich in den Erdäpfelplätzen, ja nicht einmal ein Hund gab durch freundliches Bellen sein Dasein kund, es war das ganze Thal einer großen Kirche gleich zur Mitternachtsstunde, wenn die tiefste Stille herrscht; nichts lebte im Thale, als ein heller Sonnenstrom, der heiß hin und her fluthete in seinem weiten Bette über'm engen Thale. Erst als der Wanderer durch die ersten Häuser ging, krähte ein Hahn, und ordentlich erschrack der Wanderer ob diesem ersten Lebenszeichen im leblosen Thale, dann aber nahm er es als ein Warnungszeichen, daß, wer Jesu Jünger sein wolle, der Wahrheit Zeugniß geben müsse, möge es wohl oder übel gehen, möge diese Partei oder die andere über der andern stehen.

Wie es bei seltsamen Anlässen wohl geschieht, daß im lebensfrohesten Körper alles Leben im Herzen zusammenströmt, während still und unbewegt die Glieder liegen, so geschah es in Luthern, alles dem ganzen Thale entwichene Leben war in der Kirche zusammengeflossen und pochte dort in mächtigen Pulsschlägen.

Es war neun Uhr Morgens, die zweite Predigt eben angegangen, ein junger Mann predigte von der Kanzel herab durch die prächtige Kirche hin zu der andächtigen Menge, die im weiten Raume Sitze und Gänge füllte. Seine Predigt handelte von der Keuschheit und der Unkeuschheit, besonders den Folgen der letztern, doch mehr im Allgemeinen als in besonderer Anwendung auf Verhältnisse und Individuen und ohne besondere Kraft weder des Ausdruckes noch der Gedanken; es war eine gewöhnliche Predigt, an der man sich vom katholischen oder reformirten Standpunkte aus weder besonders erbauen, noch auch besonders ärgern konnte. Es war keine Kapuzinade, aber auch keine Predigt, die vom besondern christlichen Leben zeugte, erschreckte weder mit der Hölle, noch rührte sie die Herzen um mit schmelzenden Re-

densarten, es war halt eine Predigt, in welcher der Prediger Keuschheit und Unkeuschheit abhandelte. Des Predigers Name soll Schlosser gewesen sein. Dennoch zeigte sich in der Kirche durchweg Andacht, ein ehrfurchtvolles Horchen, welches offenbar mehr der Ehrerbietung vor der Mission im Allgemeinen als dem Eindruck der Predigt selbst zuzuschreiben war.

Obschon in städtischer Kleidung und einzig also in der Versammlung, behandelte man den Wanderer, der Conrad hieß und den wir fortan selbst reden lassen wollen, doch freundlich, freundlicher als wahrscheinlich im Bernbiet der Fall gewesen wäre, wo in einem gewissen Bernerstolz, der durch Stadt und Land geht, niemand gern zuvorkommend ist, weil er fürchtet, es möchte ihm als Kriecherei ausgelegt werden, machte ihm Platz zum Sitzen und nahm auf keinerlei sichtbare Weise Aergerniß, als man ihn die katholischen Zeichen nicht mitmachen sah.

Nach der Predigt segnete der Pfarrer des Orts die Versammlung mit dem großen Weihwedel ein, der wahrscheinlich für die Mission eigens gemacht war. Es war ein gewaltiger Mann, hoch und breit; in ihren Heldentagen sahen die Luzerner kaum eine tüchtigere Gestalt an ihrer Spitze; so kann der kühne Frischhans gewesen sein. Der wird gefunden haben, ich hätte Weihe nöthig, denn als er in meine Nähe kam, schien es mir, als hole er mit seinem mächtigen Arme zu eigenem Schwunge aus, und ein Weihregen zwickte mich wie feiner Riesel, daß ich ordentlich zusammenschrack. Er wird geglaubt haben, wenn er es bemerkt hat, es erschütte sich in mir der Ketzer ob dem heiligen Wasser. Es war nicht viel über zehn Uhr, und zu meinem Schreck hörte ich, daß heute nur noch eine Predigt sei und zwar erst Nachmittags um zwei Uhr, so wartete mir ein langes Beiten.

Ich ging in's Wirthshaus und erwartete, dasselbe werde sich füllen, es würden allerlei Flausen getrieben werden, so wie es z. B. im Canton Schwyz am Bettag der Fall sein

soll und hier und da im Canton Bern an heiligen Sonntagen, wo z. B. ein Wirth sich auf Freischoppen versteht und Beamtete fünf Finger haben an jeder Hand und je zwischen fünf Fingern sechs Löcher. Ich that dies wirklich ungern; wenn es mir auch nicht war, wie der Taucher sagt, daß ihm gewesen sei im Meeresgrund, unter Larven die einzig fühlende Brust, so war mir doch nicht ganz heimelig: so alleine Berner und Ketzer unter hundert und abermal hundert Luzernern und Rechtgläubigen; wußte ich doch, was ein Berner riskiren kann, wenn er unter eigene Landsleute geräth, wenn sie politisch oder sonst trunken sind und in Dünkel und Uebermuth schwärmen und der Meinung sind, mit ein paar Dolder und Teufel die ganze Welt zwingen zu können, dem X U zu sagen. Was mußte ich also unter Luzernern und Jesuitenfreunden gewärtigen, allein, fremd, ein offenbarer Ketzer und dazu im Lutherntnhale und nicht etwa an einem berühmten Orte, wo man andern Orten um fünfzig Jahre in Bildung vor ist. Indessen von Natur nicht schlotterhaft, und halt kalkulirend, wer A gesagt, müsse auch B sagen, stieg ich dem Wirthshause zu. Das Wirthshaus war fast leer, die Menge verschwand, ich wußte nicht wohin, nur wenige Menschen setzten in der Gaststube sich an.

Es waren ältere Leute, einiges Weibervolk, aber auch der Geschäftsmann, gleichsam der Jude der Gesellschaft, — der sich an den Fremden drängt als Freund und Beschützer, um mit ihm unter der Hand ein Geschäftchen zu machen und wäre der Profit auch nur ein Glas Wein — fehlte nicht. Die Zehrung dieser Leute fiel mir besonders auf: sie genossen Alle für einen halben Batzen Suppe, wozu eigene irdene Näpfchen reichlich vorhanden waren. Einige zogen noch Brod aus dem Busen und schnitten es zum bereits vorhandenen ein, um die Mahlzeit nachhaltender zu machen; Einige genossen nur dies, Andere um einen halben Batzen Brönz,

Wenige einen halben Schoppen Wein, Allen offerirte der geschwätzige Kellner noch „e Würstli," aber wenn ich nicht irre, so erlaubte ein Einziger sich diesen Genuß. Diese Mäßigkeit mußte einem Berner auffallen, ob sie landesgebräuchlich ist oder Missionsvorschrift, wüßte ich nicht zu entscheiden. Daß Armüthigkeit zum Grunde liege, könnte ich kaum glauben, da aus den Reden und dem gegenseitigen Rühmen zu schließen wohlhabende Leute zugegen waren. Wie üblich begann die Unterhaltung mit dem Wetter, und da ich erzählen konnte, daß Tags zuvor in Burgdorf ein gewaltiger Regen gefallen, so war ich alsobald ein Mittelpunkt der Unterhaltung. Mit einem Alten küherte ich, mit einem noch Aeltern bauerte ich, ein anderer zwang mich am Sauhandel Theil zu nehmen und nur ein später und bereits angestochen hereingekommener Schmid brachte Geistliches auf's Tapet. Doch auch das ward mit Manier verhandelt, ohne Streit und ohne Stichelei gegen mich, natürlich aber auch, daß ich so wenig als möglich dazu sagte und mir nicht beigehen ließ, den Reformator spielen zu wollen. Durchgehends sprach sich katholische Rechtgläubigkeit aus, große Ehrfurcht vor der Mission; nur zwei Personen, ein konfiscirter Schweinehändler und sonst noch Einer, waren anderer Meinung. Merkwürdig war es mir, in einer dritten Person, der Wirthin, die Ehrfurcht vor der Mission mit der Furcht ringen zu sehen, daß durch dieselbe und das durch sie neu erweckte züchtigere Leben ihr Broderwerb geschmälert werden möchte. Bald trieb die Angst ihr Wasser in die Augen und unmuthige Worte auf die Zunge, bald konnte sie den heiligen Männern der Mission die Bewunderung nicht versagen. Hier vernahm ich im Vertrauen, daß allenthalben die Menge und nicht die Geistlichkeit die Mission erzwinge, daß dem Pfarrer von Sursee, der sich anfänglich derselben geweigert, verdeutet worden sei, sie kommen zu lassen oder selbst zu gehen, daß auch in Luthern Einige gemeint, sie hätten an ihrem Herrn

Pfarrer genug, aber weit überstimmt worden seien. Der Zudrang zum Beichtstuhl sei ungeheuer, in Willisau seien Personen zwei Tage und eine Nacht angestanden, ehe die Reihe an sie gekommen, und doch hätten bis Abends zehn von Morgens vier Uhr weg zwölf Herren Beichte gehört. So seien auch hier viele im Pfarrhaus, und diese Einlagerung mache die Mission für die Pfarrer kostbar, obgleich zur Erleichterung derselben in der Gemeinde Geld und Lebensmittel gesammelt würden und die Jesuiten, namentlich der Franzose Burgstaller, sehr gemein lebten und die schlechtesten Betten für sich gewählt hätten. Diese geistliche Einlagerung hatte ich auch Gelegenheit zu sehen: sie bestand aus zwei Kapuzinern, zwei vertriebenen Muri-Herren, von denen der eine, ein riesenhafter Mensch, den gewaltigen Pfarrer fast um Kopfeslänge zu überragen schien, zwei St. Urban-Herren, die in ihren kleidsamen Gewändern und wohlgepflegten Gesichtern gegen die Kapuziner gewaltig abstachen und Abends, von zwei schönen Pferden gezogen, wieder abrollten, und endlich aus mehreren Herren aus der Nachbarschaft. Für alle diese Herren, die Muri-Herren ausgenommen, muß es doch ein unheimeliges Ding gewesen sein, hier Handbietung leisten zu müssen, es lag darin eine Art Bekenntniß eigener Unzulänglichkeit. Der Angst, die Macht der Jesuiten möchte über sie kommen, wie Simson über die Philister, werden sie sich kaum erwehrt haben und eben so wenig der menschlichen Eifersucht, die es so ungern merkt, daß Andere vorgezogen werden. Die letztere werden sie kaum ausgesprochen haben, aber wer Gelegenheit gehabt hat, mit Pfarrköchinnen zu reden, hat gewiß vernommen: „Ih weiß au nit, was die Lüt a dene Jesuite g'seh u g'hört hay, emol predige tha de üse Herr hundert Mal besser u 's de Lüte säge uf Manier." Leider konnte ich mit keiner solchen Köchin zu einem vertraulichen Worte kommen, habe indessen Ursache zu glauben, die obigen Notizen direkt von der Köchin zu haben, freilich aus

zweiter Hand, aber unverfälscht. Ach, die Menschen sind so gut, und wenn Einer ein gutmüthiger Junge ist, so findet er allenthalben Seelen, die vor Verlangen brennen, in Vertrauen sich aufzuschließen, ihre Geheimnisse und Kümmernisse in ein fühlend Herz überzutragen.

Früh ging ich in die Kirche. Auf dem Platze vor derselben standen mehrere Krämerstände mit Bildern und Büchlein auf die Mission bezüglich, mit katholischem Schmuck aller Art; aber gute Geschäfte schienen mir die Krämer nicht zu machen, an diesem Tage wenigstens, an andern Tagen ist es vielleicht anders gewesen.

Die Kirche war schon ziemlich angefüllt, aber immer strömten noch neue Schaaren zu; der Prediger war noch nicht da; da ich kein Buch bei mir hatte, begann ich zu lesen auf den Menschengesichtern, die rings mich umstanden und umfaßten. Es wohnt ein prächtiger Menschenschlag im Lutherthale; Maler könnten da Studien machen so viel als im Berner Oberlande. Sie fänden da kühne trotzige Mädchengesichter, denen eine Hellebarde in der Hand herrlich stehen würde. Schlanke Gestalt, gebogene Nase, kühnes Kinn und blühende Farbe sind die besondern Merkmale der Meisten. Dann aber große Mannigfaltigkeit in Bildung und Ausdruck, ganz anders als im untern Bernbiet, wo die meisten Gesichter mit dem gleichen Breitbeil gemacht und an der Sonne gebacken scheinen. Diese Luthergesichter scheinen auch das Leben ertragen zu mögen, denn keine alte Frau fiel mir durch ihre Häßlichkeit auf, wohl aber mehr als eine durch eine gewisse Nettigkeit und robustes Wesen. Heute sollte für die Töchter gepredigt werden, darum schien mir auf den meisten Mädchengesichtern ein eigenthümlicher Ausdruck zu schweben; es war nicht Zorn, nicht Spott, nicht Trotz, nicht Scham, aber vielleicht ein Gemisch von allem und auf jedem Gesichte anders gemischt. Endlich erschien Burgstaller in seiner kleidsamen Jesuitentracht; das kecke Jesuitenhütchen, das auf

der Kanzel besonders wohl steht, fehlte nicht. Hastig, wie von innerer Gluth getrieben, schritt er durch die Kirche, eher groß als klein von Gestalt, gelblicht im Gesichte, wie wenn die Leber eine Rolle spielte in seinem Leibe; darum schien er auch geeigneter zu schelten als zu kosen, zu befehlen als zu bitten, zu strafen als zu verzeihen; auch schien dieses Gesicht, so weit das eigenthümliche Kirchenlicht es erkennen ließ eines von denen zu sein, auf denen die Zahl der Jahre nicht aufgezeichnet ist, die jung alt scheinen und mit dem Alter jünger werden, wenn der Eifer sie nicht vor der Zeit verzehrt.

Es war auf einmal stille geworden in der Kirche, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte man des beginnenden Wortes.

Da erzählte Burgstaller, kurz flüchtig die Geschichte der keuschen Judith und ging dann rasch, wie man etwa bei uns sagen würde: „A propos, von der Judith, wißt ihr, was ich euch von der Keuschheit sagen will?“ zu der letztern über. Er redete von den Gefahren, die der Keuschheit drohen, ihrem Werthe und den Mitteln sie zu bewahren; es war die Standeslehre für die Töchter, es war die Predigt, welche in den zu Sursee ein halbes Jahr vorher gehaltenen und von radikaler Seite herausgegebenen Predigten, Seite 130, verzeichnet steht, und doch war sie es wieder nicht. Entweder war Burgstaller in einem halben Jahre aus einem Stümper ein Meister geworden, oder aber jene Predigt ist nur eine stümperhafte Nachschreibung einzelner Phrasen, aneinandergestüpft so gut wie möglich. Die Predigt, welche ich hörte, war eine Meisterpredigt, dauerte zwei und eine halbe Stunde am heißen Nachmittage, und troß einem Laufe von sechs Stunden schläferte es mich nicht und niemand schlief, so weit ich sehen mochte. Und doch brauchte der Prediger keine Künste, er heizte weder die Hölle, noch öffnete er den Himmel, er sodete nicht im Thränenloch, er grub nicht Gräber, er focht weder mit schreck-

lichen noch mit rührsamen Geberden; er peitschte die Menge mit der Geisel der Wahrheit. Vom reformirten Standpunkte aus war mir manches ärgerlich, er lästerte z. B. die Reformatoren, jedoch ohne sie zu nennen, er setzte die Ehelosigkeit weit über die Ehe u. s. w.; für ein gebildetes, belesenes Publikum hätte ich die ganze Ausdrucksweise unmanierlich und unpassend gefunden. Ein gläubiger Katholik aber konnte an der ganzen Rede kein Wort aussetzen, ein leichtfertiger, sinnlicher Städter oder Schweinehändler konnte wohl sagen: „Das sind harte Worte, wer mag sie hören!" ein Lutherer aber konnten sich an keinem Worte ärgern, er redete, wie dieses Publikum ihn verstehen konnte, so daß es seine Worte, wenn auch nicht verstand, doch fühlen mußte. Er ging in alle Lebensverhältnisse ein und beschmutzte sich doch nicht, er redete z. B. vom Kiltgang, wie ich nie geglaubt, daß von einer Kanzel herab davon geredet werden könnte, und doch ärgerte man sich über die Wahrheit nicht. Er redete nicht bloß von äußern Werken, sondern von innern Zuständen, nicht vom Gutmachen durch Buße, sondern von den lebenslänglichen Folgen einer schlecht verbrachten Jugend, wie z. B. aus einem im Kothe zertretenen Hudel der liebe Gott kein reines weißes Kleid mache, eben so wenig werde aus einer verbuhlten Jungfrau ein wirklich gottesfürchtiges Weib, eine fromme, brave Mutter. Er schmetterte die bittersten Wahrheiten in verwöhnte Ohren, aber er konnte sagen: habe ich Unrecht, so beweise es; er sagte z. B.: „Was ihr beichten solltet, das beichtet ihr nicht, was ihr aber nicht zu beichten braucht, das beichtet ihr!" Er ließ sich wohl zuweilen von der Heftigkeit fortreißen, sagte z. B. einmal: „Geht zum Teufel!" dann aber faßte er sich und sagte: „d. h. — —"

Burgstaller redete nicht, wie man es gewöhnlich von christlichen Predigern erwartet, er redete wie ein Landvogt, wie ein erzürnter Oberherr, seine Predigt war, wie schon gesagt, die Peitsche, die er über der verirrten Heerde schwang. Der Ein-

druck derselben war auch unverkennbar, nicht daß ich weinen sah, aber auf gar manchem Gesichte verwandelte sich das anfängliche Lächeln in starren Ernst, die Züge wurden unbeweglich, sichtbarlich fast stieg ein Schreck in die Herzen nieder, den sie auf keine Weise zu bewältigen wußten.

Als die Angst der Sünde auf den Gesichtern lag und die Frage: Herr, was sollen wir thun, daß wir selig werden? auf so manchem Munde, da begann der Prediger und sagte: „Hört, Mädchen, ich will euch was erzählen.“ Und nun erzählte er, wie vergangenen Sommer ohne der Jesuiten Wissen Mädchen im Zugergebiet freiwillig einen Bund gemacht, keine Kilter zu haben, keine nächtlichen Zusammenkünfte, Nachts nirgends hin zu schwärmen u. s. w. Das hätten sie vernommen und es für Pflicht gehalten, solches schöne Beginnen weiter zu erzählen und dazu aufzumuntern. So sei der Tugendbund entstanden, der bereits bei dreitausend Mädchen zähle, und er dächte, im Lutherntha le werden auch Mädchen sein, die ihm anzugehören gedächten. „Mädchen,“ sagte er, „man erzählt da von schrecklichem Eide, der beim Eintritte abgefordert werde. Es ist nicht wahr. Was im Tugendbunde versprochen wird, das ist schon im Taufgelübde versprochen, und wer dieses nicht hält, wird meineidig, wird verdammt, er sei im Tugendbunde oder nicht!“

Tiefen Eindruck sah ich, den Erfolg weiß ich nicht, aber wie verstrupfte Hühner schlichen Mädchen und Weiber nach Hause. Fröhliches Gerede sah ich nirgends.

Mir wischte der mächtige Pfarrer wieder einen tüchtigen nassen Segen aus und zu gleicher Zeit erhielt ich von hinten einen harten Mupf. Erschrocken fuhr ich zur Seite, da sah ich zu meinem Troste, daß er von keinem Bauer kam, sondern von einem geistlichen Herrn, der an der Spitze der übrigen geistlichen Herren von der Vorlaube kam, wo sie die Predigt angehört hatten. Ich habe Ursache zu starkem Verdacht, daß des Pfarrers Köchin die Anwesenheit eines verdächtigen Herrn

im Wirthshause vernommen, der bald kühere, bald baure, von dem man trotz aller Mühe nichts ergründen könne, als daß er ein Berner sei, und daß ein im Bernbiet wohlbekannter Schweinehändler, mit dem ich übrigens mehr als hundert Mal zusammengetroffen, expreß Inspektion gehalten, aber nicht wisse, wer ich sei. Dann habe ich Ursache zu starkem Verdacht, daß die Herren mich für einen Zeitungsspion gehalten, der sie an die Schandblätter von Aargau, Luzern oder Solothurn, wie Burgstaller zu mehreren Malen sich ausdrückte, verrathen wolle, daher wahrscheinlich auch der vaterländisch starke Mupf eine Bezahlung zum voraus auf Abschlag. Daß sie gar in den Kalender kommen könnten, dachten aber doch die guten Herren nicht, dachten nicht daran, daß ich nicht aus Spott, sondern in schwerem Ernste gekommen und nicht spottend, sondern in noch viel schwererem Ernste ging.

Viel gewaltiger und darum viel gefährlicher als ich gedacht fand ich die Jesuiten, um so schmerzlicher bedauerte ich, daß im verletzten katholischen Bewußtsein die Kirchenfürsten einen Grund fanden, die jesuitische Miliz auf Luzern loszulassen.

Schon lange schien es mir, als ob man in katholischen Ländern katholischer würde, als man vor zehn Jahren gewesen war; daß die katholische Kirche mit Macht allenthalben Boden gewinne, wo reformirte Regierungen leichtfertig oder absichtlich ihre Kirchen durch Sekten zersetzen ließen, ist eine Thatsache; der Canton Luzern schien mir unendlich katholischer, als man mir an einigen Besenbindern, Erdäpfelbettlern, einigen Schreibern oder Rednern beweisen wollte, viel katholischer, als ich mir ihn dachte.

Viel gewaltiger erschienen mir die Jesuiten ihren Feinden gegenüber aus folgendem Grunde hauptsächlich:

Von jeher erregte beim sinnlichen Volke nichts größere Bewunderung und machte tiefern Eindruck, als sittliche Strenge, ein sinnlichen Genüssen entsagendes Leben, beides bei der

Obrigkeit und bei der Geistlichkeit. Daher Bruder Klaus' unsterblicher Ruhm, daher die Gewalt über die Gemüther, welche zu Zeiten die Geistlichkeit übte. Das wissen die Jesuiten und benutzen es; ihr Leben stimmt mit ihrer Lehre zusammen, und daß dies seinen tiefen Eindruck nicht verfehlt, das habe ich mit eigenen Ohren gehört und zwar aus einem Munde, der mit großem Widerstreben vom empfangenen Eindruck Zeugniß gab. Wenn man neben dieses Leben das zuchtlose, leichtfertige Kneipenleben vieler ihrer Gegner stellt, so ist man außer allem Zweifel, wohin die Herzen eben des sogenannten rohen Haufens sich neigen müssen. Dazu kommt dann noch die schlagende Kraft von Burgstallers Reden, die dem Volke durch Mark und Bein gehen, deren Wahrheit in sittlicher Beziehung in die Augen springt, während das öde, hohle Zeitungsgeschwätz ihrer heftigsten Gegner wenig Seelen bewegt und oft nichts ist, als Dummheit oder Lüge. An selbem Tage noch fiel mir ein solch gegnerisches Blatt in die Hände, in welchem aus dem bernerischen Anzeiger die zum Ausleihen angebotenen Summen verzeichnet standen und dann dem luzernischen Volke gesagt wurde: „Jä gäll, wenn hier auch so Geld wäre, aber so Geld ist im Canton Luzern nicht, und das hast du deiner Regierung und den Pfaffen zu verdanken."

Nun war die Regierung, welche schuld am Geldmangel sein sollte, ein halbes Jahr im Amte, konnte ihr daher ein größerer Unsinn aufgebürdet werden, als die Schuld an solchem Geldmangel, der ja weit eher dem früheren Regimente zufiel? Mußte auch nicht dem einfältigsten Saumutterli einfallen, daß Lüderlichkeit vielleicht mehr als Pfaffen am Geldmangel schuld sei, da es reich gewesene Pfaffenfeinde am Verhudeln sah und Pfaffenfreunde reich, denn die einen waren lüderlich, die andern fleißig?

Ich fand sie aber auch viel gefährlicher als ich dachte. Daß einige Zuger Mädchen so von ungefähr den Tugendbund

gestiftet, das glaube wer will, und wenn vielleicht auch irgendwie eine Verabredung unter ihnen stattfand, so dachten sie doch nicht von ferne daran, was in der Hand der Jesuiten daraus wurde und noch werden kann.

Während der Radikalismus uns eine Art öffentlichen Lebens pflanzte in Wirthshäusern, Kneipen, Zeitungen, nehmen die Jesuiten des verwahrloseten häuslichen Lebens sich an; während die erstern die Männer verlocken, erbauen die andern die Weiber; während die erstern ihre Macht in papiernen Verfassungen suchen, suchen sie die andern in häuslichen Einrichtungen; während jene Männer und Jünglinge an sich ziehen, fesseln diese die Jungfrauen, welche zu freien sind, welche einst Hausmütter werden. Was das Weib für eine Macht hat als Jungfrau über den Jüngling, als Mutter über die Kinder und dadurch auf's öffentliche Leben, ist bekannt. Ich möchte nun fragen, ob dieser Verein in Jesuiten-Händen nicht die großartigste Gefahr ist, welche man sich denken kann? In reformirten Landen möchte er vielleicht eine vorübergehende Erscheinung sein, wie so viele Vereine es sind; in katholischen Ländern liegt seine Erhaltung in den Händen der Geistlichkeit durch die Beichte, durch die Beichte sind die Jungfrauen, welche einmal in den Verein getreten, darin auch festzuhalten bis in den Tod. Was in der Beichte verhandelt wurde, das Alles hörten meine uneingeweihten Ohren nicht.

Ein solcher Feind muß viel ernsthafter behandelt werden als es geschehen ist; die bisherige Kampfesweise dagegen ist nichts als radikale Lüderlichkeit. An dieser Lüderlichkeit wird freilich der Radikalismus zu Grunde gehen. Aber wie das Aas die Raubthiere, wird er die Jesuiten, die häßlichen Feinde eines schönen, freundlichen Christenthums, einer freien, vaterländischen Entwickelung in unserm Vaterlande, festigen und haushäblich machen, auch wenn sie zeitweise mit Gewalt ausgetrieben würden leiblich.

Recht traurig verließ ich den schönen Canton, dem die Gefahr so nahe liegt, die Beute dieser päpstlichen Miliz zu werden, dem die Gefahr herbeigezogen wurde durch die, welche sich des Volkes Freunde nannten und doch des Volkes Heiligstes, sein religiöses Bewußtsein, ängstigten, bis es um Hülfe schrie.

Ich sann um Rath und fand keinen als den: man nehme den Jesuiten die Waffen aus der Hand, mache sie überflüssig, d. h. Obrigkeit und Geistlichkeit erbaue das Volk durch ein reines, frommes Leben, und wie sie leben, sollen sie auch reden in Kirchen und Rathssäälen; das Glück des Hauses, das Heil der Seelen sei ihr deutliches Augenmerk, der Bund der Jungfrauen werde zum vaterländischen Kleinod, gepflegt und gehütet von vaterländischer Obrigkeit und Geistlichkeit, dann bedarf es keiner fremden Hirten und Pfleger mehr.

Die ganze Eidgenossenschaft aber mache es sich zur heiligen Pflicht, das religiöse Bewußtsein zu ehren und zu pflegen, wie es sich in der reformirten und katholischen Kirche ausspricht, und hüte sich vor der infamen, perfiden Intoleranz, welche unter dem Scheine von Glaubensfreiheit um politischer oder lüderlicher Zwecke willen die Kirchen des Landes untergräbt, höhnt, ängstigt. Dann werden die Jesuiten überflüssig, ohnmächtig, werden wieder zerstieben, wie die Kosaken es thun, wenn sie auf einen Feind treffen, der Stand hält und übermächtig ist.

Dem Feinde habe ich in die Augen gesehen und in sein Lager. Wer dieses auch gethan hat, urtheile, ob ich recht oder unrecht gethan habe.

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

